This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University

831.09
G561
Ed 3

Zeller, G. G. Gervinus, in s. Vortr. u. Abh., 2. Samml. Lpz. 1878.

Rudolf Hildebrand.
Nov. 1849.
Weihn. 1879.

gieng in meines Hugo Hand über

Gervinus 1768 in Gellerts Familienbriefen 122.

Geſchichte

der poetiſchen

National-Literatur

der

Deutſchen

von

G. G. Gervinus.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Erſter Theil.

Von den erſten Spuren der deutſchen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1846.

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

A. 31316.

Den Brüdern

Jacob und Wilhelm Grimm.

(Abdruck aus der zweiten Ausgabe.)

Ich ſchicke Ihnen, meine theuren Freunde, dieſe neue Ausgabe der erſten Bände meiner Literargeſchichte aus der Ferne zu, die ich von Gott und Rechts wegen Ihnen in Perſon hätte überbringen und unter Ihren Augen hätte ausarbeiten müſſen. Sie werden ſehen, es iſt nicht die totale Umſchmelzung, die ich ſchon in der erſten Ausgabe in Ausſicht, aber auch in Zweifel ſtellte, denn noch ſcheint mir das Werk in dieſer Geſtalt, wo es der Materie mehr als der Form huldigt, ein näheres Bedürfniß zu ſein. Mancherlei Zuſatz und Aenderung werden Sie ſchon bei flüchtigem Durchblick gewahren; um die Säuberung der Citate hat ſich Dr. Hahn freundſchaftlich verdient gemacht; das neu Erſchienene habe ich ſorgfältig nachgetragen; faſt jeder Abſchnitt hat ſich umkleiden müſſen; von jenen augengefährlichen Reißern habe ich manche ausgebrochen; und um Sie zu überzeugen, daß ich nicht eigenſinnig bin, ſo habe ich auch einige meiner Lieblingsgrillen daraus verſcheucht. Möchte Ihnen das Buch ſo ein wenig näher gerückt ſein! Nicht viele Werke ſind wohl ſo ſehr im eigentlichen Wortverſtande Jemanden zugeſchrieben und zugeeignet worden, wie Ihnen von mir dieſe ältere Literargeſchichte. Denn ihr Inhalt gehört ja ſo vielfach Ihnen, wie ſehr Sie Ihr Eigenthum vielleicht entſtellt finden mögen, und auf Niemanden ruhte bei der Ausarbeitung mein Auge achtſamer als auf Ihnen, wie wenig ich ſie Ihnen auch zu Dank gemacht haben ſollte. Es hätte ſich gebührt, daß dieſe Zuſchrift ſchon die erſte

Ausgabe begleitet hätte. Aber ich wollte Ihr Wohlwollen durch nichts verdienen, was mir damals (wie man in jungen Jahren ist) nach einer freundlichen Captation aussah, ich pochte sogar darauf, es trotz einiger literarischen Feindseligkeiten verdienen zu können. Und Gottlob, sie thaten unserem persönlichen Verhältnisse keinen Eintrag, das auf festere Grundlagen gebaut war, als auf wissenschaftliche Meinungen, und das in unseren gemeinsamen Schicksalen die Feuerprobe bestand. Dort, wo Andere das Lied sangen:

> Laßt uns den Eid vernichten, uns zu retten,
> sonst retten wir den Eid, vernichten uns —

dort waren wir einig, wie wir uns, lieber Wilhelm, beim Abschied mit Kuß und Handdruck sagten. Und waren einig ohne Ueberredung, ja ohne Unterredung: denn Sie erinnern sich, lieber Jacob, wie wir uns mehrere Tage nach der Protestation bei Dahlmann trafen, und uns lachend erinnerten, daß diese Verschwörung ohne ein einziges Wort unter uns war abgekartet worden.

Heidelberg im Juni 1840.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß

zum erſten Bande.

Pag.

Einleitung 3

I. Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland 20

II. Wirkungen der Völkerwanderung auf den hiſtoriſchen Volksgeſang 40

Grundlagen des deutſchen Nationalepos ..... —

Das Hildebrandlied 68

III. Die Poeſie in den Händen der Geiſtlichkeit 75

1) Chriſtliche Dichtungen im 9. Jahrhundert ..... —

Die Evangelienharmonien 81

2) Volksdichtungen in lateiniſcher Bearbeitung 90

Das Siegeslied über die Normannen 92

Das Gedicht von Walther von Aquitanien 98

Ruodlieb 102

3) Fränkiſche Periode 116

4) Reinhart Fuchs 122

Iſengrimus 139

Reinardus ed. Mone 140

Reinhart 143

Renart 145

Reinaert 152

IV. Uebergang zu der ritterlichen Poeſie der hohenſtaufiſchen Zeit 161

1) Kreuzzüge ..... —

2) Franzöſiſches Volksepos 176

Rolandslied 181

3) Legenden 191

Görlitzer Evangelienharmonie 194

Bruchſtück der Bücher Moſis 195

Gedicht vom Antichriſt 198

Wernher von Tegernſee, Leben der Maria 199

Sage von Pilatus und Judas 200

Wernher vom Niederrhein 201

Die Kaiſerchronik 205

Lobgeſang auf den heiligen Hanno 208

4) Veränderungen in der deutſchen Volksdichtung 224

Herzog Ernſt 226

König Ruother 233

Salomon und Morolf 237

St. Oswald 239

Orendel 241

Biterolf 244

5) Einführung britiſcher Dichtungen 245

Ulrich von Zatzikhoven. Eilhart von Oberg 257

Pag.
6) Antike Dichtungen in neuer Geſtalt ... 266
Herbort von Fritzlar, Trojanerſage ... 272. 302
Lamprechts Alexander ... 276
Aeneide des Heinrich von Veldeke ... 294

V. Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe ... 306
1) Minnegeſang ... —
von Hagenau ... 330
Reinmar der Alte, Heinrich v. Morungen ... —
Gottfr. v. Niſen, Ulrich v. Winterſteten, Burkart v. Hohenfels 331
Walther von der Vogelweide ... 332
Nithart ... 337
Tanhuſer ... 339
Steinmar, Hadloub ... —
Ulrich von Lichtenſtein ... 342
2) Nibelungen und Gudrun ... 356
3) Hartmann v. d. Aue u. Wirnt v. Gravenberg ... 383
Gregor vom Steine ... 388
Der arme Heinrich ... 389
Erek ... 395
Iwein ... 397
Wigalois ... 404
Winsbeke ... 409
4) Wolfram von Eſchenbach ... 413
Parzival ... —
Titurel ... 437
Willehalm ... 440
5) Gottfried von Strasburg. Triſtan ... 442
6) Didaktiſche Poeſie ... 462
Der wälſche Gaſt von Thomaſin Tirkler ... 464
Freidank. Stricker ... 478. 486
7) Gottfrieds Schule ... 492
a) Weltliches ... —
Ulrich v. d. Turlin, Ulrich v. Turheim, Heinr. v. Freiberg 494
Wigamur, Gawan, Gauriel v. Konrad v. Stoffel. Der Pleiäre Berthold von Holle ... 495
Gottfried von Hohenlohe ... 497
Der Abentheuer Krone von Heinrich von dem Turlin ... —
Flore und Blancheflur von Konrad Flecke ... 501
Grave Meie und Belaflor ... 504
Wilhelm v. Orlens von Rudolf v. Ems ... 505
Der gute Gerhard von demſelben ... 508
Konrad von Würzburg ... 509
Deſſen trojaniſcher Krieg ... 511
Alexander u. die Weltchronik des Rudolf v. Ems ... 514
Enenkel ... 517
b) Legenden ... 519
Eraclius ... 524
Sylveſter und Alexius von Konrad von Würzburg ... 525
Barlaam u. Joſaphat von Rudolf v. Ems ... 526
Der heilige Georg von Reinbot v. Durne ... 528
Die heilige Martina von Hugo v. Langenſtein ... 532
Das Paſſional ... 534
Das Gedicht von Marias Grüßen ... 541
Anhang ... 542
Zuſätze ... 547

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Erſter Band.

Einleitung.

(Abdruck aus der ersten Ausgabe.)

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufsuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie durch andere Perioden verfolgen, wo sie bald unter dem Drucke des Mönchthums ein unwürdiges Joch duldete, bald unter der Zügellosigkeit des Ritterthums die gefährlichste Richtung einschlug, bald von dem heimischen Gewerbstand in Fesseln gelegt und oft von eindringenden Fremdlingen unterjocht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigner Herr ward und schnell die zuletzt getragne Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Wenn dieser Versuch vielleicht mehr einem bloßen ersten Entwurfe ähnlich sieht, als einem ausgeführten Bilde, so urtheilt wohl jeder darüber schonend, der da weiß, wie unendlich schwer diese Aufgabe von jeder Seite her zu lösen ist, sei nun von Auffassung oder Darstellung oder auch nur der trockensten Sichtung des Stoffes die Rede. Denn wie sollte in einem Gegenstande, der die vielfältigsten Producte der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermeßliche Belesenheit nicht nur auf dem vaterländischen Gebiete der Dichtkunst, sondern auch in dem

gleichen der anderen europäiſchen und aſiatiſchen Nationen, ja auch in den verwandten Reichen der Künſte und Wiſſenſchaften verlangt, wie ſollte da ein Einzelner, und beſäße er von der Natur im reichlichſten Maße die Gabe, alle Richtungen des menſchlichen Geiſtes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der ſtrengen und Einen Forderung der Wiſſenſchaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der partheiten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irregehenden Wünſche der Menge, und wieder die Anſichten der meiſt bloß ſachkundigen Kenner und der meiſt blos weltkundigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menſchen, zu berückſichtigen!

Daß die Ziele, die ſich der Schreiber einer Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt wählen kann, ſo weit auseinander, ſo leicht unterſcheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte miskennend zurückblieb, daß ich wohl gar thörichterweiſe für den entfernteſten einen Punkt nahm, hinter dem ſchärfere Augen noch andere erblicken; den ſtärkſten Tadel aber werde ich mir wahrſcheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichſten Forſcher eine beſtimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einſchlug, daß ich mich faſt aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darbot, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geſchichtlicher Stoffe, wie ſie ſeit mehreren Jahrzehnten in Deutſchland herkömmlich ward, verließ, und ſtatt einem forſchenden Werke der Gelehrſamkeit ein darſtellendes Kunſtwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde, auf dem noch ſo viele Beſchäftigung eben für die forſchende Geſchichte übrig iſt. Mir ſchien es aber, als ob die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur noch von Niemand aus einem Geſichtspunkte behandelt worden ſei, welcher der Sache ſelbſt würdig, und der Gegenwart und jetzigen Lage der Nation angemeſſen wäre; mir ſchien es, als ob zu einer ſolchen würdigeren Auffaſſung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur ſchwer oder gar nicht zu gelangen ſei. Aehnlich verhält es ſich auch mit der politiſchen Geſchichte von Deutſchland. Man machte zwar die ungeheuerſten Anſtrengungen, man legte die gewaltigſten Werke an, um der Nation Ehrendenkmale zu ſetzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erſt in Maſſe verſammelte Publicum und verlief

ſich allgemach. Die Urſache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Monumente ſetzte und ſie mit heimlichen oder ausgeſprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geſchlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart großen äußeren Ruhm gegen den ſeiner Vorfahren zu ſtellen hatte, doch in ſeinem inneren Leben ein erſetzendes Verdienſt kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren ſtilles Wachsthum es ſich nicht verkümmern laſſen wollte. Während unter dieſen politiſchen Geſchichtſchreibern Charaktere fehlten, wie Möſer, dem das ächte Gepräge deutſcher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrennteſten Eigenſchaften ſeines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener geſunden Gründlichkeit ſich mit dem Aelteſten und dem Neueſten, mit den engſten Bedürfniſſen ſeiner nächſten Umgebung, wie mit den großen Problemen eines Welthandels und einer rieſenmäßigen Staatsverwaltung beſchäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, ſtatt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unſer Alterthum hinzuweiſen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachſen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während alſo die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländiſchen Geſchichte bei dem Mangel ſolcher Männer, die für das mitlebende Geſchlecht zu wirken verſtanden hätten, unterblieb, ſo war es in der Literargeſchichte noch ärger. Hier ſetzten zwar Männer, die das Vaterland unter ſeinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichſten Spuren ihrer Wirkſamkeit hinterlaſſen haben und hinterlaſſen werden, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdroſſenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politiſchen Geſchichte ſo viele aufmerkſame Beobachter, ſo viele fleißige Bearbeiter, ſo viele enthuſiaſtiſche Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutſchen geſchah nichts. Die Geſchichtſchreiber der Nationalliteratur nahmen folgerecht faſt allein Rückſicht auf die alte Zeit, faſt keiner aber erſchien, deſſen Werk auch ſelbſt in dieſen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forſcher hier vorgearbeitet hatten, geſchweige, daß man die dichteriſchen und ſonſtigen Werke jener Zeit aus unſern Literargeſchichten hätte kennen lernen. Die neue deutſche Literatur aber, ſo reich, ſo blühend und mannichfaltig, nahm ſich

meiſt überall in dieſen Geſchichtswerken wie ein ſteriles Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten ſei; denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forſchen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forſcher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte ſich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältniſſe, als in der politiſchen Geſchichte, die man in der neueſten Zeit ihrer Gehaltloſigkeit wegen eher verſchmähen und liegen laſſen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigſten Veränderungen in dem geiſtigen Reiche einer der geiſtreichſten Nationen der Erde vorgegangen war, eine Revolution, deren ſichtbarſte Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichſten Barbarei zu wahrem, geſundem Geſchmack in Kunſt und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erſt in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Hier alſo lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unſerer Geſchichte, die wie jene den ungemeſſenſten Einfluß auf die Geſchichte der europäiſchen Menſchheit ausüben wird und bereits auszuüben begann, vorübergehen zu laſſen, ohne wenigſtens den Verſuch gemacht zu haben, eine einigermaßen würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlaſſen. Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieſes Mal nach der Blüthe unſerer Literatur noch nicht verſucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unſeres Volkes in Staat, in Wiſſenſchaft und Kunſt unſre Forſchung widmen, dies ſcheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank, nicht aus vorherrſchender Neigung der Nation zu ihrer Vorzeit, ſondern aus der Natur unſrer Geſchichte ſelbſt erklärt werden zu müſſen und leicht erklärt werden zu können. Die neuere Zeit und ihre Geſchichte ſpielt auf einer ſo ungeheuren Bühne, daß Ueberſicht und Bewältigung der Erſcheinungen nur aus ſehr weiter Ferne möglich wird. Die ſchöne Zeit iſt nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter geſegnet, ſich erſt der noch dauernden Sitten jener ehrenfeſten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauſpiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerkſamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieſer Umſtürze zuſehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit

ähnlichen Urſachen und Wirkungen, die in der atheniſchen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt ſich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, deſſen Theile ohne das Ganze nicht zu verſtehen ſind, in — wir können noch nicht ſagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zuſammenhängender Bewegungen hinter uns ſehen. Die alte Zeit unſers Volkes haben wir ſeit der Auflöſung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten ſind geſchloſſen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geſchichte, für die Hiſtoriker Mahnung und Aufforderung genug ſein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen iſt, deren Nachwirkungen immer mehr verſchwinden, deren Zuſtände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber ſollte im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert eine Geſchichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußern Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geſchehene und Geſchehende zuletzt führen würde, bis erſt das vorige Jahrhundert darüber beſtimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer ſollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literargeſchichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unſeren künſtleriſchen Genien durch den überſetzten Homer eine Art Ruhe geſchafft und es folgte mit den claſſiſchen Werken Göthes eine Niederſetzung des Geſchmacks und der Sprache, ſo brachte uns die franzöſiſche Revolution um ſein friſcheſtes Wirken; Schiller ſtarb früh weg, und der grelle Abſturz unſerer ſchönen Literatur zu Entartung und Nichtigkeit war im erſten Augenblicke wohl noch viel abſchreckender, als die neueſten, politiſchen Begebenheiten, die uns von der behaglichen Betrachtung unſerer inneren Bildungsgeſchichte immer mehr abziehen werden.

In den allerungünſtigſten Verhältniſſen alſo greife ich den ſchwierigen Stoff einer Geſchichte auf, die theilweiſe faſt eine Zeitgeſchichte zu nennen iſt; kann irgend etwas dem Leſer Zutrauen einflößen, ſo wird es das ſein, daß er ſieht, ich kenne die Klippen, die ich vorſichtig vermeiden muß, wenn ich nicht kläglich ſcheitern will. Und vorſichtig hat mich gewiß die mißliche Aufgabe gemacht, aber abſchrecken konnte ſie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, ſobald von productiver Thätigkeit

die Rede iſt, uns mit den Alten zu meſſen ſtreben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die beſtimmteſte Beziehung hatte, was wir mühſelig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müſſen; die keine Beſchränkung inneren Verkehrs und geiſtiger Thätigkeit vom Staate, ja nicht von ihren Göttern duldeten, während es bei uns noch geſchehen konnte, daß Grenzlinien dem geiſtigen Verkehre geſteckt wurden, da die gegen den äußeren fielen, ſo daß es kein Wunder wäre, wenn jedem, dem es um ächtes Wiſſen und Bildung wahrer Ernſt iſt, beim Erwägen der großen Hinderniſſe, welche die neuen Zeiten aller totalen Durchbildung ohnehin nothwendig entgegenſtellen, auch noch durch ſolche äußere Hemmungen alle Luſt des Wirkens verkümmert und verbittert würde. Jener Meiſter der Geſchichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geſchichte ſeiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlaſſen; die kürzeſte hiſtoriſche Erfahrung hatte er hinter und um ſich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverſteckheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Geſundheit der Beobachtung und die Maſſe der Begebenheiten, die ſich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, ſchnell und raſch entfaltete, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menſchheit vielleicht weiter, als uns unſere weitſchichtige Gelehrſamkeit und unſer fleißiges Forſchen nach den Schickſalen der Welt in mehr als zwei Jahrtauſenden, die ſeitdem verfloſſen ſind, gebracht hat. Wer heute nicht verſteht den Geiſt fremder Zeiten und Nationen wie ſeiner eigenen zu faſſen, ſich jeder Beſchränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geiſt über dem Wort, wer die Geſchichte der Menſchheit verſäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überſchlagen kann, ſondern am kleinen Maß ſeiner perſönlichen oder nationellen, ſeiner gelehrten oder dogmatiſchen Beſchränktheit die Welt ausmeſſen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geſchichtſchreibung zu ringen. Ehedem war aber das ganz anders. In ſo ungeheuren Fernen, mit ſo außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geſchichtſchreiber des peloponneſiſchen Kriegs durfte dieſen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterſchütterung

nennen, denn ſein Volk war damals die Welt; er durfte auf ſeine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine ſtete Dauer verheißen, denn noch war jedes Object des Beobachters unverſchleiert, wie ſein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachſen, mit widernatürlichen Bedürfniſſen und Genüſſen genährt werden und kein Ereigniß in der politiſchen Welt in ſeinen Urſachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungeſunden Weſen zu der reinen Quelle der Menſchlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehn durfte. Dann erſt werden wir berechtigt ſein, über unſere Zeit, ihre Geſchichte und ihre Ausſichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei ſolchen Forderungen alle Geſchichtſchreibung faſt ganz bei uns aufhörte und nur Geſchichtforſchung übrig blieb, wenn die Wiſſenſchaft ſich ganz von dem Leben trennte, ſo war das freilich traurig, aber wohl natürlich und nicht befremdend. Und doch ſcheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir ſo reich ſind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch dieſe Behandlung der Geſchichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unſere Zuſtände zu ſuchen. Und unter uns beſonders, die wir anzufangen ſcheinen, in eben dem Maße unſere Nation zu verachten, wie man im Auslande die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns ſcheint es doch endlich einmal Zeit zu ſein, der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf ſich ſelbſt zu erfriſchen, ihr neben dem Stolz auf ihre älteſten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewiſſeſten Muth auf die Zukunft einzuflößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geſchichte bis auf die neueſten Zeiten vorführt, wenn ſie aus ihr und der verglichenen Geſchichte anderer Völker ſich ſelbſt klar gemacht wird. Doch nicht jede Seite der Geſchichte eignet ſich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepunkte müſſen die Begebenheiten geführt haben, wenn ſie lehrreich werden ſollen. Keine politiſche Geſchichte, welche Deutſchlands Schickſale bis auf den heutigen Tag erzählt, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geſchichte muß, wie die Kunſt, zu Ruhe führen, und wir müſſen nie von einem geſchichtlichen Kunſtwerke troſtlos weggehen dürfen. Den Geſchichtskünſtler aber möchte ich doch ſehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen poli-

tiſchen Zuſtandes von Deutſchland getröſtet zu entlaſſen verſtände. Die Geſchichte der deutſchen Dichtung dagegen ſchien mir ihrer inneren Beſchaffenheit nach eben ſo wählbar, als ihrem Werthe und unſerem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie iſt, wenn anders aus der Geſchichte Wahrheiten zu lernen ſind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geſchichtſtoffes mit den Forderungen und Bedürfniſſen der Gegenwart in Einklang zu bringen ſcheint mir aber eine ſo bedeutende Pflicht des Geſchichtſchreibers, daß, hätte ich die politiſche, die religiöſe, die geſammtliterariſche oder irgend eine andere Seite der Geſchichte unſers Volkes für paſſender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich dieſe andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Hiſtoriker ausſchließlich feſſeln ſoll.

Das Ziel in der Geſchichte unſerer deutſchen Dichtkunſt, auf das ich hindeutete, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte alſo meine Erzählung vordringen. Dieſes Ziel iſt nicht ein künſtlich von mir geſchaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeſchobenes, ſondern ein in der Natur der Sache begründetes; und mag meine Geſchichtserzählung auch allerhand beſonderen Zwecken nachgehn, ſo kann und wird ſie, falls auch nur das kleinſte Verdienſt daran iſt, dem Hauptzweck, der Wiſſenſchaft der Literargeſchichte, vor Allem dienen. Das höchſte Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeſchichte kann nun nur da ſein, wo die Idee, die in ihnen zur Erſcheinung zu kommen ſtrebt, wirklich durchdringt, und wo eine weſentliche Förderung der Geſellſchaft oder der menſchlichen Cultur dadurch erreicht wird. Iſt es die getrennte Parthie einer einzelnen Zeit, eines einzelnen Volkes, die wir zur Betrachtung wählen, ſo wird ſie in ſich wieder einen ſolchen oberſten Vollendungspunkt bieten, und dieſer wird mit dem Ganzen in irgend einer nicht zu verkennenden Verwandtſchaft ſtehen. Was unſern Gegenſtand angeht, ſo war die Poeſie, wie alle Kunſt, bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wiſſenſchaft eingeengt, nur da konnte ſie ihre edelſten Kräfte im volleſten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wiſſen geſtalten und für alles ächte Beſtreben in der Kunſt ſpäterer Zeiten und Völker geſetz-

gebend werden. Dieſer Höhepunkt war erreicht, als die homeriſchen Gedichte ihre letzte Geſtaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunſt noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiſer als den Sophokles erklärte, war die griechiſche Dichtung auf der gefährlichſten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen ſtets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philoſophiſchen Schulen und die Verpflanzung der ſchönen Literatur unter die praktiſchen und materiellen Römer nährte und ſteigerte. Dies geſchah, als das Chriſtenthum gepredigt ward, das, wie ſchon die griechiſchen Philoſophen gethan hatten, dem Menſchen eine neue innere Welt des Gemüthes erſchloß. Nun fiel das ganze Mittelalter in den ſchneidendſten Kontraſt mit der römiſchen Welt, und es erforderte eine ſo mäßige und weiſe Nation, wie die deutſche, um von der unmäßigſten Vergeudung aller Gefühle, wie von der einſeitigſten Pflege des Verſtandes, von den unſeligſten Verirrungen in Religion, in Kunſt, in Wiſſenſchaft und Staat zu der alten Beſonnenheit, Geſundheit und ruhigen Thätigkeit zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutſchen vorgearbeitet, warum dieſen es vorbehalten blieb, zum Zwecke zu gelangen, läßt ſich in jeder Weiſe vortrefflich darthun: ich verſuche es, von dieſem Geſichtspunkte aus die deutſche Dichtung in ihrer Geſchichte zu entwickeln. Es iſt ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunſt zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutſchen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Wir haben nur Trümmer einer eigentlich ſtreng heimathlichen und nationalen Dichtung. Seitdem die Germanen in der Völkerwanderung die lateiniſche Welt umſpannten und ihre Cultur kennen lernten, ſtellten ſich erſt die mönchiſchen Dichter den chriſtlichen lateiniſchen Poeten zur Seite oder gegenüber; ſobald der hiſtoriſche Volksgeſang in Schrift gebracht ward, nahm er die Form vom lateiniſchen Epos, und zu größern Verſuchen kam man ſcheint's erſt durch die Stoffe aus der alten Welt ſelbſt, wie ſie griechiſche und britiſche Mönche lateiniſch zubereitet hatten. Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer blieben in verſchiedener Weiſe bei der griechiſch-römiſchen oder bei der alexandriniſchen Bildung haften; die Deutſchen allein ſetzten den ſteileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur ſchönſten Blüthezeit griechiſcher

Weisheit und Kunſt, wo dann im vorigen und in dieſem Jahrhundert jeder große Mann des helleniſchen Alterthums ſeinen Ueberſetzer, ſeinen Schüler oder ſein Ebenbild bei uns erhielt. Göthe und Schiller führten zu einem Kunſtideal zurück, das ſeit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter ſie darin gediehen, deſto unverholener ward bei zwar ſteigender Selbſtändigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunſt, bei ſteigendem Selbſtgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Beſcheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtſein auf die Vereinigung des modernen Reichthums an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form, und dies eben war der Punkt, nach deſſen Erreichung bei den Griechen, wie ich andeutete, die Kunſt ausgeartet war. So war dieſelbe Nation, die einſt die Ideen, welche Sokrates und Chriſtus in das neue Geſchlecht zur Bildung der Herzen geſtreut hatten, und die Keime, welche Ariſtoteles für alle Wiſſenſchaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen ſchien, dieſe ſelbe Nation war beſtimmt, zuerſt die Lehre des Meſſias zu reinigen, und dann den Ungeſchmack in Kunſt und Wiſſenſchaft zu brechen, ſo daß es nun laut von unſern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geiſter nur bei uns geſucht, wie alle Bekanntſchaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß ſichtbar unſere Literatur nun ſo über Europa zu herrſchen beginnt, wie einſt die italieniſche und franzöſiſche vor ihr über Europa geherrſcht haben.

Dieſe ungewöhnlich gefaßte Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu löſen. Ich wünſchte nicht den Leſer zu täuſchen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht beſonders darin von allen literariſchen Handbüchern und Geſchichten ab, daß es nichts iſt als Geſchichte. Ich habe mit der äſthetiſchen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun, ich bin kein Poet und kein belletriſtiſcher Kritiker. Der äſthetiſche Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entſtehung aus ſich ſelbſt, ſein inneres Wachsthum und Vollendung, ſeinen abſoluten Werth, ſein Verhältniß zu ſeiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aeſthetiker thut am beſten, das Gedicht ſo wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Hiſtoriker iſt dieſe Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, ſondern aller poetiſchen Producte Entſtehung aus der Zeit,

aus dem Kreiſe ihrer Ideen, Thaten und Schickſale, er weiſt darin nach was dieſen entſpricht oder widerſpricht, er ſucht den Urſachen ihres Werdens und ihren Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptſächlich nach dieſen, er vergleicht ſie mit dem Größten der Kunſtgattung gerade dieſer Zeit und dieſer Nation, in der ſie entſtanden, oder, je nachdem er ſeinen Geſichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erſcheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aeſthetiſcher Geſchmack muß bei dem Geſchichtſchreiber der ſchönen Literatur vorausgeſetzt werden, wie bei dem politiſchen Hiſtoriker politiſch geſunder Blick, deshalb aber darf der Eine keine publiciſtiſchen Deductionen und der Andere keine äſthetiſchen Abhandlungen einflechten, falls er auf ſeinem Felde bleiben will. Beſtimmte Anſichten müſſen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall iſt, wird jeder Einſichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aeſthetik zu verweiſen und kann nur zerſtreute Quellen, Ariſtoteles und Leſſing, Göthe und Humboldt und Andere nennen. Wären nur erſt die Grundſätze für eine innere Geſchichte der Künſte feſtgeſtellt, welch eine herrliche Wiſſenſchaft müßte hier nach und nach aufblühen! Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des äſthetiſchen und das des hiſtoriſchen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinſtimmen wird; es rechne nur jeder auf ſeine eigne Weiſe richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweiſen.

Nicht Jedem wird meine Darſtellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meiſten wahrſcheinlich mein Urtheil viel zu ſtreng ſein. Dies ſteht nun nicht zu ändern; nur ſehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anſtoß nehme, ehe er aus dem Ganzen erfahren hat, warum jenes Einzelne nicht anders lauten konnte. Es muß der modernen Leſewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber ſcheint, man kann bei der Geſtaltung unſerer Literatur dieſe Grenzen nie zu enge machen. Wer tauſende von Jahren der Cultur hinter ſich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geſchmack und Geiſt zu bilden ſucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin ſoll es doch endlich mit unſerem Wiſſen und Leſen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängſtigenden Verhältniſſen ſteigenden Fluth unſerer Literatur theilen ſollten, wohin gediehe zuletzt unſere Bildung, wenn ſtets das Viel-

wiſſen bezweckt würde, und nicht das Wiſſen des Aechten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich ſo gar vieles Vortreffliche gibt, aber doch immer genug, um das Leben eines ſinnigen Menſchen mit Arbeit und Genüſſen zu füllen. Und was die Dichtkunſt angeht, ſo theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgeſprochen hat, daß das Abweichen vom Höchſten (womit ich nur nicht ausſchließlich die höchſten Gattungen verſtanden wiſſen will, ſondern nur in jeder Gattung das Beſte) hier jählings zum Niedrigſten reißt, ein Satz, der jede hiſtoriſche Erfahrung für ſich und keine gegen ſich hat. In den Künſten muß man überhaupt am wenigſten toleriren, weil Wenige darüber zu urtheilen wiſſen, und auf dieſe Art durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verſtohlenſten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet wird.

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Perioden weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünſchen möchte, ſo erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge ſich nicht mit Partheianſichten an eine partheiloſe Geſchichte. Den blinden Verächtern der altdeutſchen Literatur, ſo wie ihren blinden Verehrern, genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünſchen. Beſonders wünſchte ich es nicht vergeſſen zu haben, daß ich blos eine Geſchichte der Dichtung ſchreibe, nur den poetiſchen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenſchaft nur gelegentlich berühre. Das Kunſtwerk eines Dichters kann deren allerhand haben, man könnte namentlich in den Epopöen des Mittelalters die Alterthümer, die Sagen, die mythiſche, ſprachliche, moraliſche, hiſtoriſche Bedeutung beſprechen, ich berückſichtige aber vorzugsweiſe nur die dichteriſche, ohne darum ganz zu verſchweigen, welcher acceſſoriſche Werth dem oder jenem Werke zukommt. Wenn ich von Homer redete, ſo würde es gerade von der größten Wichtigkeit für den Hiſtoriker ſein, zu zeigen, von welchem Einfluß er auf die Religion war, zu deren Schöpfer ihn gleichſam Herodot macht, von welchem Einfluß auf die Tragiker, die meiſtens ihren Stoff von ihm und ſeiner ächten Fabel nehmen, von welcher Bedeutung für Lykurg und ſeinen Staat, in deſſen Sinne auch noch Ariſtophanes ſeine Gedichte am höchſten ſchätzte, und wie ſelbſt dann, als ſein Anſehen in der Nation ſchon geſunken war, die Philoſophen von ihm ihre Anſichten, Strabo von ihm ſeine geographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe lieh. Den Hauptwirkungen ſeiner Gedichte aber müßte man in Athen

und wo ſonſt die liberale griechiſche Bildung herrſchte, nachſpüren, wo das Werk als Ganzes zum faſt einzigen Mittel der faſt einzig äſthetiſchen Erziehung gebraucht ward. Etwas Aehnliches kann die Geſchichte von der altdeutſchen poetiſchen Sage, etwas Aehnliches von der neuen deutſchen Poeſie ſagen, nur nicht eben, was man von ihr ſollte ſagen können, daß ihre Produkte als reine Werke der Kunſt ihre größte Wirkung gehabt hätten. Daß dies mit unſerer neueren Dichtung der Fall geweſen wäre, wird man nicht behaupten wollen, wenn man nach Göthe und Schiller die ärgſte Geſchmackloſigkeit noch herrſchen ſah. Auf Denken und Wiſſen aber hatte jene ganze Zeit den ſchnellſten und außerordentlichſten Einfluß, während die Dichtungen des Mittelalters für das Gemüthsleben jener Geſchlechter unſtreitig von der ſchönſten Bedeutung waren. Dieſe Seite haben auch die tiefſten Kenner der mittelaltrigen Poeſie immer an ihr beſonders hervorgehoben, die eigentlich künſtleriſche, mochten ſie fühlen, ſchwand dagegen; oder man ſchuf ſich einen ganz neuen Maßſtab zur Ausmeſſung ihres Werthes, um das gefürchtete große Maß der Griechen nicht anlegen zu müſſen. Ich hoffe von dem wahren Werthe dieſer Dichtungen ſo richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienſte der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben, und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit gerichtet, ſo glaube ich gerechter von dem Alterthum und ſeinen Verehrern zu denken, als vielleicht Thukydides von Herodot, als Platon von Ariſtophanes, als Horaz von dem alten Livius. Ich werde mich ſtrenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreiſung dieſer Dichterwerke einzuſtimmen, denn dieſer hat wohl Manches dazu beigetragen, daß ſie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieſer Literatur ſchreiben, nicht für eine beſondere Klaſſe von Leſern, ſondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meiſterwerken unſerer Dichtkunſt gewogene Leſer verſchaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken, ich muß nicht marktſchreieriſch anpreiſen und täuſchen, ich muß angeben warum ich lobe und tadle, und was ich für ächt ausbiete, muß auch wirklich ächt ſein; und dies wird ja weiter entſchuldigen können, wenn ich vorſichtig nur Weniges, nur das Erprobteſte ausführend behandle. Wer eine Geſchichte der Poeſie ſchreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, ſeiner Forſchung kein Ziel ſetzen: er muß Gutes und Schlechtes gleich-

mäßig ſeiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darſtellen und in einem Geſchichtswerke künſtleriſch verfahren will, muß ſeine kleine Schöpfung nach inneren Geſetzen geſtalten; er darf kleinliche Unterſuchungen nicht vor den Augen des Zuſchauers oder Leſers führen, und es war nicht die geringſte Mühe, in meinem Werke die Spuren der mühſeligen Forſchung und Vielleſerei zu tilgen, und ich ſchäme mich jetzt faſt, daß ich in der Verläugnung der gelehrten Oſtentation nicht ſo weit ging, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerſpecioſeſte Gelehrſamkeit auszulegen, weiß jeder, der in der Zunft iſt, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu ſagen, wie leicht das iſt. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß das Publicum zum Beweis unſerer Gründlichkeit und Zuverläſſigkeit Citate verlange (es ſei denn in einem Buche ausſchließlicher Forſchung), und für dieſen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darſtellendes Werk ſetzen. Wer Zuverläſſigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Symptomen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigſte ſein, aber mir wäre ein ſolcher eben nicht der liebſte Leſer. Und ich weiß nicht, warum ich es nicht geradezu ſagen ſoll, daß ich die hergebrachte compendiariſche Form unſerer Literargeſchichten und anderer Werke, wenn ſie nicht wie die Arbeiten von Koch, Büſching und Aehnlichen ihren Zweck als erſchöpfende Hülfsmittel in ſich ſelbſt haben, für einen unſerer Bildung ganz unwürdigen Reſt alter Pedanterie anſehe, hinter dem ſich nur allzuoft Seichtigkeit und Mangel an aller Einſicht klug verſteckt, oder der einer gelehrten Geheimnißkrämerei dient, die, um einen Collegienpfennig mehr zu erhaſchen, Meinungen und Wahrheiten in die Schule verſchließt.

Ich möchte indeß nicht ſo misverſtanden ſein, als ob ich mit dieſen Anſichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch dieſe müſſen exiſtiren, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne ſie das Meine gar nicht hätte entſtehen können. Nur wünſche ich, wenn man bei mir zu wenige literariſche Nachweiſungen findet, wenn man Lücken anderer Art ſieht und Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit vermißt, daß man dies ſo nachſichtig dulde, wie ich ſelbſt in jenen Werken den Mangel deſſen entſchuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles

Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß ſetze (ſo manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo beſſer behandelt ſind, hier wenig oder gar nicht beſprochen zu ſehen erwarte. Zu einer Menge von Forſchungen habe ich Winke gegeben, denn um eine objectiv vollſtändige Geſchichte der Literatur zu geben, iſt noch lange keine Zeit; noch iſt der Eifer der Forſcher rege; manche leere Stelle iſt auch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Verſuch machte, das Ganze zu behandeln: ſo könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil ſchaffen, wenn man dieſe Lücken berückſichtigen möchte. Dem Verdienſt der Forſchung ſelbſt nachzutrachten konnte aber neben den bereits angedeuteten Tendenzen meiner Geſchichte meine Abſicht nicht ſein. Ueberall galt mir eine alte, von Meiſtern und Kennern beſtätigte Meinung mehr, als eine neue eigne, mit der ſich zehn Andere ſehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienſt, als auf das, was Horaz nennt aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war ſchwierig genug, um dabei jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geſchloſſenheit und Totalität zu ſtreben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder exiſtirenden Kunſtgeſchichte durchſchaut, wird vielleicht urtheilen, es ſei faſt eine ganz neue Wiſſenſchaft, die ich mir erſchaffen mußte, wenigſtens müßte es mir unbekannt ſein, wenn mir in dem was hier eigenthümlich iſt, irgendwo hiſtoriſch bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geiſtige und Belebende zu ergründen ſtrebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich ſchwer, feſten Boden zu gewinnen; bei den mangelnden äußeren Hülfsmitteln (Chronologie u. ſ. w.), bei der vagen Allgemeinheit der eigentlichen Quellen ſchwimmt Alles in der blühenden Zeit in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert in der äußerſten Unbeſtimmtheit, und hier Licht zu ſchaffen war eigentlich nur mit hiſtoriſchen Analogien möglich. Wollte ich aber dieſen Dichtungen, über die man ſich faſt nie anders als in wunderlichen Exclamationen, in geheimnißvollen Winken, in hohlen Phraſen, in blinden Lobpreiſungen und in myſtiſchen Deutungen vernehmen ließ, ſcharf ins Auge ſehen, ihren innerſten Werth erforſchen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, ſo war es nöthig, daß ich die Materie möglichſt erſchöpfend durchſuchte, keine

noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen, ich mußte viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube, es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand, und wenn ich bändereiche Gedichte mit wenigen Worten abfertige, schließe Niemand, ich kenne sie nicht, wo ich dies nicht ausdrücklich angebe. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelaltrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Nichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu überblicken, mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang zur Evidenz deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß fordert, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Producten macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzukleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Minneliedern im Einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Unmögliches unternehmen und etwas Absurdes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blüthezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Producte, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Genien und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthes Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene

geiſtige Revolution darzuſtellen und ohne Vorbild ein Phänomen in der literariſchen Welt zu ſchildern, deſſen bloſes Daſein außer der politiſchen Welt bisher faſt von Niemanden geahnt zu ſein ſcheint, muß ich dem Urtheil der Leſer überlaſſen, und eben ſo, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieſer Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben. Wir ſind dieſer Zeit ſchon zu entfernt, als daß ich das letztere mit Zuverſicht hoffen dürfte und haben auch die Reſte jenes Lebens ſchon zu beſtimmt abgelegt; einen kleinen Vortheil glaube ich dadurch voraus zu haben, daß ich in der Zeit meiner Jugend, in welcher andere gewöhnlich beim Uebergang vom Gymnaſium auf die Akademie in Büchern oder in Rohheit verkommen, eben in der Zeit, welche, wenn es recht angegriffen wird, die geeignetſte zur Einführung in die vaterländiſche Literatur iſt, ganz frei von jeder inneren Beſchränkung mich jahrelang ganz dieſem Zweige hingab, und daß ich damals in die ſchöne Periode traf, wo in Darmſtadt unter der Leitung des vorigen Großherzogs die Oper, noch mehr aber das Schauſpiel auf eine kurze Zeit unter dem Regiſſeur Grüner blühte, dem gelehrigen Zögling Göthes, deſſen oft verkanntem Verdienſte ich gerne dies kleine Zeichen der Anerkennung gebe; wo zugleich die zeichnenden Künſte dort mancherlei Förderung fanden, öffentliche und Privatbibliotheken in Aufnahme und zu erſtaunlichem Wachsthume kamen, und wo die letzten Spuren des ſchönen poetiſchen Lebens des vorigen Jahrhunderts auf eine kleine Weile ſichtbar blieben, ehe ſie ganz verſchwanden.

I.

Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland.

Aus den erſten Jahrhunderten, in denen wir unſere Vorfahren in der Geſchichte finden, beſitzen wir zwar keine Denkmale ihrer Dichtung, aber doch ausdrückliche Zeugniſſe, daß ſie Lieder verſchiedener Art gehabt und geſungen haben. Wären dieſe Zeugniſſe auch nicht vorhanden, ſo hätte man gleichwohl auf die Exiſtenz eines Geſanges unter ihnen ſchließen dürfen. Denn jene Art von Poeſie, welche der ungekünſtelte rauhe oder weiche Ausdruck heftiger oder ſanfter Gefühle und Leidenſchaften, oder des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen iſt, verſchmäht nicht leicht irgend einen Raum der Erde; ſie findet ſich bei den Negern der Tropenklimate, wie bei den Kamtſchadalen. Sie verſchmäht nicht leicht eine noch ſo rohe Cultur, und würde ſich auch in dem Naturzuſtande eines viel wilderen Volkes eingeſtellt haben, als in dem des bildſamen Germanen, dem ſeine gebildeten Feinde, die Römer, als ſie ihren eigenen Untergang durch dieſe Barbaren noch drohend oder ſchon hereinbrechend ahnten oder erlebten, ein beſſeres Zeugniß ſchrieben, als manche ſeiner ſpäteren gelehrten Nachkommen, die bei ihren Ahnen nichts als thieriſche Rohheit fanden. Dieſe Art von Dichtkunſt reicht endlich auch bis in die entfernteſten Zeiten hinauf, denn es iſt ſchwerlich ein Zweifel, daß nicht die erſten Menſchen, wie ſie von den vierfüßigen Thieren ſociales Zuſammenſein lernten und Unterricht in der Befriedigung materieller Bedürfniſſe erhielten, ſo auch von dem Vogel den äußeren Antrieb empfingen, den melodiſchen Ausdruck innerer Regungen nachzuahmen, und bald den Geſang mit rhythmiſchem Falle der Worte oder mit ebenmäßiger Bewegung der Füße zu begleiten.

Tacitus erwähnt mancherlei Geſangesarten, wenn er von den Germanen redet. In alten Gedichten feierten ſie den erdegebornen Gott Tuisco und ſeinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Benenner der einzelnen Stämme. Daß unter den deutſchen Völkerſchaften, ſobald ſie in die

Geſchichte eintraten, d. h. ſobald ſie mit Fremden in dauernde Berührung kamen, ein Hang zu Genealogien war, beweiſen ſowohl die Stammreihen der Könige, die wir unter Angelſachſen, Nordländern, Gothen und Longobarden aufgezeichnet finden[1]), als auch die ſpäteren lange nicht verloſchenen Neigungen zu den alten Stammtafeln der Bibel und den neuerfundenen müßiger Mönche. Daß dergleichen aber ein höheres Alter und eigenen Trieb und Wuchs gehabt habe in einem Volke, das die Gegenſätze des Stammes nie ſo weit getrieben hat wie der Orient, iſt ganz unwahrſcheinlich. Denn dieſe mythiſchen Genealogien ſcheinen überall erſt in Zeiten entſtanden zu ſein, wo ſchon durch irgend einen Gegenſatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zuſtände die Veranlaſſung dazu gegeben iſt. So konnte in Griechenland die größere Achtſamkeit auf die Verwandtſchaftsverhältniſſe der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erſt dann aufkommen, als der alte Geſammtſtamm der Achäer geſprengt war und Dorier und Jonier ſich gegenüber zu ſtehen anfingen. So ſind die Königsreihen der Angelſachſen, Longobarden u. A. offenbar erſt auf den Zuſammenſtoß mit fremden Stämmen entſtanden; wie ſollten ſie ſonſt den Wodan übereinſtimmend ſo jung ſetzen und gar den Cäſar in ihre Königsreihe einmiſchen! Tacitus, der ſich mit einzigem hiſtoriſchen Takte den kühnen Ueberlieferungen der Volksphantaſie ſo junger Zeiten (licentiae vetustatis) gegenüber in vorſichtigen Grenzen hält, ſcheint auch ſelbſt anzudeuten, daß die Geſänge jenes Inhalts unter den einheimiſchen Stämmen der Deutſchen wenig Anſehn im Volke hatten, daß jene Stammbenennungen der Ingävonen, Iſtävonen und Herminonen, die ſich auf die Namen der Götterſöhne gründeten[2]), neu und willkührlich waren, wie ſie denn auch bald verſchwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengeſetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Denn bei dem ausdrücklichen Gegenſatze, in den Tacitus gegen jene Benennungen die der Marſer, Gambarer u. A. ſtellt, ſcheint es keineswegs ſicher, aus dieſen letztern die Namen andrer Söhne des Mann zu folgern; und dürfte man dies, grade dann würde eine ſolche Reihe ebenſo willkührlich gemacht erſcheinen, wie wenn bei Nennius dem erſten Menſchen Alanus (viel-

1) Vgl. Grimms Mythol. im Anhang.
2) Tacit. Germ. c. 2.

mehr Mannus) die Enkel Frankus, Romanus, Alamannus und Bruto gegeben werden [3]).

Wenn dieſe Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrſcheinlich iſt, zugleich eine Anſicht von der Menſchenſchöpfung war, ſo ſehen wir hier in den Vorſtellungen der Germanen, worauf wir häufiger zurückgeführt werden, ſchon bei den erſten dunkelſten Spuren das Menſchliche, Einfache und Hiſtoriſche vorwalten, und falls ſie darüber weitläufigere Sagen hatten, ſo möchten dieſe von den Kosmogenien der nordiſchen Völker in eben der Weiſe verſchieden geweſen ſein, in welcher alles Dichten und Trachten zwiſchen Deutſchen und Scandinaven überhaupt verſchieden iſt: die frühe Bekanntſchaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten, geſtaltete hier die Sage viel heller und geſchichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorſtellungen geheimnißvoller, die Sage mythiſcher, und die von der Menſchenſchöpfung im Beſonderen pflanzlicher geſtaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unſerer gemäßigteren Zone die Bilder eines ſolchen Weltuntergangs oder einer ſolchen Welterſchaffung, wie in den nordiſchen Ländern, wohin nur einmal ein griechiſcher Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endloſe Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, dieſe geſehenen Dinge mit andern nicht geſehenen zu verbinden und aufs wunderbarſte auszumalen, und ſo einen Beweis zu liefern, daß hauptſächlich jene Natur und jener Himmel ſo rieſige Gedanken nähre, ſo phantaſtiſche Ungeheuer erſchüfe und ſo graſſe Bilder wie die der altnordiſchen Dichtung entwürfe.

Daß auch Hercules in Deutſchland anweſend war, erzählte man ſich nach Tacitus, und beſang ihn bei anbrechender Schlacht vor allen andern Helden. Einige glaubten auch, Ulyſſes ſei auf ſeinen Irrfahrten hierhin gelangt und habe Asciburg gebaut. Dieſe letztere Angabe kommt wohl auf Rechnung römiſcher Archäologen; wer ſie im 12. Jahrhundert läſe, würde ſie eine eitle Möncherfindung nennen, und ungern ſieht man, daß ſolche Fabeln ſchon ſo frühe erfunden ſind und hier und da auch Deutſchen mögen eingeflüſtert ſein. Jene Sage von Hercules aber müßte, dem Zuſammenhange nach,

3) Mythol. p. XXVIII.

von Deutschen selbst berichtet worden sein; höchstens könnte man bei den Schlachtgesängen die römische Deutung einer deutschen Gottheit (des Sahsnot?[4]) annehmen. Es ist nichts dagegen, daß, so gut als sich später trotz der feindlichen Abstoßung christliche und heidnische Vorstellungen, Genealogien und Tempel zusammenrückten, früherhin auch römische und deutsche Sagen sich vereinen oder austauschen konnten und daß man bei diesen Berührungen nicht immer, am wenigsten auf deutscher Seite, bei bloßer Auslegung der Namen und Begriffe stehen bleiben, sondern auch Sagen und Geschichten herüber nehmen mochte. Allerdings waren dies dann oberflächlich erworbene Besitzthümer, die von den gebildetern Vermittlern des Verkehrs mit den Fremdlingen eingeführt wurden. Ueberall, wo Priester des Volkes Bildung leiten, suchen diese besonders gerne jede Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage. So benutzten später die christlichen Priester jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen, und sie, die kein anderes heiligeres Document kannten, als die Bibel, thaten hierin das Nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer, der ihre Bibel und ihr Alles war, jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten. So mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester damals überbieten in dem Eifer, die keltischen Nationen aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüthe des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker, und daher hat schon Timagenes an gallische Ueberlieferungen die Sage von Eingewanderten von Troja her angeknüpft und eben unsere Stellen bei Tacitus könnten möglicherweise die erste dunkle Annäherung ähnlicher Fabeln auf deutschen Boden ausdrücken. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf

4) Mythol. p. 203.

unſere poetiſche Cultur, wenn auch in geringerem Grade, anfing, der auch im ganz paſſenden Verhältniß zu dem politiſchen und anderweitigen Einfluß der Römer ſtehen würde, und eben wie dieſer vorerſt noch abgeſchüttelt ward; wie denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erſt bei Fredegar, und aus derſelben Quelle ſcheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Dieſen Sagen würde man demnach prieſterlichen oder gelehrten Urſprung geben, und obgleich ſie in den Zeiten des Meiſtergeſangs, nach langſamen Fortſchritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, ſo würde man ſie doch ſo wenig volksmäßig nennen, als die römiſche Trojanerſage national römiſch; denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entſcheidend nahm, die Sage adoptirte, wäre ſo wenig ein Grund für eine ſolche Annahme, als es in Deutſchland eine amtliche Erwähnung derſelben ſein würde.

Von eigentlich prieſterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach die Pflege durch dieſen Stand verriethe, haben wir in Deutſchland keine Spuren, ſo wahrſcheinlich es auch der Natur der Dinge nach wäre, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutſchlands, die der ſcandinaviſchen Bildung näher waren, eine Gattung prieſterlicher Geſänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrſcht haben könnte. Von eigentlichen dichteriſch ausgebildeten Mythen über die Hauptgötter findet ſich aber nicht die geringſte Spur, nur der Erwähnung; und die gründlichſten Forſchungen führten kaum auf ein fernes Zeichen von Zuſammenhang zwiſchen Dichtern und Prieſtern ſelbſt im Norden[5]). Nichts deutet auch darauf, daß jemals die Prieſterſchaft überhaupt bei den Deutſchen ein ſolches Anſehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern. Schon Cäſar ſetzte in dieſer Hinſicht Gallier und Deutſche einander entgegen. Erſt ſpäter iſt es mehrfach verſucht worden, das Druidenweſen an die deutſche hiſtoriſch-poetiſche Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald[6]) aus wer weiß welchen Liedern, aus ſchmalen hiſtoriſchen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen bibliſcher, griechiſcher und ſpäterer Nationalgeſchichte, aus willkührlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunklen Ueberlieferungen zuſammen-

5) Mythol. p. 62.

6) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

geſetzt ein Gemälde des galliſchen Druidenweſens, das an die fränkiſche Geſchichte gereiht iſt. Den Aventin aber, der ähnlich aus ſpäteren Meiſtergeſängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geſchichte der deutſchen Urzeit zuſammenſtoppelte, führte nichts auf Prieſterthum, weil die älteſten deutſchen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die galliſchen dagegen auf Prieſterregiment leiten. Wer jener Chronik des Hunnibald die Geſtalt gegeben, in der wir ſie auszüglich beſitzen, gehört offenbar in eine ſehr ſpäte Zeit. Ihre Entſtehung iſt auf belgiſchem Boden zu ſuchen, da ſie die Franken dort einheimiſch ſieht und nach Deutſchland auswandern läßt. In ihrem Verfaſſer möchte man einen britiſchen Geiſtlichen aus mancherlei Gründen vermuthen, was nur zu gut möglich iſt, weil wir auch ſonſt wiſſen, daß die fränkiſche Geſchichte in britiſche Hände gerathen iſt. Sie trägt wie die Chronik von Tongern, der Roman von Buscalus u. A. zu viele britiſche Merkmale an ſich, und britiſche Mönche, die auch noch ſehr ſpät im Belgiſchen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichſten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigſten gehabt. Abentheuerlich aber oder wunderlich iſt dieſe Arbeit ſo ſehr, daß man nur ſchwer auf jene Angabe ihrer früheren Entſtehung in der Zeit Chlodwigs eingehen mag, ſo natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in ſeinen letzten Spuren ſchwindenden Heidenthume ein Denkmal zu ſetzen, weil überhaupt jede Ueberlieferung erſt in ſolchen äußerſten Fällen aufgeſchrieben zu werden pflegt. Wer es aber geweſen ſein mag [7]), der dieſe hierarchiſchen Zuſtände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denſelben Fehler, wie Jornandes, als er die Geſchichte der deutſchen Gothen an jene Geten anreihte, die eben daſſelbe unterſcheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverſchiedene Charakter ſeiner ächt gothiſchen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geſchichte des Ablavius und jener getiſchen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerkſam machen ſollen, ſtatuirt er nur verſchiedene Sitze und mit Veränderung derſelben veränderte Cultur,

7) Löbell in ſeinem Gregor iſt geneigt, wie Leibnitz den Tritheim für den Erfinder dieſer Chronik zu halten; dann überträfe dieſer noch weit den neuen Sanchuniathon.

und ſo läßt er uns denn in ſeinem Auszuge aus Dio, den er ſo leichtſinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falſchen Beroſus, daſſelbe hierarchiſche Gemälde ſehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Functionen von Prieſtern, Zauberern und Wahrſagern, oder doch von ſolchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; ſein Diceneus erſcheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegaſt und Theocal, und wie dieſe lehrt er die Söhne der Edlen theologiſche Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunſt, er lehrt ſeine Völker Ethik und Phyſik, eben wie Hunnibalds Baſan, der wie Zamolxis, Gott und König iſt. Dieſe Dinge alſo gehen die deutſche Geſchichte und poetiſche Sage nichts an; hatten die Deutſchen je einen Cultus, der prieſterliches Anſehen beförderte und mit hierarchiſcher Cultur verbunden war, ſo ließen ſie Alles zuſammen noch entſchiedener fallen, als die Griechen in der achäiſchen Zeit das Pelasgiſche. Wir erwähnen aber des Jornandes Anſicht darum ausdrücklich neben Hunnibald, um zu zeigen, wie das abentheuerlichſte Fabel- und Sagenwerk, das den müßigſten Erfindungen ſpäterer Geiſtlichen gleicht, ſchon frühe in die deutſche Geſchichte, und darum das Aehnliche möglicherweiſe noch früher in die deutſche Sage eingeſchwärzt ward.

Nächſt dieſen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgeſänge; ſie waren nach ſeiner Schilderung[8]) offenbar von dem kriegeriſch-muſikaliſchen Vortrag beherrſcht, es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes dumpfes Getöſe, aus deſſen Stärke man natürlich leicht auf den Ausgang der Schlacht ſchloß. Solch ein wildfröhlicher Geſang war auch bei ihren Gelagen üblich[9]). Lieder dieſer Art mußten wohl am erſten verſchwinden[10]). Es ſcheint gleichwohl, daß man einmal gehofft hatte, mit dem erſehnten Auffinden der von Karl dem Großen geſammelten alten Lieder auch noch Reſte aus dieſen Zeiten zu erhalten, und man ſetzte wohl gar Preiſe auf dieſen Fund aus.

8) Germ. c. 3.

9) Tacit. Annal. I, 65.

10) Fauriel that folgenden ſehr guten Ausſpruch über die alten Volksgeſänge überhaupt: Quant à ces chants populaires, germes premiers de l'épopée complexe et développée, il est de leur essence de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives auxquelles ils sont destinés.

Wohin treibt auch nicht ein alterthumliebendes Volk ſeine Vorliebe für das Dunkle und Unergründliche! Klopſtock, als er ſeine Barditte dichtete, mag es für möglich gehalten haben, uns einen Begriff von dem Barritus der Cherusker zu geben. Schade aber, daß uns kein näher mit den Deutſchen beſchäftigter Römer etwas von dieſen Dingen aufbewahrt hat, und ſollte Ovid die barbariſche Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verſe daraus überſetzt, ſtatt ſpielend deren zu machen. Aber dieſe Römer hatten ja ſo wenig Sinn für ihre eigne alte hiſtoriſche und ſkoptiſche Volkspoeſie, daß ſie ſchon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geſchmack ſollten ſie auch an ſolchen Liedern finden, die dem Einen wie das Geſchrei kreiſchender Vögel lauteten, während der Andere ſich vor deutſchen Berg- und Völkernamen entſetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unſere Häufung der Conſonanten und die ſtrenge einſylbige Ausſprache der Doppelvocale hart ſein mußte, wie noch ſpät ſelbſt Otfried und jeder barbariſche Schriftſteller, der ſich vornehm romaniſirt hatte, den Klang deutſcher Worte zwiſchen dem Lateiniſchen zum Lachen abſtechend fand.

Am merkwürdigſten wäre unſtreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger hiſtoriſchen Geſänge der älteren Deutſchen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja ſelbſt, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur ſah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach ſeinem Leben die Lieder der Deutſchen beſangen. Dies Zeugniß des Tacitus iſt der erſte und unverdächtigſte unter vielen Winken, die wir über die Anfänge des epiſch hiſtoriſchen Volksgeſangs deutſcher Stämme beſitzen. An epiſchen Glanz darf man freilich nicht bei dieſen Liedern denken, die wie jede reinſte Volksdichtung unmittelbar mit den Thaten und Erſcheinungen ins Leben traten. Nirgends ſcheint der geringſte Anlaß zu einer Bezweiflung dieſer Angabe des Tacitus. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geſchichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinſte Freude an den klarſten hiſtoriſchen Zeugniſſen trüben, und es würde dies ein Uebergriff der mythologiſchen Deutung in die helle Geſchichte ſein, der kaum durch die hiſtoriſche Zerlegung der Mythen entſchuldigt wäre, deren man ſich auf der anderen Seite bei anderen Gelegenheiten ungeſchickt genug ſchuldig gemacht hat. Daß auch in anderen deutſchen Stämmen der ähnliche ganz unmittelbare hiſtoriſche Geſang herrſchte,

läßt ſich aus Jornandes und aus der Geſchichtsſage faſt jedes deutſchen Volkes beweiſen. Die Gothen, die überall die untrüglichſten Spuren einer verfrühten Bildung tragen, ſangen dergleichen von ihren alten Königen, und in faſt geſchichtlichem Anſehen ſtanden die Lieder von Filimer's Zug[11]). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen[12]) und über dem todten Attila erſchallten Geſänge, die freilich einfach und arm geweſen ſein mochten, wie etwa die Nenien in den Scipioniſchen Gräbern, mit denen ſie, wenn der angegebene Inhalt ächt ſein ſollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten[13]). Vor dem Herrſchergeſchlechte der Oſtgothen, berichtet Jornandes weiter, ſeien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula geſungen worden. Eben dieſen Vidicula, den man für den Wittich der Heldenſage hält, erwähnt Jornandes wahrſcheinlich aus Priscus in einem Schickſale, das eines Liedes werth ſein konnte[14]); und daß dieſe Perſönlichkeit von einem Fremden beſtätigt wird, läßt uns von dem hiſtoriſchen Charakter der gothiſchen Lieder günſtiger denken, als es das angeführte bloße Zeugniß des Jornandes könnte. Eben ſo wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die hiſtoriſch, wie ſie iſt, eine poetiſche Wirkung zu machen ſehr geeignet war[15]). Vor Allem merkwürdig aber iſt die Perſönlichkeit des Hermanrich, der vor Dietrich von Bern der große Mittelpunkt deutſcher Sage geweſen ſein muß, wie aus den Trümmern deutſcher und nordiſcher Dichterſage von

---

11) Jornand. de reb. Geticis c. 4.

12) Ibid. c. 41.

13) Ibid. c. 49. De tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant: Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, nec non utraque Romanae urbis imperia captis civitatibus terruit, et ne praeda reliqua subderent, placatus precibus, annuum vectigal accepit. Quumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc dicat exitum, quem nullus aestimat vindicandum?

14) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidiculá Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

15) Ibid. c. 26.

ihm, und ſichtbarer aus dem angelſächſiſchen Wandererslied[16]) hervorgeht. Bei Jornandes ſelbſt iſt eine Anekdote aus ſeinem Leben, die ſich verändert und entſtellt in der nordiſchen und deutſchen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Urſache, wegen trügeriſcher Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens Sanielh oder Suanibilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius ſtellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn[17]). In den nordiſchen Dichtungen, den Edden und der Volſungaſaga, ſo wie in der aus deutſchen Stoffen zuſammengeſetzten Vilkinaſage iſt dieſe Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden und zwar ſchon angeknüpft an den großen Kreis der Nibelungenſage, mit der ſie in keinem urſprünglichen Verbande geweſen ſein konnte. Jörmunrek wirbt in der nordiſchen Sage durch ſeinen Sohn Randver um Svanhild. Ein treuloſer Begleiter, Bicci (Becca im travellers song?) verleitet den Sohn, die Geworbene ſelbſt zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Svanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verſtümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichſten und härteſten Züge namentlich dieſem Racheverſuche der Brüder hinzu, die Jornandes ſchwerlich kannte, ſo wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweiſt, wie bedeutend die urſprüngliche Erzählung in der nordiſchen Darſtellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach beſtätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grauſame, Geheimnißvolle und Räthſelhafte zieht, was in Deutſchland weit mehr im Kreis der Wahrſcheinlichkeit und hiſtoriſchen Helle liegt. Hier iſt es ganz charakteriſtiſch, daß in der Volſungaſaga Randver vor ſeiner Hinrichtung ſeinem Vater einen gerupften Habicht ſchickt, um ihm anzudeuten, daß er nun ſich aller Ehre beraubt habe. So ſind die zwei rächenden Brüder erſt einem Dritten Namens Erp geſellt; ſie fragen ihn unterwegs, auf welche Weiſe er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über dieſe Antwort, die ſie für eine ausweichende nehmen, tödten ſie ihn; als ſie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine ſich mit der Hand, der andere mit dem Fuße ſtützt, verſtanden ſie bereuend ſeine Rede. Aehnliche Unter-

16) Scopes vidsidh, ed. Ettmüller 1839.
17) Jornandes de rebus Geticis c. 25.

ſcheidungszeichen zwiſchen deutſcher und nordiſcher Dichtung werden ſich weiterhin mehrere bieten. Dieſe Eine Erzählung iſt kein kleiner Beweis für den deutſchen Urſprung der in Scandinavien und Deutſchland zugleich vorfindlichen Sage. Auf dieſe Frage in einer Geſchichte, die ſich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beſchäftigen will, näher einzugehen, iſt kein Anlaß; doch drängt ſich die Bemerkung auf, daß man allzuviele Mittel aufgeboten hat, um ſie zu beantworten und daß man ſich die Sache nur erſchwerte. In den Zeiten, wo die Dialekte ſich noch viel näher ſtanden, wo es auch auf das genaue Verſtändniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im däniſchen Lager, und Anlaf im angelſächſiſchen und ein niederſächſiſcher Sänger in Dänemark ſingen konnte, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in ſo weiter Verbindung ſtanden, daß Aeſthier dem gothiſchen Könige Geſchenke bis nach Italien ſchickten, wie viel hundert Male kann da geſchehen ſein, daß ein niederdeutſcher Harfner däniſchen Fürſten ſang, was nur ein, zwei Mal geſchehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Geſänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungsreichen Zeit der geſuchte Geſang ſich auf tauſend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutſcher Dichtungen ſind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernſte je behaupten wollen[18]).

Iſt aber dieſer Liederſtoff bei Jornandes nur gar zu hiſtoriſch, gar zu gerippenartig, ſo liegt dagegen noch ein friſches poetiſches Colorit über den longobardiſchen Geſchichten des Paul Warnefrieds Sohns. Die Longobarden, ein kleiner in ſich geſchloſſener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden beiſammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetſten Beſitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römiſche, wie die Oſt- und Weſtgothen, wie ſelbſt die Franken, die zum Theil ihre nationale Poeſie nach ihrer Aus-

18) Wer die Sagabibliothek von P. E. Müller und Grimms deutſche Heldenſage geleſen hat, der kann des Uebrigen, was über die Herkunft der nordiſchen Geſänge geſagt iſt, füglich entrathen. Müllers Annahme eines aſiatiſchen Urſprungs der Sigurdſage, auf die ich unten zurückkommen werde, hat in Deutſchland wenig Billigung gefunden, und ſelbſt nordiſche Forſcher, wie Finn Magnuſſen, ſind dem deutſchen Urſprung nicht entgegen.

wanderung ganz verloren zu haben ſcheinen, ſondern wild, zerſtörend, mit dem römiſchen Element in ſteter Feindſchaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zerſplittert, ſondern immer in ſich zuſammenhaltend, dieſe Longobarden hielten eine üppigere Sagengeſchichte, hiſtoriſche Lieder voll der ſchönſten Züge feſt. Wir haben freilich keine poetiſchen Reſte zur Vergleichung mit Pauls Uebertragung in hiſtoriſche Erzählung übrig, allein ſchwerlich wird man irgend Jemanden erſt überreden müſſen, daß eine Menge Stellen in ſeinem Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateiniſchen Vortrag anzieht. Der Anfang ſeiner Erzählung trägt noch in dem Geſchichtchen von Wodans Beliſtung mit den Langbärten[19]) und Aehnlichen einen fremderen, nordiſcheren Anſtrich; ſobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutſchlands kommt, ſo erkennt man hier ſogleich, wie unzählige Male in den alten Geſchichten zwiſchen Griechen und Orientalen, daß ein beſonnen und verſtändig beobachtendes Volk einen geſchichtlichen Stoff auch in der poetiſchen Behandlung noch der Wahrſcheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier iſt ein Beiſpiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürſt Rodulf. Die Urſache ihres Zwiſtes war dieſe: Ein Bruder Rodulfs war als Geſandter bei Tato geweſen; als er bei ſeinem Abzuge vor dem Hauſe von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieſer ſein reiches Gefolge auf, und da ſie auf ihre Frage erfährt, wer er iſt, läßt ſie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt ſich vom Muthwillen verleiten, über ſeine winzige Geſtalt zu ſpotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und ſie, indem ſie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchleriſch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage ſitzt er ſorglos und des Sieges ſicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum ſteigen, ihm den Gang des Treffens anzuſagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Longobarden ſiegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht ſieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirſt! Er-

19) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

ſchrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, ſondern Du o König haſt es geſagt. Nun ſtürzen die Longobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetiſche Erzählung verkennen? Oder wer lieſt die Geſchichten von Alboins Jugendthaten und Ritterſchlag [20]), oder die grauſige Sage von Roſimunde, oder die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, wer die Feindſchaften zwiſchen Grimoald und Bertarit, oder die Nachſtellung Cuniberts gegen Aldo und Grauſo [21]), oder den Tod des Ferdulf [22]), ohne hier überall den vortrefflichſten Romanzenſtoff zu entdecken und die ſchönſten Stücke poetiſcher Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß iſt, als daß ſie für Geſchichte gelten könnten, die aber längſt eine zweckmäßige deutſche Bearbeitung für die Jugend verdient hatten. Ueberall tragen dieſe Geſchichten nordiſche Züge, vieles erinnert an die ſcandinaviſchen Sagen, aber nicht zu verkennen iſt, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geſchichtliche Klarheit ſie auszeichnen, Eigenſchaften, die, wenn ſie nicht den Liedern ſelbſt eigenthümlich geweſen wären, ſo gut in Pauls Darſtellung mangeln würden, als ſich die entgegengeſetzten in einigen ſeiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geſchichte noch im Norden ſpielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag iſt ganz verſchieden von den nordiſchen Liedern in dem lateiniſchen Werke des Saxo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, deſſen Liederſtoff an Friſche dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieſer auffallende Unterſchied zwiſchen Paul und Saxo, zwiſchen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutſche Lieder aus dieſen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verſchiedenen Charakter von den nordiſchen Eddaliedern finden würden. Schon in den Formen und Verſen erkennen wir aus den wenigen Reſten der etwas ſpäteren Zeit vielfache Unterſchiede, die zu Gunſten deutſcher Einfalt ſprechen. Aber auch in den Stoffen mußte ſich dieſe Ver-

20) Ibid. I, 23. 24.
21) Ibid. VI, 6.
22) Ibid. VI, 24.

schiedenheit zeigen. Einfachere Rücksicht auf gewöhnliche menschliche Handlungen, das Historische und rein Epische, von mythischem Inhalt und lyrisch-dramatischer Behandlung viel freier, würde das Deutsche vom Nordischen unterscheiden. Und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtkunst bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den streng epischen Vortrag des Hildebrandliedes gegen die Edda, die schärfere Scheidung von Poesie und Geschichte in Deutschland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der heutigen nordischen und deutschen Forscher und Gelehrten, wo jene meist der mythischen, diese der historischen Auslegung der Sage günstiger sind, oder auch der Dichter, wo dort die Werke der Oehlenschläger, Grundtwig, Ewald und Tegnèr große Rollen spielen, zu denen bei uns weder Fouqués Romane noch die neueren Skaldengesänge gelangen konnten. Diese müßige Frage über die muthmaßliche oder unwahrscheinliche Uebereinstimmung der Form deutscher und scandinavischer Lieder würde hier nicht berührt sein, wäre sie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht sind, besprochen worden. Wäre uns eine deutsche Edda, älter als die alte nordische, erhalten, durch ein Zusammentreffen fast unmöglicher Glücksfälle, wir würden die interessantesten Blicke in das früheste Treiben unserer Ahnen thun können; sie würde so viel interessanter sein als die späteren Epen, als die Hamase des Abu Temmam wichtiger ist als die späteren arabischen Dichtungen. Eben wie jene in ihrem Charakter von den muhamedanischen Poesien, und die rein von christlichen Influenzen erhaltenen Eddalieder von den späteren Produkten christlicher Dichter, durch eine große Kluft getrennt sind, so würden es auch unsere Arminslieder und selbst die Quellen des Jornandes und Paul von dem späteren deutschen Epos sein, das nur ein Produkt der Völkerwanderung und des Christenthums sein konnte. Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abentheuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbsthülfe alltäglich war, ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung

mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gaſt und dem Feinde. Dieſe kleinen engen Verhältniſſe werden hier wie bei den Angelſachſen, Waliſen und allen Völkern, die uns ſo alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den ſinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten ſo außerordentlich haben befördern helfen, den wir in ſolchen Reſten überall gewahren, und der ſich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles deſſen, was dieſe Naturſöhne nahe umgab und anging. Dieſe Benennungen, in zahlloſen Eigenſchaftswörtern, Metaphern und Umſchreibungen ausgedrückt, bilden den Kern ſolcher alten Poeſien, wie es die jüngere Edda, dieſe nordiſche Poetik, wie es die Bragaràdr ausdrücklich bezeugen, wie Turner mit zu viel Einſeitigkeit dieſe Paraphraſen als das einzig Charakteriſtiſche an der Angelſächſiſchen Poeſie angab. Auch ſind ſie ein Merkmal, das ſich ungeſucht in ſpäteren Nachbildungen des Tons ſolcher Zeiten, wie in Klopſtocks Bardietten, einſtellte. Nicht mit ganz ſo ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutſchen ſein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endloſen Nächte, und wie den Araber die Wüſte, der ſtets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; ich zweifle, ob der deutſche Sänger mit ſtets ſo bereitem Fluge der Phantaſie das Reitthier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, ſeine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schweſter der Kühle, ob er im Schlachtgewühl ſeine blutdürſtige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude ſeinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem leckeren Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angeſicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz ſo grelle Dinge, nicht ſo oft und jeden Moment der Stoff des deutſchen Geſanges, weil der Deutſche auch ſchwerlich ſo viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch ſo viel Grauſamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler ſchnitt, ſo mag er doch auch freilich nicht viel milder geweſen ſein. War ſeine Dichtung das Abbild ſeines Lebens, was konnte ſie dann ſingen von den Männern, die mit ſo großer Wildheit überall im Kampfe erſcheinen — und ihr Kampf war ja faſt ihr ganzes Leben —, überall mit jener fühlloſen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan ſchon ſagte,

ihr Glaube an Unſterblichkeit einflößte; was konnten ſie von ihnen ſingen, die mit jenem Ungeſtüm in der Schlacht wie zum Tanze ſprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe ſie einen Feind erſchlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegſprangen, auf Schilden über Eisberge rutſchten, Ströme ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in ſchweren Waffen durchſchwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten verſuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte ſagten, die unſterblichen Götter widerſtänden ihrer Gewalt nicht. Auf das Entſetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Geſang, gewiß auch der Inhalt ihres Geſangs.

Wir wollen von dieſer Periode nicht ſcheiden, ohne einige Bemerkungen mitzunehmen, welche die wenigen Notizen, die wir über den Geſang der alten deutſchen Stämme beſitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterſchied iſt doch zwiſchen den Erwähnungen der erſten Spuren des Geſangs und den Anſichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten durch jene erſten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finſteren Schrecken. Wir reden nicht von den Muſen und Apoll, die wir erſt der Aventiure und Minne der ritterlichen Sänger entgegenſetzen dürften, da ſie erſt dann ihre poetiſchen Rollen zu ſpielen anfingen, als auch in der plaſtiſchen Kunſt der weichere Styl, die größere Grazie hereintrat; wir reden von dem hohen Styl auch der Sage. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeiſternde Funke gelegt, daß nicht der Sänger um ſeines Geſanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unſterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Urſache vor der Wirkung höher gehalten, ſonſt aber ſetzt der Achäer in das Horchen auf den Geſang die höchſte Luſt ſeines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen ſetzt der irrende Odyſſeus ſein Schiff und ſein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung ſind die feinſten, die je gefunden werden; ſie ſoll durchaus ſtörungslos auf das ganze Gemüth wirken; ſobald ſie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odyſſeus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, ſtatt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, ſogleich wird ſie unterbrochen, weil ſie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit dieſen Vorſtellungen von der göttlichen Quelle

der Dichtkunſt die von Odin's Meth, der aus des Menſchen Bruſt herausgelockt wird; wenn wir auch mit Finn Magnuſſen die ſaubere Fabel gern der ſpäteren Zeit zuſchreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die hiſtoriſche Treue wird im Lied des Rhapſoden vorausgeſetzt, geprieſen wird ſchon damals der plaſtiſche, lebensvolle Vortrag; es iſt die Form, die man preiſt — aber in Godrunarhvöt[23]) iſt es der Inhalt, es ſind, wie im ganzen Mittelalter, die Schickſale, die Abentheuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern", und wo der muſikaliſche Vortrag eine Wirkung macht, da iſt in allen nordiſchen und finniſchen Anekdoten von der Gewalt des Geſangs der Effect ein bizarr übertriebener, und meiſt läuft er auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenſchaft hinaus. Wie ferner die griechiſche Kunſt auch ſpäter nicht fremden Zwecken gedient hat, ſo erſcheint ſie ſchon ſo frühe durchaus ſelbſtändig und herrſchend. Obgleich ebenſo wie bei dem Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich ſeine edle Muße, ſeine feſtungsartige Wohnung, ſein Adel, der nur in der Stärke der Fauſt beſtand, ſich hierhin bezog, ſo diente doch ſein Geſang dem Kampfe nicht; ſtill ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geſchrei ſich zu begeiſtern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrſcheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgeſang war er ſchwerlich vor der größeren Ausbildung des Geſangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, ſondern als Gebet zu dem Gotte. So iſt auch die Vereinigung des Wahrſagerthums mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle ſtörte ferner den ſanften Geſang, der aus milder Begeiſterung floß, das rohe Einſtimmen der Menge; die Maſſe ſingt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelſachſen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier ſpielt ſie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutſchen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es iſt jetzt erwieſen, daß dieſe Sängerklaſſen nur den galliſchen und nordiſchen Nationen eigen waren, und daß wir dieſen Irrthum der gelehrten Vermiſchung dieſer Völker und der Barden-

23) Str. 21.

begeiſterung in Deutſchland zur Zeit der Denis und Kretſchmann zu danken haben[24]). Ich halte nicht einmal dafür, daß man die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunſt machten, in den alten Zeiten häufig ſuchen darf; dies ſcheint der Umſtand zu beweiſen, daß ein fränkiſcher König den Theodorich um einen Citharöden erſuchen muß[25]), der überdies vielleicht nur ein römiſcher Muſiker war. Wo aber dieſe gewerbsmäßigen Sänger vorkommen, da erſcheinen ſie in ihrem Verhältniſſe zur höfiſchen Geſellſchaft — beſchenkt wohl für ihre Kunſt und geſucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet, wie faſt in allen Zeiten der Schauſpielerſtand, mit Ausnahme der Perioden der höchſten Blüthe der Dichtkunſt, wo man auf einen Augenblick dergleichen Vorurtheile abzulegen pflegt. Wenn man die Benutzung ſolcher Sänger zu Botendienſten betrachtet, wenn man ſieht, wie im Wariniſchen Geſetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher geſetzt wird, was eher auf eine Geringſchätzung als auf eine Auszeichnung deutet, ſo ſieht man, welch ein ungemeiner Abſtand iſt zwiſchen der Geltung der Kunſt und der Künſtler hier und dem geheiligten Anſehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern.

Es gab alſo keinen Stand unter den Deutſchen, dem die Pflege der Dichtkunſt beſonders anvertraut geweſen wäre, oder gab es ihn doch, ſo ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf ſeiner Kunſt das Anſehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm die Gewohnheit keineswegs das ausſchließliche Vorrecht des Singens und Dichtens ein. Vielmehr ſang bei Gelegenheit in Deutſchland Jeder, der ſich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in Karelen und dem Innern von Oſterbottn Jedermann ein Gelegenheitslied zu machen weiß. Träger und Bewahrer der Geſänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfiſchen Sänger hinhört, erſchallt Volksgeſang; das Volk, die Bauern, hatten die Sage von Dietrich ſchon nach der Quedlinburgiſchen Chronik bereits lange Zeit im Munde[26]); man darf nur die alten Monumente unſerer Geſchichte aufſchlagen,

---

24) S. Koberſteins Grundriß §. 9. und die dortigen Nachweiſungen.

25) Cassiodor. Var. II. 40.

26) Bei Grimm deutſche Heldenſage p. 32. iſt die Stelle ausgezogen: Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.

um überall zu finden von wie unmittelbarer Natur jene Spott- oder Liebeslieder geweſen ſind, die durchaus perſönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entſtanden waren[27]); man darf nur in die Concilien ſehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgeſänge, die noch die Todten verhöhnten, und jene Liebes- und andere profane Lieder, an denen die Kirche Anſtoß nahm, verbreitet und eingewurzelt waren. Die deutſche Dichtung war noch in ihrer Wiege ſchon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde iſt es in dem Maße geweſen, wie ſie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unſere Forſcher auf ihrem Gebiete für das Volksmäßige der Dichtung eine ſo ungemeſſene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen, allmähligen Ausbildung unſerer Nibelungen bei uns ſo wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Geſichtspunkte genommen. Keine Nation kann in irgend einer Periode ihre ausübende Kunſt in ſolch einer Verbreitung und poetiſchen Anſtrich des Lebens ſo ſehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutſchen nach der Abblüthe der ritterlichen Kunſt. Die Poeſie keiner Nation hat ſich ſo ſehr aus dem Volke ſelbſt ohne Pflege von oben gebildet, wie die unſeres vorigen Jahrhunderts. Noch heute ſind die Deutſchen durch alle Klaſſen das geſangreichſte Volk in Europa, und wer nur den gemeinſten Vortrag im Volksgeſang bei uns in ſeiner Innigkeit mit dem kalten und wehethuenden der Franzoſen und dem eintönigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leichtigkeit den erſtaunlichen Unterſchied. Das populäre, bürgerliche, gleichſtellende Element, das in allen Verhältniſſen des deutſchen Lebens durchgeht, erſcheint alſo auch in der Kunſt des Singens und Dichtens; jenes Element, das im Politiſchen ſtets eben ſo ſehr verkannt oder unbemerkt geblieben iſt, wie im Alterthume die große Ariſtokratie der Freien über die Sclaven, weil ſich auf der Oberfläche dort das Monarchiſche eben ſo natürlich bilden mußte, als hier das Republikaniſche, und weil die Menſchen ſelten in ihren Urtheilen über die Oberfläche wegkommen.

Ob aber dieſe Popularität des Geſangs, die wir in der Zeit

27) Man denke an den Mainzer Erzbiſchof Hatto, oder an Benno. S. Norberti vit. Bennonis c. 7. Oder die Stelle bei Pertz Mon. II, 83. und andere, die ich nicht erſt aufzählen will.

des Meiſtergeſangs deutlicher werden beleuchten können, auch der Würde und dem Werth des Geſangs günſtig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geſchäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung zur Folge zu haben. Unſer Kirchengeſang iſt nur durch ſeine Volksmäßigkeit herabgekommen; durch Verallgemeinerung ſchwächt man ſelbſt den Genuß von Kunſtwerken, und unter mechaniſcher Einlernung von Gedichten auf der Schule verdirbt Ueberſättigung auch den Geſchmack am Vortrefflichſten. Unſer letztes Jahrhundert hätte ſchwerlich ſeine Dichtkunſt ſo weit gebracht, wenn nicht glücklicherweiſe das Dichtergeſchlecht faſt ganz ausgeſtorben, ganz in Miscredit geweſen wäre, ſo daß die Schwachen und Furchtſamen nicht wagten herauszutreten; kaum aber war dies äußere Hinderniß gehoben, ſo brach die Fluth der Mittelmäßigkeit in das Gebiet der Kunſt herein, und die Wirkung war, daß ſich die Beſten mit Unmuth abwandten. Die Dichtkunſt ſcheut die Menge. Nicht einmal Athen läßt ſich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte, als überall ſonſt; die eigentliche Demokratie brachte dort aber mit Euripides das Ende der guten Zeit der Dichtkunſt hervor. Ueberall ſuchte die Dichtkunſt liberale Höfe und freigebige Beſchützer; ſie entfaltete ihren höchſten Glanz in der Umgebung kleiner und menſchenfreundlicher Fürſten, denn ſie flieht eben ſo die Gemeinheit des niederen Lebens, wie ſie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. ſogleich erſtarrt. Seit Pindar ſind die größten Dichter am leichteſten dem Vorwurfe der Fürſtendienerei ausgeſetzt geweſen; und umgekehrt, wo die Kunſt des Dichtens am verbreitetſten im Volke war, wie in Italien und Deutſchland im Mittelalter, ſank ſie ſchnell ins Allertiefſte herunter.

Wenn große Theilnahme, weite Anlage und geſunde Richtung ein Volk in Poeſie ausgezeichnet machte, ſo würde Deutſchland mit jedem wetteifern können. Wir werden aber, wie wir oben in den erſten Spuren geſehen haben, ſo ſtets wiederholt finden, daß die productive Thätigkeit der Einbildungskraft in Deutſchland, wie überhaupt in der neuen Welt, immer unbedeutend blieb und daß das bereitwillige Anlehnen an das Fremde uns oft völlig um deren Uebung zu bringen drohte. Das Schickſal der ſpäteren Dichtung hier ſchon im erſten Keime anzudeuten, mußten wir, ſo gefährlich dergleichen iſt, verſuchen; und dies mag die Umwege, die dabei

nöthig waren, entſchuldigen. Auch im Folgenden werden dieſe noch nicht ganz zu vermeiden ſein.

II.

Wirkungen der Völkerwanderung auf den hiſtoriſchen Volksgeſang.

Grundlagen des deutſchen Nationalepos.

Wir haben in dem erſten Abſchnitte aus Zeugniſſen und ſagenhaften Geſchichtserzählungen der Hiſtoriker erfahren, daß unter den älteſten Deutſchen ſchon, dann unter Oſtgothen und Longobarden Lieder verbreitet waren, die die Thaten der Helden beſangen. Für die Geſänge von Dietrich von Bern finden ſich frühe Zeugniſſe; die von Alboin ſollen noch zu Pauls Zeit in ganz Deutſchland geſungen worden ſein[28]). Ebenſo wiſſen wir von den Angelſachſen und Nordländern, daß ſie ſolche Lieder beſaßen. Auch die Geſchichten thüringiſcher Könige waren in poetiſche Sage übergegangen und exiſtirten in verſchiedenen Geſtalten, und die Namen Irnfrit und Irinc ſpielen ſogar in die Nibelungen herüber. Dies führt uns auf eine neue Art von Zeugniſſen und Reſten unſerer früheſten epiſchen Dichtung, auf die Spuren älterer Ueberlieferungen in ſpäteren Geſängen, und vorzugsweiſe in dem Nibelungenliede. Daß wir hier überall auf die Trümmer hiſtoriſcher Sage ſtoßen, beweiſen die Namen des Theodorich, des Attila und der burgundiſchen Könige, an deren geſchichtlicher Beziehung nie gezweifelt wurde; und deutlich ſcheint in dem Untergange der Burgunder eine Erinnerung an die (geſchichtliche) Vernichtung Gundicars durch die Hunnen hindurch. Schon die Verſammlung der Heldennamen ſo verſchiedener deutſcher Stämme und einzelner unbeſtimmter Erinnerungen aus ihren Geſchichten zur Zeit der großen Völkerbewegungen und inneren Stammkriege würde

28) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 27.

es im höchſten Grade unwahrſcheinlich machen, wenn in dieſem Cyclus der bei weitem mächtigſte Stamm, vor dem alle jene übrigen verſchwanden, der fränkiſche allein keine Stelle gefunden hätte. Der Hauptgeſchichtſchreiber der Franken erwähnt zwar nicht, daß die Geſchichten der fränkiſchen Könige in Lieder übergegangen wären, und beobachtet überhaupt ein auffallendes Schweigen über den Volksgeſang, allein er ſchrieb eine kirchliche Geſchichte mehr als eine nationale, und hatte nur Legenden, keine Volksſagen zu erzählen. Andere Zeugen[29]), und der Waltharius, und die Natur der Sache ſetzen es außer Zweifel, daß der fränkiſchen Könige Thaten eben ſo wohl in Liedern gefeiert wurden, wie die aller anderen; wie ſollten auch jene merowingiſchen Familien und ihre ſchauderhaften Greuel unbeſungen geblieben ſein, die an furchtbarem Stoffe die Geſchichten des Hauſes Tantalus weit überbieten? Einzelne Namenähnlichkeiten nun haben ſchon vor langer Zeit auf die Vermuthung geleitet, daß die Geſchichten des auſtraſiſchen Königs Siegbert dem erſten Theile des Nibelungenliedes, der eigentlichen Nibelungen- oder Siegfriedſage zu Grunde lägen. Schon Gottſched war dem auf der Spur; ſpäter haben Göttling[30]) und Leichtlen[31]) die Vergleichung dieſer Geſchichten und Sagen genauer durchgeführt. Ihnen hat ſich in neuerer Zeit Emil Rückert[32]) angeſchloſſen, der, ähnlich wie die mythiſchen Deuter der Siegfriedſage, zum erſtenmale ein zuſammenhängendes Ganze als Reſultat ſeiner geſchichtlichen Auslegung gewonnen hat. Da es uns bei unſrer Darſtellung der Dichtungsgeſchichte jener Zeiten, die durch tägliche neue Forſchungen täglich umgeſtaltet wird, keineswegs darauf ankommt, einer einzelnen Anſicht und Betrachtungsweiſe der Entſtehung unſers nationalen Epos geſchichtliche Autorität zuzuſprechen, ſondern nur auf die neueſten Standpunkte der Forſchungen zu ſtellen, ſo theilen wir die Ergebniſſe dieſer letzten und umfaſſendſten hiſtoriſchen Auslegung mit, und ſtellen ſie darum voraus, weil jede Betrachtung dieſer Sage immer von der Unterſuchung der hiſtoriſchen Anlehnung ausgehen muß.

Nach dieſer Interpretation wäre im Siegfried unſerer Sage der

---

29) Poeta Saxo bei Pertz II, 117.
30) Ueber das Geſchichtliche in den Nibelungen.
31) Forſchungen im Gebiete der Geſchichte I, 2.
32) Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

ripuariſche Siegbert, den Chlodwig auf der Jagd ermorden ließ, verſchmolzen mit dem auſtraſiſchen Könige dieſes Namens, deſſen Hochzeit ſchon Venantius Fortunatus beſungen hatte, (der ihn mit Achill verglich) und deſſen tragiſcher Untergang in Jugend und Siegsherrlichkeit ihn zu einem Helden der Dichtung machte. Das Weſentliche der Aehnlichkeiten läge in den Siegen, die Siegbert über die Sachſen und Dänen erfocht, in ſeiner Vermählung mit der berüchtigten Brunhilde, deren Gedächtniß ſich allerdings unwillkührlich bei der männiſchen Jungfrau des Gedichtes aufdrängt; in der Feindſchaft ſeiner Brüder Guntram und Chilperich, deſſen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ. Guntram ferner hatte einen Feldherrn Ennius (oder Eunius, Heune, Hagen), der mit dem Könige einen großen Schatz in einem hohlen Berg gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brunhilde wäre nun in der Sage mit der feindlichen Schwägerin Fredegunde, wie ſchon der Name zu verlangen ſchien, verwechſelt, und eine Erinnerung an das geſchichtliche Verhältniß läge ſchon darin, daß Siegfried in der nordiſchen Sage mit Brunhilde verlobt war und in der deutſchen ſie dem Gunther gewinnt. Mit Guntram ward weiterhin der burgundiſche Gundicar amalgamirt und die Franci Nebulones mit den Burgunden verſchmolzen. Selbſt Siegfrieds Drachenkampf fände eine ſymboliſche Erklärung in den Siegen des chriſtlichen Helden über die heidniſchen Sachſen und Dänen. Bis hierher hatte unſer Ausleger Vorarbeiter, aber das Folgende gehört ihm eigen, wonach auch die Verhältniſſe der Merwingiſchen Könige zu dem Geſchlecht der Pipine ſchon in dieſe Sage eingegangen wären. Als Merwinger träte nämlich Siegbert an die Stelle von Merováus, der ſich nach Chlodios Tode des fränkiſchen Throns bemächtigte. Nach der Chronik von Hennegau hatte nämlich Chlodio drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald; er hatte ſeinen Verwandten Merováus zum Vormunde ſeiner Söhne beſtellt, der ſie aber verdrängte. Albero gewann jedoch mit alemanniſcher Hülfe einen Theil ſeines Stammlandes wieder, und baute in der Gegend von Mons eine Burg, wo noch im 17. Jahrh. ein Thurm im Volke ſeinen Namen führte. Albero ſtarb 491 und hinterließ zwei Söhne, Walbert von Mons und Ragnicar von Cambray; letzteren erſchlug Chlodwig; Walbert aber hinterließ wieder zwei Söhne, Walbert II. und Ansbert Markgraf von Antwerpen. Von jenem ſtammten die Grafen von Hennegau, mit

dieſem hängt das Haus der Pipine, in dem der Name Nibelung heimiſch iſt, zuſammen. Dieſe Verdrängten gewannen alſo ſpäter verdrängend den Thron der Merwinger wieder. Von dieſen blieb Siegfried von Morland, (Maurunganien, Merwengau) im Gedächtniß, der den Söhnen des alten Stammvaters der Nibelungen das väterliche Erbe hatte theilen ſollen, und ſtatt deſſen für ſich behielt. Der Name der Pipine, der ſpätere Pipinus nanus, ſoll die Verwandlung der Nibelungen in Zwerge erklären; Albero iſt der Alberich der Nibelungen, wo er zwar nur als dienender Zwerg der zwei Nibelungenbrüder auftritt, während dagegen im Siegfriedliede der alte Nibelung und ſeine drei Söhne Zwerge ſind. In die franzöſiſche Sage ging er als Oberon über, in der ſüddeutſchen erſcheint er als Theodorichs Freund und Diener, mit dem der geſchichtliche Albero verſchwägert war; der Zwerg Walbaran, Laurins Vetter erinnert an Walbert, der Name eines der ſchatzhütenden Zwerge in der nordiſchen Sage an Reginar. Die Söhne Nibelungs im deutſchen Liede erhielten ſtatt der vergeſſenen Namen der Brüder, der Eine den Stammnamen Nibelung, der andere (Schilbung) den eines verwandten Geſchlechts in Brabant; man leitete den Einen von Nivelles (belgiſch Nyfels), den anderen von Gemblour ab, das im Munde des Volkes Giblou lautet. Die Localitäten, die ſchon früher in dem Island und Iſenſtein nach dem Yſſellande und Yſſelſteine hinwieſen, erweitern ſich nun in dieſen Gegenden, die man faſt immer als das Vaterland der Siegfriedſage annahm. Die Mark zu Norwegen iſt ſo wenig das Nordland, wie das Iſenland die Inſel Island, ſondern die Mark von Antwerpen, der limes armoricus, danicus, adversus Normannos; die Mark zu Waleis iſt Valois, das Wallonenland, Wälſch Brabant und Flandern; der Walſinger Kämpfe mit den Hundingern deuten auf die Kämpfe der Franken mit den Frieſen an der Hunte. Der Berg des Alberich iſt Mons, der Moor von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir wohnt, die Wohnung des Zwergs Andvara iſt Antwerpen, der Schlüſſel dieſer Lande für die normanniſchen Eroberer. Eben die genaue Bekanntſchaft der Normänner mit dieſen Gegenden erklärt den Uebergang der Sage nach Norden. Der däniſche Sigurd, der in den Eroberungszügen der Normannen eine große Rolle ſpielt, ward mit dem fränkiſchen Siegfried verſchmolzen, er ward jetzt ein Dänenheld, ein Sohn des Südens, der in Dänemark erzogen iſt, aber im Süden, in Hunaland ſein Reich hat,

das man neuerdings gleichfalls hiſtoriſch beſtimmter in Weſtphalen hat finden wollen.

Wer auch in dieſer mit klarem Sinne abgefaßten Auslegung die kühneren Einzelheiten, die wir noch zum Theile verſchwiegen haben, misbilligen, den Druck der Geſchichte auf die Freiheiten der Mythe zu ſtark finden, ja wer zu andern Betrachtungsweiſen geneigt, den ganzen Bau für unhaltbar nehmen ſollte, der muß doch zugeſtehen, daß das Vaterland unſerer Siegfriedſage dadurch größere Beſtimmtheit und die hiſtoriſche Anlehnung neue Ausſichten erhalten hat. Dieſen Vortheil hat die geſchichtliche Interpretation der Sagen immer, daß ſie von neuen Forſchungen und Entdeckungen baaren Gewinn hoffen darf, wie man denn neuerdings auch im Beowulf (in dem Hygelac [33]) hiſtoriſche Beziehungen entdeckt hat, wo man ſie kaum geahnt hätte. Bedenkt man, daß eben dieſe Entdeckungen, daß die Localitäten in der Gudrun, daß das Ludwigslied, die Thierſage, und alles Aeltere und Bedeutendere, was wir beſitzen, uns eben in dieſe Gegenden verſetzt, daß hier in frühen Jahrhunderten derſelbe geiſtige Aufſchwung in den Klöſtern ſichtbar wird, den wir in der Schweiz beobachten, wo ſich die Mönche der ſüddeutſchen Sage annahmen, und halten wir dieſe Umſtände mit der allgemeinen geſchichtlichen Bedeutung dieſer Lande zuſammen, ſo bleibt es keine Frage, daß, wie in Belgien der Anfang aller modernen nordiſchen Induſtrie und der gewaltigſte und dauerndſte Zuſammenſtoß der Stämme war, ſo auch die Hauptwiege der neueren Cultur und Poeſie in Nord- und Nordweſteuropa hier zu ſuchen iſt. Wie in Frankreich die zwei Hauptſtämme der gothiſchen und fränkiſchen Einwanderung verſchiedene Sprach- und Poeſiezweige trieben, ſo zeigen uns in Deutſchland die Siegfried- und Dietrichſagen und die beiden Evangelienharmonien eine nördliche und ſüdliche Dichtung und Sprachbildung. In Frankreich ging die ſüdliche Literatur unentwickelt unter, in Deutſchland die nördliche; daher iſt die Hauptdichtung der Südfranzoſen, die Gralſage, eben ſo verdunkelt und verloren, wie unſere Siegfriedſage, und eben ſo an einen Zweig der nördlichen Mythe, an Artus, angeknüpft, wie bei uns die fränkiſche Sage an die oſtgothiſche. Es iſt alſo wohl natürlich, daß eine größere hiſtoriſche Unſicherheit auf dieſem Theile unſeres Volksepos ruht, die nur

33) Dem Chochilaich des Gregor von Tours III, 3. Vgl. Leo über Beowulf.

durch glückliche Funde literariſcher Denkmale oder hiſtoriſcher Quellen völlig gehoben werden könnte. Zu beidem iſt durch die neue Bewegung in Belgien, die aufs ſchönſte von der Regierung nach dem langen ſtumpfen Schlafe unter der holländiſchen Herrſchaft unterſtützt wird, Hoffnung geworden, und es iſt eine Ehre unſerer deutſchen Literatur, daß dieſer neue vaterländiſche Forſchungstrieb von dem allgemeinen Flor unſerer deutſchen Alterthumskunde und im beſonderen durch Hoffmann und Mone, denen ſich nun noch Kausler geſellt hat, gefördert oder hervorgerufen ward.

Bei ſolchen Anhaltspunkten, die die Geſchichte zu bieten ſcheint, bei dieſen Ergebniſſen oder Ausſichten hört man kaum noch gerne auch auf die geiſtreichſten Auslegungen der mythiſchen Deuter, die uns von allem feſten Boden entfernen möchten. Unter dieſen hat P. E. Müller, der Verfaſſer der Sagabibliothek, indem er die nordiſche Geſtaltung der Sigurdſage als die reinere ausſchließlich ins Auge faßte, eine Auslegung verſucht, die ſich durch Geiſt und Schärfe auszeichnet und ſich eben ſo zu einem allegoriſchen Ganzen abſchließt, wie die Rückerts zu einem hiſtoriſchen. Der Nordländer, der das vaterländiſche Intereſſe an unſerer deutſchen Sage nicht hat, der in ſeiner nordiſchen alle Namen, Locale und Thatſachen in jener Unbeſtimmtheit vorliegen ſieht, die durch die Entfernung von der Heimath der Sage bedingt wird, leugnet jede deutſch-hiſtoriſche Anlehnung derſelben, legt ihren Urſprung in die frühere aſiatiſche Heimath der deutſchen Stämme und gibt dann folgende Deutung. Nachdem er dem Attila und dem Rheine ganz allgemeine Bedeutungen gegeben, fährt er ſo fort[34]): „Bezeichnet Rhein im Allgemeinen einen Fluß, ſo ſind des Rheines Rotherz und Rheinſteine Benennungen für Flußgold, ohne Zweifel in vielen Gegenden das älteſte Gold. Wenn die Menſchen mit Mühe und zuweilen mit Gefahr dies Gold aus den Flüſſen ſammelten, mußten ſie wohl auf die Frage verfallen, wer es dahinein geworfen hätte, und der Beweggrund mußte Misgunſt zu ſein ſcheinen, die dem Menſchen dieſen Schatz entziehen wollte. Forſchte man nun weiter, wer den Schatz geſammelt hätte, ſo geſchah es in Uebereinſtimmung mit anderen perſiſchen und indiſchen Mythen, ſich denſelben von den Bergen des Nordens hergeholt zu denken, dem Lande des Goldes und der Un-

34) Sagabibl. II, 366.

geheuer. Der, welcher ihn holen ſollte, mußte ein junger Held vom Göttergeſchlechte ſein, ein ſiegreicher Krieger (Sigurdr), ein Sohn der Gewalt (ein Volſunge), der durch Erſchlagung der Ungeheuer, die über dem Schatze ruhten (fafner von fiofner, des Schatzes Inhaber), ihn ans Licht brachte. Das Gold als Geld ſcheint nach einer uralten nordiſchen ohne Zweifel auch orientaliſchen Mythe, wovon einzelne Spuren ſich in der Voluſpa finden, nur Unglück über ſeine erſten Beſitzer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der ſein konnte, der misgünſtig den Schatz verſteckte, mußte alſo fallen, und zu Folge der poetiſchen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held ſeine Kraft entwickelt, ſo lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er ſiegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führte ihn in der Wolluſt (des Weibes, gudrruna) Arm und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergeſſen. Nun verließ ihn ſein Glück. Die Söhne der Finſterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Dieſe bewahrten das Gold in des Fluſſes Tiefe, und trotzend auf ihre Stärke fielen ſie durch des Bluträchers Uebermacht, der wieder ſelbſt für ſeine Verbrechen geſtraft wurde.“

Man kann nicht leugnen, daß zwiſchen dieſer Auslegung und ihrem Objecte, der Sigurdſage des Nordens, ein Verhältniß iſt, das den Verſuch dieſer Deutung entſchuldigt und nahe legt, eben ſo wie umgekehrt bei unſerer deutſchen Erzählung von dem Untergange der Burgunder Niemand ſo leicht auf den Gedanken kommen würde, dem Thatſächlichen eine allegoriſche Deutung unterzuſchieben. Selbſt zwiſchen der Sigurd- und der Siegfriedſage iſt derſelbe Unterſchied bemerkbar, den wir ſchon oben allgemein zwiſchen nordiſchen und deutſchen Vorſtellungen, Sagen und Dichtungen vermutheten. Faſt Alles, was in der deutſchen Geſtalt dieſer Sage hiſtoriſche Beziehungen an die Hand gibt, fehlt in der Sigurdſage; Alles, was hier die mythiſche Anſicht begünſtigt (Fafner, der Schatz, Brunhilde u. A.), iſt in der deutſchen unverſtanden entſtellt oder gar nicht aufgenommen. Wie hier der Nibelungenhort eine Rolle ſpielt aber nicht durchführt, ſo kann man dort das Hiſtoriſche des Atli annehmen oder verwerfen. Schiebt man an die Stelle der aſiatiſchen Entſtehung, die auch von andern Nordländern wie Finn Magnuſſen nicht beachtet wird, die deutſche, ſo iſt ganz offenbar, daß die Sage

bei ihrer Verpflanzung von Deutſchland nach Norden dem Kreiſe mythiſcher Vorſtellungen nahe gerückt ward, die in der nordiſchen Dichtung überall herrſchen; wie es denn ſchon für die mythiſche Auslegung eine misliche Sache iſt, daß im Beowulf kein Schlangentödter Siegfried gefunden wird. Und eben ſo offenbar iſt, daß, als die Sage in der nordiſchen oder einer ähnlichen veränderten Form, nachdem ſie in Deutſchland langehin verſchwunden geweſen ſcheint (indem ſich vor dem 11. Jahrhundert kein deutſches Zeugniß für ſie findet), wieder Aufnahme bei uns fand, ſogleich der hiſtoriſche Trieb der deutſchen Sage ſie in ein klares durch unmythiſche, menſchliche Thatſachen geſchlungenes Verhältniß mit unſerer einfachen und unmythiſchen Dietrichſage ſetzte. Immer, ſieht man, geht der Zug dort nach dem Wunderbaren und Mythiſchen, hier nach dem Einfachen, und — um nicht zu ſagen Geſchichtlichen — nach dem Thatſächlichen menſchlicher Verhältniſſe. Ob ein Volk ſeinen Sagen vorzugsweiſe dieſen oder jenen Charakter geben ſoll, hängt lediglich von den Verhältniſſen der Zeiten und Räume, worin ſie entſtehen, von der Natur und der Geſchichte des Volkes ab, das ſie gebiert und pflegt. Iſt ein Volk geneigt zur Betrachtung und Abſtraction, zu Beſchaulichkeit und ſinniger Verſenkung, oder wie die Scandinaven beherrſcht von einer gewaltigen Naturumgebung, welche die menſchlichen Kräfte überragt, fehlt ihr wie den Kelten und Indiern die geſchichtliche Entwicklung, Thatſachen, und mit ihnen die Kenntniß des handelnden Menſchen, ſo wird jeder Sage, die es in ſeinem Schooße erzeugt, das hiſtoriſche Element abgehen, und jeder, die es adoptirt, wird es das hiſtoriſche Element abſtreifen; es wird feſte lebende Geſtalten univerſaliſiren, aus Perſonen und Menſchen Ideen und Götter machen, die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit, die menſchliche Wirklichkeit gegen die Wunder der Natur vertauſchen, es wird beimiſchen, was Alles nur eine Sage mythiſch, ja myſtiſch und allegoriſch machen kann. Sind ja zu gewiſſen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen hiſtoriſchen Begebenheiten, noch ehe ſie fertig waren, allegoriſch gedeutet worden. Völker dagegen und Zeiten, die ſchon in der Helle, nicht der Geſchichtſchreibung, aber der Geſchichte liegen (und unſre deutſchen Väter ſind ein ſolches Volk, das wir nur in ſolchen Zeiten kennen), gehen durchaus von nüchterner, verſtändiger Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, die ſich mehr auf die menſchlichen Verhältniſſe als auf die Erſcheinungen

der Natur wirft. Die ganze Geſchichte der deutſchen Dichtung und Sage, wenn wir auf Zeugniſſe und Documente bauen wollen, zeigt bis jetzt, daß, je weiter wir in der Zeit zurückgehen auf die kleinen Verhältniſſe der inneren Stämme, deſto mehr die menſchliche Wahrſcheinlichkeit wächſt, und die geſchichtliche Anlehnung deutlicher wird, und daß, was ſpäterhin mythiſchen Charakter trägt, von anderen Zeiten geſchaffen, erworben und hervorgeſucht wurde, denen die alte Tradition unter neuen Ideen und Erfahrungen unklar ward. So iſts auch in der griechiſchen Sage; und Einerlei Scheide iſts, die die ſcandinaviſchen und deutſchen, die thraciſchen und griechiſchen Stämme, ſo wie die mehr auf die Natur gerichteten und hiſtoriſcher auf den Menſchen bezogenen Sagen in beiden Ländern trennt. Aller Sage Grund beruht immer auf Thatſächlichem, nur dies macht ſie zur Erzählung; der Menſch hat nichts zu erzählen, was ſich nicht auf Beobachtungen thatſächlicher Verhältniſſe bezöge. Seine Erzählung wird Geſchichte, wo ſie ein klares Object hat, dem das erzählende Subject gewachſen iſt; ſie wird Sage und Mythus, wo der Gegenſtand unfaßlich, der Erzähler noch nicht beobachtungsfähig iſt. Zwei große Objecte aber hat ſchon der urſprüngliche Menſch ſeiner Beobachtung gegenübergelegt: Natur und Menſchen. Das Erſcheinende in der Natur iſt ihm objectiv räthſelhaft und dunkel, das Geſchehende unter den Menſchen aber nur ſeiner mangelhaften Beobachtungsgabe nach; beides verſchwimmt vor ſeinem idealen Bildungstriebe aus dem Wirklichen ins Wunderbare, und das letztere erfahren wir in den hellſten Zeiten noch jeden Tag. Die unfaßlichen Erſcheinungen in der Natur aber werden den Menſchen allmählig klarer durch ihre ſtete Wiederholung und Gegenwart, durch immer erneute Einprägung ihrer Wohlthaten oder Schreckniſſe; das Geſchehende wird deutlich, aber noch nicht des Geſchehenden Grund. Gründe geſchehender Dinge aber hat der Menſch in ſich ſelbſt und der Willenskraft ſeines Geſchlechts gefunden, er holt daher mit einem der Phantaſie eigenen Pragmatismus die Erklärung der Naturwunder aus der Menſchheit, belebt die Kräfte der todten Natur, gibt ihnen Perſönlichkeit und Willkühr, knüpft ſie an die Menſchheit, aus der er ſie entwickelte, wieder an und bildet ſich ſeine Götter. Ganz umgekehrt werden die an ſich, im Momente des Geſchehens, faßlichen Begebenheiten unter den Menſchen allmählig unklar, weil ſie ſich nicht wiederholen, weil ſie verſchwinden, weil eine ſtets neue

Gegenwart ſtets neue Ereigniſſe in die Seele prägt und die alten verdrängt. Sollen dieſe halten und dauern, ſo müſſen die menſchlichen Urheber ungemeſſene Wohlthaten oder gewaltſame Andenken den Geſchlechtern hinterlaſſen haben, die ſich gleich den wiederholten Wirkungen der Natur durch Tradition der jungen Einbildungskraft immer neu beleben. Stellt die Gegenwart neue Großthaten zu den vergangenen, ſo werden ſich beide je nach ihrer inneren Größe verdrängen oder miſchen, es wird ein Held den andern in Dunkel ſtellen oder ſich mit ihm meſſen und vergleichen, oder gar verſchmelzen. Aus der älteren Ueberlieferung wird immer mehr das Einzelne ſchwinden; jene Beweggründe, die in den gegenwärtigen Ereigniſſen unter den Menſchen klar vorliegen, gehen am erſten in der Zeit verloren, weil ſie das Ideelle, Unbildliche in dem Geſchehenden ſind; nun hüllen ſich im umgekehrten Verhältniſſe die Handlungen in wunderbare Motive, die Wirkungen in wunderbare Kräfte, man holt mit demſelben kühnen Pragmatismus der Einbildungskraft die Erklärung der menſchlichen Wunderthaten aus der Natur, oder aus der ſchon gebildeten Götterwelt, und knüpft die Heldenſöhne an beide an. Im letzten Falle werden ſie als Götterſöhne in deutliche den menſchlichen Verhältniſſen abgeſehene Beziehungen mit den Göttern geſetzt werden, im andern Falle aber, wo eine ausgebildete und tiefgewurzelte Götterlehre noch nicht oder nicht mehr vorhanden iſt, da werden ſie mit den unentwickelteren Geſtaltungen der Naturkräfte, mit Rieſen und Zwergen Gemeinſchaft, und von ihnen Gaben und Kräfte haben. Strebt ſich in ſolchen Verhältniſſen die Naturmythe noch in den helleren Zeiten der menſchlichen Sage weiter zu entwickeln, ſo wird ſie von der todten Natur auf die organiſche, dem Menſchen nähere, übergleiten, und die Thierwelt geſtalten. In ſolch einer Lage waren die Germanen bei ihrer Erſcheinung in der Geſchichte, d. h. bei ihrem erſten Zuſammentreffen mit andern Völkern. Dieſe kamen zu früh, und in ihrem Gefolge Aufklärung und Geſchichte, als daß ſich eine große Tradition von Götter- und Heroenmythen hätte bilden können. Die Menſchenſage lockerte ſich früh von der Naturmythe ab, die Naturſage (im Thierepos) näherte ſich vielmehr dem Thatſächlichen der Geſchichte. Die Heldenſöhne haben mit keinen Göttern zu thun, und mit den perſonificirten Naturkräften treiben ſie ein Spiel, das der Ueberlegenheit ſchon ſicher iſt. Ganz anders in der nordiſchen und in der griechiſchen Sage, zwiſchen denen die

deutſche völlig in der Mitte liegt. Die nordiſchen Mythen ſprechen ſelbſt in ihren menſchlichen Theilen ein großes Uebergewicht der Natur, die griechiſchen ſelbſt, wo ſie am meiſten Naturmythen ſind, die Gewalt der geiſtigen und göttlichen Kräfte des Menſchen aus. Die Thierſage, dieſes charakteriſtiſche Product jener mittleren Lage, war daher aus entgegengeſetzten Gründen bei den Scandinaven und den Griechen entweder gar nicht oder nicht in der naiven, urſprünglichen Geſtalt möglich, wie bei den Germanen; die ideelle Mythologie der Griechen, die ſchon eine grundtiefe Anſchauung der freien Menſchennatur vorausſetzt, konnte im Norden nichts Aehnliches treffen; die der Scandinaven, die den Druck feindlicher Gewalten und Naturverhältniſſe auf den Menſchen zu lange darſtellt, hätte in Griechenland nicht dauern können; beides paßte nicht auf den deutſchen Boden, am wenigſten auf jene niederländiſchen und hochdeutſchen Gegenden, wo wir ſo frühe römiſche Bildung Hand in Hand mit der deutſchen erblicken, und wo zuerſt unſre Dichtung die Volksſage geſtaltend ergriff. Auf deutſchem Boden erblicken wir die Sagendichtung uranfangs gleichmäßig entfremdet den Ungeheuern der nordiſchen, den Götterbildern der griechiſchen Mythe; ſie lehnt ſich in der Menſchheit an die Geſchichte und in der Natur an das Reich, dem ſie eine Geſchichte leihen konnte; das Wirkliche, dieſer große Grundzug unſerer ganzen Dichtung, der ihr die höchſte Ausbildung und Verirrung unmöglich machte, war gleich im Beginne ihr charakteriſtiſches Abzeichen.

Wenn ſich dies an der Siegfriedſage am wenigſten darzuſtellen ſcheint, ſo läßt ſich das wohl erklären. Das Land, in dem wir die Siegfriedſage heimiſch finden, hatte, ſcheints, zu aller Zeit die Eigenthümlichkeit, weil die materiellen Thätigkeiten zu groß waren, ſeine geiſtigen Producte fallen zu laſſen und Andern Preis zu geben; faſt kann man das ſogar von ſeiner Sprache ſagen. So wurde die Thierſage, die doch hier unſtreitig ihre erſte Pflege, wo nicht Entſtehung hat, von den Franzoſen, ſo die Siegfriedſage von den Normannen gehegt, als ſich vielleicht ſchon in der Heimath Wenige um ſie kümmerten. So iſt das Gudrunlied, das ebenſo auf dieſe Gegenden hinweiſt, hier und faſt überall vergeſſen worden, und gleichſam nur durch ein Wunder erhalten. Daß auch die Siegfriedſage in den Niederlanden vergeſſen ward, daß man dort im 13. Jahrh. nur unſere deutſche Geſtalt derſelben zu überſetzen wußte, kann alſo

unmöglich ein Zeugniß gegen ihre Entſtehung auf dieſem Boden ſein; ja es iſt vielmehr faſt evident zu machen, daß ſie vergeſſen werden mußte. Sie wäre nothwendig in deutſcher Sprache verfaßt geweſen, die hier verdrängt ward; ſie hätte das Loos der deutſchen Sage, von den franzöſiſchen höfiſchen Dichtungen in Schatten geſtellt zu werden, nothwendig viel bitterer tragen müſſen, da ſich die franzöſiſchen Trouveres mit Perſon, Sprache und Dichtung in die verwandten Provinzen ſchon im 12. Jahrh. eindrängten; und ſpäter, als die deutſche Volksſprache im 13.—14. Jahrh. eine Reaction gegen die franzöſiſche machte, war der Hang zur Geſchichte und Reimchronik gerade hier ſo entſchieden, daß ein Maerlant die ganze ältere poetiſche Literatur, die er verdammte, auch gleichſam verdrängte. Noch mehr: neben einer induſtriellen und politiſchen Bildung, die hier vorherrſchte, beſteht die poetiſche nicht lange, ſo wie in Handelsſtädten die theuerſten Denkmale alter Baukunſt dem Bedürfniß der proſaiſchen Gegenwart weichen müſſen. Haben ja die Engländer ſelbſt ihrem Shakſpeare ſein volles Recht zu thun uns überlaſſen. Selbſt dies iſt noch nicht Alles. Wie ſollte ſich eine Sage, die, wenn ſie wirklich hiſtoriſche Elemente hat, ſich in unentſchiedne Mitte zwiſchen die merovingiſchen und pipiniſchen Geſchlechter ſtellt und einen Merovinger zum tragiſchen Helden macht, wie ſollte ſie ſich erhalten können bei dem ſteigenden Glanze der Karolinger, der bald alle Gedichte in ungeheurem Umfang füllte und der Stolz aller niederländiſchen und franzöſiſchen Chroniken iſt? Es iſt alſo kein Wunder, daß dieſe Sage auswandern mußte, wenn ſie ſich halten wollte, es iſt kein Wunder, daß ſie mit einer Auswanderung nach Norden eben ſo ihre hiſtoriſche Natur verlor, wie die Thierſage bei den Franzoſen ihren flandriſchen Charakter, beides nach den Eigenthümlichkeiten der Nationen, die die Sage überkamen. So haben wir die Anzeigen, daß dieſe letztere Sage auf deutſchem Boden wieder eine verſchiedene Geſtaltung erhalten habe. Ein ſo glücklicher Fund im Gebiete der Siegfriedſage, wie der ältere Reinaert in dem Thierepos war, würde wahrſcheinlich allem Zwieſpalte ein Ende machen. Jetzt liegen ſich Sigurd und Siegfried ſo ungleich gegenüber, wie die Auslegungen des Nordländers und des Deutſchen, die wir gegeben haben. Wir können uns nicht erwehren, Elemente der fränkiſchen Geſchichte in der Siegfriedſage anzuerkennen, wie verdunkelt ſie auch ſeien. Ein einziges Zeugniß, daß man im 8.—10. Jahrh. bei der

Brunhilde an Siegberts Gattin gedacht habe, würde dieſe Anſicht gegen die mythiſchen Ausleger ſicher ſtellen, die überall den großen Fehler begehen, daß ſie Geſchichte immer nur das nennen, was in den dünnen Chroniken verzeichnet ſteht, daß ſie bei der geſchichtlichen Deutung nicht von großen entſprechenden Verhältniſſen, ſondern von einzelnen Facten wollen ausgegangen haben, daß ſie die wenigen ſolcher Facten, die der hiſtoriſche Ausleger beſitzt, als ein Zeichen ſeiner Dürftigkeit nehmen, während ſie ein reiner Ueberſchuß ſind, ſobald man ſich hinein denkt, was einem Volke in dem erſten Feuer ſeiner Phantaſie Geſchichte iſt und wie es die hiſtoriſchen Thatſachen behandelt. Daß die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe uns Deutſchen eigenthümlich zuſagend iſt, liegt ſchon darin, daß unſere Meiſter der deutſchen Sagenkunde, die Grimm und Lachmann, die ſonſt von ſo großen Einflüſſen ſind, die Fortſchritte derſelben nicht hemmen konnten. Was uns wieder die mittlere Anſicht dieſer Männer, die der Sage und Geſchichte ihr gleiches Recht thun möchten, dabei aber mit offener Vorliebe dem Mythus ein Uebergewicht geben, erklären muß, iſt die Zeit, in der dieſe Anſichten entſtanden. Sie wurzeln weſentlich in der romantiſchen Periode unſerer Literatur, und ſind als Reſte der Lieblingsvorſtellungen jener Zeit in Kritik und Forſchung übergegangen. Dabei muß jedoch anerkannt werden, daß ein durchaus richtiger Takt dieſe Männer leitete, die Sage vor den Uebergriffen der unvernünftigen Deutelei der Geſchichtsforſcher zu retten. Ihre Betrachtung, die zwiſchen Hiſtorie und Mythe die Mitte hält, ſpricht ſich hauptſächlich dahin aus, daß ſie die zwiefachen Elemente des deutſchen Epos geſchieden haben, das hiſtoriſche der Dietrich-Attilaſage und der Burgundiſch-hunniſchen im Allgemeinen anerkennen, und ihre allmählige Verſchmelzung untereinander und mit der Nibelungenſage nachweiſen, die ſie als eine rein mythiſche, als eine Götterſage bezeichnen. Wenn hier Rüdiger mehr ein Gott als ein Menſch genannt, und Hagen von Göttern hergeleitet, bei der hiſtoriſchen Auslegung dagegen Fafnir und Reginer hiſtoriſch erklärt und von Hagen der Senſenmann Hayn abgeleitet wird, ſo ſieht man wohl, wie ſelbſt die grenzachtenden Forſcher hier und da ihr Gebiet verrücken, das genau abzuſtecken auch nicht in der Möglichkeit der Dinge liegt.

Dies iſt der Punkt, wo der hiſtoriſche Betrachter eines Erzeugniſſes der Volksſage, der es nur im Verhältniß zu ſeinem erzeu-

genden Boden betrachtet, immer abweichen wird von dem kritiſchen Unterſucher deſſelben, der gerne auf eine reine Geſtalt und einen urſprünglichen Kern gelangte. Kern einer Sage würde man aber nur nennen können, was in Natur oder Geſchichte ihr feſtliegender Grund iſt; ehe man dorthin gelangt, würde man ſich immer nicht beruhigt fühlen. Zu dieſem Grunde könnte man aber nur auf dem Wege jener hiſtoriſchen und phyſikaliſchen, realen und ſpeculativen Deutungen zu kommen verſuchen, bei denen wir uns eben ſo wenig beruhigen, weil die Einen, nach Jacob Grimms Worten, allzuleicht „in lebloſe Dürre ausarten und das poetiſche Wohlgefallen an den Mythen ſtören, die anderen das geiſtige Prinzip derſelben verflüchtigen.“ Wenn es undenkbar iſt, das wir aus den geringen Zeugniſſen und aus den geringen poetiſchen Reſten der Sage, ſo wie aus den Trümmern unſrer alten Geſchichte und Mythologie zu einem ſolchen reinen Kerne gelangen, und wenn alle an ſich achtbaren Verſuche hierzu nur als Proben ſcharfſinniger Forſchung ihren eigenthümlichen Werth haben werden, ſo iſt es eben ſo wenig zu vermuthen, daß wir mit denſelben Mitteln auf eine urſprüngliche und älteſte Geſtalt der Sage durch kritiſche Sichtung gelangen können, und ſelbſt Lachmann wagte dies nicht zu hoffen[35]). Alles zuſammen liegt in der Natur der

35) Wir theilen aus ſeiner Kritik der Nibelungenſage p. 342. (im Anhang der Anmerkungen zu den Nib. 1836.) ſeine Zuſammenſtellung der Züge mit, die er für alt und ächt hält. „Sigufried Sigumuntes Sohn, ein Walſung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weiſen und kunſtreichen Alb, der Regino (Rathgeber) heißt und zwar Menſchengeſtalt, aber die eines Zwerges hat. Er verſchafft ihm ein Roß und ſchmiedet ihm ein Schwert, mit dem Sigufried einen eiſernen Amboß ſpalten kann: ſo reizt er ihn, der Nibelungen Hort und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerſt hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Waſſers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß ſeine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn ſie es nicht als Wergeld für den erſchlagenen Ottar gegeben hätten; nicht nur das Gold, womit der Otterbalg ausgefüllt war, ſondern auch den Ring, welchen ſie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeſchlecht zwiſchen Göttern und Menſchen, das nun im Beſitz des verderblichen Schatzes war, rieb ſich unter einander auf. Ottars Bruder tödtete den Vater: Regino ward von dem andern verdrängt, der in Geſtalt eines Wurmes ſein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, hat Regino den jungen Sigufried aufgereizt, den Wurm zu tödten: S. aber erſchlägt beide. Durch das Gold und zumal durch den Ring iſt er unermeßlich reich, die Tarnkappe gibt ihm die Fähigkeit, ſeine

Sache ſelbſt. Die Sage hat keinen ſolchen feſten Grund, von dem ſie ausginge, ſonſt würden wir Geſchichte an ihrer Stelle haben; ſie hat keinen Moment Ruhe in ihrer Ausbildung, außer wo man ſie unbeachtet liegen läßt. Objectiv auf einen Kern oder auf eine Urgeſtalt einer Sage zu kommen, iſt darum unmöglich, weil ſie Sage iſt. Wie ſchwer iſt dies ſelbſt bei der Geſchichte, die dieſe objective Grundlage hat, ein genau Erkundetes, ein Geſchehenes, wie es in den Worten (Geſchichte, ἱστορία) liegt. Hier kommt es auf den Sachverhalt an, bei der Sage (Legende, μῦθος), wie es wieder in den Worten liegt, auf das, was die Menſchen berichten. Dieſe Ueberlieferung geſtaltet ſich bei der gereifteſten Beobachtungsgabe der gebildetſten Menſchen in jedem Munde um, wie ſollte ſie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantaſie je einen Moment ſtille geſtanden haben? Hat ſie ja nach ſo vielen Jahrhunderten der Vergeſſenheit der kritiſche Forſcher, der ſo viele Ehrfurcht vor ihr hat, nicht in Ruhe laſſen können, und hat ihr das Unächte abzuſtreifen geſucht, was ihr Andere als ächt wieder anſetzen werden! Was hat es genützt, daß man 1800 Jahre die reine Geſtalt der Chriſtusſage geſucht hat und ihren hiſtoriſchen oder mythiſchen Kern? Bei jeder Aufſtellung einer ſolchen Geſtaltung beginnt der alte Streit wieder von Neuem, denn jeder will von dem Geſagten wieder ſagen, da ihn nichts zuverläſſig Geſchehenes verhindert, das er als geſchehen ſtehen laſſen müßte. Für den hiſtoriſchen Betrachter alſo iſt nichts

---

Geſtalt in die eines andern zu verwandeln. Dennoch bei all dieſer Herrlichkeit iſt er durch den Beſitz des Goldes in der Gewalt der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umſonſt verlobt er ſich mit der kriegeriſchen Königstochter Brunihild: ſein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will ſie ſelbſt haben. In der Tarnkappe unter Gundahars Geſtalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, er gibt ihr den Ring aus dem Schatze und bringt ſie dadurch in die Gewalt Gundahars, ſie erkennt Sigufrieden nicht. Er ſelber bekommt ein anderes Weib, Grimhild, die Schweſter Gundahars. Brunhild rühmt ſich des tapferſten und würdigſten Gemahls, dem S. weichen müſſe; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug; ihr Ring ſei aus dem Nibelungenhort, der ſie gewonnen ſei S., nicht Gundahar. Brunhild, die ſich nun ſelbſt erinnerte, daß ſie an dem vermeinten Gundahar die leuchtenden Walſungaugen erkannt habe, wüthig auf alle, läßt S., der für offenen Angriff unbeſiegbar iſt, meuchleriſch ermorden, und tödtet ſich ſelbſt. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet ſind, fällt an ſeine urſprüngliche Herrn zurück und ſie verſenken ihn in den Rhein."

übrig, als daß er das dürftige Allgemeinſte der Sage als jene vage Grundlage betrachtet, die wir ihr allein zuſprechen können, daß er, wie die Sage ſelbſt, ſich mit dieſen ſchwachen Spuren ſchweigend begnügt, und daß er dann mit ihr ihre Metamorphoſen durchlebt. Er kann ſagen, was die chriſtliche Sage in der Zeit der Apoſtel, der Kirchenväter, des heil. Franciscus und der Reformation, und wieder, was ſie in allen dieſen Bildungsſtufen gemeinſam war; er freut ſich ihrer in dieſer oder jener Geſtalt, wenn er ſich nur aus der Perſönlichkeit, die ſie geſtaltete, aus der Oertlichkeit, die ſie veränderte, aus der Zeit, die ſie anders anſah, alle dieſe Verwandlungen erklären kann; und er wird ſich vor Allem hüten, die Formationen ganz verſchiedener Zeiten oder Völker zu verwirren, was gegen die erſten Principien hiſtoriſcher Kritik ſein würde. Betrachten wir nach dieſer Anſicht die deutſche Sage, oder den Stoff des Nibelungenliedes (denn nur mit dieſem, der in den älteſten Zeiten zu ſuchen iſt, nicht mit der Form, die ſpäteren Jahrhunderten angehört, haben wir es hier zu thun), ſo werden wir der Mythe und Geſchichte, die kleinen Einzelheiten verſchmähend, die auch die Sage nicht reſpectirt, auf eine edlere Weiſe ihr Recht thun, beide auf eine befriedigendere Art ſcheiden, und großartiger von dem hiſtoriſchen Element der Sage wie von dem eignen und ſelbſtändigen Werth der mythiſchen Auffaſſung der Geſchichte denken lernen.

Die hiſtoriſchen Namen in unſerer Volksepopöe weiſen uns auf die Zeiten der Völkerwanderung als auf die der Entſtehung der Sage hin. Verſetzen wir uns in das ſiebente Jahrhundert, ins Innere von Deutſchland, entblößt von der Wiſſenſchaft römiſcher Geſchichtſchreiber in den Geſichtskreis deutſcher Beobachter, ſo werden wir noch kaum eine Kunde übrig denken dürfen von einem gothiſchen Reiche, das verſchwunden war, aus deſſen Blüthe nur noch der Name des erſten Hauptes in die Folgezeit herüberragte. Die hunniſche Herrſchaft war aus den Grenzen der deutſchen Sprache, nicht aus dem Gedächtniſſe gewichen, denn jener Attila ſchien der eigentliche Held ſolcher Wanderzeiten geweſen zu ſein, in deſſen Dienſt der Gothe ein Vaſall war, der ſich bald wieder auf den Trümmern der hunniſchen Macht erhob. Im Inneren war Deutſchland nach unaufhörlichen Auswanderungen erſchöpft, die Geſchichte drängte ſich über die Grenzen, Longobarden Normannen, Angeln erhielten glänzende Sagen, denn ſie verrichteten große Thaten. Wenige Völker-

ſchaften blieben in Deutſchland in geringem Anſehen; mit den heidniſchen Sachſen und Dänen verfeindete ſich der neue Glaube und die Cultur, die ſich im Weſten ausbreitete. Thüringen verſchwand bald und hinterließ kaum ein dürftiges Andenken; die Alemannen wurden und blieben von den Franken ganz verſchlungen; Burgund fiel mit Franken zuſammen, es verlor ſich langſam, und erſt nachdem es an den hervorſtechendſten Begebenheiten in der fränkiſchen Herrſcherfamilie Theil genommen. Dieſe Familie allein trat in den Vorgrund der Geſchichte: Könige, deren Dienſtmannen mächtiger und gewaltiger waren als ſie ſelbſt, deren Haus von Greueln der Habſucht und des Mordes erfüllt war. Auch dieſer Stamm lag ſchon halb außerhalb des Geſichtskreiſes deutſcher Sänger, und es war wohl natürlich, daß man ſeine Sage bald mit der burgundiſchen verſchmolz, die von der Hunnenzeit her ein Eigenthum des deutſchen Liedes war. Noch dazu konnte im 9. Jahrh. die burgundiſche Sage neuen Farbenglanz erhalten, als ſich das untergegangene Reich erneute. Blickt man von dieſen äußeren Verhältniſſen auf die inneren Triebfedern aller Geſchichten jener Zeit, ſo geht aller Ehrgeiz eines heroiſchen Zeitalters auf den Ruhm der Stärke und den Glanz des Beſitzes, was beides den that- und erwerbſüchtigen Helden von der neidiſchen Natur und von den Mächtigen unter dem Menſchengeſchlecht ſtreitig gemacht wird. Ein ſolches Geſchlecht mit ſolchen Beſtrebungen zeigt uns Geſchichte und Sage, jede auf ihre Weiſe, wie es unter ſich ſelbſt ſich aufreibt und untergeht; ein anderes zeigt uns in den Ottonenzeiten, und deutlicher in Karl dem Großen und ſeinen Helden die fortſchreitende Geſchichte und Sage, wieder eine jede auf ihre Weiſe; und man kann kaum finden, daß ſo viele Jahrhunderte früher die Sage eigenmächtiger mit Theodorich und der fränkiſchen Dynaſtie verfahren wäre, als ſie nachher mit Karl verfuhr. Wir finden den Kern der Geſchichte alſo in der Sage wieder, in einen eigenen Körper gebildet; wir finden keinen weſentlichen Zug vergeſſen, keine weſentliche Localität verſäumt, keinen edlen des Andenkens würdigen Namen verloren. Die Sage läßt der Geſchichte, wie in abſichtlicher Vermeidung, ihre Thatſachen und üblichen Benennungen, und es iſt ſchwerlich parador zu ſagen, daß es einſt eine Zeit gab, wo die dichteriſche Ueberlieferung die Geſchichte ſo verſchmähte, wie ſpäter die Anfänge der Kritik ſich gegen die dichteriſche Sage wehrten.

Beides, Geſchichte und Mythe, würde ſich beſſer vertragen, mehr einander genähert, und wie in der griechiſchen Dichtung wechſelſeitig getragen haben, wenn es nicht unſer eigenthümliches Schickſal geweſen wäre, daß gleich vom erſten Auftreten unſrer Väter an Geſchichtſchreibung neben der mündlichen Tradition exiſtirt hätte. Dieſes unnatürliche Verhältniß ward durch die Stellung der neuen Welt zur alten nothwendig, es verdarb uns aber unſre anfängliche Geſchichte und Sage zugleich. Die hiſtoriſchen Werke liegen als Chroniken dürr und trocken da, und laſſen uns die inneren Zuſtände in unſrer Heimath kaum ahnen. Die Gedichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen ſollen, Sitten und Zuſtände, die ſich im Laufe der Fortbildung des Epos ſo leicht nach den Zeiten ändern, genau, und enthalten dafür deſto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele ſein müßten, die der ändernden Hand ſpäterer Jahrhunderte eher Trotz geboten, die unſer Volksepos epiſcher und plaſtiſcher geſtaltet haben würden, als es jetzt iſt. Daß dies nicht ſo ward, dürfen wir beklagen, obgleich uns die Einſicht in die Natur der Verhältniſſe zu geſtehen zwingt, daß in den Zeiten des großen Zuſammenſtoßes der deutſchen Urſtämme mit der römiſchen Cultur und ihrer Wanderungen, die den Erdkreis umſpannten, ein anderes Verhältniß nicht möglich war, eine andere Sage und Dichtung gar nicht entſtehen konnte.

Wir müſſen bei der Betrachtung unſerer alten Geſchichte nie vergeſſen, daß die theuerſten religiöſen und hiſtoriſchen Erinnerungen unſerer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir ſie deutlicher in der Geſchichte auftreten ſehen, ungeſtört ihrer Fortpflanzung überlaſſen wurden. Man beachte nur in der politiſchen Geſchichte, welche ſchnelle und auffallende Fortſchritte die römiſche Cultur auch unter den ſtets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man verſuche ſich dann überhaupt eine Vorſtellung von der Wirkung zu machen, welche die ſtets wachſende Bekanntwerdung mit den Römern auf die Deutſchen mit der Zeit ausüben mußte. Ein endemiſches Volk, das nur kleine Kriege, Abentheuer und enge Verhältniſſe kannte, Reibungen zwiſchen unmächtigen Häuptern, einen Himmel voll Götter, deren einſtigen Untergang ſie beſangen, weil ſie auch ihre eigene Herrlichkeit täglich wechſeln ſahen, ein ſolches Volk plötzlich in die vielfältigſten Berührungen mit einer gebildeten, mächtigen, glänzenden, weltherrſchenden Nation gebracht, in einen

ungeheuren Kampf der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im erſteren in eben dem Verhältniſſe ſiegte, als es im anderen, beſonders ſeitdem das Chriſtenthum hinzutrat, unterlag. Ein Kampf von zehn Jahren hatte einſt in Griechenland alle früheren Sagen in ſich aufgenommen und verſchlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampf von halb ſo vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungsluſtigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiſeſte Spur verſchwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von ſeiner Familie riß, ſondern die einen Volksſtamm nach dem andern aus ſeinen urſprünglichen Sitzen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, ſondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Beſitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verſchlagenen Häuptlings, nicht die Zerſprengung eines Völkerſtamms, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Cultur, der Spiele und Orakel des Mutterlandes (denn nur wer aufs kühnſte die geiſtige Entwickelung im Raume von Jahrhunderten überblickte, könnte darthun, daß auch Deutſchland von ſeinen großartigen Colonien ſpäter mehrfach den Vortheil der Anregung eigner Cultur hatte); es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheurer Volksmaſſen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zerſplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimiſchen Sprache und Sitte, ein völliges Vergeſſen der alten Sitze, und Vertilgung der mächtigſten Reiche und der ausgebreitetſten Cultur. Was in dieſen Zeiten Rüſtigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Frühern reizte den Verſuch der Spätern; ſtets neue Begebenheiten verſchlangen die alten ſelbſt mit der Erinnerung daran.

In allen romaniſchen Landen, wohin deutſche Stämme kamen, ſchwand der alte Volksgeſang ſchnell vor der römiſchen Cultur. In Spanien ging die lateiniſche Dichtung ihren Weg ungeſtört fort. Die fränkiſchen Könige, ſahen wir ſchon oben, verſchrieben ſich Citherſpieler aus Italien. Unter den Geiſtlichen der Oſtgothen war griechiſche Bildung ſchon in ihren Sitzen an der Donau zu Hauſe geweſen, wie außer anderen ausdrücklichen Zeugniſſen ſchon die Bibelüberſetzung des Ulfilas allein beweiſt; in Italien bemächtigte ſich Caſſiodor ihrer Geſchichte, nicht im Sinne des Volks, ſondern in

gelehrten oder politiſchen Abſichten[36]); ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine Spur von national-gothiſchem Sinne, ſondern allein auf das Auskramen ſeiner klaſſiſchen Gelehrſamkeit bedacht; und bald ward ja durch chriſtliche Prieſter die Geſchichte zur Kirchenhiſtorie, wie bei Gregor und Beda, bald durch ſie die Volksſprache verachtet, verlacht und in falſcher Scham abgelegt. Daß wir unter dieſen Umſtänden noch in der longobardiſchen Geſchichte Trümmer behalten haben, welche wenigſtens einen Schatten von einer Volksgeſchichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder halten, wenn nicht dieſes Volk, von wilderer Natur und weniger zum Verſchmelzen und Civiliſiren geſchickt, eben in Folge dieſes Charakters feſter an ſeinen alten Ueberlieferungen gehalten und wenn nicht das vorübergehende Intereſſe für nationale Alterthümer am Hofe Karls des Großen die Entſtehung von Pauls Werke begünſtigt hätte. Je mehr aber die Gelehrten ſich von ihren Nationen entfernten, je mehr ſie die Pflege des hiſtoriſchen Liedes oder der Volksgeſchichte verſäumten, je näher ſie ſich in ihrem Vortrage den römiſchen Geſchichtſchreibern und den Kirchenvätern anſchloſſen und alle heidniſchen Fabeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr ſie alſo frühzeitig und voreilig alles poetiſche Element aus der Geſchichte entfernten, deſto voreiliger und frühzeitiger ſcheint ſich dann auch die geſchichtliche Sage von dem hiſtoriſchen Elemente, von dem treuen Anſchluß an die geſchichtliche Wahrheit entfernt zu haben.

Dies muß alſo, wenn wir es recht bedenken, die Urſache ſein, warum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer hervorgebracht; wir meinen keine Geſchichte, die neben dem ächteſten hiſtoriſchen Gehalte einen ſo kunſtmäßigen Plan und ſo rein poetiſche Anlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinſten dichteriſchen Charakter ſich ſo treu der Wahrſcheinlichkeit und Wirklichkeit anſchließe, wie die Ilias, das ſo viele hiſtoriſche Feſtigkeit, locale Gewißheit und plaſtiſche Lebendigkeit beſitze. Allein

36) Cassiod. Var. IX, 25. Originem gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis a majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies imperaret. So lobt er ſein Werk ſelbſt in Athalarichs Namen.

wie leicht war es auch dem Griechen, ſeinem Gedichte jene geſchichtliche und geographiſche Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja, der ſeitdem das Thema aller Geſänge blieb, hatte in beſuchter Nähe geſpielt; unmittelbar nach der Zerſtörung der Stadt ſiedelten ſich eben dieſe Zerſtörer, die Achäer, an eben dieſer Küſte an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmählig aus, lieferten ſie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis ſie endlich die herrliche Geſtalt erhielt, in der wir ſie jetzt bewundern. Ein ſo günſtiges Geſchick iſt Deutſchland nicht geworden; wer will uns verachten, daß wir nichts ſo treffliches geſchaffen haben? In jener Welterſchütterung liegen die Stoffe unſerer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unſeres Vaterlands die entartete alte Welt regenerirt und ganz Europa mit unſerem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Geſang ſtocken; denn wo — auch in unſeren Zeiten — blüht der geiſtige Verkehr in der Mitte der Thaten, die alles Intereſſe einzig an ſich reißen? Bis ſich die Nationen friedlich niedergeſetzt hatten, war plötzlich der geiſtliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm ſich aller Dinge an, es war ihm eine Angelegenheit, die heidniſche Sage zu hemmen; kein Skaldenſtand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, ſtand ihm entgegen; im ausgewanderten Volk ſchrieben die Pfaffen lateiniſche Geſchichten, die Niemand verſtand, als ſie ſelbſt, kein Sänger brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie ſollten ſo die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geſchickt, kannte alle ſeine Genoſſen, erzählte von ihnen und beſang ſie, und der lebhafteſte Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechiſche Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerſtämme vergeſſen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die oberſten Häupter blieben erkennbar; und unter dieſen war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines aſiatiſchen Despoten mehr, als in der rüſtigen Thätigkeit eines alten deutſchen Fürſten; und Theodorich im entfernten Süden ſchloß Bündniſſe und politiſche Heirathen, ſtellte die Landescultur in Italien her, und ſchickte Feldherren an die ſelten bedrohten Grenzen ſeines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie ſollte es anders ſein, als daß jede Sage

leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Intereſſe, in Ungewißheit, in Allgemeinheit ſchwamm, die dann jeden einlud, der urſprünglich mageren Dichtung einen Zug der Erdichtung zuzuſetzen. Aller alte Stoff ward über dieſer Erſchütterung vergeſſen; dieſer neue aber konnte weder zur Geſchichte werden, denn Niemand konnte damals das römiſche Reich oder die barbariſchen Nationen überblicken (und bis heute hat ja die Völkerwanderung noch keine genugthuende Bearbeitung erhalten!); noch auch konnte er zur poetiſchen Sage werden, denn auch hier war der Gegenſtand zu unendlich groß, als daß er dichteriſch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch kann man ſagen, daß es geſchehen ſei. Es geſchah in Deutſchland, welches nach der maßloſen Erſchöpfung durch die Wanderungen in den nächſten Jahrhunderten ſo gut wie gar keine eigne Geſchichte, keine neuen Intereſſen haben konnte, das alſo ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſeinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen geweſen, ſo würde uns vielleicht die Dietrichsſage hiſtoriſcher und plaſtiſcher vorliegen; jetzt ſehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, als das Reſultat einer reinen Anſchauung darin ausgedrückt, nicht aber poetiſch verſinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanerſage: Niebuhr nannte die Zerſtörung dieſer Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelasgiſchen Stammes; in ſeiner ganzen Größe wird uns das nahe Factum dichteriſch veranſchaulicht, jene Idee aber iſt in der Ilias ſo wenig zu finden, wie das Factum der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieſer Seite betrachtet, wird es einem etwas ſchärferen Auge wenig ſchwer fallen, in der Natur der Geſchichte ſelbſt die Nothwendigkeit in der ſpätern Geſtaltung der hiſtoriſch-poetiſchen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Maſſen vorgeht, oder vielmehr wo größere Maſſen die Begebenheiten geſtalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht ſchon große Zeiträume hinter dem Factum lagen, ehe nur ein dichtender Mann ſich ſeiner bemächtigte, da fällt ſogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie ſie der Grieche beſaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit ſind die Quelle der unbeſtimmteren Vorſtellungen des Menſchen von den Dingen. Jede Ferne hat für uns Wunder; Wunderbares zu vergrößern iſt

aber unſere Phantaſie immer am geſchäftigſten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menſchlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Chriſtenthum und den beſchaulichen Hang der Deutſchen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenſeitige Welt herein, in deren Geſtaltung die Chriſten freien Spielraum hatten, ſo haben wir alle Elemente des Romantiſchen beiſammen, das wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, ſeinen allgemeinſten Urſprung in der Erweiterung des Geſichtskreiſes hat, und in unſerem Bemühen uns der Erſcheinungen und Begebenheiten mit der Phantaſie zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen nicht können. Es muß von dem Geſchichtſchreiber der Dichtung neuerer Nationen gefordert werden, daß er der Ausbildung dieſer romantiſchen Vorſtellungsart nachgehe. Was in dieſem Punkte beſonders von den Engländern, vielfach auch von Deutſchen geſchehen iſt, iſt für eine hiſtoriſche Betrachtung meiſt unbrauchbar. Es wird ſich aus dem Verfolge dieſer Geſchichte deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literarhiſtorie irgend eines europäiſchen Volkes ſtreng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt innerlichſt zuſammen. Welch eine Beſchränktheit iſt es nun, zu zanken, ob die romantiſche Kunſt durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzoſen oder die Araber über die Welt gekommen ſei! Man muß daher die innere hiſtoriſche Entwickelung dieſer neuen Anſicht der Dinge zu verfolgen ſuchen, und dazu liegt hier der erſte Anlaß, weil für das deutſche Nationalepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrſchend finden. Dies ſind große Heerfahrten, Völkerkämpfe und unbeſtimmte geographiſche Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutſcher Stämme übereintrifft, ſo daß unſere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die ſpäteren franzöſiſchen Dichtungen zu den Kreuzzügen erſcheinen. Leitet ſich das Wunderbare theilweiſe von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, ſo ſieht man ſogleich, wie der Gebrauch deſſelben in den deutſchen Epen viel unbedeutender ſein mußte, als in den franzöſiſchen, und es ſtellt ſich auch durch Ledebur's und Dahl's Unterſuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographiſche Unbeſtimmtheit mehr verſchwindet. Hätten wir mit der ſcandinaviſchen Poeſie zu thun, ſo würden wir die allererſten Spuren romantiſcher

Vorſtellungen in der halben Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn dieſe Vorſtellungen haben eine ſo regelmäßige Entwickelung, daß man deutlich zeigen kann, wie ſie ſich erſt ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geſchöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforſcht iſt, ſich mit der Fremde, mit ihren Beſonderheiten, mit Reiſen und Reiſeabentheuern beſchäftigen, daß ſie dann vom Raume in die Zeit überſpringen und erſt die älteren, dann auch die neueren Geſchichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verſchiedener Weiſe in die räthſelhafte Geiſterwelt eindringen, ſo daß ſie ſich von Anfang bis zu Ende immer mehr verflüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Aſyls zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, deſto mehr ſehen wir jene Anfänge herrſchen, je neuer, deſto mehr dies Ende. So iſt die nordiſche Dichtung mit Rieſen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit ſonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde. Alles Geographiſche iſt hier vag und ungewiß, denn die Fahrten der Nordländer gingen zur See vor ſich, die Fremde ſpielt hier nicht die große Rolle, wie in dem Volke, von deſſen Kerne die große Wanderung über Europa ausging. In unſeren Nibelungen nur ſtehen wir noch auf dem bekannteren heimiſchen Gebiete, und das Ungewiſſe in den localen Beſtimmungen iſt noch unbedeutend. Allerdings iſt anzunehmen, daß vieles Geographiſche Zuſatz ſpäterer Zeiten iſt; für die Beobachtung aber, wie das Romantiſche in allen Zeiten und bei allen Bildungsſtufen ein ſteter Begleiter der Vorſtellungen von einer ungewiſſen Ferne iſt, iſt es gleichgültig, ob dieſe Beſtimmungen alt oder neu ſind. Hier nun iſt die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Localen, wie in dem Geſchehenden das Einfache und Natürlichere ſchwindet, ſobald ſich der Held der erſten Hälfte von dem ſüdlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteriſtiſch. Durch die ganze Geſchichte läßt es ſich unendliche Male zeigen und es iſt ſchon anderswo darauf aufmerkſam gemacht worden[37]), wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimathlichen Boden faſt nothwendig die Entfernung aus dem Kreiſe der Wahrſcheinlichkeit oder gar Wahrheit mit ſich führt. In den jüdiſchen Sagen iſt vor und nach der Wanderung nach und

37) Hiſtoriſche Briefe p. 107 sq.

aus Aegypten Einfachheit und Planheit, aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wolsungen und Giukungen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odyssee ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten, es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise cultiviren konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Massilier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; durch Alexander aber ward der veränderten Dichtungsart nicht nur, sondern allen veränderten Vorstellungsarten und den Tendenzen der neuen Zeit überhaupt der erste Impuls gegeben; der Osten überwog jetzt und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft; die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabentheuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es, nicht zufrieden mit Indien, auch in den Westen, bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und fern im Westen. Arioste Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig; mancherlei konnte sich, wie noch in Persiles und Sigismunde die alten griechischen Romane, reproduciren, allein original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geisterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantische, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verschlagenen Reiseabentheurer in der Odyssee oder in der jüdischen Sage begonnen hatte, mit

einem einzelnen Reiſeabentheurer, dem Robinſon, vollſtändig auf und konnte ſelbſt dann nur als Kinderbuch ſeine größte Wirkung machen.

Das deutſche Nationalepos kam durch dieſe Verhältniſſe in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Schaubühne und den ungeheuren Spielraum der franzöſiſchen Gedichte nicht, welche ſich über den ganzen Oſten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen poſitiven Gewinn an Vorſtellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maße die Unbeſtimmtheit der Localitäten, ſo hat es doch die Unbeſtimmtheit der Facten. Dies liegt wieder in dem Charakter der Geſchichte, die die Grundlage eines jeden Volksepos iſt. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweiſe in dem engeren Stamme der Longobarden herrſchen ſahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, ſelbſt des erſten Theiles der Nibelungen, der Charakter einzelner Begebenheiten, enger heimathlicher Verhältniſſe, kleiner Könige, wie wir ſie bisher trafen, mußte ſeit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereigniſſe wurden von den ungeheuerſten Bewegungen verdrängt, der feſte vaterländiſche Boden mit der ungewiſſen Fremde vertauſcht, die kleinen thätigen habſüchtigen Könige, wie noch im Walther, weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur ſchwer im Kampf erſcheinenden, reichen und glänzenden Herrſchern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich ſo wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit ſelbſt ſie kannte. Sobald ſie erſchienen waren, ſtrebte die Dichtkunſt, dieſe großen Perſönlichkeiten, um welche ſich alle geſchichtlichen Begebenheiten anlegten, in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo ſich dann bald die poetiſchen Sagen ebenſo in Einem Cyclus um ſie verſammelten. Der Dichter, ſagt Dahlmann, will durch ſeine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunſt, der ſich durch Beſingung der uralten Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem ſtehen, was die Gegenwart leiſtete. Er ſagt es in Bezug auf einen beſonderen Fall bei Saxo: es läßt ſich auf die geſammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenſtänden, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, dieſe zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunſt, ſie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelaltrigen Dichtungen ſogar den inneren Zwang anſieht. Hier liegt

unſtreitig eine der Haupturſachen des Misfallens, das ſo Viele an dieſen Epen finden. Das Faßbare und Einfache verſchwand aus der Geſchichte; an die Stelle der Kraft trat die Macht, an die Stelle des Vaterlandes die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Maſſen; man kann Alles zuſammenfaſſen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältniſſen und Umſtänden gegenüber, dem Menſchen des urſprünglichen Inſtinctes nothwendig wird, ein weitausſehendes aus Planen und Grillen, aus Ideen oder Launen fließendes Beſtreben. Dies ward weiterhin der Charakter der Fürſten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ward der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten. Dies geſchah ſeitdem der äußere Glanz der arabiſchen Reiche, wenigſtens ihr wunderbarer und fremdartiger Glanz das Altrömiſche, und ſeit Karl der Große die alten Könige der Völkerwanderung in eben dem Maße übertraf. Der Geiſt des Romantiſchen nahm in der handelnden Welt ſelbſt überhand; genährt durch die erſten Poeſien nach der Völkerwanderung und durch allmählige Bekanntſchaft mit griechiſcher und römiſcher Geſchichte, gab er jetzt ſeinerſeits wieder in den Unternehmungen eines Karl der Poeſie erweiterten Stoff zurück. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz ſeiner Herrſchaft, ſeine großen Projecte, ſein Weltüberblick in den Ideen von Einem Chriſtenreich und Einer Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, ſeine Entwürfe zur Verbindung von Flüſſen und Meeren, ſeine Verhältniſſe zu dem Chalifen, ſein Wegſpringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römiſchen Kaiſernamens, alles dies ſind in der Geſchichte und Wirklichkeit Erſcheinungen, welche den Erfindungen der Dichter analog ſind: was Wunder alſo, wenn der Lobgeſang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäſar in Eins verſchmilzt! Aber ſchon lange vor Karl finden wir dies Verſchmelzen geſchichtlicher Erinnerungen: wenn Jornandes von ſeinen Franken das kaum ſich erholende Troja wieder zerſtören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich neben einander gerückt, oder geſchichtliche Züge von dem Fall des Burgunderkönigs Gundahar und von dem des Attila in den catalauniſchen Feldern vielleicht in die Nibelungen gemiſcht werden! Dieſes Beſtreben „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu ſammeln, oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geſchlechter", das Zuſammenrücken von Räumen,

Zeiten und Menſchen iſt der germaniſchen Sage uranfangs ſo natürlich, ſie iſt ſchon ganz frühe darin ſo übermäßig kühn, wie es nur ſo ganz ungewöhnliche Zeiten möglich machen, die uns auch die Geſchichte ſelbſt nur im großen Ueberſchlag der Jahrhunderte vorlegen kann. Welch ein Document iſt dafür nicht das Eine angelſächſiſche Gedicht der travellers song [38])! So rieſenhaft drückt die Phantaſie eines jungen Volkes die Länder und Geſchichten zuſammen, die ihm auseinanderzuhalten zu unbequem wird! Ein ſolches Beiſpiel von der Art und Weiſe, wie die dichtende Kraft ſo früher Zeiten mit Thatſachen und Localen umſpringt, ſollte hinreichen uns die richtigen Begriffe von der hiſtoriſchen Anlehnung einer Sage zu geben; ſollte hinreichen uns davon abzuſchrecken, das Maß unſerer Kritik an ſie zu legen, und zwei Elemente aufeinander wirken zu laſſen, zwiſchen denen es kein Bindemittel jemals gegeben hat noch jemals geben wird. Was haben nicht die Gesta Romanorum auf die einzige Beobachtung hin, wie die römiſche Cultur in das Recht aller Völker eindrang — was die reali di francia auf die Betrachtung der Verdienſte der fränkiſchen Könige um das Chriſtenthum hin, Alles wunderbar gedichtet und zuſammengeſtellt! Nicht anders ging es in Bezug auf die Völkerwanderung.

Die großen Verhältniſſe, in denen ſich die deutſche Sage, der Natur der Geſchichte nach, von Anfang an bewegte, mußten gleich ihren erſten Anfängen die Fähigkeit mittheilen, ſich an einander zu reihen, zu wachſen, ſich innerlich auszubilden; ſie veränderten das hiſtoriſche Lied, das ſich auf ein einzelnes Factum bezog, jene Geſänge, über die wir oben ſo viele Zeugniſſe hörten und von denen uns das Ludwigslied ein Beiſpiel gibt; ſie ſetzten dieſen in ſich fertigen und abgeſchloſſenen Liedern Rhapſodien zur Seite, die ſich als Theile auf ein größeres Ganze beziehen ließen. Den Nordländern entgeht ein ausgebildetes Epos und eben ſo jene Anfänge, die in ſich die Anlage gehabt hätten, ſich zu einem ſolchen zu bilden.

Die nordiſche Dichtung kennt den Sigurd in ganz anderer Weiſe, als die deutſche; überall in Familienverhältniſſen und vereinzelter, wo ihn die deutſche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an ſein Schickſal das Schickſal von

38) Im Anhang von Kemble's Beowulf. Deutſch von Ettmüller: Sängers Weitfahrt.

Völkern knüpft. Wer dieſe Siegfriede des Nordens und der Deutſchen vergleicht, wer die Volſunga und Vilkinaſage neben einander lieſt, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandlied zuſammenhält, der wird ſogleich finden, daß die ſcandinaviſche Poeſie überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutſche aber überall einen großen Zuſammenhang vorausſetzt. Jener ſagt der lyriſche Schwung, der Dialog, der dramatiſche Effect, der kurze gedrungene, räthſelhafte Ausdruck zu, wo der deutſchen nur die epiſche verſinnlichende Breite und der langſame gemeſſene Gang der Erzählung dient. Darum fügte ſich Sigurd in die Dietrichſage nur ſchwer, und darum iſt Dietrich ſeinerſeits in den Norden faſt gar nicht gedrungen. Dennoch war die gothiſche Sage ſo weit verbreitet, daß ſie bis nach England kam, wo uns Winke erhalten ſind, nach denen viele Helden der Sage für uns verloren gingen. In dieſen Zeugniſſen ſchon werden überall jene großen Verhältniſſe angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteriſtiſch iſt; und dieſe treten auch in dem berühmten Hildebrandliede hervor, dem faſt einzigen Reſte, der uns auf die reiche Volksdichtung blicken läßt, die im 8—10. Jahrhundert geherrſcht haben muß, ehe es den Geiſtlichen gelang, dieſe Trümmer des Heidenthums[39]) dem Volke ganz zu entziehen.

Was die Sage ſelbſt angeht, ſo ſcheint hier ſchon dem Schauplatz nach, der beſonders nach den ſpäteren Bearbeitungen offenbar Italien iſt, ſo wie in dem Auftreten des Odoacher mehr geſchichtlicher Grund zu ſein, und man nimmt ſicherer jederlei Entſtellung in den ſpäteren Sagen an, als umgekehrt hier einen Verſuch, die Sage mit der Geſchichte übereinſtimmender zu machen. Wir ſetzen die Arbeiten der Gebrüder Grimm und Lachmann's über dies Lied als bekannt voraus[40]); verweiſen wenigſtens jeden Leſer auf ihre Ausgaben, der vollſtändige Belehrung darüber ſucht. Die ſchönſten Aufſchlüſſe über das Techniſche unſrer alten Dichtkunſt, über die Allgemeinheit der

39) Ein ganz heidniſches Ueberbleibſel, und grade für die deutſche Mythologie ſehr bedeutend, ſind die neulich erſt bekannt gewordenen Merſeburger Gedichte Jac. Grimms, über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutſchen Heidenthums. Berlin 1842.

40) Lachmann, über das Hildebrandlied (in den Abhh. der Berliner Acad. 1833.) J. und W. Grimm, die beiden älteſten Gedichte aus dem 8. Jahrh. Caſſel 1812. W. Grimm, de Hildebrando etc. Gotting. 1830.

Alliteration in allen deutſchen Stämmen, über den Mangel des Reimes u. dergl. danken wir der Auffindung dieſes Fragmentes und des zugleich von den Grimm herausgegebenen Weſſobrunner Gebets; wir kommen hierauf mit wenigen Worten weiter unten zurück. Es iſt übrigens von dem höchſten Intereſſe, ſchon in der erwähnten Reimform den Unterſchied des Charakters unſerer älteren Poeſie von der ſpäteren zu bemerken; man muß nur Sinn dafür haben, wie der Reim, mag man auch ſagen was man will, etwas unnatürliches in der epiſchen Erzählung und in jede reine Dichtkunſt erſt ſpät mit einem gewiſſen weiblichen Princip Hineingerathenes iſt, und wie wir vielleicht nur dieſem Alliterationsweſen zu verdanken haben, daß unſere Poeſie auch nach der Aufnahme des Reims die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Silbenzählung der romaniſchen Nationen aufgab, indem die Alliteration ſich an Accent und die Geltung der Worte genau anſchloß. Das Vaterland unſeres Liedes ſetzen die Herausgeber nach Heſſen und nennen den Dialekt, der doch ſehr ins Niederdeutſche neigt, fränkiſch, der Zeit nach gehört es ins 8. Jahrhundert, iſt alſo mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutſche Gedicht vor dieſen letzteren durch größere Wahrſcheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungeſuchteres menſchliches Gefühl ausgezeichnet iſt, und ſei die Darſtellung auch an einigen Punkten ſo kernig und kraftvoll, die Sprache ſo kühn wie in der Edda, ſo iſt doch keine Spur von jenen Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von abſichtlicher Dunkelheit und lyriſchem Schwung: die epiſche Form drängt ſich hier im Gegentheil ganz überraſchend, faſt wie bei Homer in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe, die jeder ächten Poeſie ſtete Begleiterin iſt, liegt hier über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz und nicht beſſer erhalten iſt[41]). Wenn wir es mit den ſpäteren Behandlungen vergleichen, ſo iſt es einzig, in wie vielen bedeutenden Punkten das kleine Fragment höchſt vortheilhaft voranſteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs ſo genau bekannt mit Vater und Sohn, die ſich hier kriegeriſch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den

41) Ueber die fragmentariſche und zerriſſene Beſchaffenheit des Gedichtes vgl. Lachmann's Abhandlung.

Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern ſeinen Namen nicht ſagen will, den Kampf zwiſchen beiden, ſondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über dieſen Unglauben. Wie charakteriſiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders ſtellt dies zugleich das Intereſſe, da nun nicht allein der Leſer, da auch der Vater und der Sohn wiſſen, ſie bekämpfen einander. Hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, kein Effect in Worten noch in Scenen iſt geſucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die poſſenhafte Wendung gekannt haben, wie jene ſpäteren Lieder. Wäre uns dieſer Schluß erhalten, der gerade in den verſchiedenen dichteriſchen Bearbeitungen und in der Vilkinaſage ſo verſchieden behandelt iſt, ſo würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unſer Lied dem größeren Cyclus nahe ſteht. Der Ausgang, wie er ſich in jenen Liedern ſpäterer Zeit findet, die Grimm mittheilt, gibt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; ſie ſuchen dieſe in ſich ſelbſt zu vollenden, ſie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieſer einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, die Neugierde mit ihr zu feſſeln, und gerade damit geben ſie ihr ein beſchränkteres Intereſſe. Dieſe Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen longobardiſchen, in jenen fränkiſchen, in jenem Gedichte von Hermanrich und Svanhild gelegen haben mag, wo immer einzelne geſchloſſene Begebenheiten der Gegenſtand geweſen ſein werden. Als aber durch die Völkerwanderung jenes größere und weitere Intereſſe an einer umfaſſenden Sage von einem Weltereigniß, das ſich in ein einziges rhapſodiſches Gemälde nicht faſſen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze geſetzt werden, der Inhalt ſelbſt ward bekannter, ward Allgemeingut, er verdrängte das Alte, er ſelbſt erhielt ſich gegen jedes Neue[42]). Die Begebenheiten wurden allmählig bekannt, hinfort kam es auf die Begebenheit ſelbſt minder an, es kam jetzt darauf an, die Handlungen intereſſant zu machen, und durch Form und Dar-

42) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied) glaubt, der Dichter des Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, ſo bemerkt W. Grimm ſehr richtig dazu: Möglich! aber ſehr unwahrſcheinlich! ſo daß faſt zu leugnen.

ſtellung zu gewinnen. Hier fängt erſt die eigentliche Poeſie an. Der Stoff, das Leben mag poetiſch ſein, davon gewinnt die Kunſt nicht nothwendig; die Auffaſſung des poetiſchen Stoffes und ſeine geſchickte Behandlung macht erſt, daß ein Gedicht dieſen Namen verdient. Nicht allein iſt das Hildebrandlied für ſeine Zeit in dieſer Hinſicht ganz vortrefflich, auch jener epiſche enge Anſchluß an den weiteren Kreis ſcheint (wenn es nicht zu kühn iſt, aus ſo wenigen Zeilen ſo Vieles herausſehen zu wollen) ſehr bedeutſam, und darin ſcheint der eigentliche Werth und die große Bedeutung dieſes Liedes zu liegen. Schon die urſprüngliche rhapſodiſche Erzählung muß in ihren erſten Keimen die größere oder kleinere Anlage zur Weiterbildung in ein größeres Epos tragen. Wer ein ſcharfes Auge hätte, müßte uns ſagen können, warum ſo viele Stoffe der alten griechiſchen Sage nicht zu epiſchen Gedichten taugten und nicht dazu wurden, warum z. B. der Argonautenzug in der freilich hölzernen Bearbeitung des Apollonius Rhodius, warum aber auch die Herkuleskämpfe in der wunderbaren Auffaſſung des althomeriſchen Geiſtes bei Theokrit eben ſo wenig eine große epiſche Wirkung machen können, als ſie es in wirklich alter Bearbeitung gekonnt hätten. Dergleichen Dinge bleiben mehr oder minder einzelne Geſchichten und zufällige Abentheuer dem Stoffe nach, ſie bleiben der Darſtellung nach einzelne Gemälde, die nur beſchränktere Wirkung üben, weil ſie nur auf einen Augenblick feſſeln; ſie haben keine Anlage für engere Verbindung zu einem Allgemeinen und Ganzen, das den Leſer oder Hörer nicht blos augenblicklich unterhält oder zerſtreut, ſondern ihn ganz und dauernd in Anſpruch nimmt. Außer einigen griechiſchen Reſten gibt es vielleicht keine rhapſodiſche Erzählung aus alter Zeit, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engeren Zuſammenhang mit einem epiſchen Ganzen ſo deutlich an ſich trägt, wie dieſes Hildebrandlied; ja wenn wir nicht blos ein Bruchſtück hätten, ſo würden wir vielleicht den beſtimmten und ausgemalten Schluß jener anderen Lieder in unſerem alten nicht finden, ſondern das Ende würde uns anderswohin weiſen, eben wie gleich im Anfang das Intereſſe bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit über die Gegenwart hinweg geht. Die Tauſende von Verſen in der Ravennaſchlacht oder der Flucht geben nicht ſo ein paſſendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieſes kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenweſen,

das in ſpäteren Gedichten ſo leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eiſenfreſſeriſchen übergeht, tritt hier in einer Reinheit und Würde und zugleich ſo plaſtiſch beſtimmt heraus, daß ſich höchſtens die zweite Hälfte der Nibelungen daneben ſtellen dürfte.

So weit alſo führte die Völkerwanderung, daß ſie die urſprüngliche poetiſche Erzählung, welche in ſich abgerundeter, paſſender für den Geſang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöſte, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältniſſe und Zuſtände, die ſich nicht in eine einzige Empfindung aufnehmen, nicht mehr in Einem muſikaliſchen Vortrag abſchließen ließen, ſondern die durch die Phantaſie aufgefaßt, und in ein großes Bild von einer eigenen Welt geformt ſein wollten, welches die ganze Seele des Menſchen zu beſchäftigen geeignet wäre. Stoffe zu einer einfachen poetiſchen Erzählung zu bieten, war, wie wir ſehen, jede einfache Begebenheit, die nicht alles Intereſſes ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encycliſchen Rhapſodien konnten nur ſolche außerordentliche Begebenheiten erſchaffen, wie der Trojanerkrieg, wie dieſe Völkerwanderung und die Kämpfe des Chriſten- und Heidenthums. Das eigentliche volksmäßige Epos weiſt daher überall nur auf den Süden, wo größerer Völkerverkehr durch Lage und Verhältniſſe erleichtert war; ſo die Dietrichs-, die Karls- und die Graalſage; der Norden pflegte das Abgetrennte, wie er ſelbſt abgetrennt war, und wo er am reinſten abgeſchloſſen iſt, wie in Island, da iſt auch ſeine Poeſie am originellſten. Auf ſolchen großen Erſchütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir beſitzen; und wo ein einzelner Dichter ſich epiſche Gegenſtände wählte, da griffen die größten Köpfe am entſchiedenſten nach ſolchen Begebenheiten, wie Arioſt, Taſſo, Camoens, oder nach ſolchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geſchichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter, wie Milton und Klopſtock. Allein mit dieſer Materie zu der epiſchen Rhapſodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Poeſie auf große Verhältniſſe zu lenken, an denen ſie ſich zerſplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anſtrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erſchaffen; um ihn zu einem Producte der Kunſt zu bilden, bedurfte es der

Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben ſo wie Karl der Große die germaniſchen Nationen wieder zuſammenband, ſo geſchahen von demſelben Bedürfniß aus ſeit ihm und durch ihn die erſten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epiſchen Sagen. Die Nachricht von ſeinem Sammeln deutſcher Geſänge[43]) bezeichnet daher den erſten Schritt zur Zuſammenſetzung epiſcher größerer Gedichte aus einzelnen rhapſodiſchen Geſängen. Denn ſobald eine zuſammenhängende Reihe ſolcher Lieder gegeben, aufgeſchrieben und bequem zu überſehen war, ſo mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateiniſchen und griechiſchen Literatur bekannt zu werden ſtrebte und der poetiſch das Alterthum zu verjüngen ſuchte, von ſelbſt die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Urſprung eines jeden auf dieſe Weiſe aus Volksgeſängen entſtandenen Epos. Eine Zuſammenſetzung dieſer Art fließt aus einem beſtimmten Gedanken, um den ſich die einzelnen Theile feſt verſammeln, den ſie halb dem epiſchen Dichter an die Hand geben, den dieſer zur anderen Hälfte ausbildet. Dieſe Einheit, die man lächerlicherweiſe als einen Beweis gegen die volksmäßige Entſtehung der großen Epen hat geltend machen wollen, iſt die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geſchloſſenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall ſeine Entſtehung und im Mittelalter insbeſondere ſeine ungeheure Verbreitung und Mannichfaltigkeit demſelben Geiſt, der, wie er hier das Zerſtreute und Vereinzelte in der Poeſie, ſo in anderen Verhältniſſen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterſtand, die Handwerker in Gilden verband und ſchloß. Es iſt das Beſtreben, ganze Corporationen zu vereinigen und mit Ideen zu durchdringen und für Ideen zu begeiſtern; jenes Beſtreben, das dem ganzen Mittelalter einen ſo poetiſchen und idealen Anſtrich gibt, der nur ſeine Kehrſeite hat, weil die Ideale allzuſchnell und häufig in Träumereien und fixe Ideen ausarteten. Jedes beſſere Epos im Mittelalter iſt, wie jedes größere Beſtreben dieſer Zeit von Ideen getragen; und dieſe unterſcheiden ſich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyſſee durchdringen, ſo charakteriſtiſch, wie die ganze moderne Dichtkunſt von der antiken. Sie unterſcheiden ſich wieder unter ſich, und das Aeltere, reiner Volksmäßige, eben das deutſche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das ſpä-

43) Die bekannte Stelle bei Eginhart.

tere, das ſchon reine Abſtractionen, die der Poeſie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpunkte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieſer Menſchen Geiſt beſchäftigte! ſie blieben dadurch hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutſche Epos mochte wohl ſtreben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es ſcheiterte daran, wie Karl der Große, indem er ſuchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutſchen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Chriſtenthums zu vereinigen. Wunderbar, wie Alles, was dieſes Beſtreben Karls nachher ſo plötzlich zu nichte machte, gerade auch das deutſche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegenſatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten ſchon bei Karls Lebzeiten ihn beſorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher ſtatt der geſuchten Einheit Spaltung im Chriſtenreiche hervor und lenkte alle Beſtrebungen der Deutſchen nach dem Süden. So werden wir ſehen, daß die Verhältniſſe zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britiſch-bretagniſche Poeſie, daß die römiſche und chriſtliche Cultur der deutſchen Dichtung die empfindlichſten Schläge verſetzt. Und was immer die Hauptſache bleibt, die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß! Denn dem Dichter und Künſtler kann Niemand, wie es in der Wiſſenſchaft der Fall iſt, bedeutend in die Hand arbeiten; er muß das ganze Leben umfaſſen und je ſchnellere und lebendigere Erfahrung er da machen kann, deſto beſſer iſt es für ihn. Selbſt die einzelnen großen Dichter waren ihren großen Aufgaben ſchon materiell nicht gewachſen, und daher liegen ſo viele Gedichte unvollendet und mit den elendeſten Fortſetzungen durch Andere entſtellt. So ſtarb was Karl der Große für ein deutſches Reich und deutſche Poeſie geſchaffen hatte, mit ſeinem Sohne Ludwig weg, der im geiſtlichen Eifer wieder zerſtörte, was ſein Vater gut gemacht hatte. Nur hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verluſt der alten Lieder, die ſein Vater geſammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelſächſiſchen Lieder, er lehrte ſie ſeinen Kindern leſen, er ſpielte ſelbſt den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier dieſe Geſänge, auch die Normannen vertilgten ſie nicht, weil dem Malmsbury noch großer Vorrath zu Gebote geſtanden zu haben ſcheint, und doch iſt ſo Weniges erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unſeres Volksepos verfolgen, müſſen wir ſehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit beſonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen daſſelbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geiſtlichen, aus der Volksſprache in die lateiniſche übergehen ſehen.

III.

Die Poeſie in den Händen der Geiſtlichkeit.

1. Chriſtliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutſchen Stämme in Europa war das Erſte, was die Dichtkunſt der Deutſchen mächtig anregen und auf die Dauer beſchäftigen konnte, mit ihr war die Verbreitung des Chriſtenthums unter den Deutſchen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetiſchen Zeit die deutſche Dichtkunſt zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie ſich jede deutſche Geſchichte um dieſe Zeiten neben der Völkerwanderung beſonders um die Einführung des Chriſtenthums kümmern muß, ſo ſind auch die geiſtlichen Dichtungen, die in Folge dieſer Einführung entſtanden, zunächſt der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit eines Geſchichtſchreibers der deutſchen Poeſie. Die Verkündung dieſer neuen Religion, ihr erſtes Einwurzeln, der friſcheſte Eindruck, den ſie machte, mußte einer Nation, wie die deutſche, auf deren Stämmen das Chriſtenthum allein in ſeiner Reinheit ruht, zu theuer ſein, als daß ſeine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geiſtlichen beſonders ſtand die Aufforderung zu ſolchen Werken ſehr nahe; die lateiniſche chriſtliche Poeſie war ſeit ſehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, ſo würden wir hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückgehen; doch genüge hier die Bemerkung, daß beſonders in Spanien die poetiſche Paraphraſirung der bibliſchen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvencus ſchrieb ſchon zu

Conſtantins Zeit eine evangeliſche Geſchichte in Hexametern, hauptſächlich nach Matthäus; die Weltſchöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, ſpäter dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Chriſti dem Sedulius, die Bücher Moſes dem Avitus, die Apoſtelgeſchichte dem Arator und Anderes Anderen Stoff zu lateiniſchen Gedichten. Auch in Deutſchland entſtanden, ſeitdem dieſe Dinge mit Beda's Poeſien, mit Aldhelm's und Cudberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateiniſchen Dichtungen von dem verſchiedenſten Werthe. Nirgends aber, außer bei den Angelſachſen, welche einen Reichthum an Paraphraſen und Ueberſetzungen bibliſcher Schriften beſitzen, hatten ſich ſo früh dieſe Quellen unſerer Religion ſo ausgebreiteten Eingang in die Vulgarſprache verſchafft. Welch eine glänzende Erſcheinung iſt hier nicht jene gothiſche Bibel des Ulfila (318—388), dieſes unſchätzbare Denkmal, das uns allein in Schrift von jenem edlen Gothenſtamme erhalten iſt! Faſt kürzlich ſind einige nähere Notizen[44]) über das Leben dieſes merkwürdigen Mannes bekannt geworden, der unter den Thervingen und Theifalen lebend lange Jahre das Chriſtenthum lehrte und eigentlich erſt unter ſeinen Landsleuten weiter ausgebreitet und tiefer eingeprägt zu haben ſcheint. Er predigte in gothiſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache und ſtand bei Kaiſer und Volk in dem Lichte eines Propheten und Apoſtels. Nach Philoſtorgius hatte er die ganze Schrift überſetzt, mit Ausnahme des Buchs der Könige, weil er dem Kriegseifer ſeines Volkes, das eher eines Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Nur Fragmente dieſes Werkes ſind uns übrig geblieben[45]). Was für Schickſale daſſelbe gehabt, iſt leider nicht bekannt; doch iſt es wahrſcheinlich, daß es auf das innere Deutſchland ohne Wirkung geblieben iſt. Indeß beweiſt dieſe Ueberſetzung wieder von einer anderen Seite die Richtung unſerer älteren Vorfahren auf durchaus verſtändige und natürliche Beurtheilung der Dinge. Unter den Gothen ſcheint man gar nicht gezweifelt zu haben, daß die Vulgarſprache das einzige Mittel zu Verbreitung der chriſtlichen Schriften ſei; allein ob Cädmons und Otfrieds und ähnliche Werke mit oder gegen Willen der Kirche ver-

44) G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840.

45) Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta, quae supersunt. etc. ed. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Vol. I. II. Ps. 1. Altenb. et Lipsiae 1836. 1843.

faßt seien, darüber kann man schon mit Recht mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Unleugbar geht aus Allem hervor, daß sich das Volk selbst oder die Geistlichen für das Volk der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens eifriger annahmen, als anderswo. Bis erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Und was kostete es für Mühe, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauch gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Der Verfasser des lateinisch-deutschen Wörterbuchs, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Ich will nicht die mancherlei Glossare herzählen, die namentlich in den Klosterschulen der Benedictiner entstanden, und die von Hoffmann in den althochdeutschen Glossen, von Graff in der Diutiska, von Braun und Andern bekannt gemacht sind; noch auch die Interlinearübersetzungen und dergleichen Hülfsmittel zur Erlernung der Vulgarsprache, von wo man erst auf freiere Uebersetzungen und Paraphrasen und endlich auf poetische Paraphrasen kam. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute, die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich diese Sprache für diese Poesien erst bilden. Wir scheiden hier streng Alles aus, was der Prosa angehört, lassen daher eben sowohl die fränkische Uebersetzung des Isidor aus dem 8. Jahrhundert[46]), wie den Notker und die Uebertragung

46) Tract. de nativ. Christi ed. Palthen. Greifswalde 1706. Schilter im Thesaur. 1. I. Rostgaard in der dänischen Bibl. Kopenhagen 1738. 2. Stück. Michaeler Tabulae P. III. Ed. A. Holzmann 1836.

der ſogenannten Evangelienharmonie des Tatian[47]) oder das von Pez gefundene Fragment einer Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi[48]) aus dem 8. Jahrhundert bei Seite, wir übergehen die niederdeutſchen Pſalmen[49]), den Willeram[50]) und die Interlinearüberſetzung der lateiniſchen Hymnen[51]), die auf Benecke's Verwendung neulich in England wieder hervorgeſucht ward. Alle dieſe und andere Producte haben, wie ſchon theilweiſe die bloße Angabe der Ausgaben beweiſt, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und ſie haben vom 16. bis zum 18. Jahrhundert noch, wie auch Otfrieds ältere Ausgaben zeigen, außer dem ſprachlichen und poetiſchen auch noch ein anderes, das chriſtliche Intereſſe erregt.

In unſern Tagen ſchlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das ſprachliche dagegen um ſo höher. Gewiß können auch dieſe älteſten Denkmäler unſerer Sprache, gar wenn man die gothiſche Bibel einſchließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat Grimm jede Zeile gothiſch für uns claſſiſch genannt. Die Anerkennung dieſes Werthes jener Werke würde hier genügen, wenn wir nicht einige Bemerkungen zu machen hätten über die Ueberſchätzung beſonders der beiden Evangelienharmonien, von deren poetiſchem Werthe wir hier zu reden haben, die zum Theil auf Verwechſelung dieſes mit dem ſprachlichen Werthe dieſer Werke zu beruhen ſcheint. Wir können in dem Wohlklang der althochdeutſchen Sprache, in dem mannichfaltigen Wechſel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die ſie darbietet, vortreffliche Elemente zu

47) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum in linguam latinam et inde ante annos M. in francicam translata. Indic. tam antiquae quam hodiernae dividendi singula evangelia methodo accommodatum addidit J. A. Schmeller. 4. Viennae.

48) Dies hat ſich nun durch den verdienſtlichen und glücklichen Eifer der Wiener Forſcher, beſonders Endlichers, ergänzt und erweitert, und liefert einen der wichtigſten Beiträge zu den ahd. Denkmalen: Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Vergl. M. Haupt in den Wiener Jahrb. B. 67. Neuerdings ſind dieſe Fragmente dann wieder durch Maßmann vermehrt und ergänzt worden.

49) ed. Hagen. Breslau 1816.

50) ed. Merula. Leiden 1598. Freher 1631. Schilter. Hoffmann, Breslau 1827.

51) Hymni veteris ecclesiae XXVI interpr. Steotisen, ed. J. Grimm Götting. 1830.

einer poetischen Diction finden, ohne darum Otfrieds und ähnlichen Werken wirkliche Poesie zuzuschreiben. Die Sprache ist für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plastische Künstler stets mit dem materiellen Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig ist auf die Einbildungskraft zu wirken, so hat auch der Dichter und besonders der erzählende, epische Dichter überall mit der Sprache zu ringen und mit der Sublimität des Gedankens, bis er ihm feste Gestalt gegeben und der Phantasie ihn ergreiflich gemacht hat. Man hat nun mit Recht zwischen der äußeren und inneren Geschichte der Sprache geschieden, und aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothischen, von da zum Althochdeutschen, zum Mittel- und Neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte und ein steter Verlust an sinnlichem Reichthum, an mannichfachem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterscheidungen der Begriffe, vielleicht selbst ein Verlust des Gesetzes der Quantität, das Grimm unserer alten Sprache zu vindiciren sucht. Darum dürfte man jedoch nicht behaupten, daß diese äußere Seite der Sprache im Gegensatze mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung stehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, so würden wir nachweisen können, daß einst eine Zeit war, in welcher auch der physische Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufrücken mußte, von welcher wir ihn nachher absinken sehen; es ist mit jeder physischen Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und insofern würde dies nicht im Widerspruch mit aller übrigen Entwickelung stehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich fest geordnet ist. Auch die Dichtkunst und jeder andere Zweig geistiger Cultur hat eine solche sinnliche und eine spätere geistige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Poesie sinke mit der Sprache, und damit gemeint scheint, jene erstere Periode der Poesie falle mit jener ersten der Sprache zusammen, so ist dem in jedem Falle nicht absolut so. Wo namentlich wie im Mittelalter und der neuen Zeit, im Gegensatz zu der griechischen, die Dichtung auf die innere Natur des Menschen gerichtet ist, auf Empfindung und Gedanken, da kann die geistig gebildete Sprache wesentlicher fördern, als die sinnlich vollkommenste und reichste. Doch sei es, daß unser älteres Volksepos mehr, gleich der griechischen Poesie,

auf die ſinnliche Form gerichtet wäre, ſo iſt auch da die Sprache in einem inneren Widerſtreit mit ihr, indem ſie überall für die anſchaulichen Geſtalten, welche die Dichtung der Phantaſie vorführen will, kein anderes Mittel als allgemeine Verſtandesbegriffe bietet. Unſere alten Dichtungen zeigen es faſt ohne Ausnahme, wie alle Begünſtigung durch die Sprache, die ſchärfſte Begriffsſonderung, die vielfachſte ſinnlich Unterſcheidung und der größte Wortreichthum der Poeſie nichts nützen, wenn die geiſtige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt ſind in fremder Sprache zu denken. Wie aber dieſe fremden Sprachen auf die unſere gewirkt, darüber Unterſuchungen anſtellen, ſcheint eine ſchwierige aber höchſt belohnende Aufgabe zu ſein, deren Löſung aber nothwendig ſcheint, wenn die Geſchichte unſerer Sprache, für die ſchon ſo Vieles geſchah, nicht einſeitig ausfallen ſoll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältniſſen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutſche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben ſollte. Man kann daher dem Herausgeber des gothiſchen zweiten Korintherbriefes [52]) den Einfluß des Griechiſchen auf das Gothiſche ſchwerlich ganz ableugnen, den er behauptet. Auf eben jenen phyſiſchen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache; allein in Bezug auf das Geiſtige, auf das Syntaktiſche, ſcheint der Einfluß des Griechiſchen aufs Gothiſche und des Lateiniſchen aufs Althochdeutſche nicht zu verkennen, und ſollte er auch nur verſuchsweiſe und ohne dauernden Erfolg geübt worden ſein. Wenn daher die gothiſche Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemiſchtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten und Formationen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Ulfila trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothiſchen Etymologie bewahrt hat, ſo würde doch ein Gothe des Adels oder des Volks ſchwerlich geurtheilt haben, daß ſich die abſtracten Sätze des griechiſchen Textes ohne Zwang in die gothiſche Rede fügten, und ſolche Beiſpiele von wörtlicher Uebertragung, wie ſie Zahn gegeben hat, dürften Beweiſe von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegſamkeit und Bildſamkeit der gothiſchen Rede

52) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionaeus. Mediol. 1829.

sein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er eben so gut als er in den fränkischen Liedern nach lateinischer Prosodie kein Metrum findet, auch die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält, und wenn er selbst lateinische Worte in eben der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so ist zu zweifeln, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren[53]).

Von den beiden sogenannten Evangelienharmonien, die uns die älteste geistliche Poesie in Deutschland darbietet, ist die Eine, von dem Weißenburgischen, von Geburt vielleicht Alemannischen Mönch Otfried[54]), hochdeutsch, die andre, die auf Veranlassung Ludwigs des Frommen entstanden sein soll[55]), niedersächsisch. Was jene für die nähere Kenntniß der althochdeutschen Sprache bedeutet, theilt sie mit manchen anderen prosaischen Resten; für die altniederdeutsche ist diese eine desto unschätzbarere Quelle, je vereinzelter sie ist. Beide sind ungefähr zu gleicher Zeit im 9. Jahrh. (Otfrieds zwischen 863—872), aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen gedichtet. Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetische Producte dieser Art. Im Norden fand das Christenthum, das die Richtung seiner Ausbreitung von Süden her dem großen Strome der Wanderungen entgegen nahm, erst spät und langsam einen Eingang zu den reiner deutschen Stämmen, die im Süden mit Kelten

53) Grimm Rechtsalterthümer p. 301.

54) Kriſt. ed. Graff. Vgl. Lachmanns Artikel Otfried in der Encyclop. v. Erſch und Gruber.

55) Heliand ed. Schmeller. Heliand ſcheint wirklich ein Theil des Werks zu ſein, das nach der erhaltenen praefatio in librum antiquum lingua saxonica scriptum (in Flacius catal. testium veritatis — vgl. Lachmann über das Hildebrandlied p. 5. Note) von Ludwig dem Frommen einem ſächſiſchen Dichter aufgetragen ward, der dieſes Werk tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. Lateiniſche Verſe auf dieſen Dichter, die dieſer Vorrede beigefügt ſind, ſagen, er ſei ein Bauer geweſen, den eine Stimme im Schlaf zu dem Dichtungswerke berufen. Dies würde das Volksmäßige des Werkes erklären, das eine ganze bibliſche Geſchichte umfaßt hätte, von der alſo unſer Heliand nur einen Theil ausmachte.

und Römern vielfach gemiſcht viel früher die neue Lehre empfingen. Im Süden predigten britiſche Apoſtel, die in England die praktiſchſten Erfahrungen gemacht haben konnten, nicht allein wie man rohen deutſchen Stämmen am leichteſten den chriſtlichen Glauben annehmlich machte, ſondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römiſchen und gothiſchen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römiſchen Miſſionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müſſe. Im Norden geſchahen die Hauptſchritte zur Verbreitung des Chriſtenthums erſt durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Miſſionären accommodirt und entſtellt zu werden. Spärliche Klöſter, ſehr ſpäte Kirchen, bis ins 12. Jahrhundert Wildniß und der alte Zuſtand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung, vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Cultur des Bodens, Städte in ſehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange ſich heidniſche Sitten und Gebräuche hier neben den chriſtlichen erhalten haben mögen, ſo daß erſt allmählig, im und durch das Volk langſam wurzelnd das Chriſtenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingeimpft ward durch Cultus und Prieſter. Dieſer urſprünglichen Einführung gemäß hat ſich auch in allen ſpäteren Zeiten das Chriſtenthum im Norden und Süden verſchieden geſtaltet und dieſer iſt auch hier wie in Allem der romaniſchen Cultur näher geblieben, die eben von der Miſchung des Keltiſchen, Römiſchen und Germaniſchen bedingt wird. Im Norden ſind wenige Spuren von der Wirkſamkeit ſolcher aufgeklärter oder lieber gelehrter Theologen, die in Süddeutſchland ſo frühe gefunden werden. Schon die Gothen hatten frühzeitig Geiſtliche von gelehrter römiſcher Bildung; früh konnten im Süden Klöſter und Pflanzſchulen entſtehen, und viele zuſammentreffende Dinge förderten hier die geiſtige und übrige Cultur zuerſt. Keltiſche Bojer beſaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, ſie verſchmolz ſich mit römiſcher, und hier darf man ſchon ganz früh den Keim zu der ſpätern Bedeutung von Regensburg ſuchen. Im ſiebenten Jahrhundert iſt in Baiern ſchon von mannichfachen Fortſchritten die Rede; der heilige Emmeran fand Kirchen und Geiſtliche in Menge und die Legende von ihm ſchildert einen Zuſtand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachſen gewaltig abſticht. Ob hierzu auch

die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht ein Patronat des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geistescultur aber spricht auch außer diesen allgemeineren Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Theudelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern schon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Rupprecht und Corbinian. Auf das Wirken dieser Männer folgte dann hier später die Wirksamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die der letztere stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entsprechender Unterschied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niedersächsischen für die geistliche Poesie des Nordens von Deutschland und für jene des Südens an Otfried die charakteristischsten Repräsentanten und sie stehen sich ähnlich gegenüber, wie die Ritterepen der schwäbischen Periode dem Volksepos. Was ihre formelle Gestalt angeht, so sind sie für die deutsche Verskunst die hauptsächlichen und regelgebenden Quellen. Der ursprüngliche epische Vers des deutschen Volksgesangs war eine auf dem Accent beruhende Langzeile [56]) von 8 Hebungen und mehr oder weniger Senkungen, in zwei Theile zerlegt durch eine Cäsur, die dem erzählenden Verse nothwendig scheint. Bis ins 8. Jahrh. hin herrschte in ganz Deutschland, auch im Süden ebenso wie im Norden und bei den Angelsachsen, die Alliteration in diesen Versen; nachher verdrängte der christliche Reim, zuerst in Deutschland, diesen Zierath der alten heidnischen Poesie. Otfrieds Werk trägt schon den Reim, der Heliand noch die Alliteration. Sie verbindet die zwei Versätze oder Weisen (vitteae) der Langzeile, die im Heliand kunstrichtiger als sonst in alliterirten Gedichten zu vier Hebungen geregelt sind, durch 2—3—4 gleiche Anfangsbuchstaben (Reimstaben) auf den betontesten Wörtern. Wir verweisen auf die Ausführung des

56) Daß der deutsche Vers rhythmisch, nicht metrisch war, wußten schon die St. Galler Mönche. Ein verlorenes deutsches Lied auf den heil. Gallus von Ratpert (9. Jahrh.) übersetzte Eckhard IV. in lat. rhythmische Verse. S. J. Grimms lat. Ged. p. XXIX.

ſcharfſehenden und hörenden Forſchers [57]), dem es gelang, die Wildheit des altdeutſchen Verſes zu zähmen, die Regel unter ſo viel Licenz zu finden, und das, was das Ohr fühlt auch der verſtändigen Prüfung nahe zu legen. Eine Zeitlang mag Alliteration und Reim ſich um den Vorzug geſtritten haben, der letztere ließ ſich auf den Einſchnitt und das Ende der Langzeile nieder, und ſo wie er bei Otfried noch ſehr frei behandelt, und wie bei allen Naturſöhnen noch heute oft bloße Aſſonanz iſt, ſo ſteht er gleich der Alliteration weniger als Schmuck, mehr als Band der Vershälften. Aus den Otfried'ſchen Verſen aber ging nach Maßgabe der ſich abſchleifenden Sprache allmählig der kurze erzählende Vers der ritterlichen Dichtung hervor. Die eintretende Schwächung der Formen that den vier Hebungen Abbruch, und führte den klingenden Reim ein, den Otfried nicht kennt; in dem Vers der Nibelungen (von meiſt 6 Hebungen) bewirkte die klingende Cäſur den Verluſt Einer Hebung in der erſten Hälfte, und in der zweiten forderte ihn die Gleichmäßigkeit. Dadurch, daß ſich der klingende Reim in der Cäſur dem ſtumpfen am Schluſſe verſagte, verlegte ſich der Reim nothwendig aus dem Schluſſe der zwei Theile Eines Verſes auf den Schluß zweier auf einander folgender Langzeilen, und daraus entſtand der Nibelungenvers. Für die höfiſchen Reimpaare aber wurden vier Hebungen auf die ſtumpfe Reimzeile, drei auf die klingende Regel, ſo daß jene dem Otfriediſchen, dieſe dem Nibelungenverſe entſpricht. Was die poetiſche Sprache angeht, ſo erinnert die niederſächſiſche Evangelienharmonie, in dieſer Beziehung ein unſchätzbarer Reſt, mehr an die Volkspoeſie; ſie hat jene ſtehenden Umſchreibungen und Wiederholungen, die auch der angelſächſiſchen und isländiſchrn Dichtung eigenthümlich ſind; Otfried dagegen erſcheint überall als freier Bearbeiter nach willkührlichen Principien, während der Sachſe vor ſeinem Stoffe verſchwindet und ſeine Perſönlichkeit dem Gegenſtande unterordnet. Wo dieſer den Evangelientext verläßt, iſt es an Stellen, wo ihm die Volkspoeſie Stoff und Ausdruck für epiſche Ausführung oder Ausſchmückung leiht, wie bei dem bethlehemitiſchen Kindermord [58]); wo er in der Beſchreibung

57) Lachmann, über Betonung ꝛc. und über das Hildebrandlied. Damit muß man nun noch verbinden J. Grimms Einleitung zu den lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. 1838.

58) Heliand p. 22.

des jüngsten Gerichts[59]) die Stellen des neuen Testamentes, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange, mit denen sich die christlichen vom Antichristen mischten, spielen herüber, was noch deutlicher ist in dem Fragmente über diesen Gegenstand, das Schmeller unter dem Titel Muspilli herausgegeben hat[60]), wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Otfried subjectiver Lehrton herrscht, Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sachse genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Otfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und didaktischen Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die vielleicht auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist[61]). Der Niedersachse hat nur an einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Otfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; bloß wirklich poetischer Schmuck und keine Betrachtungen. Otfried sind seine Einschaltungen das Liebste; er entlehnt Allegorien aus lateinischen kirchlichen Poeten, er hat jeden Augenblick seine moralischen, mystischen und spirituellen Betrachtungen zur Hand und diese dünken ihm besonders wichtig. Der nordische Dichter folgt seinen Evangelien meist sehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem Andern, Passendes zu Passendem, geschickt zusammen, mit offenbarer Liebe an der Sache; Otfried aber folgt oft seinem Gedächtnisse und ist daher auch an factischer Erzählung viel ärmer, als jener. Dieser führt das Lehrende, z. B. die Bergpredigt viel genauer aus als Otfried,

59) Ibid. p. 131. sqq.
60) In Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. u. s. w. I. p. 89.
61) I, 6. V. 3. 4.

bei dem eben dieſe Stelle ſehr mager wegkommt; er verweiſt auf den Text ſelbſt[62]; er hört ſich viel lieber ſelbſt predigen, als daß er die Predigt des Evangeliums getreu überſetzte. So ſind ihm auch ſeine myſtiſchen Auslegungen lieber, als die Gleichniſſe der Bibel, auf die er den Leſer gleichfalls zurückweiſt, während der Sachſe ihnen mit großer Beſorglichkeit folgt; dem Otfried ſind ſie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er wohl zu ſchildern; in dem Capitel[63], wo er an die Abreiſe der Magier in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnſucht des Menſchen nach ſeinem überirdiſchen Vaterlande knüpft, iſt der Ausdruck der Weltverachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen Poeſien als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieſer Zeiten die Beredtſamkeit am vollſten ſtrömt, vortrefflich und innig, und ſticht ſo vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des Niederdeutſchen ab, wie deſſen lebendigere und innigere Erzählung von den berichtenden, referirenden und citirenden Erzählungen bei Otfried, wo wirklich zu erzählen iſt. Die epiſchen Ausführungen des Sachſen, ſahen wir, gingen mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Otfried lyriſch werden, der ſeinerſeits epiſche Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, was eine Parallele zu der Miniaturmalerei dieſer Mönche abgiebt, in welcher der Schüler des Rhabanus Maurus kein Fremdling geweſen ſein wird. Im Heliand iſt ein einziger gehaltener Ton in Unſchuld und Bewußtloſigkeit, aber Otfried beſinnt ſich jeden Augenblick über ſeiner Arbeit, kritiſirt über ſeine Sprache, verzweifelt an ſeiner Fähigkeit, und betheuert ſein Unvermögen, ſo heilige Dinge in ſeiner Sprache ausdrücken zu können; dabei iſt das Berufen auf Autoritäten an ganz unpaſſenden Orten, das ſich noch unpaſſender im Muspilli und im Weſſobrunner Gebet findet, ganz charakteriſtiſch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie ſich alle neuere geiſtige Cultur ſtets an etwas Aelteres zu lehnen ſtrebt. Wenn er auf Gegenſtände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Otfried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur

62) II, 24. V. 1. 2.

Thiz lerta krist in uuara, ioh managfalto mera:
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

63) I, 18.

Zwang und Pfaffenton herrſchte; ſolch eine Stelle iſt außer der oben bereits bezeichneten ein Gebet, das ich unten angebe[64]). Fremde Zuſtände aber ſind ihm dunkel, ganz verwiſcht iſt bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Chriſtus Seelenangſt und ſeiner Jünger Schlaf auf dem Oelberg. Beide ſcheuen gleicherweiſe vor jedem jüdiſch nationalern Zug und mit wahrer Ueberlegung vertilgen ſie ſelbſt bloße ganz allbekannte Namen, wie Jeruſalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze paſſende Erklärung. Der Niederſachſe ſchöpft unmittelbar aus dem Evangeliſten und kennt nichts weiter[65]), die poetiſche Form legt ſich ihm ungeſucht um ſeinen einfachen Stoff, aber Otfried iſt nicht allein von der Sache, er iſt von den lateiniſchen geiſtlichen Sängern begeiſtert, und römiſche Vorbilder aus den weltlichen Dichtern ſtehen ihm vor, er hat über Sprache und Reim gedacht und ſo wie ſchon früher die Kirchenväter gezwungen waren, dem Anſehen der heidniſchen Hymnen eine entſprechende chriſtliche Gattung entgegenzuſetzen, ſo war er kühn genug, jenen römiſchen Dichtern ein Werk in deutſcher Sprache der Form nach entgegenzuſetzen[66]), und mit dem Stoffe will er gegen die obſcönen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der die Lectüre der heidniſchen Dichter empfahl, und die Zeit Karls des Großen, wo die klaſſiſchen Studien vorübergehend blühten. Das Großartige eines ſolchen Entwurfs in einer dunklen Mönchzeit, wo

---

64) III. 1. V. 28 — Ende.

65) Heliand, Introd. p. 1. — Than uuarun thoh sia fiori te thiu under thera menigo, thia habdon maht godes, helpa fan himila, helagna gest, craft fan cristi. sia uurdun gicorana te thio, that sie than euangelium enan scoldun an buok scriban, endi so manag gibod godes, helag himilise uuord. sia ne muosta helitho than mer firiho barno frummian, neuan that sia fiori the thio thuru craft godas gecorana uurdun. Matheus endi Marcus so uuarun thia man hetana, Lucas endi Johannes u. s. w.

66) I, 1. V. 31.

Nu iz filu manno inthibit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigabe thaz sinaz io gihobe:
Uuanana sculun frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, wo noch keine Schriftsprache existirte, hat man immer gefühlt, und in Zeiten, die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Otfrieds Werk von den Flacius und Gassarus hervorgesucht und bestaunt worden. Bewundern kann man auch in diesen literarischen, wie in den malerischen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen, und das Gleichmaß, mit dem sie die Arbeit ihres Lebens an Ein solches Denkmal ihres Fleißes setzten. Immer wird Otfrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener bis zum 11. Jahrhundert anhaltenden Blüthe der klösterlichen Gelehrsamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetischen Erhebung und Begeisterung in St. Gallen, die das griechische und lateinische Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philosophen beider Sprachen, und wie wir bald sehen werden, sogar die vaterländische Dichtkunst umfaßte. Von Seiten der Poesie aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühsamer Gelehrsamkeit zum Erstaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Dichtung und Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbeschränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse, ihrer Freuden und Leiden erfordert. Nur solche Werke, die durch Abgeschiedenheit, durch ungestörte Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß besonders gefördert werden, oder aus beschaulicher Betrachtung fließen, können in Klöstern gedeihen; was diese Betrachtung und jener Fleiß in Otfrieds Werke leisten konnte, kann man erkennen, ohne sich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entspricht. Vergänglicher Ruhm und Glanz war mit einem solchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Gestalt an, sondern auf die innere Weihe, und konnte der Dichter mit seiner frommen Heiterkeit und seinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in seinem Leser erwecken, was zu einer Zeit nicht schwer sein konnte, wo jede so angeschlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menschen anklang, so war jeder höchste Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen, denn sie scheut dieses Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der

Frische und Blüthe des Lebens. Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer des Tatian in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Naivetät, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält, die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der muß in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen sein, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob ich mich mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhntheit zudrängte, sondern ich versetze mich ganz in die Zeit, begreife aber, daß Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Hier begegnet uns aber überall Engherzigkeit und die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wissenschaft, selbst Arithmetik und Geometrie auf das Christenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieselbe Abhängigkeit kam auch natürlich die geistliche Poesie. Es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbständigkeit fordern wollte, sie besaß sie nur höchst selten und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht. Nur aber Geisteszwang muß sie nicht dulden dürfen und keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist. Die Musik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken sucht, konnte in geschlossener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünstigte, gedeihen, aber nicht die Poesie. Nicht einmal die neuere Zeit, welche die Religion zu einem Gegenstande des schönen Denkens machte, konnte die Schwierigkeit überwinden, welche ungünstige Stoffe, wie Legenden und Wunder mit sich bringen. Das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein

irgendwo abgeleſenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Phantaſie. Wo ſich dieſe Paraphraſen etwas ungewöhnlicher heben, iſt es in Stellen, welche durch die Bibel und durch die zahlloſen Variationen, welche ſie erlebt hatte, eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreiſe geworden waren. Solche Stellen ſind eben das jüngſte Gericht, das noch langehin ein Gegenſtand deutſcher Dichtung blieb, oder die Beſchreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Otfried Parallelſtellen aus dem Coran finden. Wenn Naturerſcheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beſchrieben werden, ſo war damit auf ein Geſchlecht ſinniger und einfältiger Menſchen, das im Gegenſatz zur alten Welt in der äußeren Natur erſt zu leben anfing, tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit ſolch einer Stelle[67]) jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Corans und der Voluſpa gleicht ſich in ſolchen Fällen; Oſſian und die Angelſachſen haben das Aehnliche; durch das ganze Mittelalter ſind dergleichen Schilderungen Lieblingsſtücke der Dichter; ſolche Verſe im alten und neuen Teſtamente führten dem Otfried und dem Niederſachſen die Hand, und wo ſie einfach in die Ueberſetzung des Tatian übergingen[68]), ſind ſie in ihrer Anſpruchloſigkeit noch ſchöner als in den Evangelienharmonien.

2. Volksdichtungen in lateiniſcher Bearbeitung.

Die geiſtlichen Poeſien, von welchen nur eben erſt die Rede war, entſtanden in der Zeit des frommen Ludwig, und nachdem Karl der Große unter den letzten Heiden in Deutſchland das Apoſtel-

67) Die berühmten Verſe 18 und 19. Sur. 2.

68) Zur Vergleichung: Heliand. p. 54. — alloro liudeo, so huilic so thesa mina lera uuili gehaldan an is herton —, the gilico duot uuisumu manne, the giuuit habad horsca hugiskefti endi husstedi kiusid an fastoro foldun endi an felisa uppan uuegos uuirkid, thar im uuind ni mag ne uuag ne uuatares strom uuihtiu getiunean, ac mag im thar uuid ungiuuidereon allun standan an themu felise uppan, huand it so fasto uuard gistellit an themu stene anthabad it thiu stedi nidana uuredid uuidar uuinde, that it uuican ni mag u. s. w. Dagegen im Tatian: Allerogiuuelich thie thar gihorit thisu uuort inti tuot siu, ist gilih spahemo man, thie thar gizimbrota sin hus ubar stein, inti nidarsteic regan, inti quamun gusu, inti bliesun uuinta, inti anafielun in thaz hus, inti iz nie fiel, uuanta iz gifestinot was ubar stein u. s. w.

amt auf eine freilich tumultuarische Art versehen hatte. Daß unsere genannten Dichtungen mit der Aufnahme des Christenthums oder mit dessen innigerer Verbreitung unter dem Volke im Zusammenhange stehen, beweist, wie bemerkt, die Richtung Otfrieds gegen die obscönen Volksgesänge und die niedersächsische Evangelienharmonie durch ihre bloße Entstehung in jener Zeit. Jede ausgezeichnetere Dichtung und überhaupt Alles, was das Leben mit Treue und Wahrheit und ohne Partheifarbe abbilden soll, erscheint überall erst, wenn die Zustände, die ihr Gegenstand sind, bereits abgelegt wurden und mehr aus der Ferne und als Ganzes betrachtet werden können. Wenn man nun auch jene Bearbeitungen der Evangelien nicht eben ausgezeichnete Dichtungen nennen will, so muß man doch anerkennen, daß sie von der Zeit als solche betrachtet wurden, daß die Gesinnung der Leser und Dichter damals ersetzte, was an dauerndem Werthe darin mangelte, und daß wenigstens keine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Sobald nun aber die Geistlichen einmal anfingen, sich mit Versmachen abzugeben, so führte sie dies wohl von selbst auf den Gesang des Volkes hin. Konnten sie wirksamer das Anstößige darin zu beseitigen suchen, als wenn sie sich selbst desselben bemächtigten? Die Aufforderung hierzu lag aber auch sonst gerade in den Zeiten, die auf unsere geistlichen Gedichte folgen, so ungemein nahe. Wenn wir nicht bloße Kirchengeschichten, wenn wir auch wirkliche Geschichten der Religion, der Frömmigkeit, des Glaubens, der geistigen Unmündigkeit besäßen, so würden uns diese eine Schilderung des Gemüthszustandes unserer Nation in jenen und den folgenden Zeiten bis auf die fränkischen Kaiser entwerfen, in welcher wir alle Einfalt und Unschuld, alle Aufopferung und Selbstverleugnung nicht eben in den höhern Regionen des Lebens und in den verdorbenen Corporationen der Mönche, aber doch in der Masse des Volks und des Adels finden würden, wie sie nur ächt religiöse Gefühle jemals einflößen können. Wir würden in jenen Zeiten den Abstand von Volk und Geistlichkeit weit geringer finden, indem sich das roheste Volkslied um die Sitten der Geistlichen und der sittlichste Geistliche um das Lied des Volkes kümmerte und darauf wachte; wir würden den späteren Rangstreit und die Ständeeifersucht zwischen Clerus und Ritterschaft nicht antreffen, sondern die vielfachste Durchdringung beider, den Ritter zum Mönch, den Mönch zum Ritter geworden, den Kriegsmann in den frömmsten

Andachtsübungen mit dem Geiſtlichen und den Geiſtlichen wetteifernd mit dem Kriegsmann in Jagd und Baitze, im fröhlichen, profanen Leben, im Gefecht und im dichteriſchen Preis weltlicher Thaten; früher ſchon die Kirchengeſchichte und Staatengeſchichte verſchmolzen; überhaupt den Verband zwiſchen Adel und Geiſtlichkeit beſonders durch die Kanoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Beſitze ausgeſchloſſen waren, und dem Leben, den menſchlichen Bedürfniſſen und dem Frauenumgang näher ſtanden; wir würden jene Hingebung von Leib und Gut an Kirchen und Klöſter, jene fromme Bußfertigkeit, jene leichtſinnige Duldſamkeit und Sorgloſigkeit bei den fortſchreitenden Verſuchen der Geiſtlichkeit, den Beichtſtuhl neben den Richterſtuhl, den Krummſtab neben den Scepter zu rücken, wir würden jene Verachtung der Welt und blinde Hingebung an die launenhaften Forderungen der Religion und ihrer Vertreter auch einmal aus einem andern Geſichtspunkte betrachtet ſehen, als aus dem allerdings auch richtigen und unſerer höhern Erkenntniß mehr zuſagenden, ja ſchmeichelnden, der durch die Ueberlegenheit eines Spittler und Planck unter uns der einzige geworden iſt. Wie ganz anders war auch damals in den Kämpfen gegen die Normannen, Ungarn und Slaven das Zuſammenwirken der weltlichen und geiſtlichen Kräfte, als noch die Gläubigkeit durch keine Sekten geſtört, als noch keine Spaltungen von Belang zwiſchen Kirche und Staat da waren, wenn man dieſe Heidenkämpfe mit den Kreuzzügen vergleicht: hier miſchte ſchon der Zug in die Fremde und den reichen Orient nothwendig die unlauterſten Abſichten bei, allein dort galt es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und Regenten gleich um die Behauptung ſeines Beſitzes und um die Vertheidigung von Vaterland und Religion. Aus unſerer Poeſie ſind uns Reſte geblieben, welche die Innigkeit des religiöſen Lebens jener Zeit auf eine vortreffliche Weiſe darlegen. Von dieſer Seite dünkt mir das Siegeslied über die Normannen[69], nach 881 zu Ehren Ludwigs III., eines Sohnes Ludwigs des Stammelnden gedichtet, am merkwürdigſten. Ein Schlachtlied (wicliet) iſt an und für ſich ein volksmäßiger Gegenſtand; das Volksmäßige an dieſem Liede hat man auch immer ſehr hervorgehoben; auch iſt es unſchätzbar, als

69) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc. 1825. Treuer Abdruck der Hſ. in Hoffmann's Elnonensia. Gand. 1837. 4.

ein ſpätes aber einziges Beiſpiel von dem Charakter jener zahlloſen Geſänge auf hiſtoriſche Begebenheiten und Perſonen, die wir von Anfang an unter den Deutſchen zu Hauſe fanden. Aber ſchon iſt dieſes Lied aus der Hand eines Geiſtlichen gekommen, und bald ſchließen ſich an dieſen deutſchen Geſang die mancherlei halb oder ganz lateiniſchen auf Otto oder die beiden Heinriche, auf Heinrich II. [70]) u. A. in kunſtreicherer Form an, die aus den Sequenzen und Proſen der Kirche entnommen ward und die ſich weiterhin in der Minneſängerzeit zu einer eignen Gattung, den Leichen, ausbildete. Alles dies zeigt, wie ſich die Geiſtlichen jetzt der Volksdichtung bemächtigen, indem ſie ſie bald in die gelehrte Sprache herüberziehen, bald ſich zur Vulgarſprache herablaſſen. Schon das Bedürfniß ſich mit den Volksideen zu verſtändigen, brachte die müßigen Mönche auf die Beſchäftigung mit deutſchen Liedern, die gewiß nur wenige Zeloten damals mit Widerſtreben hörten und aufſchrieben, die meiſten mit jugendlicher Freude ergriffen, nachbildeten und in Pflege nahmen [71]). Sie eroberten ſich anfangs in feindlicher Abſicht immer neuen Boden und haben im erſten Eifer gewiß vieles Heidniſche in Liedern, Denkmalen und Vorſtellungen getilgt und ſo den Verluſt theurer Reſte unſeres Alterthums verſchuldet; allein es ging ihnen wie den meiſten Eroberern: die Cultur der neu beſetzten Provinz überwältigt ſie ſelbſt, und wir werden gleich weiter unten hören, daß eben dieſe Zerſtörer unſerer älteſten Dichtungen ſie auch wieder theilweiſe erhalten haben. Unter ihren Händen änderte ſich natürlich der Ton des Volksliedes bedeutend. Man vergleiche nur unſer Ludwigslied mit einem verwandten Schlachtgeſang, wie er aus dem Munde eines kriegeriſchen Sängers floß, mit dem angelſächſiſchen Liede über Athelſtans Sieg bei Brunaburg, welch ein eigener Unter-

70) Das erſtere herausgegeb. von Lachmann in Ranke's Jahrb. des deutſchen Reichs unter den ſächſiſchen Kaiſern I, 2. 1839. Das andere in Grimm's und Schmeller's lat. Gedichten des 10—11 Jahrh. 1838. Vgl. Lachmann über die Leiche 1829. und F. Wolf über die Lais p. 120. und die betreffenden Noten.

71) J. Grimm führt als ein Beiſpiel des Reichthums an deutſchen Liedern und des Intereſſes der Mönche an denſelben das v. Reginbert a. 1821 aufgeſtellte Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwa (Reichenau) an, worunter in vigesimo primo libello continentur XII. carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart episcop. constant. p. 536. 547. 550.

ſchied heraustritt! Hier verſetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwiſchen geſpaltete Schilde und geſtürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutſchen Geſange, von den Ahnen angeboren iſt, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu ſein. Im deutſchen Liede aber führt der Dichter den Sieger erſt als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes beſonders Empfohlenen, als einen Gottesvaſallen auf dem Frankenthrone[72]). Der Himmel darauf ſendet ſeinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und was noch pfäffiſcher klingt, moraliſchen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Chriſtus war erzürnt; der Herr beruft ſeinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröſtet ſeine Geſellen mit Gottes Rath und Hülfe, er verſpricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waiſen. Er zieht aus, er ſieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er ſieht, was er begehrte; er reitet kühn, er ſingt ein heiliges Lied, Alle zuſammen ſingen Kyrie eleiſon. Nun erſt folgt in einer ſchönen und gehobenen Stelle eine kurze Beſchreibung der Schlacht ſelbſt, die das ganze angelſächſiſche Lied füllt, die uns dort mit den Theilen des ſiegenden und beſiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erſchlagenen, die den Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Beſiegten heimführt; und wo der Deutſche am Schluſſe fromm ein Siegestedeum anſtimmt, jubelt der Angelſachſe, wie der Ragnar Lodbrokgeſang oder der Araber Taabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet ſei, und wo der Deutſche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen ſtolz zurück und verkündet, daß keine ſolche Schlacht gekämpft ward, ſeit die Sachſen die Briten beſiegt und das Land erobert hätten. Es fällt aus dieſen Gegenſätzen in die Augen, daß das deutſche Lied das Product eines Geiſtlichen iſt. Dies aber benimmt der Volksmäßigkeit durchaus nichts. Denn wie Hof, Adel und Volk damals den Geiſtlichen nahe ſtand, ſo wieder die Geiſtlichen dem Volke. Der Glaube an göttliche Hülfe, der

---

72) Kind uuarth her vaterlos;
thes uuarth imo sar buoz;
holoda inan truhtin,
magaczogo uuarth her sin;
Gab her imo dugidi,
Fronisc githigini,
Stual hier in Vrancon,
So bruche her es lango.

noch in den Kreuzfahrern ſeine Wunder that, war damals in erſter unverfälſchter Reinheit und Kraft. So weiß man aus der Geſchichte, daß noch in den Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen ganz dieſelben chriſtlichen Vorbereitungen erſchienen, Abendmahl, frommer Geſang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie ſie unſer Lied ungefähr ſchildert. Auf deſſen Verfaſſer iſt neuerdings faſt mit Gewißheit gerathen worden. Es wäre der Mönch Hucbald, der mit dem beſungenen Könige in Beziehungen ſtand, der nach beſtimmten Zeugniſſen Legenden componirte und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloſter St. Amand ſur l'Elnon lebte († 930), woher die Handſchrift unſers Gedichtes ſtammt, die wahrſcheinlich eine Urſchrift iſt [73]). In dieſem Kloſter muß im 9. und 10. Jahrhundert unter dem Schutze Karls des Kahlen und ſeiner Söhne ein ſo ſchönes Beſtreben geherrſcht haben, wie in St. Gallen und andern deutſchen Klöſtern, wenigſtens werden Hucbalds und ſeines Oheims Milo Dichtung und Philoſophie erſtaunlich gerühmt und da von ihren Schriften welche erhalten ſind, ſo wäre es von großer Wichtigkeit, dieſen nachzuſpüren [74]).

Das engere Verhältniß der Geiſtlichkeit zum Volke erhält ſich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue ganz eigenthümliche Momente hinzukommen. Der ſchöne Anflug von Begeiſterung für die altklaſſiſche Literatur, der ſchon in Deutſchland unter Karl dem Großen ſich gezeigt hatte, durch deſſen Eifer in Klöſtern und Schulen eine ſolche Liebe für die Alten erweckt ward, daß ſchon Otfried den Ausdruck gebrauchen konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, dieſer ſchöne Anflug kehrte unter den ſächſiſchen

---

73) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Hoffmann entdeckte die Hſ. in der öffentlichen Bibliothek in Valenciennes wieder, und erbeutete dadurch zugleich das älteſte poetiſche Denkmal der franzöſiſchen Literatur, in der im ſtrengen Styl jener Zeiten verfaßten Legende von St. Eulalia. Sie iſt von derſelben Hand geſchrieben wie das Ludwigslied, und dieſer Fund beweiſt, daß damals wie in Belgien ſo in den alten Bisthümern von Cambrai, Arras, Tournai und Therouanne das Deutſche neben dem Franzöſiſchen geſprochen ward. Man weiß, daß dies noch längerhin dauerte, und daß früher im 7. Jahrh. Biſchöfe in Tournai romaniſch und deutſch predigten. Vgl. A. Dinaux, trouvères de la Flandre et du Tournaisis. p. 6.

74) Vergl. die Anhänge zu der Chronique de Mouskes, ed. de Reiffenberg I. p. 518 sqq.

Kaiſern lebhaft wieder. Die Ideen der beiden großen Fürſten, das römiſche Kaiſerreich herzuſtellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der Verhältniſſe, das Beſtreben der ſächſiſchen Regenten, ein vereintes deutſches Weltreich im Weſten, ähnlich dem griechiſchen im Oſten zu gründen, bewirkte, daß ſich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es ſonſt leicht geſchehen iſt. Wie unter Karl ſehen wir auch hier eine Menge von neuen Klöſtern und Schulen hervortreten in Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesheim, Fulda und ſonſt. Wie Karl der Große von Lateinern, von Gelehrten umgeben war, und ſeinen Alcuin berief, ſo Otto ſeinen Rather, ſeinen Gerbert, ſeinen Gunzo, der eine Menge von Klaſſikern, der außer den längſt bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit ſich brachte. Otto I. ſelbſt gab ſich, ſo ein ächt deutſcher Charakter er iſt, noch ſpät dem Lernen und der Aufmerkſamkeit auf dieſe fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechiſchen Prinzeſſin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechiſchen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechiſchen Kaiſer beſtimmt war, eine Kennerin des Griechiſchen, ſie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klaſſiker, ſo zeigt doch ſelbſt die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtiſſin Gerberge in Gandersheim mit den claſſiſchen Autoren bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen ſuchte, wie vertraut ſie ſelbſt damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöſter waren, was auch durch die mehrfachen Nachrichten, daß Nonnen damals ſich mit Abſchreiben beſchäftigten, beſtätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbiſchof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte ſelbſt auf Reiſen ſeine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechiſchen Sprache aus Griechenland kommen und griechiſche Werkmeiſter wurden im 10. und 11. Jahrhundert bei norddeutſchen Bauten angewandt. Muſik und Baukunſt fingen an zu blühen, ja, durfte man es glauben, ſo gab es in der Zeit der Ottonen Sculpturwerke in Stein und Gyps und Schlachtgemälde, die von täuſchender Lebendigkeit waren. Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationelle von Karl und Otto vernachläſſigt und durch die Einwirkung dieſer Männer die Nation auf Fremdes und Ausländiſches im Politiſchen und Literariſchen

hingewieſen ward, allein wenn wir die ganze innere und äußere Geſchichte der Deutſchen überdenken, und überall im Größten wie im Kleinſten finden, daß wir ſtets das Anlehnen an die Menſchheit außer uns vor der nationalen Selbſtändigkeit und Abſchließung ſuchten, daß alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichſam ausgeſchieden ward, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchſte rührten, ſo müſſen wir mehr den Impuls unſerer innerſten Natur in jenen Männern bewundern und ſie ſelbſt und ihre Wirkſamkeit als ſolche Höhepunkte in unſerer Geſchichte bezeichnen. Denn wo hat Deutſchland größere Regenten aufzuweiſen, als jene beiden? Wo zugleich deutſchere Männer, bei all ihrem Streben nach Außen? Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebſamkeit dieſer Zeit zuſammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Norden, im Lüneburgiſchen und Bremiſchen der Mittelpunkt des nordiſchen Handels war, daß durch den Zufluß des italieniſchen und griechiſchen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerſt lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieſer claſſiſch-chriſtlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkiſchen und hohenſtaufiſchen beſonders auch in der Literatur betrachten, ſo werden wir überall faſt eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der ſchleſiſchen und neueſten Zeit ſich ganz genau verhält, wie dieſe ſächſiſche zu dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und die daher auch ſo vielen Antheil an der Poeſie dieſer älteren Periode nahm. Wo aber gab es je eine deutſchere und zugleich klaſſiſchere Zeit als eben die Reformation, und die letzte Periode unſerer Literatur? Die Urſache iſt, weil die Aufnahme griechiſcher Bildung, dieſer Quelle aller Humanität, unſerer eigenen humanen Richtung und Natur ſo außerordentlich zuſagt, daß Wilhelm von Humboldt mit Recht auf die Verwandtſchaft beider Nationen aufmerkſam machte. Unſere erſten Dichter der neueſten Zeit ſind nur durch die eigene Verſchmelzung der antiken und deutſchen Anlage, obzwar in den verſchiedenſten Verhältniſſen der Miſchung, jeder in ſeiner Art groß geworden; jene genannten Fürſten der älteſten Zeit, denen man aus noch viel älterer ſchon einen Theodorich zuzählen kann, ſind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhältniſſen läßt ſich in der Ottoniſchen Zeit dieſe Verbindung nachweiſen, ob man nun jene Beſtimmungen des Kirchen-

jahrs anführen will, die aus Nordiſchem und Deutſchem, aus Römiſchem und Jüdiſchem, aus Chriſtlichem und Heidniſchem gemiſcht ſind; oder ob man die Geſchichtſchreibung eines Wituchind geltend macht, der ſeinen ächt deutſchen Stoff in römiſches Gewand kleidet, lateiniſche Autoren benutzt, und, ſtatt wie die früheren Chroniſten bibliſche Redensarten brauchten, lateiniſche anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der Baukunſt jene Dome in Worms und Speier betrachtet, mit der durchdringenden Idee eines deutſchen chriſtlichen Tempels, der innere Geſchloſſenheit und Erhebung verlangt und von dem Bedürfniß der Muſik ebenſo beſtimmt wird, wie er ſelbſt wieder um ſeinen Zweck ganz zu erfüllen Muſik fordert, dagegen mit ihren römiſchen Formen, horizontalen Linien, Halbkreiſen und flächeren Dächern; oder ob man das lateiniſche epiſche Gedicht von Walther v. Aquitanien in Anſchlag bringt, das uns hier etwas näher intereſſirt [75]).

Es iſt von Eckehard I. in S. Gallen († 973) in der erſten Hälfte des 10. Jahrhunderts verfertigt und geht uns hier als lateiniſches Gedicht nicht an, wohl aber nach ſeinem deutſchen Stoff, der dem Dichter unſtreitig in einem deutſchen Gedichte vorlag, oder von einem deutſchen Sänger mitgetheilt ward [76]). Es iſt als Schulübung geſchrieben, was ſtreng nach dem Worte verſtanden, nicht mit einem Seitenblick auf den Werth des Gedichtes nachgeſprochen werden muß. Denn obzwar in der Schule, iſt es doch mit offenbarer Liebe an der Sache gedichtet, und Jacob Grimm hat dieſer Arbeit ihre Ehre gegeben. Eckehard IV. verbeſſerte ſie; und es iſt ungewiß, ob dies unſer erhaltener Text iſt. Wir ſehen hier an einem vollkommen klaren Beiſpiele die deutſche Heldenſage aus dem Kreiſe des Attila und der Wormſer Könige in den Händen eines Geiſtlichen und Lateiners; und wir ſehen in der Behandlung durchgehend jenes eben angegebene Verhältniß. Die ächt deutſche Heldenzeit ungetrübter von dem Ritterlichen als ſelbſt in den Nibelungen, unge-

75) De prima expeditione Attilae — et de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis, ed. F. C. J. Fischer. Lips. 1780. 4. Deutſch von Klemm. Jetzt in J. Grimms und Schmellers lat. Gedd. des 10. — 11. Jahrhunderts.

76) In einem Prologe der Pariſer und Brüſſeler Hſ. meldet ſich jetzt ein Geraldus als Verfaſſer. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f.

trübter auch von dem Geiſt ausſchweifend romantiſcher Liebe, rohe Kriegsſitten, heidniſche Reminiscenzen, grauſige Darſtellung ohne viele Milderung durch chriſtliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, ſein Landgut baut, ſobald er Hausvater iſt [77]), tritt hier ſo beſtimmt und ſo ganz entfernt von dem Anſtrich der ſpäteren Epen heraus, daß dies den früheren Herausgeber verführte, das Gedicht viel älter noch zu machen als es iſt. Die ächteſten Züge der deutſchen Sage ſind aufs treueſte bewahrt. Aecht alt iſt die ſchlechte Rolle, die der Frankenkönig Gunther hier ſpielt, ächt der Attila als ruhender Tartarfürſt. Aecht deutſch iſt die Erwähnung der Wappen auf den Schilden; beſonders aber jene rieſenhaften Späße: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird, und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf [78]); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden iſt, ſo daß Er ſeine rechte Hand, Gunther einen Fuß, und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken ſie einen Verſöhnungstrank und nun folgen wieder Scherze über ihre Wunden, und Hagen räth unter andern dem Walther einen ausgeſtopften Handſchuh an der Rechten zu tragen [79]). Die einfache Form der Fabel, eine Reihe von Zweikämpfen;

---

77) V. 153.

Aedificare domos, cultumque intendere ruris
cogor.

78) V. 979.

En pro calvitio capitis te vertice fraude,
ne fiat ista tuae de me jactantia sponsae.

79) V. 1423.

Post varios pugnae strepitus ictusque tremendos,
inter pocula scurrili certamine ludunt.
Francus ait, jam dehinc cervos agitabis, amice,
quorum de corio wantis sine fine fruaris:
at dextrum moneo tenera lanugine comple,
ut causae ignaros palmae sub imagine fallas.
Wah! sed quid dicis, quod ritum infringere gentis
ac dextro femori gladium agglomerare videris,
uxorique tuae, si quando cura subintrat,
perverso amplexu circumdabis euge sinistram?
Jam quid demoror? en posthac tibi, quidquid agendum est,
laeva manus faciet! Cui Waltare talia reddit.
Cur tam prosilias, admiror, lusce Sicamber,

der Geiſt, der nichts als Kampf athmet; die Liebe Walthers zu Hiltgunden, die er von Attilas Hof entführt, ohne Spur jener zärtlichen Courtoiſie der Späteren; die Entfernung von Wundern, Zaubereien und Ungeheuern; jene naive Frömmigkeit, die wieder an den unſchuldigen und fromm biederen Geiſt der ganzen Zeit, und der darin entſtandenen Geſchichtswerke, wie Diethmar's, erinnert, all das zeigt, wie treu und wahr das Leben und die wirkliche Sitte der Zeit in dies Gedicht übergegangen iſt. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm entfuhr, ſinkt hier Walther ſogleich von ſeinem Gewiſſen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich beſtandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu dieſem Allem bildet nun die Behandlung den beſtimmteſten Gegenſatz; ſie iſt ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil, er kennt und erinnert ſogar an Homer; er kennt den ſiebenhäutigen Stierſchild [80]), und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer, der die ähnlichen Sitten ſchildert, den Hauch eines ächten heroiſchen Gedichts über ſein unbehol-fenes Latein, ſoweit das gehen will, hinzugießen. In der Beſchreibung ſeiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Roſengarten an Mannichfaltigkeit und Beſonderheit vorausgehen, die ſo leicht einförmig zu werden drohen, iſt Alles voll Leben, voll Wechſel, voll Farbe aus den Alten, ſo wenig ſie ſklaviſch benutzt ſind. So iſt's auch mit ſeinen Bildern, die ausgeführt ſind in Homers Weiſe, wie ſie die ſpätern deutſchen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er ſich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären geſehen. Ganz überraſchend iſt nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweiſen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidiſchen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie

---

si venor cervos, carnem vitabis aprinam;
ex hoc jam famulis tu suspectando jubebis
heroum turbas transversa tuendo salutans.
Sed fidei memor antiquae tibi consiliabor:
Jam si quando domum venias laribusque propinques,
effice lardatam de mulctra farreque pultem;
haec pariter tibi victum confert atque medelam.

80) V. 733 — opponens clypei septemplicis orbem etc.

ſehr ſteht gegen dieſe anſpruchloſe, reine, ihrem Stoffe nach ſo ächte und einfache Erzählung, die, wenn ſie ähnlich im deutſchen Gedichte exiſtirt haben ſollte, uns einen ſehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie ſie ſchon Ein Jahrhundert ſpäter in der Chronik von Novaleſe[81]) vorkommt, im Gegenſatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verſtändigere geweſen iſt. Da iſt Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern ſeine Frömmigkeit ſchon ins weiteſte Extrem getrieben; da ſpuken ſchon alle Hiſtorien von ſolchen frommen Eiſenfreſſern, wie der Samſon der Bibel und der Ylſan der ſpätern Dichtung, und der Held ſtirbt da als Mönch; ein Zug, der weiterhin ſehr verbreitet ward in den Sagen, und beſonders in der longobardiſchen beliebt geweſen ſcheint. In einer anderen lateiniſchen Bearbeitung der Sage in Diſtichen, welche das Chronicon von Novaleſe anführt, die alſo noch etwas älter iſt, iſt er am Indus geweſen und hat den Weſten und Oſten berührt und erſchreckt[82]). In der Vilkinaſage iſt hingegen die gleichgültige Verſetzung von Perſonen ſichtbar; Hagen iſt bei Attila, und nicht Alpher, ſondern Ermanrich, als Walthers Vetter, ſchickt ihn zu Attila. Ganz neulich hat ſich ferner ein deutſches Bruchſtück von einem Walther des 13. Jahrhunderts gefunden[83]), das in den Schluß des Gedichtes fällt, und vom Empfang des rückkehrenden Walter, den Volcker durch das Burgundenland geleitete, bei ſeinem Vater Alker in Lengers handelt. Wir haben eine andere Wendung der Fabel, die den Beziehungen im Biterolf und in den Nibelungen zu entſprechen ſcheint, wir haben das Nibelungenperſonal, von dem der Waltharius

---

81) Murat. T. II. p. II.

82) Ibid. col. 704.

Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,
colla superba domans, victor ad astra volans.
Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
insignis bellis, clarior est meritis.
Hunc Heroa tremuit quoque torridus Indus
ortus et occasus Solis eum metuit.
Cuius fama suis titulis redimita coruscis
ultra caesarias scandit abhinc aquilas.

83) In der Frühlingsgabe (1839) von v. Karajan, von deſſen gutem Glücke wir noch mancherlei hoffen wollen. Vergl. ſeinen Schatzgräber, 1842. und Haupts Zeitſchrift II, 216.

außer Gunther und Hagen nichts weiß, und in der Form die Nibelungenſtrophe. Das kleine Fragment ſcheint hinreichend zu zeigen, welch eine große Kluft unſere Volksdichtung der heroiſchen Jahrhunderte von der der ritterlichen ſchied.

Ein Gegenſtück von dem höchſten literariſchen Intereſſe hat ſich zu Waltharius gefunden in den Bruchſtücken des lateiniſchen Ruodlieb[84]), der von den Mönchen am Tegernſee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen iſt[85]). Sein Inhalt iſt dieſer: Ein Edler (Ruodlieb) hat ſich im treuen Dienſt großer Herren nichts als Verſprechungen und Feindſchaften verdienen können, und begibt ſich in fremde Reiche. Im Nachbarland führt ihn ein Waidmann an den Hof des Königs, in deſſen Dienſt er ſich kriegeriſch auszeichnet. Das zweite Fragment erzählt uns eine Friedensſtiftung zwiſchen dieſem Könige und ſeinem Gegner. Unter den Feſtlichkeiten erhält Ruodlieb einen Brief von Hauſe, der ihn zur Rückkehr beſtimmt. Er erhält Urlaub und Geſchenke, und auf die Frage des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, entſcheidet er wie Salomo. Der König gibt ihm 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe des Gedichts am Helden durch Erfahrung ſollen geprüft werden. Unſre lückenhaften Reſte laſſen uns dieſe Abentheuer nur theilweiſe verfolgen, die wie das ganze Gedicht ſehr ins Breite gegangen ſein müſſen. Nachdem der Held heimgekehrt iſt, hören die Fragmente leider gerade da auf, wo die Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träumt einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutſchen Sage eigenthümlich ſind und Zeugniß von ihrer mythiſchen Einfachheit geben; er verheißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mit einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und Sohns, Immunch und Hartunch verſpricht. Hier ſcheint ſich das Gedicht an die deutſche Heldenſage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggenlied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutſchen Sage, wie ſie Herzog Ernſt, König

84) In Grimms und Schmeller's lat. Gedd. des 10.—11. Jahrh. und weitere Bruchſtücke in Haupts Zeitſchrift für d. Alt. I. p. 401 ff.

85) Schmeller nimmt Froumunt als Verfaſſer an, von dem ein Büchlein exiſtirte (cod. teg. 1008) worin 40 kleinere Gedichte und verſchiedene Briefe, die meiſt gedruckt ſind in Mabillon analecta, Petz thes. anecd. u. ſ. w.

Rother und ähnliche Stücke darbieten, und die Kluft zwiſchen dieſen und unſerem lateiniſchen Werke iſt weit nicht ſo groß, als zwiſchen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt ſich aus dem Charakter der eigentlichen Heroenſage, die ſich den Geſchlechtern weiterhin mehr entrückte, während dieſe neuen modernere Färbung tragenden Dichtungen ſich weiterbildeten, accommodirten und dem romantiſchen Geſchmack, der ſpäter hereinbrach, mehr entſprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entſtehung des Walther und Ruodlieb trennen wird, mag erſtaunlich viel in der Veränderung der zeitigen Geſchmacksrichtung in Deutſchland beigetragen haben, weil eben in dieſe Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur, und der Hauptglanz der byzantiſirenden Ottonen fällt. Dies aber iſt ja ein Hauptgepräge jener Dichtungen, wie Morolf, Ernſt, und wie auch unſeres Ruodlieb, daß ſie Heimiſches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksmäßiges, Mährchen und Züge der griechiſchen Romane, Erdichtung, Mythe und Geſchichte miſchen. Kann es ein ſtärkeres Beiſpiel jener Verbindung ſtreitender Elemente geben, die wir eben dieſen Ottonenzeiten eigen fanden, als gerade dieſe Dichtungen, die am entſchiedenſten gelehrte und populare Behandlung erfahren haben, die aus Erzählungen fahrender Sänger lateiniſche Gedichte wurden, willkührliche Zuſätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche erlitten, und in dieſer Geſtalt ſpäterhin wieder überſetzt von gelehrten Laien wurden, zuletzt wieder in die Hände von Bänkelſängern oder Vorleſern gekommen ſein mögen? So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenſcheinlich deutſche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieſer Weiſe im Volke geweſen, ja zum Theil ſchwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt exiſtirt haben. Schon dieſe ganze Redſeligkeit, dieſe vage Bühne ohne Localitäten und ſogar faſt ohne alle Namen der handelnden Figuren ſieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich. Die Beſchreibungen von Geſchenken, die Freude an Feſtlichkeiten, Mahlen, koſtbaren Stoffen und Objecten, Apparaten, Dienſtverhältniſſen, Geſandtſchaften, Reden verrathen uns einen Geiſtlichen, dem der Hof und höfiſche Umgebungen nicht fremd waren, wie ſie erſt ſeit den Ottonen in Deutſchland exiſtirten. Und wirklich ſcheinen wir am Ruodlieb ein koſtbares Document zu haben, das uns errathen läßt, wie ſich ungefähr eine gebildete, höfiſche Dichtung nach dem Heraustritt aus der heroiſchen Zeit aus ſich ſelbſt geſtaltet haben möchte,

wenn nicht die franzöſiſchen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoniniſchen Hexameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfiſchen kurzen Reimpaare zu dem langen epiſchen Verſe der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältniſſe gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe ſpielt und ritterlicher Künſte voll iſt gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Epiſode zwiſchen einem verliebten Paare, die vollkommen als Vorläufer jener naiv ſchalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erſcheint, tändelnde Liebesſpiele, ſehr einſchmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, ſchnippiſchen, gewandten Mädchens, in deſſen Munde gewiß derbe Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpaſſend ſtehen; wir haben einen minder plaſtiſchen Stoff und Vortrag; wir haben jene gelehrten Oſtentationen, die ſpäter die ritterlichen Sänger von den geiſtlichen dieſer Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, die auch der Brandan und Herzog Ernſt ſo liebt, tritt hier beſonders ſtark heraus. Dieſes Mythiſche ward uns aus der Fremde eingeführt, als wir uns in jenen Zeiten zum erſtenmal der Fremde aus der Ferne, von feſten Wohnſitzen aus, durch Buch und Ueberlieferung näherten. Dem neuen Hange nach dieſen Sagen fröhnte bald die Dichtung; auch ein theoretiſches Werk des 11. Jahrhunderts, von dem uns ein Bruchſtück erhalten iſt[86]), ſcheint ihm gehuldigt und die Wunder der Natur beſchrieben zu haben. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenſchaften und Kunſtfähigkeiten, die uns hier gelegentlich begegnet, liegt auf Einer Linie mit den erſten Geſtaltungen der Thierſage, die wir in dieſen Zeiten von Belgien werden ausgehen ſehen. Ein langes Fiſchverzeichniß, ein Recept, wie der Luchsſtein, wovon die Alten fabelten, von dem neidiſchen Thiere zu erhalten ſei, die Beſchreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unſers Dichters bei einem Staar, der das Vaterunſer drollig nachſpricht und bei einer Dohle, die den heimkehrenden Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles ſind Dinge, die dem Stoffe nach fremden Beiſchmack haben, und die ihre Analogien am reichſten im St. Oswald und Herzog Ernſt finden, in den ſo vieles Antike eingegangen iſt,

86) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben II, 1. 1837.

und in der Aeneide Veldekes, die mit Ruodlieb die Grenzſteine der Zeit bildet, innerhalb welcher ſich dieſe halb gelehrte, halb populare, halb lateiniſche, halb deutſche, fremde und einheimiſche, überſetzte und originale, durchaus nicht rein entwickelte Gattung von Dichtungen bewegt.

Das Hauptſymptom des gemiſchten Charakters der Dichtungen dieſer Zeit, unter denen Ruodlieb gleichſam den romantiſchen Geſchmack einleitet, Walthari den heroiſchen verabſchiedet, bleibt ihre lateiniſche Abfaſſung. In dieſen Jahrhunderten (10.—12.) blühte die lateiniſche Dichtung, wie in dem Reformationszeitalter, als beidemale die deutſche faſt verſtummt war. Sie bildet die Brücke von der untergehenden althochdeutſchen Poeſie eines Geſchlechtes heldenmäßiger Naturſöhne zu der mittelhochdeutſchen des Ritterſtandes. Wir haben aus dieſen Zeiten die lateiniſchen Schauſpiele der Hroswitha, wir haben von eben dieſer Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen lateiniſche Panegyriken oder Geſchichten der Regenten und dieſe ſind in der ſächſiſchen oder fränkiſchen Zeit ganz an der Tagesordnung und in großer Menge vorhanden; und meiſt iſt ihnen, z. B. dem des Wippo, das Gepräge des Claſſiſchen aufgedrückt, das jedoch im Laufe der Zeit immer mehr hinter populare Eigenthümlichkeit, hinter gereimte Hexameter, Miſchung des proſaiſchen und poetiſchen Styls, Bombaſt und Spielereien zurücktritt und verſchwindet. Die neu anſetzende Rohheit der Sprache vergüten, wie Grimm ſagt, Dichtungen wie Ruodlieb durch den Naturhauch, der den älteren ſtrenger antik gehaltenen eines Hraban's und Walafrieds abgeht. Eine große Menge unſerer Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert verweiſen auf lateiniſche Quellen, die der Natur der Sache nach ins 11. und 10. Jahrhundert zurückleiten. Von welchen der ſpäterhin in der Laienſprache verfaßten, nicht von Weſten her entlehnten größeren Dichtungen, fragt Schmeller, wäre nicht ausdrücklich geſagt, daß ſie früher in lateiniſcher Zunge geſchrieben waren? und wie viele jener lateiniſchen, beſonders der mehr profanen Exercitien und Compoſitionen mögen bald wieder verloren gegangen ſein! Bis ins 11. oder ſelbſt 10. Jahrhundert glaubt Grimm lateiniſche Bearbeitungen der Thierſage vom Wolf zurückſetzen zu können. Ottos I. Ungarnkriege ſollen auf Betrieb des Pilgrin von Paſſau in einem, man weiß zwar nicht gewiß, ob lateiniſchen Gedichte beſungen worden ſein. Seinen Otto den Rothen dichtete Konrad nach

einem lateiniſchen Werke. Herzog Ernſt und die lateiniſche Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes von Otto floſſen beide aus einer älteren lateiniſchen Quelle. Die Aehnlichkeit des Ruodlieb mit dieſem Gedichte fiel auch Schmellern am meiſten auf; er bemerkt, daß man aus der ſpäteren proſaiſchen (lat.) Erzählung noch die gereimten Hexameter herausfindet, ſo daß auch formell das alte Gedicht dem Ruodlieb ähnlich wäre, mit dem es nach der Form der altdeutſchen Wörter, die in der Handſchrift als Gloſſen beigefügt ſind, auch ungefähr gleichalterig war. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutſchland eine lateiniſche Bearbeitung erhalten haben, und wollte man lateiniſche Legenden (wie den Gregorius, von dem Leo ein Bruchſtück entdeckt hat[87]) und Umarbeitungen altklaſſiſcher Mythen und Geſchichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden ſein mochten, und erinnert man ſich an jene weitern Bearbeitungen des Walther und an ſo vieles Andere, ſo ſieht man, wie thätig der Clerus ſich eine lange Zeit mit der lateiniſchen Dichtung beſchäftigt hat. Auch iſt dies eben in jenen Jahrhunderten ſehr natürlich; die Dichtung in der Volksſprache, die von den Geiſtlichen bedrängt ward und in den Stürmen der fränkiſchen Kaiſerzeit Noth leiden mußte, zog ſich, ſcheint es, auf beſchränktere Verhältniſſe zurück. Selbſt jene hiſtoriſchen Gelegenheitsgedichte, wie der Geſang auf Otto und das Heinrichslied, das wir oben erwähnten, konnten halb oder ganz ins Lateiniſche übergehen und dauerten bis auf die Hohenſtaufen fort. Aus dem 12. Jahrh. tauchte noch neulich durch den unermüdlichen Forſcherfleiß Jacob Grimms ein geiſtvoll lebendiger Dichter, ein vagirender „Archipoeta“ auf (ein Ausdruck, der für umherziehende Scholaren und Kleriker gebraucht wird), eine räthſelhafte Erſcheinung, die den damaligen und ſelbſt noch den nächſtfolgenden Zeiten ebenſo bekannt, als uns unbekannt und verdunkelt ſcheint. So weit hat Grimm[88]) die Sache geführt, daß die lateiniſchen Gedichte, die gewöhnlich unter dem Namen des Engländers Walther Mapes[89]) gehen, und darunter das allberühmte mihi est propositum dieſem deutſchen Dichter gehören und durch ein offen-

87) Lit. Unt. Blätter 1837. Dez.

88) J. Grimm, lat. Ged. des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

89) Th. Wright, The latin poems commonly attributed to W. Mapes. London printed for the Camden society. 1841.

bares Plagiat dem Engländer angeeignet ſind. Daß auch ſelbſt dieſe popularſten aller Lieder, „die auf Straßen und Wegſcheiden erſchollen", die Schnurren und Schwänke, die Spott- und Loblieder auf die Zeitgenoſſen, dem Volke entlehnt wurden, beweiſt für die allumfaſſenden Eingriffe der Geiſtlichen in die Dichtung. Aber entziehen konnten ſie, wenigſtens dieſe uralte und eingewöhnte Liederart, dem Volke doch nicht ganz. Wir wiſſen, daß viele geſchichtliche Figuren jener Zeiten noch immer in den Volksgeſang übergingen, und erinnern nur beiſpielsweiſe an die Lieder von Hatto, von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau († 948), der ganz wie ein Rieſen- und Löwenſchläger, als Weiberhaſſer und Raufbold in der Geſchichte erſcheint; an die Geſänge von Benno's Verdienſten in Ungarn unter Heinrich III. Daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweiſt der Herzog Ernſt (der ſelbſt hier hinzugefügt werden darf) und Konrads Erzählung; und der wirklich geſchichtliche Biſchof Pilgrin von Paſſau erſcheint in den Nibelungen.

Dieſer Name macht uns wieder auf unſer nationales Epos, die Nibelungen aufmerkſam. Jener Pilgrin von Paſſau, von dem uns erzählt wird[90]), daß er einen deutſchen Dichter aufgefordert habe, die Thaten der Avaren und Hunnen unter den ſächſiſchen Kaiſern zu beſingen, ſoll nach dem Schluß der Klage[91]), dem bekannten Anhange zur Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenſtand der Nibelungen ſind, nach dem Berichte Swemmels, in lateiniſcher Sprache von dem Meiſter Konrad urſprünglich haben aufzeichnen laſſen. Dies iſt nun, wie Wilhelm Grimm bemerkt hat[92]), natürlich eine Erdichtung; doch aber iſt er nicht ungeneigt,

---

90) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht verſichert der Verfaſſer gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Baiern geſchenkt zu haben.

91) Klage V. 2145.

Von Pazowe der bischof Pilgerîn durch liebe der neven sîn
hiez schrîben disiu mære, wie ez ergangen wære,
mit latînischen buochstaben, daz manz für wâre solde haben —

wan im seit der videlære diu küntlîchiu mære
wie ez ergienk unde geschach, wan er ez hôrte unde sach,
er unde manic ander man. Daz mære dô briefen began
ein schrîber, meister Kuonrât.

Vgl. V. 1728 sqq.

92) Heldenſage. p. 109.

die Exiſtenz eines lateiniſchen Buches anzunehmen. Es ſtimmte auch gar ſo gut zu den übrigen lateiniſchen Quellen, die wir in dieſen Zeiten zu ſo vielen deutſchen Gedichten der ſpäteren Jahrhunderte annehmen können oder dürfen; es ſtimmte ſo gut zu der Thätigkeit der Geiſtlichen in St. Gallen und Tegernſee, daß man ſich auch in Oeſtreich ſchon zu Pilgrins Zeiten († 991) um die deutſche Sage bekümmert hätte, die ſich hier localiſirte und ſpäter anhaltende Theilnahme fand. Daß dieſe Zeit der Ottonen für unſer Volksepos eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgeſtaltung war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein weil der Waltharius gleichſam ein Zeugniß dafür iſt, daß damals die deutſche Heroenſage lateiniſch behandelt ward; nicht allein weil obige Sage darauf hinweiſt; nicht allein, weil das Chriſtenthum in die Nibelungen Eingang fand und der Gegenſatz der Rheinländer gegen die heidniſchen Hunnen, der ſich in dieſen Zeiten am leichteſten einſchleichen konnte; nicht allein weil der Markgraf Gero an den bekannten Zeitgenoſſen Ottos I. erinnert, oder weil Pilgrin in die Nibelungen eingeflochten iſt, (denn dies geſchah ſo locker, daß man alle Stellen, in denen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausſcheiden könnte[93]), oder weil Rüdiger von Pechlarn, der ſtets als Zeitgenoſſe Pilgrins genannt wird, aber freilich nicht in eigentlichen geſchichtlichen Quellen erſcheint, ſo eng hineinverwebt iſt, „daß ſich in dem Liede keine deutliche Spur einer Einfügung mehr nachweiſen laſſen möchte“[94]); ſondern weit mehr als aus allen dieſen unterſtützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnenſage erneuten. Uralte Verhältniſſe ſchienen ſich zu erneuen, als an der Scheide des 9.—10. Jahrhunderts ein ungariſches (hunniſches) Reich im Oſten und im Weſten das burgundiſche hergeſtellt ward, das in engere Verhältniſſe zu Deutſchland, innerhalb der Schweizergrenze, kam; als König Rudolf II. († 937) ſeinen Ruhm ausbreitete, und mit den Ungarn in Colliſion kam, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten König Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte Sagen in beſondere Pflege, die von irgend etwas Entſprechendem in ihnen ſelbſt beſtimmter darauf hingewieſen werden.

93) Lachmann über die urſprüngliche Geſtalt der Nibelungen p. 10. 11.
94) Ibid. p. 8.

Mit jenem Heinrich I. ferner, der die berühmte Hunnenschlacht schlug, fing die alte Heldenzeit Deutschlands ganz an zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen; solche Zeiten aber, die einen frühern Zustand ganz vollenden, dies sahen wir schon vorher, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Monumente zu setzen. Gerade das schien uns aber das Eigenthümliche und Große der Nibelungen zu sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind, gerade das macht sie so einzig in ihrer Art, denn keine der Nationen, die sich im übrigen Europa aus deutschen Stämmen entwickelten, wußte der römischen Cultur oder der keltischen Einbildungskraft gegenüber seine eigene Stammsage so zu behaupten und zu verewigen, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher standen, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zeiten von der Dietrichsage reden, nothwendig nur den letzten Theil der Nibelungen in das Auge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch später die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den Bearbeitungen, die wir kennen; auch liegt auf Einen Blick die Verschiedenheit des ersten und letzten Theils der Nibelungen am Tage. Der letzte Theil dieses Gedichtes aber ist es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte Heldenzeit viel deutlicher erscheint; der letzte Theil zeigt die Kriemhilde ganz anders als der erste; er trägt zugleich den Charakter der ältesten deutschen Dichtungen. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der großen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen, gewisse eigenthümliche Züge voraus, die, wenn einmal hierüber eindringendere und allumfassende Studien gemacht sind, uns bei streitigem Ursprung mancher Epen und Romane werden zuverlässiger urtheilen lassen. So ist es in Allem, was griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Verflechtung von Abentheuern, in dem Walisischen und Bretagnischen irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen und der Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrandliede am reinsten; später ist er im Rosengarten und anderen Gedichten treu auf-

gefaßt worden und er liegt in einem weiten Cyclus in dem Theile der Vilkinaſage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um dieſen verſammelt. Dies iſt jedoch nicht erſchöpfend; es iſt nur Eine Seite des deutſchen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weiſe, wie es dem Fremden gegenüber ſelbſt im Stoffe Eigenthümliches darſtellt) charakteriſirt; ein anderer Theil der Vilkinaſage, der ſich um Werbung um berühmte und ſchöne Frauen und um Kriegszüge in der Ferne dreht, iſt eine zweite Seite des deutſchen epiſchen Gedichtes. Jene erſte allgemeinere Seite iſt die ältere; ihre Feſtſtellung und Geſtaltung und gewiſſermaßen Vollendung muß wohl in den Zeiten geſucht werden, von denen wir jetzt reden. Zu jener zweiten Seite legten dieſe Zeiten den Keim. Den abentheuerlichen Zug Ottos I. nach der ſchönen Adelheid und die Verbindung Ottos II. mit Theophania darf man geradezu, wenn nicht als die Quelle ſolcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiſte mit dieſen entſprungen anſehen, und die Möglichkeit einer früheren Exiſtenz ſolcher Sagen ſchlechtweg leugnen. Dieſe Sätze, die früher ſehr gewagt ſcheinen konnten, haben durch die Auffindung des Ruodlieb eine Stütze erhalten, der dieſe vageren erfindungsvolleren Sagen eröffnet und ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach noch wenige Vorbilder gehabt haben kann, wie denn auch keinerlei Quelle in ihm genannt wird.

Iſt es nicht eine willkührliche Annahme, daß in der Ottoniſchen Zeit unſer Volksepos eine neue Umgeſtaltung empfing, ſo hätten wir jetzt neben der Zeit der Entſtehung der Siegfriedſage, und neben der Völkerwanderung ſchon die dritte Periode, die mit ihren Ideen und Formen hier einzuwirken ſuchte, und ſpäter wird es die leichteſte Arbeit ſein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweiſen und die Farbe des 12. und 13. Jahrhunderts. Wie viele Zwiſchenglieder und Durchgänge mögen uns nicht bis auf die letzte Spur verſchwunden ſein! Wenn nun nicht Alles, was man über Volksmäßigkeit eines Epos ſich vorſtellt, Faſelei und Traum bleiben ſoll, ſo ſcheint dies das Einzige zu ſein, was einen ſolchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in ſich ſo groß, ſo weit, ſo feſt und gewaltig, daß ſie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in ſich aufnehmen, jede neue Form, die dieſe mit ſich bringt, ausfüllen können, gehen auf dieſe Weiſe von Hand zu Hand, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält ſie in jedem Wechſel lieb, man formt

ſie um und überliefert ſie der folgenden Generation; hundert geſchäftige Geiſter verſuchen ſich daran; ſelbſt wenn ſie ſchon die letzte Geſtalt erhalten haben, die Alles zu erſchöpfen ſcheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Dieſe ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und wird ihrerſeits wieder bedingt durch die innere Abgeſchloſſenheit des Gedichts, die eine unbegreifliche Welt eröffnet, die wir nicht zu entſtellen wagen, deren plaſtiſche Wahrheit alles Meiſtern abweiſt, die jeder Dichter oder Ordner, der ſpäter ſeine Hände daran legt, nur mit Scheu in ſeine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu taſten.

Dieſe Fortbildung des Volksgedichtes geſchieht aber in verſchiedenen Nationen ſehr verſchieden. In Griechenland verdunkelten die Geſänge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der Lieblingsgeſang der Nation. So oft und vielfach ſie umgeſtaltet ſein mögen, ſo vielfach ſich unter Jonern und Dorern und Attikern Sprache und Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojanerkriegs, ihre Sitte, ihr Cultus unverändert, ja die Sage ſelbſt im Ganzen ward wenig umgeſtaltet. Von ſpäterer Verfaſſung, Religionsanſicht, Dichtung und Sage iſt keine Spur, vielleicht einige geographiſche und ethnologiſche Interpolationen, aber dieſe ſo unbedeutend und einzeln und leicht herauszuſcheiden, daß es kaum der Rede werth iſt. Der reichſte und mannichfaltigſte, poetiſche und geſchichtliche Stoff, der ihr urſprünglich nicht angehörte, legte ſich um die Trojanerſage, allein immer iſt er aus der Vergangenheit, immer ohne Verſtoß gegen Zeiten und Räume, immer ſogar mit genauer Bezeichnung ſeines Charakters dargeſtellt; manches ſo ſehr der Wahrſcheinlichkeit und Wirklichkeit des Lebens und den anderweitigen Zeugniſſen der Geſchichte entſprechend, daß man ihm in alter und neuer Zeit hiſtoriſche Geltung zuſchrieb; anderes poetiſch die Züge älterer Zeiten entwerfend, ſo daß man die Verſchiedenheit der Menſchen und Zeiten ſieht oder ahnt, wenn von den Thebaner-Helden, von Herakles, von den Lapithen und Kentauren, von den Titanen und Urgöttern die Rede iſt. Jede alte Thatſache, die ſich fügte, ward einverwebt; aber immer ſtand man in der Trojanerzeit feſt, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete dieſe Heroenwelt ſo plaſtiſch und gediegen aus, daß nicht allein kein ſpäterer Bearbeiter der Trojanerſage, nein, daß ſelbſt die Tragiker nicht wagten, neue Sitten an die Stelle der alten zu ſetzen und in die

Dichtung die Farbe des ſpäteren Lebens zu bringen. Es drängte ſich wohl in den Odyſſeus etwas von dem Sykophantenweſen und in den Haemon etwas Liebelei, allein dies ſind einzelne Ausnahmen, und als dergleichen im Euripides häufiger ward, war die alte griechiſche Kunſt dahin. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Joner, als die Form. Die helleniſche Muſe, die jene höchſte Dichtung darſtellt, welche in jedem Zuge die Natur treu abbildet und im Ganzen ſtets eine Welt malt, die die Wirklichkeit nie kannte, erreichte dieſen Zweck nur, indem ſie, was den Stoff und ſeine Erſcheinung angeht, ſtets rückwärts ſchaute, auf ihm ſtets mit ihrem Blicke weilte, von ihm jedes Zufällige, jedes was an die platte Wirklichkeit erinnerte, dem nicht innere Bedeutung inwohnte, ſtreng ausſchied, und ſie kehrte der modernen Zeit und ſelbſt jener ſpäteren Heroenzeit der Sparter, die ſie ſchon zu ſehr an das gemeine Leben gemahnt hätte, den Rücken, um die ideale Geſtalt, die ſie allmählig jener Heldenwelt abgewonnen, höchſtens in den Reiz der gebildeteren Sprache ſpäterer Zeiten zu kleiden, das Einzige, was ſie der ſpäteren Zeit überhaupt abnahm und wobei ſie ſich gleichwohl nicht ſo weit wagte, den Dialekt der urſprünglichen Ueberlieferung mit dem claſſiſchen attiſchen zu vertauſchen. Genau ſo entkleidete die plaſtiſche Kunſt die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüſtungen und Gewande, bis ſie, unterſtützt von der ſeit Orſippos' Sieg in der 15. Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort feſthielt und von der trockenen Treue und den ſtrengen Umriſſen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Contouren überführte, die nicht blos den Sinnen Beſchäftigung geben.

Wie anders dagegen das deutſche Epos! Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunkt bildete; daß auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreiſes zu ſuchen iſt. Allein welch eine Zeit iſt dies ſchon! Gleich die Hauptheldeu, jene Hermanrich, Etzel und Dietrich trennen geſchichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der urſprünglichen Entſtehungszeit feſtgehalten würde, ſo iſt auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Chriſtenthum und Ritterweſen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimath und Fremde geſchah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Koſtbarkeiten,

Alles und Jedes fand Eingang, ward so verwebt, als ob es ursprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geschichtlicher Name auf geschichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zusehenden Auge Alles in desto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im ersten Theile der Nibelungen eine viel ältere Sage zu einer schon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch sie dem Mittelpunkt mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgestellt, und hart an die Züge eines wilden Löwenbändigers und Schlangentödters, die aus Urzeiten hängen blieben, traten die eines sentimentalen Ritters des 13. Jahrhunderts und der Regungen seines sanften Gemüthes. Nehmen wir den Dietrich als den Mittelpunkt unserer Sage, so wurden also vielleicht in Hermanrich, den Burgundern und Attila mehrere frühere Perioden aus der Vorzeit aufgenommen, aber der Zeitunterschied verwischt. Weit entfernt, daß die höfischen Ritter des 13. Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen festgehalten hätten, so empörten sie sich dagegen; und was die Sage selbst angeht, so fing sie gleich im Fortgang der Zeiten an, sich mit den Sitten derselben auch historische oder poetische Gestalten daraus zu assimiliren. Es erscheint also der thüringische Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrin von Passau, und jener so eng eingeflochtene Rüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig ist, ob er eine historische oder blos poetische Figur ist. So ist im Herzog Ernst von Adelheid auf Gisela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernst übergegangen und Alles aufs Vergnügteste durcheinandergeworfen, und dies Einschieben späterer Personen bei der Umarbeitung älterer Gedichte ist im Rother, in der Kaiserchronik, im Wigalois und in vielen anderen Dingen so klar, daß es nur eines Fingerzeiges bedarf, und setzt sich bis in späte Zeiten, z. B. in dem Gedicht von der Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen fort. Denn nicht allein im Volksepos, auch in der Kunstpoesie ist derselbe Fall. Je entschiedener Ariost seinem Gedichte die Farbe seiner Zeit gab und die Aussicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles seine Zeit entdeckte und erfand, desto besser ward es; je mehr Tasso zurückblickte und historisch verfuhr, desto schlimmer war es; und er verstand seinen Vortheil schlecht, wenn er sich später anklagte, nicht geschichtlich treu genug geblieben zu sein. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der Folgezeit heraustrat, und willkührlich dieser oder jener Repräsentant solcher Rich-

tungen, wurde in unſer Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen; man ſteht nirgends feſt, von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer anderen verſetzt, und die jüngſte Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngſten Zeit. Weit entfernt wieder, daß dieſer Eindrang des Modernen der Dichtkunſt einen ſo tödtlichen Streich verſetzte, wie bei den Griechen, ſo entfaltete ſie ſich gerade bei jenen Hofdichtern in ihrem ſchönſten Glanz und unter dieſen ſelbſt geradezu bei dem, der das gegenwärtige Ritterleben am allerunverholenſten abſchilderte; dies nämlich ſchadete hier nicht, weil die Wirklichkeit ſelbſt einen idealen Anſtrich hätte oder weil dieſe Dichter die gewöhnliche Wirklichkeit und den Ton des niederen und äußeren Lebens flohen und verabſcheuten. Wo dort Alles Einheit iſt im griechiſchen Gedicht, iſt hier Alles zerriſſen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen ſo wenig, die des Homer ſo hartnäckig vertheidigt; deshalb lockte das deutſche Gedicht ſtets mehr die wiſſenſchaftliche Unterſuchungsluſt über Entſtehung, Geſtaltung und Sage, das Griechiſche befriedigte vor allem die Einbildungskraft und den poetiſchen Genuß; es zieht daher den Knaben von ſelbſt an, den die Nibelungen erſt ſpäter und wie oft gar nicht intereſſiren, denn es feſſelt die Phantaſie und überzeugt von ſeinem Werthe das Gemüth, ohne erſt den Verſtand überzeugen zu müſſen. Das deutſche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptſache hätte ſein müſſen, am wenigſten oder am ſorgloſeſten; das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen ſo feinen letzten Ordner, wie die Gudrun; Alles klafft von Lücken, und die Sprache von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homeriſchen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinſte gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Concentration der alten Welt in all ihrem Dichten und Treiben, und das Ausſchweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimath und das Streben nach Süden bei unſern Ahnen, die Lebensluſt Jener und unſere Beſchäftigung mit dem ungewiſſen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Producten der Kunſt und die Mannichfaltigkeit der Modernen, die Geſchloſſenheit und Enge der griechiſchen Zuſtände und die Weite und Endloſigkeit der germaniſchen bedingt dieſe Unterſchiede. Alles, was die Alten je in der Kunſt vollbracht, iſt mit dem Entwurf zugleich fertig. So ſtehen ihre Tempel, irgend

einem Gotte geweiht, deſſen Weſen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in der ſchönſten Harmonie des Innern und Aeußern da, dem innern und äußern Auge mit Einem Blicke überſchaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit rieſenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden ſollte; was die Geiſtlichen mit dem Rundbogen begannen, ſetzte die Ritterzeit mit dem Spitzbogen fort und die induſtrielle Zeit plackte äußerlich ihre Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutſchen Baukunſt und Dichtkunſt gleichgültig, der griechiſchen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheure Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verſchwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beſchauer zu laſſen; daher macht ein Aufriß eines gothiſchen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude ſelbſt, einem griechiſchen Tempel kann eben dies gerade ſchaden. Genau ſo iſts mit den Epen. Endloſe Verſe, beſonders in den Kunſtepen, alle mit gleicher Kunſt und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, bis man ſie im Detail zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, ſelbſt im Arioſt; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geiſtreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geiſt eines mitteldeutſchen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geſchmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantaſie ergreift, hört bei den griechiſchen Künſten die Wirkung auf; hier fängt die der deutſchen, möchte man ſagen, erſt an. Man muß die gothiſche Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutſchen Gedicht muß man die Ideen ſuchen, um Achtung davor zu bekommen. Wer im Innern des griechiſchen Tempels die Erhebung ſucht, die er im gothiſchen Dom erhält, oder in der griechiſchen Poeſie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben ſo fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutſchen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erſcheinung erwartet. Beides iſt in ſeiner Art groß; als Kunſt, die ſtreng genommen nur mit der Form für die Phantaſie ſich beſchäftigen ſoll, iſt das Griechiſche reiner.

Wir gingen davon aus, zu zeigen, wie die hiſtoriſche Entſtehung unſers Volksepos ſchon die zerriſſene Geſtalt deſſelben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten verſuchen können. Wir ſuchten oben durch die großen Räume, die es umſpannt, dieſem Probleme näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umſpannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen beſſeren Gedichten des Mittelalters niedergelegt ſind, kommen wir ſpäter beim Kunſtepos der Hofdichter zurück, bei welchen dieſe Ideen ebenſo vorherrſchen, wie ſie in unſerm Volksepos, wie ſie in jeder ächt epiſchen Poeſie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen ſchon vorbereiteter anlangen.

3. Fränkiſche Periode.

Noch unter der ganzen Dynaſtie der fränkiſchen Kaiſer blieb Wiſſenſchaft und Kunſt in den Händen der Geiſtlichen, und ausdrückliche Zeugniſſe beſtätigen es, daß die übrigen Stände in Deutſchland noch im alten Sinne der Heroenzeit jede Bildung im Laien verſchmähten[95]). Auch als mit dem Ende des 12. Jahrhunderts jene merkwürdige Periode des aufkeimenden Rittergeſangs eintritt, begegnen wir zuerſt noch jenen Werner, Lambrecht, Konrad u. A., die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden, und noch früher den lateiniſchen Bearbeitern der Thierſage, wenn wir dieſe hierhin rechnen wollen. Allein ihre Kunſt und ihr Geſang trägt einen ganz andern Charakter, als jene Arbeiten der Mönche aus der vorhin behandelten Zeit, denen das ächt Geiſtliche, das Religiöſe noch eben ſo feſt aufgeprägt iſt, als den ſpäteren ſchon der Geiſt des Ritterthums. Dazu treten nun allmählig jene gewaltigen Einflüſſe hervor, welche der Dichtung nothwendig eine ganz neue Geſtalt geben mußten. Zwei große und ſchneidende Gegenſätze folgten ſich nämlich nach dem Ausgange der ſächſiſchen Kaiſer hintereinander in der deutſchen Geſchichte, die das Leben und die Kunſt von einem Extreme zum andern warfen, und dieſen Zug der Hiſtorie dieſer Zeiten muß man ſich auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen, wenn man die Poeſie der

95) Wippo Panegyr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.
totis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

hohenſtaufiſchen Zeit, namentlich auch jener Uebergangszeit im 12. Jahrhundert verſtehen will. Wir ſehen ſeit dem Gegenſatz, den wir in Karls Beſtrebungen und der Schlaffheit ſeiner Nachfolger erkennen, dieſe Erſcheinung des Aufſchwungs und der Erſchlaffung, des Ringens mit großen Ideen und der Richtung auf das Materiellſte ſich mehrfach im Kreislauf der Dinge wiederholen. Wir ſahen Karls Streben in Heinrich und Otto erwachen und wie dieſe ganze Regentenfamilie ſich ihre weiten Entwürfe vererbte, und treffen jetzt auf die ganze Reihe der fränkiſchen Regenten, die mit geringen Ausnahmen ohne Bildung und höhern Sinn nur aufs Praktiſche und Politiſche gerichtet ſind. Und aus ihrer Zeit der Proſa, des Ungeſchmacks und der nüchternen Verhältniſſe treten wir plötzlich wieder in die glänzende Periode der Hohenſtaufen, deren kühne und ideale Tendenzen dann die Nation in Kunſt und Staat ſo erſchöpfen, daß von da eine Anarchie, die ſchon einmal unter den fränkiſchen Kaiſern gedroht hatte, und ein ungeheuerer Rückſturz, ja ein vollkommener Umſturz aller Dinge erfolgte. Dabei iſt Eine Beobachtung vor allen anderen für den Geſchichtſchreiber von ungemeiner Bedeutung. Sonſt pflegen die Ideen, welche ſich in einer Zeit zu entwickeln ſtreben, zuerſt die Kunſt, die Wiſſenſchaft und die ſchreibende und denkende Welt zu ergreifen, und dann erſt in das Leben und die handelnde Welt einzudringen, allein hier war es nicht allein in Deutſchland, ſondern im ganzen Mittelalter umgekehrt. Die Urſache war, daß durch die frühe und unnatürliche Verbindung der neuen germaniſchen Welt mit der alten jede eigene und eigenthümliche Richtung in jener durch die aufgepfropfte römiſche Cultur unterdrückt und erſtickt ward, ſo daß auch unſere nationale Poeſie eben deshalb in der älteren Zeit nicht durchdringen konnte, und daß einzelne große Geiſter die früheren Ideen der alten und die neuen der modernen Welt fortwährend ergriffen und allmählig die unmündige Welt um ſich her hineinriſſen. Dies iſt an der ganzen Reihe deutſcher Regenten von Odoacher und Theodorich bis auf die Hohenſtaufen, es iſt an der Art wie die Päbſte ſeit Gregor Europa in den Taumel der Kreuzbegeiſterung hineinriſſen, ganz unverkennbar; es würde noch deutlicher ſein, wenn man nicht die Geſchichte des Mittelalters von jeher wie durch eine Kluft von alter und neuer Zeit geſchieden hätte, wenn man, ſtatt mit Chriſtus Geburt oder mit dem Ende des weſtrömiſchen Reichs eine ganz willkührliche Scheide- und eine äußerliche Trennung zu machen,

das Heraustreten neuer Richtungen neben dem Fortbeſtehen der alten zur Abtheilung der Perioden und zum leitenden Faden der Geſchichte genommen und etwa von dem Alexander und Ariſtoteles der Geſchichte bis auf ihre vollendetſte Entartung in Sage und Scholaſtik und ihre Wiederherſtellung zur Geſchichte gezeigt hätte, wie fortwährend in der ganzen Zwiſchenzeit ein Kampf der Gewohnheit und der Neuerung, der alten und neuen Tendenzen bis zu den entſchiedenern Schritten zu ihrer endlichen Ausgleichung war. Hierzu geſchahen die erſten Verſuche durch das Beſtreben, die chriſtliche Lehre zu reinigen, und dies trat in dem Lande zuerſt ein, das mit der größten Begeiſterung jene Kreuzzüge hervorgerufen oder unterſtützt hatte, die in der auffallendſten Miſchung und im höchſten Extreme die chriſtliche Aufopferung mit dem entſchiedenen Zuge des Egoismus, ja des ganz antiken Strebens zur Unterdrückung einer minder befähigten Menſchenklaſſe zu verbinden wußten, deren Verachtung nicht allein bei den Betheiligten, etwa in den ſpaniſchen Reichen, ſondern auch in der Anſicht der deutſchen Ritterſchaft gefunden wird [96]). In dieſe Kreuzzüge riſſen die Hohenſtaufen die deutſche Nation mit, obwohl es charakteriſtiſch an allen reiner germaniſchen Völkern und dem antikeren Italien war, daß man dieſe Schwärmerei hier nicht ſo theilte, wie dort, wo die größere Miſchung verſchiedener Elemente ſchon in dem phyſiſchen Körper der Nationen Statt hatte. Wie dieſe Züge, ſo war auch die Poeſie, die damit verknüpft war, ein von außen nach Deutſchland übertragenes Gewächs, das auf die Dauer zu beſtehen von Anfang nicht berechnet war, aber die ſchönſten Blüthen hier gleichwohl entfaltet hat. Wer alſo in dieſem Sinne ſagt, daß die damalige Entwickelung der Deutſchen eine an-

96) So bezeichnet eine Stelle im Titurel in eigener Weiſe, aber mit mehr Sinn als man erwarten ſollte und ganz im Geiſt der griechiſchen Vorſtellung von den Barbaren, die Mauren. Sie ſind

an wîsheit gar die touben, doch künste rich; daz ist gar underscheiden!
kan ieman kunste ân der wîsheit sinne?
Ja, behendecliche kunnen wunder affen und affinne;
von gewonheit lêre tuont hunde behendecliche,
und ander künste mêre; ein vogel ret etwenne der tiutsch geliche:
Dâbi verstêt die kunst der heidenscheſte,
Sie kunnen aller kunste hort, und sint dâbi âne aller witze crefte.

Aus dem Cod. Pal. N. 383. Fol. 77 d.

tinationale war, daß die eigentlich deutſche Bildung erſt mit dem Aufkommen des Bürgerſtandes, die ächt deutſche Dichtung erſt da beginnt, wo nicht die politiſche Welt und kühne und glänzende Regenten ſie hervorrufen, ſondern wo ſie ſelbſt erſt auf die Geſtaltung des politiſchen Lebens wirkt und ihr vorangeht, dem wüßte ich nicht zu widerſprechen; obwohl man in einem anderen Sinne das Umgekehrte behaupten darf, weil wieder der nationale Charakter der Deutſchen in jener Zeit noch nicht zu dem heutigen univerſellen umgeſchmolzen war (wenn dieſer auch ſchon in der urſprünglichen Beſtimmung und Natur unſers Volkes lag). Daher treten in der mittelaltrigen und neuen Blüthe unſerer Dichtung die Hauptunterſchiede hervor, daß, obzwar beide Male die Influenzen aus Frankreich und England vorhergingen, damals der Sieg dieſem Fremden, neulich aber dem Einheimiſchen blieb; daß jener damalige Sieg des Fremden ebenſo plötzlich, als dieſer des Einheimiſchen langſam ſich entſchied; daß damals das Fremde aſſimilirt und durchaus nationaliſirt und ſo ſelbſtändig nationaliſirt ward, daß man ein ſchreiendes Unrecht begehen würde, wenn man die überſetzten Ritterpoeſien nicht für eigentlich deutſche Producte anſehen wollte, in der ſpäteren Periode aber das Ausländiſche nur ſklaviſch nachgeahmt wurde und für ſich ſtehen blieb; daß zwar beide Male das Alterthum Hauptwirkungen übte, aber damals, indem man ſich an die letzten alexandriniſchen und römiſchen und noch ſpäteren Producte hielt und ſelbſt dieſe ganz in den Kreis der gegenwärtigen Vorſtellungen rückte, und in unſerer Zeit, indem man die Gegenwart in das Alterthum zurückführte und an ſeinen ächten und reinen Producten bildete, ſo daß damals ein Lamprecht, der im ächt antiken Sinne in der vorbereitenden Zeit des 12. Jahrhunderts dichtete, bald Geringſchätzung ernten mußte, wie heute Wieland, der im alexandriniſchen Sinne in der ähnlichen Zeit im vorigen Jahrhundert auftrat, beide in ihrer Art vortrefflich, und jeder der Hauptrichtung ſeiner Zeit ſo fremd, daß ein Mann des 13. Jahrh. unter unſern neuen Poeten vielleicht eben ſo entſchieden nach Wieland vor allen anderen greifen würde, wenn er ſich nicht in den Geiſt der neuen Dichtung verſetzten wollte, wie ein in Göthes, Schillers und Voßens Sinn Gebildeter des 19. Jahrh. den Lamprecht hervorziehen würde, wenn er nicht ſähe, daß dieſer ein ſo nothwendiger Vorläufer für Wolfram war, wie Wieland für Göthe, und daß beide jene von dieſen beiden im Sinn ihrer Zeit weit überboten wurden.

Wie fremd und plötzlich die neue Dichterblüthe der hohenſtauſiſchen Zeit über Deutſchland kam, ſieht man recht deutlich ein, wenn man ſich zuvor in der unmittelbar vorhergegangenen Zeit der fränkiſchen Kaiſer umſieht. Von dem zweiten Konrad bis zu Heinrich V. iſt es eine Reihe von praktiſchen, nur auf die Intereſſen des gewöhnlichen Lebens gerichteten Fürſten, unter welchen Deutſchland von dem Kampfe des weltlichen und geiſtlichen Prinzips, und den politiſchen Partheien, die die alte Verfaſſung zu halten oder an ihre Stelle eine anarchiſche Ariſtokratie zu ſetzen ſtrebten, zerriſſen wird. Alles drängte ſich nach dieſem Mittelpunkte, keinem anderen Beſtreben konnten dieſe Fürſten Raum geben, als wie ſie ſich gegen die Großen feſtſtellen, gegen die Kirche ſchützen, auf die Städte und niedere Ritterſchaft ſtützen könnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantaſie und die Begeiſterung erregt hätte, zeigt ſich in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflug von Schwärmerei unter den Nachbarn, ſowohl bei dem Gottesfrieden in der Mitte, als bei dem erſten Kreuzzug am Ende des Jahrhunderts konnte in Deutſchland nicht eindringen. In den Klöſtern ſtockte das geiſtige Treiben der früheren Zeit, ſie wurden jetzt ein Zufluchtsort der Unglücklichen, die ſich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Anarchie der Ritterſchaft hierhin, als in die einzigen Refugien zuſammendrängten. Wo auch noch ein Geiſtlicher etwa im Alterthum bewandert blieb, da bewahrte ihn dies nicht einmal, wie ein Peter Damiani zeigt, vor mönchiſchem Zelotismus; wo noch eine geiſtliche Beſchäftigung ſichtbar wird, da zeigt ein Willeram († 1085 als Abt in Ebersberg), zu welcher Geſchmackloſigkeit man nur ſeit Notker herabgeſunken war[97]); wo ja ein ausgezeichneter Mann noch thätig iſt, wie Hermannus Contractus, da ſieht man am entſchiedenſten die Richtung aufs Praktiſche und Verſtandsmäßige, auf ächte Geſchichte, auf Chronologie, Mathematik, Aſtronomie und Mechanik; weder die Geiſtlichkeit nahm ſich der Kunſt oder Wiſſenſchaft mehr an, noch die Könige, noch der Adel. Was dafür Heinrich III. that, der ſinnig war und durch ſein Weib mit dem Sitz der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei ſeiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vorübergehend; die

97) Willerams Ueberſetzung und Auslegung des Hohenliedes Salomonis ꝛc. ed. Hoffmann. Breslau 1827.

übrigen Kaiſer waren ſelbſt ohne Bildung, die größten Männer des Clerus, ein Hanno oder Albert von Bremen, fanden es vortheilhafter, ſich in einer andern Sphäre umzutreiben, als der gelehrten, und die Ritterſchaft kannte, wie wir ſchon hörten, noch keinerlei Schule und Erziehung. Welch ein Beiſpiel ging auch von Rom aus, unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art ſpäter unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöſtern aufs ſcheußlichſte zu verderben, dieſes, die mönchiſchen Gelehrten in den Kampf der weltlichen und geiſtlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politiſche und kirchliche Polemik und ſchriftſtelleriſche Partheiſucht und Heftigkeit zu gründen, wie ſie keine Zeit vorher kannte. Wie endlich konnte unter der Verwüſtung und Plünderung, unter dem Raub und Mord zur Zeit Heinrichs IV. irgend eine geiſtige Betriebſamkeit entſtehen, oder nur, wo ſie bereits exiſtirte, ſich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergegenwärtigung des inneren Zuſtandes von Deutſchland in jenen ſchrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rudolf von St. Tron von den Schickſalen ſeines Kloſters im Anfange des 12. Jahrhunderts [98]). Mit nichts anderem kann man dieſe Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubweſens und der Auflöſung aller geſelligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Auch ſind ja in dieſen Zeiten alle Elemente faſt in Gährung, die im dreißigjährigen Kriege die Verhältniſſe bildeten, wie ſollten ſich die Züge nicht entſprechen? So ſcheint ſelbſt im Literariſchen die größte Aehnlichkeit zu herrſchen. Was in dem alten frommen Geiſte der Ottoniſchen und Lutheriſchen Zeit fortging, iſt noch das erheiterndſte, was beide Male erſcheint; das Größte ſind beide Male vereinzelte, ſtreng wiſſenſchaftliche Erſcheinungen; die Poeſie aber ſtockte. Das Andenken an unſere alte Dichtkunſt ſcheint beide Male verloren gegangen zu ſein, wenigſtens iſt in der Quedlinburgiſchen Chronik in jener Stelle, von der ich bereits oben Gebrauch machte, der Ausdruck auffallend, daß von jenem Dietrich unter den Landleuten *einſt* geſungen worden ſei. Eigne Stoffe aber bietet dieſe ganze Periode faſt gar keinen, man müßte denn annehmen, daß jener Herzog Ernſt ſchon in dieſen Zeiten Gegenſtand des

98) Stenzel Geſchichte Deutſchlands unter den fränk. Kaiſern I. p. 755 sqq.

Geſangs geweſen ſei, der ſich aber ſchnell, wie wir ſchon früher bemerkten, an die Geſchichten der Ottonen und älterer hiſtoriſcher Perſonen anlehnte, wie flüchtend vor dieſen Zeiten der Barbarei und der Proſa. Wie in jener neueren Zeit in Schleſien ein iſolirter Zufluchtsort für die Poeſie ſich aufthat, ganz ähnlich ſcheint damals der Niederrhein und das belgiſche Gebiet ein Refugium für Bildung und Gelehrſamkeit geweſen zu ſein. Die Nähe von Frankreich wirkte hier ein, und wir ſehen daher ſpäter, daß dort Begeiſterung für die Kreuzzüge war, als man deren in Deutſchland noch ſpottete, und daß von dort der Uebergang der Ritter-Poeſie vermittelt ward. Damals behaupteten drei Schulen in Lüttich in jenen Zeiten mit den erſten Rang und zogen durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer die Ausländer dahin; die von Lobbe und Gemblours wetteiferten. Hier fanden ſich nachher auch die gelehrteſten und beredteſten Vertheidiger der kaiſerlichen Autorität gegen die Anmaßungen Roms, während die Gegner des Kaiſers ſich in den ſüdlichern Klöſtern von Deutſchland ſammelten; in Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor ſeinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateiniſchen Dichter der Fuchs- und Wolfſage hervor, deren einer mit einer ſo ungeheuern Heftigkeit gegen den römiſchen Stuhl eifert.

4. Reinhart Fuchs.

Dieſe Dichter der Thierſage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil ſie nicht auf deutſchem Gebiete und nicht in deutſcher Sprache dichteten. Wir müſſen aber an dieſer Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thierſage, dieſe merkwürdige Erſcheinung, der wir die trefflichſten Dichtungen des Mittelalters danken, unter deutſchen Stämmen entſtand, und in ihren erſten Keimen gewiß zu Zeiten zurückführt, wo unſre Väter noch nicht in entfremdete Völkerſchaften zertheilt waren; und weil ſie nach Deutſchland zur Zeit ihrer reinen Vollendung zurückkehrte, ſo daß wir die ganze Geſtaltung der ganzen Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derſelben in den Kreis unſerer Betrachtung zögen; und dann, weil gerade der Reinardus, jenes lateiniſche Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, das von Mone

herausgegeben ward, der vollkommenſte Repräſentant der Art von Poeſie iſt, welche in einer Zeit, wie die der fränkiſchen Kaiſer, etwa entſtehen konnte und weil wieder gerade nur eine ſolche Zeit jener Thierſage eines ihrer Hauptgepräge aufdrücken konnte, das, oft verwiſcht, bei jeder vorzüglicheren Umarbeitung derſelben doch wieder heraustrat. Die Bedeutung der Sache, dazu der Mangel einer hiſtoriſchen Entwickelung der allmäligen Veränderungen, die dieſe Dichtungen erlitten, wird entſchuldigen, wenn wir umfaſſend, aber ſo kurz als thunlich, dem Gange, den dieſer Zweig der Volkspoeſie genommen zu haben ſcheint, zu folgen ſuchen, und daher, wie bei dem hiſtoriſchen Volksepos in verſchiedenen Perioden ſeine verſchiedenen Metamorphoſen einer getrennten Betrachtung unterwerfen.

Erſt in unſeren Tagen iſt dieſe hiſtoriſche Entwickelung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateiniſchen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die franzöſiſchen durch Méon, die altholländiſche durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden[99]). Was man bisher über dieſe merkwürdige Dichtung geſagt hat, die einzige des früheren Mittelalters, die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil ſie nicht die eigenthümlichen Zuſtände jener Zeit aus dem engen Geſichtspunkte eines einzelnen Standes von halber Bildung den ſpäteren nur halb verſtändlich überliefert, ſondern die allgemeinſten menſchlichen Verhältniſſe in ſtets gültiger Betrachtungsweiſe auffaßt, ging nicht über das Literariſche, über die Autoren und Perſönlichkeiten der Dichter hinaus, wozu dann einige ſchöne Redensarten kamen über die Bedeutſamkeit und den äſthetiſchen Werth dieſer Epen. Nun hat aber uns Jacob Grimm zugleich mit der Nachleſe oder der ſauberen Ausgabe der kleineren auf die Thierſage bezüglichen Stücke eine weitere Abhandlung über das geſchichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Urſprung und das Weſen der Thierſage geliefert, und, was er ſchon in einem Jugendſchriftchen im deutſchen Muſeum andeutend gethan hatte, eine ganz andere Bahn gebrochen und ein neues Feld der

99) Reinardus Vulpes edid. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niederſächſiſchen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, ſo hat man alles Material zuſammen.

Unterſuchung geöffnet. Da der Fleiß der Forſcher um dieſe Gegenſtände mit beſonderer Vorliebe fortwährend beſchäftigt iſt, und wie Willems ſagt, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende ſcheint, ſo müſſen wir hier mehr noch als an andern Stellen die Form des hiſtoriſchen Vortrags mit einem kritiſchen vertauſchen, und den Anſichten jener Männer folgend unſere eigenen zu entwickeln trachten, die ihre Selbſtändigkeit übrigens ganz nur in geſchichtlicher Betrachtung ſuchen. Zugleich müſſen wir in Bezug auf das eigentliche Literariſche auf J. Grimms Abhandlung verweiſen, da wir dies überall vorausſetzen.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thierfabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menſchenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenſchaften und Leidenſchaften der Thiere liegt, die dem Menſchen der urſprünglichen Geſellſchaft bedeutend genug ſein mußten, um ein viel engeres und vertraulicheres Band zwiſchen Menſch und Thier zu ſchlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen geſteckt, „ſo überſchritt und verſchmolz ſie doch die ganze Unſchuld der phantaſievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abſtands wenig fühlend, Thiere beinahe für ſeines Gleichen anſieht und als ſolche behandelt, ſo faßt auch das Alterthum ihren Unterſchied von den Menſchen ganz anders, als die ſpätere Zeit.“ Es glaubt alſo an Verwandlungen der Thiere in Menſchen, der Menſchen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenſchliches Wiſſen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schickſals der Menſchen, und eigene oder gar menſchliche Sprache. „Wo aber ſolche und ähnliche Vorſtellungen (und ſie ſcheinen bei Völkern auf halber Bildungsſtufe am ſtärkſten und lebhafteſten) in dem Gemüthe des Menſchen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breitern Spielraum, einen tieferen Hintergrund geſtatten, und die Brücke ſchlagen, über welche ſie in das Gebiet menſchlicher Handlungen und Ereigniſſe eingelaſſen werden können.“ Demnach gründet ſich denn die Thierfabel auf nichts anderes, „als auf den ſicheren und dauerhaften Boden jedweder epiſchen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;“ ſie ſteht, wie alles Epos, in ſtetem Wachsthum und ſchmiegt ſich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu erſinnen, hält Grimm daher für widerſtrebend; alle Verſuche ſcheiterten, „weil das Gelingen gebunden ſei an einen

unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.“

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage und Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptsächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche mit Anderen es bei uns dahin gebracht haben, daß an der volksmäßigen, allmähligen Entstehung unserer großen Epen, so wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben der Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon schwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar nicht adoptiren werden. Kaum hat man auch im Auslande diese Entdeckung in unserem Epos beachtet, und in Bezug auf die homerischen Gedichte hat man sie verspottet und sie hat selbst unter uns den innerlichsten Widerwillen, z. B. in Göthe, erregt. Dies hat seine sehr deutlich nachweisbaren Ursachen, es hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich. Den Maßstab unserer Dichtungsgeschichte an jede fremde zu halten, würde auch eine Einseitigkeit sein, die uns Deutschen am wenigsten zu verzeihen wäre. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der untern Volksclassen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Unbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern nun ist die Vorliebe für diese Volkspoesie nicht allein in unseren alten Dichtungen, sondern auch in aller Poesie überhaupt zu einer Höhe getrieben, auf die zu folgen schon der rein nationale Sinn dieser Männer gehört, der diese Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenstehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volkspoesie oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung gesehen, und er denkt Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermährchen auf Einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der ſein, den wir vorhin mit Grimms Worten bezeichnet haben. Wenn er aber das Thierepos und die moraliſche Thierfabel in Einer Folge als Blüthe und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieſes Stammes anſieht, dann weiß ich ihm, es iſt möglich aus Mangel an gründlicher Einſicht, nicht zu folgen. Die Thierfabel, d. h. das was alle Welt eigentlich und von je Thierfabel genannt hat, iſt von dem Charakter des Thierepos, da wo dieſes am reinſten iſt, grundverſchieden; und nichts iſt vielleicht hier beweiſender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem bei einer erſten Lectüre des altholländiſchen Reinaert oder des niederſächſiſchen Reineke die äſopiſchen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, aufs unangenehmſte läſtig, wenigſtens als etwas Fremdes beſchwerlich fallen werden. Dieſe Tierfabel iſt einzig und allein im alten Orient ein einheimiſches Product (ich ſage ausdrücklich im alten, weil der neue unter griechiſchen und anderen Einflüſſen litt); nirgends ſonſt iſt ſie wieder original erſchienen, und das was in Deutſchland original in der Thierſage iſt, iſt keine Thierfabel. Sie mag ihre erſten Anfänge ſchon in den Zeiten gehabt haben, als die Menſchen zuerſt ſich der Kluft zwiſchen Thier und Menſch bewußt wurden. Der erſte Eindruck, den ein ſolches Beſinnen in den Menſchen hervorrufen mußte, konnte kein anderer ſein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleiſtung und Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in dieſen Beziehungen lernte er eben die Thiere, die ſich an ihn anſchloſſen, und jene, welche dieſe befeindeten, d. h. eben jene, welche faſt ausſchließlich in der Thierſage auftreten, zuerſt kennen, er lernte Kriegs- und Hausſtand, Geſelligkeit und Regeln der Geſelligkeit von dem Thiere. Es giebt kein denkbares älteres Verhältniß zwiſchen Thier und Menſch als dies. Daher ſind vielleicht überall die älteſten Sprüchwörter jene, welche Zuſtände und Eigenſchaften der Thiere auf menſchliche anwenden, die ſich in allen Nationen gleich häufig und gleich ſelbſtändig finden, wo dann gleich ſichtbar iſt, wie ſich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt knüpft. Durch jederlei Geſtaltung der Thierſage von der erſten zur letzten iſt dies faſt allein durchgedrungen, daß die geſelligen Verhältniſſe und Tugenden oder Laſter ihren Mittelpunkt bilden, und wenn der Verſuch in den gesta Romanorum, chriſtliche Moral daraus zu ziehen, ſo ſehr geſcheitert iſt, ſo liegt eben hier die

Urſache am Tage; und wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin ſpielen, als die Laſter, ſo liegt das eben darin, daß der Friedensſtand überall in der Geſellſchaft vorausgeſetzt wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung gibt, und in dieſem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundſchaft, der Einigkeit (Tauben im Netz; zwei Stiere und Löwe) und ähnliche Eingang finden. Dagegen hat man es faſt überall vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menſchheit beizulegen, Frömmigkeit, Aufopferung u. dergl., weil das leicht zur Blasphemie oder zur Lächerlichkeit werden konnte. Ja das Thierepos ſcheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu ſein und ganz eigentlich die thieriſche Natur des Menſchen zu ſeiner Sphäre gemacht und alles Höherſtrebende in demſelben, das ja leider auch ſo leicht die Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, zur Verirrung führt, grundſätzlich zu verſpotten. Faßte nun der Menſch dieſen erſten Bezug zwiſchen ſich und dem Thiere, ſo ſehen wir, daß die *Lehre* allerdings das Urſprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Urſprüngliche in der Thierſage iſt. Die friedliche Fabel blickt auf den friedlichen Urſtand der Menſchheit zurück, das kriegeriſche Thierepos auf den Kriegsſtand, der in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts nicht das Urſprüngliche ſein kann. Zur Fabel genügte ein Nachdenken über des Menſchen geſellige Zuſtände, das früh genug geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntſchaft mit den hervortretendſten Eigenſchaften der Thiere. Beides konnte der ſcharfſinnige, zu Räthſeln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben; und gleichwohl ſcheint es, als müſſe eine Gegend zum Entſtehen der Fabel geſucht werden und eine Zeit, die ſchon höhere Begriffe von Menſchlichkeit beſaß, als ſie der Orient im Alterthume faſt durchgängig hatte, und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aeſop gibt, ſcheint hierzu gleich gut paſſend, ohne daß wir übrigens damit leichtſinnig *ihn* den Erfinder der Fabel zu nennen meinten. In irgend einer volksmäßigeren Form möchte ſie allerdings viel früher exiſtirt haben, und eine unmittelbarere Form und Entſtehung ſcheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber dieſe Geſtalt der äſopiſchen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben. Dieſe Geſtalt darf man für das Uranfängliche halten, denn alles frühere blieb in ſeiner Unmittelbarkeit ungeſchrieben, und die

Veränderung, welche der Fabel eine ſelbſtändige Bedeutung gab, war von ſolchem Momente, daß von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, dieſe kleine Schöpfung in ſich eine Solidität, eine Dauer und Feſtigkeit erhielt, der faſt keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es wird daher Anſtoß erregen, wenn Grimm von einer geſchwächten Form, von Verdünnung der äſopiſchen Fabel ſpricht. Und damit meint er gerade jenen ſtrengen inneren Zuſammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre; das nennt er die Fabel nach den Epimythien zuſchneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Leſſing ihre Seele ſetzte; in dieſem Sinne verwirft er die Lokmanſchen Fabeln; in dieſem Sinne will er die Aeſopiſchen nicht als den Gipfel betrachtet haben; in dieſem Sinne ſpricht er Leſſings Fabeln ein Urtheil: das naive Element ginge ihnen ab; das Thun ſeiner Thiere intereſſire nicht an ſich, ſondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig iſt, ob Leſſings Fabeln auf die Moral ſpannen oder nur ſie erwarten laſſen, weil wir nicht anders gewöhnt ſind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poeſie iſt, die von dem Gedanken überall beherrſcht iſt, ob das Epigrammatiſche in Leſſings Fabeln, das Grimm zu meinen ſcheint, nicht eine Eigenthümlichkeit Leſſings iſt, die ſeinen Grundſätzen über die Fabel ſonſt keinen Eintrag thut, dies Alles laſſen wir dahingeſtellt. Gewiß iſt das Eine, daß der ganze Occident den Aeſop und der ganze Orient den Lokman als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muſter angeſehen hat; gewiß iſt, daß die Entfernung von der Kürze zur epiſchen erzählenden Breite in der alexandriniſch-römiſchen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf Lafontaine, la Motte und Richer und die deutſchen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung, ja von den berühmteſten dieſer Erzähler ſelbſt als eine Entartung iſt angeſehen worden, und es gibt faſt keine competente Stimme, die nicht Leſſings Rückſchreiten zu der alten Simplicität ein Zurückgehen aufs Claſſiſche und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtauſenden feſtſtehenden Anſicht entgegenzutreten, iſt gegen alle hiſtoriſche Möglichkeit. Solch eine Anſicht, wenn ſie Irrthum ſein ſollte, müßte ein Irrthum ſein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann alſo nur Irrthum ſcheinen, aber nicht ſein. Der ſtrenge und trockene, kurze und ſparſame Vortrag iſt überall ein Kennzeichen der Urſprünglichkeit und

des Alters poetiſcher Formen. Die Urſprünglichkeit der Fabel als Gattung aber iſt eben ſo natürlich und erweislich. Die Thierdichtung gibt nicht wie das Epos das reine Bild einer bloßen Anſchauung: zu dieſer höheren reinſten Gattung der Poeſie gehörten große und edle Gegenſtände einer Welt von Herven und Göttern. Sie gibt das allegoriſche Bild einer Abſtraction, und bezieht ſich auf reale Verhältniſſe, die durch die freie Umgeſtaltung erſt den poetiſchen Adel erhalten. Dieſe Dichtung, in Haus und Heimat gewachſen, geht vom geſelligen Bedürfniß aus, ſie mußte in ihren Anfängen das Verhältniß von Menſch zu Menſch, das moraliſche Verhältniß gleich Berechtigter ſchildern, und mußte in ihrem Fortgang auf das Verhältniß von Stand zu Stand, das politiſche Verhältniß ungleich Geſtellter kommen, ein Fortſchritt der in der menſchlichen Entwicklung nothwendig iſt. Jenes ſchildert die Fabel; es iſt ein Verhältniß, das dem Weltlauf gegenüber nur in der Theorie erſcheint, eben wie es die Fabel darſtellt; dies andere Verhältniß aber iſt ein factiſches, deſſen Darſtellung nothwendig auf die epiſche Form führen mußte. Die Fabel muß daher in ihrem Entſtehen ſelbſtändig und didaktiſch gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunſt, einer Genredichtung, die ſich im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildet. Zeiten der erſten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poeſie, Zeiten der herrſchenden Didaktik haben denn auch immer die äſopiſche Fabel wieder geſucht, und in Deutſchland iſt dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert ſichtbar, wo dieſelbe, nachdem ſie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene ſelbſtändige Entwickelung beginnt und dies faſt, den erſten Spuren nach, ſeit dem welſchen Gaſte, eben dem Buche, welches gleichſam die höhere Ritterpoeſie verabſchiedet; ſondern es zeigte ſich noch viel deutlicher im 18. Jahrhundert, wo die Fabel im engſten Verband mit der didaktiſchen Poeſie ſtand, und zugleich in einer Zeit der belletriſtiſchen Vielſeitigkeit, die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren, ſich geltend machte, alle producirenden Köpfe, alle Theoretiker beſchäftigte, und zuerſt unter allen Dichtungsarten jene alte claſſiſche Simplicität erreichte. In dem größten Wirrwar einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt ſich die äſopiſche Fabel aus der ärgſten Entſtellung zu ihrer einſtigen ſchmuckloſen Reinheit heraus, und ehe ſie

dieſe von Leſſing erhielt, war in Deutſchland keinerlei Ausſicht zu irgend einer claſſiſchen Dichtung. So ſehr ward die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß ſie unter einer Maſſe von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle daſteht, daß ſie in Breitingers Theorie als die vollkommenſte Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meiſten immer die, welche in der Poeſie ein verſtändiges Prinzip nicht vermiſſen wollen; die größeren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat ſie als Gedicht kalt gelaſſen, Göthen nur einmal als hiſtoriſche Erſcheinung intereſſirt; nur ſolche Zeiten, welche die Dichtkunſt zur Verſtandesſache machten, haben auch von je die Fabel begünſtigt. Wäre das Epiſche in der Fabel ihr Urſprüngliches, ſo würde das gerade umgekehrt ſein; das Epos ſeinerſeits hat ſich mit ſolchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht ſagen, daß dies Lehrhafte und Verſtändige in der Fabel ſpäterer Zuſatz oder Zeichen von Ausartung ſei. Wenn Göthe ſchon, ſeines dichteriſchen Genius ſich bewußt, die homeriſche Vielheit nicht leiden mochte, wie würden alle größeren Köpfe, die je Fabeln erſonnen und erdichteten, aufſchreien, wenn ſie hörten, Alles das ſei geſcheiterter Verſuch geweſen! Gerne würden ſie zugeben, ihre Producte ſtänden ſo weit hinter Aeſop zurück, als ſie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunſt der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthume überhaupt zurückſtänden, und ſie näherten ſich ihm um ſo mehr als ſie allem dieſem näher kämen, allein darin würde alle ihre Conceſſion und ihre ganze Entſchuldigung liegen.

Aber nun die andere Seite! Dieſer Anſicht von Grimm, ob wahr oder irrig, haben wir die ſchönſte Entdeckung zu danken, die über das ganze Thierepos das beſte Licht verbreitet und zugleich unſerer vaterländiſchen Dichtung den Kern dieſer werthvollen Producte vindicirt. Es exiſtirte in Deutſchland, wer weiß von wie langen Zeiten her, ein Zweig der Thierſage, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, der von äſopiſcher und aller anderen Fabel ganz unabhängig iſt. Dieſen Zweig möchte man Thiermährchen nennen; er tritt nicht allein in unſerem größeren, durch Einmiſchung alter Fabeln entſtellten Epos auf, ſondern auch in beſonderen unabhängig gebliebenen Mährchen; und die von Grimm mitgetheilten eſthniſchen und ſerbiſchen Fabeln, welche die völlige Geſchie-

denheit der nordiſchen Thierſage von der äſopiſchen Fabel beſtätigen, ſind hier von unſchätzbarem Werthe. Die innere Bedeutung der Namen der Hauptheldeu im deutſchen Thierepos führt auf ferne Zeiten der Exiſtenz dieſer Erzählungen zurück[100]), wo noch an keinen römiſchen Einfluß zu denken iſt, „die ganze Complication dieſer Dichtungen hat alle Zeichen erfinderiſcher Rohheit, ſinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung —, eine Zugabe von Wildheit iſt darin noch merkbar, die Römern und Griechen widerſtanden hätte.“ Die von Grimm bezeichneten Stücke[101]), welche durchaus keine Spur von äſopiſcher Fabel an ſich tragen, ſind eben lauter ſolche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunſtſtück ſein. Dieſe haben ihren Zweck in ſich ſelbſt, ſie wollen durch Stoff und Erzählung wirken; alle Requiſite vereinigen ſie, die Grimm an die urſprünglichere Form der äſopiſchen Fabel verlangt. Sie haben jene epiſche Breite, die das ganze Mittelalter geſucht und auch auf dieſe Fabeln ſelbſt übertragen hat: aber ſie widerſtreben dem Charakteriſtiſchen der Fabel eben ſo ſehr, wie das Charakteriſtiſche dieſer jenen Mährchen widerſtrebt. Ein ganz allgemeines Band umſchlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Schwänke, Fabliaux der Thiere im M. A. Eingang fanden, mußten ſie bedeutend verändert werden, wenn ſie ſich natürlich einfügen ſollten und wie wir ſchon oben andeuteten, ſo iſt das bei weitem vortrefflichſte Stück aus unſeren Thierepen, das altniederländiſche aus dem 12. Jahrhundert, hauptſächlich darum ſo einzig, weil es die äſopiſche Fabel ganz ausſchließt, und die Fortſetzung verräth ſich durch nichts mehr, fällt durch nichts ſo ſehr auf, als durch die Einmiſchung ſolcher Fabeln, und was damit nothwendig verbunden war, durch deutlicheren moraliſchen Bezug, der nun dem Ganzen gegeben wird. Wenn aber Grimm auch gewiſſe Theile in den deutſchen Epen, die Aehnlichkeit mit den äſopiſchen Fabeln verrathen, nicht von dieſen hergeleitet wiſſen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechiſcher Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutſcher Völker im byzantiniſchen Reiche ſo viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher ſchöne Zug aus der äſopiſchen Fabel in ſolchen

100) Grimm c. l. Einl. p. CCXCIV.
101) Ibid. p. CCLXVII. in der Note.

Entlehnungen verwiſcht ward, dieſe nicht als Entlehnungen gelten laſſen will (als ob das Mittelalter nicht in Allem, was es von dem Alterthum herübernahm, das Schöne verwiſcht hätte!); wenn er darum in allen ſolchen ähnlichen Stücken, die ſich in dem griechiſchen Fabuliſten und im deutſchen Epos blos allgemein entſprechen und nicht ſpätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinſchaft, eine Verwandtſchaft der Sage, die ſich auf ein uraltes Band des indiſchen und deutſchen Stammes gründe, annimmt, ſo iſt es ſchwer ihm zu folgen. Abgeſehen davon, daß ſich Alles dagegen ſträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu ſo allgemein ähnliche Dinge wie den im Hitopadeſa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallnen Schakal und den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Urſage zurückführen will, ſo geht man hier von Vorausſetzungen aus, die wieder gegen alle Geſchichte ſind. Die Anſichten von volksmäßiger Dichtung, neu, richtig, anerkannt wie ſie ſind, führen leicht auf Uebertreibung und auf falſche Anwendung: genau ſo iſts hier. Unſere deutſchen Forſcher haben eine neue Sprachforſchung begründen helfen; überall wies ſie hier die Verwandtſchaft der deutſchen und der claſſiſchen Sprachen auf eine höhere Quelle, als die der Entlehnung im Mittelalter. Das war natürlich: denn Sprachen kann man wohl aufs Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poeſien! Die Kreuzzüge haben faſt jede Erinnerung an die Ottoniſche Zeit, in der griechiſche und lateiniſche Literatur in Deutſchland blühte, vertilgt; die Völkerwanderung hat in der Heimat alle und ſämmtliche alten Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen, Erinnerungen großer Thaten und Kämpfe der Nation gegen Feinde, die Freiheit und Alles gefährdeten; und durch dieſe ungeheuren Verwüſtungen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jahrtauſende der Wanderungen aus dem Oſten und der Ortsveränderung im Norden hätte ſich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache ſo Manches ausdauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und ſelbſt in der Sprache ſcheint mir, als habe man zu wenig beachtet, daß derſelbe Sinn der Beobachtung derſelben Gegenſtände dieſelben Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von ſolchen Vorausſetzungen uralter Gemeinſchaft bei jeder Aehnlichkeit in

der Geſchichte ausgehen; dann gäbe es kein Geſetz innerer Entwickelung und jedes Volk und jeder Menſch könnte keinen Schritt thun, ohne zu copiren. Es iſt derſelbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengeſtalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieſer Gedanke war doch ein ſehr unverdauter.

Was aber die Verſchiedenheit des deutſchen Thiermährchens und der orientaliſchen Thierfabel und was ihre beiderſeitige Abtrennung bedingt, iſt der Boden, auf welchem ſie wuchſen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Perſern, gar keine oder eine höchſt jämmerliche und magere Sage und Geſchichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, faßte in der Thierſage, wie in Allem, das Allgemeinſte und brauchte es ſchnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab ſich von ſelbſt. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menſchen mit dem Thiere; allein für eine ſo genaue oft naturgeſchichtliche Kenntniß des Thiers, wie ſie in den deutſchen Mährchen ſichtbar iſt, für eine ſolche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt", gehörte ein ganz anderer Schlag Menſchen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur iſt ein Grund dieſer Dichtungen; das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeſchichte, und kein Beſtreben darnach; das Alterthum kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unſinn ſteigerte. Es iſt ein kecker Ausſpruch, den Grimm wagte, und den nicht Jeder gleich hingeſchrieben hätte, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutſchen Thiergedicht anwehe, aber es iſt ein Ausſpruch, deſſen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der dieſe einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man die feinſten Sinne, ob etwas von dieſem Dufte in der äſopiſchen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber iſt ſie darum jünger, unreiner? Vielmehr ſpricht eine Kindlichkeit, ein Verhältniß zwiſchen Thier und Menſch, auch da wo nicht Menſchen neben Thieren in der Fabel auftreten, ſondern eben ſchon durch jene Epimythien, aus ihnen, welche die deutſche Thierſage nicht mehr erreicht, wo ſchon eine größere Kluft zwiſchen beiden Geſchöpfen liegt, wo es ganz eigentlich unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den franzöſiſchen Branchen manchmal

der Menſch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in Colliſion und meiſt zu ſeinem Schaden kommt. In den Fabeln iſt gleichſam der Menſch noch das lernende Kind und für das lernende Kind ſind ſie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutſchen Epos läßt ſich der Menſch zu dem Thiere ganz fühlbar herab; in den lateiniſchen Sagen ſieht man ordentlich den ſchreibenden Pfaffen, der ſich freut, ſeinem Wolf ſeine mönchiſche Sophiſtik zu leihen; im franzöſiſchen Renart iſt das Bewußt-Menſchliche der Thiere noch immer ſehr deutlich und es forderte ein künſtleriſches Rückſchreiten zum Einfacheren ſelbſt in dieſem Epos, wie ſpäter in der Fabel, um dahin zu gelangen, wo, wie im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungeſtörter von unpaſſend geliehenen höheren menſchlichen Capacitäten, Zuſtänden und Attributen erſcheint. Dieſer Gang beſtimmt ſchon den Werth der verſchiedenen lateiniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Epen; in dieſem ſelben Verhältniß ſtehen ſie der Jugend näher oder ferner, die man immer bei ſolchen volksmäßigen Poeſien zuerſt hören muß, die immer reiner fühlt als wir Aelteren, die wir beim Beurtheilen eines Kunſtwerks vor tauſend acceſſoriſchen Beziehungen den Mittelpunkt der Sache allzu oft überſehen. Daß ſich nun das deutſche Mährchen trotz all dieſer Verſchiedenheit mit der äſopiſchen Fabel ſo ſehr verſchmolz, lag einfach darin, daß dieſe Fabel dem M. A. in einer Geſtalt zugeführt ward, welche jene alte ſtrenge innere Conſiſtenz ſchon etwas aufgegeben, ſchon viel mehr die Erzählung zur Hauptſache gemacht hatte, und gleichwohl konnte ſie nur unter mancherlei Veränderungen tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegenſatz zum Alterthum eigenthümlich iſt, die ſich in den früheſten Gedichten des ganzen Mittelalters ausſpricht, und worin übrigens das Alterthum in ſeinem Abſinken gleichfalls der germaniſchen Natur entgegen kam, dieſe Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thieriſchen Lebens iſt die Seele dieſer Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen ſeinen Poeſien, wie in ſeiner plaſtiſchen Kunſt nur den Bezug auf Heroen und Götter: ſein Blick war ſtets aufwärts gerichtet. Dieſe niedere Region der Fabel überläßt die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (ſo Aeſop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerſt liebt ſich mit ihr zu beſchäftigen, der die Griechen zuerſt lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken, der die Ideen von Menſchengleichheit zuerſt anregte, die ſich allmählig

ausbreiteten, und vermittelt durch das Christenthum wieder auf fruchtbaren Boden unter den Germanen trafen. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht! Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dies trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier mag das Thierepos auch empfangen sein; groß gezogen, in die Welt geschickt und wahrscheinlich auch geboren ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren alten Sinn hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie u. dergl.). Ueberall ferner steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republicanischem, oder daß ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Classen, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dies ist genau die Scheide der Wirkungen des Reinhart Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte z. B. nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man Beides fallen ließ und die Früchte verscherzte, während in Deutschland das Eine und das Andere sich ewig neugestaltete und fortentwickelte. Hier also führt die Geschichte wieder auf eigene Resultate, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm[102]) über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft

102) p. XVI.

hiergegen nicht den rechten Punkt und iſt überhaupt unbeſtimmt. Dem Hiſtoriker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die Wahl der Gegenſtände ihrer geiſtigen Thätigkeit zu ſuchen, dieſe aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuſpüren und in Allem Zuſammenhang und Nothwendigkeit nachzuweiſen.

War nun das Thierepos auf dieſem Grunde der Popularität baſirt, ſo war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterſchied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für ſich, in Mährchen oder Fabel, dem Hörer oder Leſer behagen und die Freude an dem räthſelhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung ſchaffen. Allein ſobald die Stände ſich beſtimmter ſchieden, ſobald nur das Mönchsweſen anfing aufzukommen, und gar als es anfing auszuarten, ſobald man ein aſcetiſches Leben überhand nehmen ſah, deſſen Unnatur der ſchlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, ſobald man in ein ſolch widerſinniges Verrenken der menſchlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit ſetzte, ſobald man Tugenden predigte, die man erſt ſchuf, und daneben gar ſelbſt die Tugenden verſäumte oder ins Angeſicht höhnte, welche die menſchliche Geſellſchaft ſeit Urzeiten als Geſetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung die Exiſtenz der Geſellſchaft ſelbſt eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß dieſe Thierpoeſie, die von je auf der materielleren Seite des Menſchen, mit der er der Natur und ihren anderen Geſchöpfen näher ſteht, feſthaftete, die ſtets der gemeinen Wirklichkeit anhing und ſtets mehr Urſache finden mußte, dieſer ſich deſto enger anzuſchließen, je höher die Prieſter- und Ritterwelt ſich in ein ideales, luftiges Träumen und Treiben verlor, unter dem jeder feſte Boden ſchwand, konnte es anders kommen, als daß ſie, auch ohne daß ſie es wollte, politiſch, moraliſch und äſthetiſch einen Gegenſatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poeſie zu bilden anfing? Daß ſie das Heilige und das Hohe parodirte, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironiſch in ein heiteres Licht ſtellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verſpottete, und das Schmähliche ſatiriſch verfolgte? War auch keine Abſicht, kein Bewußtſein der Art in den einzelnen Dichtern, ſo brachte der Stoff an ſich dieſes Verhältniß mit ſich; jedes beſſere ſpätere Volksbuch in Deutſchland allegoriſirt gleichſam die Zuſtände oder Schickſale

eines Standes, einer Tendenz, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen sei. Dies eben ist es, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dies hing natürlich von dessen Individualität, es hing auch von der Zeit ab, in der der jedesmalige Dichter lebte und von dem Volke, dem er angehörte. Hier muß man sich allerdings hüten zu weit zu gehen, man muß sich hüten, keine angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegorische, was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen, man darf ferner nicht leugnen wollen daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältniß dieser Art von Poesie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht, daß sie nicht eigene Nutzanwendungen davon gemacht, wozu sie die Moral der äsopischen Fabeln von selbst leiten mußte, daß sie den entgegenkommenden Stoff nicht oft freudig zu Satiren u. s. w. benutzt hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volkspoesie nachhängt, ab, so stemmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes; und die, welche auch in dem geschichtlichen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunstdichters leugnen wollten, könnten sich eben an der Geschichte der Thiersage, könnten sich an dem Reinaert belehren, der in der reinsten Bewahrung der Volksmäßigkeit, nicht im Produciren, aber im Erfassen der Grundform dieser Producte, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die fast statt originaler Schöpfung gelten kann.

Es ist in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich agirt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Collision kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden

Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification die Geistlichkeit, die große bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Um ja nicht misverstanden zu werden: ich meine nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten, allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es denn wohl sein, was Grimm aus andern Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß [103]) behauptet, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, wie geschah, so war es ja wohl natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte, auffrischte und bestimmter zeichnete. So bemerkt Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jahrhundert unter den Partheinamen der Blaufüße (einen Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Isengrimmer die Stände der Bauern und des Adels verstand. Da ferner diese Sagen von Anfang an in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern und Autoren bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Misbrauch zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchstand zeigt. Diese Sätze bestätigten auffallend die von J. Grimm neulich herausgegebene Ecbasis [104]), das Gedicht eines lothringischen Verfassers, das, wenn es wirklich, wie des Heraus-

103) p. LI.

104) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh.

Hebers Meinung ist, aus dem 10. Jahrhundert stammt, das älteste Denkmal der Thierdichtung wäre. Es behandelt die (äsopische) Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes Haut rettet, den Grund der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam" erzählt. Den Wolf (Grimm meint, seines Alters, seines Graukopfs wegen, oder weil er vielfach in Verkleidungen, im Schafpelz umhergeht) als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon in dieser Ecbasis erscheint er so und auch im luparius [105]), der ins 11. Jahrhundert gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, daß diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben, eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der Grimm die Steinbilder in dem Straßburger Münster anführt, welche ein Todtenamt für den scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Verspottung oder Parodirung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht, möchte aber doch dergleichen schwer zu finden sein. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Querbau des Freiburger Doms, dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schließen läßt) lesen gelehrt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Ursache hatten, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchstück Isengrimus, welches Grimm zum erstenmal herausgab, und welches eine Quelle des von Mone herausgegebenen Reinardus zu sein scheint und wohl

105) Grimm. p. 410. Von Marbod († 1123)? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

den Umfang dieſes letzteren gehabt haben mag, eine ſolche Schärfe der Satire gegen das Mönchsthum gelegen, wie im Reinardus, läßt ſich nicht ſagen, ſo lange man das Ganze nicht beſitzt; es läßt ſich indeß bezweifeln, weil Grimm[106]) ſehr richtig bemerkt, daß „die Herbheit und umſtändliche Ausarbeitung der ſatiriſchen Ausbrüche im Reinardus auf Rechnung des mönchiſchen Dichters geſchrieben werden muß.“ Das Alter des Iſengrimus ſetzt Grimm nach ſcharfſinnigen Erörterungen in das erſte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, der Verfaſſer ſcheint ebenſowohl ein Geiſtlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieſer aus Nordflandern. Der Iſengrimus enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erſte Abentheuer dort iſt hier von 528 auf 1200 Verſe angewachſen. So wenig ſchon im Iſengrim die Sprache einfach, ſo redſelig, ſo mönchwitzig er ſchon iſt, ſo iſt doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptſache als dort, und einzelne Züge ſtechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verſe 53 u. ſ. w., die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich ſchildern.

Dagegen iſt der Reinardus in der Ausgabe von Mone, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie jener in elegiſchen lateiniſchen Verſen, ein recht eigentlich unleidliches Gedicht. Der Titel iſt wohl willkührlich und es ſollte billig wie jenes Iſengrimus heißen, denn dieſer iſt der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall erſcheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchiſcher Dummheit, Unwiſſenheit und Gefräßigkeit[107]). Die Fabel, die Erzählung wird gleichſam zur Nebenſache, überall ſucht der geiſtliche Verfaſſer[108]), die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweiſt[109]), zu benutzen zu Ausfällen auf die Habſucht der Geiſtlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte Kloſterleben, auf Rom und ſeine geiſtliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes,

106) Reinh. Fuchs p. CCLIX.

107) Reinardus V. ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.

108) Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des Verfaſſers, Magiſter Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgiſchen Muſeum 1842. 4te Lieferung. p. 426 f.

109) III, 1879. gavisam scriptura refert his lusibus illam.

est data Roma Petro) und seine Geldgier [110]). „Ein bitterer Spott" sagt Grimm „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Conrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen [111]) noch anderer hervorragender Bischöffe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont." Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satire, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; mich dünkt die gelehrt pfäffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm den Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geistlichen, vielfach eine Parthei gegen den päpstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schloß oder auch ganz selbständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich darstellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte, die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich." Wenn man auch in den Hauptpunkten seiner allgemeineren Satire mit dem Dichter sympathisiren möchte, wenn man seine allzu zelotische Derbheit auch dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man seine Personalsatiren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Partheisucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vorzublicken; sein Spott ist oft frech, wie er selbst im M. A. selten sonst gefunden wird; die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt sein, aber die Ironie geht doch stellenweise etwas weit, wenn z. B. die Apostel simpel gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht

110) Ibid. p. 296.
111) IV, 1217 sqq.

theilten, nirgends iſt Maaß und Schonung, in dem Ausmalen obſcöner Stellen geht er wo möglich noch weiter als die franzöſiſchen Dichter, und er ſcheint ſchmutzigen Witz zu lieben. Ich weiß nicht, ob es nicht eine Stufe zu tief ſteigt, wenn hier alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßſucht fließen; ganz anders ſind die Triebfedern im niederländiſchen Reinaert. Man ſollte meinen, es leuchtet aus dieſer Beredtſamkeit eine gewiſſe Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Iſegrim zu plagen und zu ſchinden. Wenn ſcholaſtiſche Philoſophie, wenn Bekanntſchaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein, einzelne Beſchreibungen u. dergl. einen Dichter machen, dann mag man den Verfaſſer dieſes Reinardus vielleicht loben. Allein dieſes endlos breite Geſchwätz, dieſes Haſchen nach Phraſen, nach Sentenzen und Antitheſen, dieſe Sophiſtik, Wortſpielerei und ſchale Witzelei, dieſes Wiederholen und Breittreten, dieſe ſtete Vernichtung jedes guten Gedankens durch das ewige Item des Variirens, dieſe langweiligen gedehnten Reden, die hier zwiſchen zwölf und Mittag liegen und jeden Gang der Handlung ſtören, dieſe gerade Ironie, welche ermüdend das Laſter fortwährend preiſt und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuerſten Wortſchwall die dünnſten Facten feſtzuhalten, an ihnen ſich vergnügen zu können und über jene ſich wegzuſetzen, dies iſt mehr als man ſelbſt einem Zeitgenoſſen des flandriſchen Geiſtlichen, der ſeine geſunden fünf Sinne beiſammen hat, zumuthen könnte, geſchweige einem Zeitgenoſſen des Herausgebers. Mone hat bei Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle richtig vermuthet, die mehr erzählender und weniger eloquenter Natur wäre, als das Werk des 12. Jahrhunderts. Sie hat ſich auch im Iſengrimus gefunden. Geſchichtliche Anſpielungen auf frühere Begebenheiten leiteten dabei, und Mone hat mit dem Reinardus die Conjecturen weiter verfolgt, die Eccard vorlängſt [112]) über die hiſtoriſchen Beziehungen der Fuchsſage ausgeſprochen. Dieſe geſchichtliche Deutung hat bei J. Grimm und Raynouard Widerſprüche, bei andern Deutſchen dagegen, ſo wie bei Willems und Anderen Beifall gefunden. Anſpielungen auf geſchichtliche Perſonen und Begebenheiten ſind in der Thierſage immer

112) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen gegen Grimm, Raynouard und einige Stellen unſerer erſten Ausgabe ſ. Anzeiger VI, 28.

als wahrscheinlich angenommen worden; den bestimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geschichtschreibung, wo das Sichere und Gewisse gesucht wird, nicht wagen, ehe entscheidende Zeugnisse gefunden werden. Doch zwingt mich die Wahrheitsliebe einzugestehen, daß ich der historischen Deutung des Kerns unserer Fuchssage geneigter geworden bin, seitdem ich die Bedeutung der Allegorie in den Poesien aller rohen Zeiten genauer habe kennen lernen, und in dem erneuten historischen Volksliede im 14.—15. ja selbst im 17. Jahrhundert die durchweg entschiedne Neigung bemerkt habe, geschichtliche Verhältnisse und Personen in Thierallegorien zu kleiden; wozu nun das freilich geringe Beispiel in der Ecbasis hinzukommt, die dieser Tropologie ausdrücklich geständig ist.

Schon im 12. Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung des Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glicheser bekannt, die wir vollständig nur in einer Bearbeitung des 13. Jahrhunderts kennen, welche aus dem Koloczaer Codex [113]) schon früher erschienen war und von Grimm nach einer Vergleichung der Heidelberger Handschrift wieder herausgegeben ist, wo er versuchte, bei allgemeiner Festhaltung des Tons der Umarbeitung Einzelheiten des alten Verfassers herzustellen. Später fand sich ein Bruchstück des alten Gedichtes [114]), das ungefähr ein Drittel der Dichtung umfaßt, und aus dessen Vergleichung sich ergab, daß der Ueberarbeiter dem Originale treu blieb und nur einige veraltete Ausdrücke vertilgte. Dieser ältere Dichter hatte wieder eine französische Quelle vor sich und in Frankreich waren Erzählungen vom Fuchs und Wolf [115]) schon im Anfange des 12. Jahrhunderts so verbreitet, „daß man einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isengrim beilegen und Jedermann im Volke die Anspielung fassen konnte.“ Der deutsche Reinhart Fuchs enthält auch außer dem Abentheuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene, und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinart ausdrücklich hervorzuheben, so

113) Koloczaer Codex altd. Ged. Pesth 1817.

114) J. Grimm, Sendschreiben an K. Lachmann. 1840.

115) Siehe Raynouard im Journ. des Savans 1826. p. 339. und Grimm cap. 10.

dürfen wir ſagen, daß das hochdeutſche Gedicht bei ſcheints größerer Zucht, Naivetät und Anſpruchsloſigkeit und bei größerer Kürze im Allgemeinen den Stil der franzöſiſchen Branchen hält und mit dem Renart in Eine Linie geſetzt werden kann.

Wie die kleinen Legenden oder Contes devots, ſo berühren ſich wieder dieſer deutſche Reinhart und die franzöſiſchen Branchen des Renart mit dem Fabliau und Schwank. Wir wollen nicht anders als mit den allgemeinſten Winken auf dieſe Gattung eingehen, die erſt in den bürgerlichen Zeiten der Reformation ihre rechte Verbreitung und Pflege bei uns fand. Erſt im 13. Jahrhundert ſcheint dergleichen in Deutſchland häufiger geſchrieben worden zu ſein; mancherlei (obwohl gegen den Reichthum der Franzoſen nur weniges) exiſtirt davon in Handſchriften; und in dem Kolorzaer Codex, in der Müllerſchen Sammlung, in Laßbergs Liederſaal, in den altdeutſchen Wäldern, in Bragur und ſonſt iſt hinreichender Stoff dieſer Art gedruckt worden[116]). Dieſe kleinen Stücke ſind von dem verſchiedenſten Inhalte; es ſind Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanſtoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, ſophiſtiſche Probleme, Streiche der Einfalt, Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Mährchen, Lieblingsanekdoten, oft moraliſch gewendet in Regeln und Satiren; in nichts ſind ſie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts ſchelmiſcher, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderiſcher, als in Obſcönitäten, und in der Kunſt dieſe recht behaglich auszumalen, haben ſelbſt die hierin reichen Franzoſen auch in Deutſchland an Johann von Vriberg, Dietrich von der Glezze und in manchen anonymen Stücken Nebenbuhler. Gerne heben ſie die Kehrſeite der Welt heraus, ſie ſtellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren Regionen; die Ritterwelt tritt ſelten darin auf; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloſter und Haus, unter Menſchen unſeres Fleiſches und Blutes; alle engeren Verhältniſſe, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Neben der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier auf geſunde Beobachtung der wirklichen Welt. Das Verdienſt heiterer Erzählung und lebendigerer Darſtellung

116) Van der Hagens Geſammtabentheuer, wenn ſie erſt ausgegeben werden, werden ſich dieſen Sammlungen anſchließen.

theilen daher dieſe kleineren Gedichte mit dem Reinhart des Glicheſer und den franzöſiſchen Fabliaux vom Renart.

Grimm ſcheint von dem franzöſiſchen Renart vortheilhafter zu denken, als mir billig dünkt. Seine Verbreitung in Frankreich, die Ausdehnung, welche die Thierſage hier erhielt, iſt allerdings bedeutender, als irgendwo ſonſt; die deutſchen und niederländiſchen Bearbeitungen laſſen auf franzöſiſche Quellen ſchließen, die nicht einmal mehr exiſtiren und außer den beinahe 42,000 Verſen, welche der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der obſcöne Renart contrefait aus dem 14. Jahrhundert, der nicht darin aufgenommen iſt, aber noch in zwei Handſchriften exiſtirt, einen ähnlichen Umfang. Eine ſolche Maſſe hat freilich Niemand entgegenzuſetzen, obgleich es, ſchon was die Maſſe angeht, billig ſcheint, die bloßen Nachahmungen der ſpäteren Jahrhunderte nicht mitzuzählen. Doch, wollen wir Alles zuſammenfaſſen, was in Frankreich und in deutſchen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geſchloſſen werden darf, ſo müſſen wir in Anſchlag bringen, daß in Frankreich alle alten Dichtungen unſtreitig viel beſſer zuſammengehalten und weit nicht ſo viel davon verloren wurde wie in Deutſchland, wo die Dichtung eine größere und fühlbarere Unterbrechung erlitt als irgendwo ſonſt; daß ferner die Franzoſen den Renart ſpäter ganz fallen ließen, während in Deutſchland der blos in einem Dialekte erſchienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweiſt, daß Deutſchlands größeres Intereſſe nur ſpäter kam als Frankreichs, und daß es ſich, wie es dem Charakter der gründlichen Nation ganz angemeſſen iſt, auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung, die überhaupt den ganzen Cyclus abſchloß, beſchränkte, während die Franzoſen oberflächlich und flüchtig ewig nach Neuem trachteten, von einem zum andern flatterten, ſchale Wiederholungen und platte Varianten ſchufen, außer der leichteſten Unterhaltung nichts vermißten, und ſo zu einem feſten Epos und zu einer äſthetiſchen Vollendung dieſes Romanes nicht gelangten. So charakteriſtiſch iſt dieſe Anſicht der Franzoſen, daß ſie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entſprechendes Verfahren an die Hand gab, das unſere deutſchen Kritiker entſetzen würde: aus zwölf Handſchriften hat er ſeine 32 Branchen zuſammengetragen und ihnen eine willkührliche Ordnung gegeben, ſo daß ein einziger Faden die verſchiedenen Zweige verbände, die aus ganz verſchiedenen Zeiten, in

ſehr abweichendem Geſchmacke und von dem ungleichſten Werthe ſind. Wenn ja nur die Lectüre bequem gemacht war, was lag weiter an kritiſcher Behandlung und an hiſtoriſcher Folge! Indeß hat auch dies Alles in der That nicht ſo viel auf ſich, denn nirgends hat ſich der Renart zu einem epiſch geſchloſſenen Ganzen gebildet, wie ſelbſt der deutſche Reinhart (ſo unvollkommen er ſein mag), außer etwa in Br. 20 bei Méon, wo ein Fortſetzer des Pierres de St. Cloot, den man für den älteſten uud Hauptbearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert jedoch mit allerhand ſchlechten Abweichungen erzählt[117]). Auch dieſer Dichter hat wieder eine ältere Quelle[118]) vor ſich, die, wenn ſie erhalten wäre, uns vielleicht belehren würde, daß ſie ihrerſeits aus den niederländiſchen entnommen ſei[119]). Doch, wie geſagt, auch dieſe etwas geſchloſſene Branche trägt den Charakter des Fabliau, und das thun alle Branchen der drei erſten Bände bei Méon. Wenn Grimm[120]) meint, die nordfranzöſiſchen Gedichte ſeien der Thierſage ergiebigſte Ader, ſo mag das in einem gewiſſen Sinne zugegeben werden; nennt er ſie aber ihre lauterſte Quelle, ſo geht er zu weit. Die lauterſte Quelle würde man immer den ohnehin älteren Reinaert nennen müſſen, dort iſt alles Aechte und erweisliche Nationale ungetrübt; dieſe Reinheit mag ſich auch nach der Verpflanzung der Sage auf galliſchen Boden lange erhalten haben, einzelne, gewiß ächte deutſche Thiermährchen finden ſich auch offenbar in den noch erhaltenen Branchen, allein im Ganzen ſind ſie nicht allein mit dem Stoffe äſopiſcher oder avieniſcher Fabeln überladen und nehmen oft eine lehrhafte Wendung, ſondern noch mehr haben ſie von der Manier der Fabliaux und Contes gelitten. Sie konnten ſich in Ton und Farbe den Schwänken

---

117) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Perroz, qui son engin et s'art — quant il entr' oblia les plez
mist en vers fere de Renart — et le jugement qui fu fez
et d'Isengrin son chier conpere, — en la cort Noble le Lion,
lessa le miez de sa matere,

118) Vers 9659. Ce dist l'estoire es premiers vers, que jà estoit passez yvers, et l'aube-espine florissoit etc.

119) Willems in ſeinem Reinaert de Vos. Gent. 1836 hat aufmerkſam gemacht, daß ſchon das einmal ſtehen gebliebene Wort willecome an einer Stelle wo es im Reinaert ſteht, auf Entlehnung der franzöſiſchen Branche aus dem Niederländiſchen hinweiſt.

120) p. CXVI.

ihrem inneren Weſen nach ungefährdet anſchließen. Wir bemerkten oben, daß ein offenbarer Gegenſatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und überhaupt der höheren Stände ſich von ſelbſt in dieſem volksmäßigen Thierepos herausſtellen mußte, und es dürfte in Deutſchland wohl daher rühren, daß man es in keinem der höfiſchen Dichter erwähnt findet, aber ſogleich in Thomaſin, der ſich aus den höfiſchen Aventiuren ſo viel nicht macht. Es iſt daher gleich natürlich, daß die Entſtehung dieſer Gedichte nach dem induſtriellen, bürgerlichen Niederland weiſt, wie daß ihre reinſte Geſtaltung (im Reinaert) noch vor die Blüthe der ritterlichen Poeſie (ins 12. Jahrh.) fällt; daß man ſie in Deutſchland während der Ritterdichtung vernachläſſigte; und daß ſie in Frankreich hauptſächlich erſt nach der Abblüthe der chevalereſken Poeſie im Tone des burleſken Schwankes behandelt wurden. Denn dem ritterlichen Leben, und jener preciöſen Abgeſchloſſenheit ſteht auch das Fabliau überall gegenüber, ſo wie der ganze ungeheure Schatz der kleineren Erzählungen und Novellen im Mittelalter überall. Hier iſt gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegenſatz hier faſt lediglich ein äſthetiſcher war. Was nämlich gewandte Sprache und Darſtellung, Effect und lebendige Auffaſſung angeht, ſo ſteht überall das, was in die genannte Klaſſe fällt, ſo weit über dem höfiſchen Epos, als die Gegenſtände, welche ſich dieſer Zweig der niederen Kunſt wählte, und die Manier, in der man ſie ſchilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher ſtand. Und dieſen Vorzug theilt der Renart, wenigſtens in einzelnen, wahrſcheinlich den aus älteren Zeiten herſtammenden Branchen (denn überarbeitet und aus dem 13. Jahrhundert ſind auch die älteſten, die wir haben), mit den Fabliaux; denn hier und dort haben die Franzoſen ein anerkanntes Talent der heiteren, leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Reinaert und Reineke, wenn ſie daneben beſtehen wollen, andere Verdienſte geltend machen müſſen. Dennoch kann man behaupten, auch in dieſen Gedichten herrſche, verglichen zu den deutſchen Ritterepen, eine ähnliche Kunſt, und jener äſthetiſche Gegenſatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos ſichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieſer Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt ſei, gegen den großen Styl der Kunſt in dem Ritterepos die kleine, minutiöſe, detaillirte Manier der Niederländer; gegen die allgemeinſte, weiteſte und unbeſtimmteſte Bühne dort, wo man beſtimmte Sitze erwarten

ſollte, ſteht hier, wo man jede Unbeſtimmtheit gelten laſſen würde, oft die feſteſte Localität und der engſte Schauplatz; gegen bedeutungsvolle Namen hier dort ganz individuelle; gegen die ſchale Flachheit der Charaktere jener Helden dieſe ſcharfgezeichneten Thierindividuen (da ja, wie das Mittelalter in zahlloſen Sprüchwörtern und häufigen Reflexionen ausſprach, das Thier wie die geſammte Natur, im Gegenſatz zu dem ſchwankenden Menſchen, ſeinem urſprünglich ihm angewieſenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Weſen jener Ritterwelt und der Höhe ihrer Beſtrebungen gegenüber dieſe alltägliche Gemeinheit; ſtatt dem hohen Kothurn der niedrige Soccus; ſtatt der träumeriſchen Sehnſucht dort das vergnüglichſte Behagen hier; wo dort Alles Wunder und Ueberraſchung iſt, fließt hier Alles in der planſten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbſtruhm dort, deſto mehr Schlechtigkeit und Selbſtruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge geſteigert ward, deſto unverſchämter und abſcheulicher verſpottet man ſie hier[121]); dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht ſich Alles um dies Eine; dort iſt die Liebe ätheriſch und ſubtil, hier iſt viehiſche Unzucht; und als ob ſich Alles vereinigen wolle, gegen jenes ſo oft mühſelige Stammeln der guten ritterlichen Poeten, hier dieſe gelöſte Zunge, dieſe Kraft der Darſtellung, dieſe reizende Leichtigkeit; dieſe ſtets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Friſche ausgeht, die Sprache ſtockt und der Reim lahmt und Lücken füllt; und in Deutſchland, wo der Gegenſatz ſich am vollkommenſten herausſtellen ſollte, mußte ſich als Schlußſtein des ganzen Gebäudes eine Ueberſetzung oder Bearbeitung in einem Dialekte geltend machen, der wie eine weitere Beſonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunſt erſcheint, ein Dialekt, der, ſo wenig er ſich ſonſt hervorgethan hatte, ſo ganz für dieſe Art der Dichtung geſchaffen ſchien, daß man die ſpäteren Umarbeitungen, ſelbſt die von Göthe, damit vergleichend, nichts wahreres ſagen kann, als was Lauremberg vor Zeiten ſchon geſagt hat[122]).

---

121) Br. 20. Vers 11250 sqq.

122) Man hefft sich twar thomartert dat bock tho bringen
in hochdütsche Spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet vegen dat Original tho recken,
als wenn man plecht ein Stücke vul holt tho brecken,

Der franzöſiſche Renart nun zeichnet ſich, wie die franzöſiſchen Fabliaux überhaupt, in dieſer Kunſt der heiteren Darſtellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouveres gehalten noch mehr aus, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutſchland; ſie übertreffen das größere Epos wie die Gellertſchen und ähnliche Erzählungen und Fabeln den Schönaich; ſie verhalten ſich aber zu der reinen Thierſage wie Lafontaine und ſeine Nachahmer zu der reinen äſopiſchen oder der ſich ihr wieder nähernden Leſſingiſchen. Ob nun dies dem Charakter dieſer Dichtungen angemeſſen iſt, ergiebt ſich ſehr leicht von ſelbſt: tauſend Züge finden ſich in dem franzöſiſchen Renart, die, wenn man an den Reinaert oder Reineke gewöhnt iſt, ſo läſtig fallen, wie Lafontaine, wenn man die äſopiſche Fabel kennt. Wir wollen nur Einiges anführen. In der äſopiſchen Fabel, wo die Erzählung, wie Leſſing vortrefflich gezeigt hat, ſo wenig Zweck iſt, daß ſie jede erzählte Begebenheit, ſobald die Moral deutlich iſt, fallen läßt, ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menſchen, Götter, Alles konnte in der ſchönſten Gleichheit mit einander converſiren, auch menſchliche Einſicht durfte der Dichter den Thieren leihen, ſo weit er mochte. Das Thierepos, das in ſeinem Stoffe ſchon materiell dem Dichter eine ganze von unſerer wirklichen verſchiedene Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieſes fremde Geſchlecht in ſeinen Handlungen und ſeinem geiſtigen und moraliſchen Treiben der wirklichen, menſchlichen Welt nahe ſtellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, deſto beſſer war es. Kein Dichter, der eine ſolche auf bloßen Imaginationen ruhende Welt verkörpern will, kann anders. Wenn er vom Olymp, vom chriſtlichen Himmel, von Petrus oder Mephiſtopheles ſingt, ſo muß er recht unverholen die Menſchheit in jene Zuſtände oder Charaktere übertragen; dies wird immer durch den Contraſt etwas Komiſches hervorbringen, aber es ſcheint, dies Komiſche macht Homers Olymp und Göthes Mephiſtopheles, ſo verſchieden es in beiden auch iſt, allein erträglich. Auch hier zeigt ſich wieder der natürliche Gegenſatz, in dem dieſe Thierdichtung mit jeder andern ſteht: der

---

edder schmitt einen olden Pott gigen de Wand;
dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke Eigenschop dersülven Rede
welcke de angebahrne Zierlichkeit bringt mede etc.

Dichter geht ſonſt gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und ſucht ſeine poetiſche Welt zu ſchaffen, indem er die Handlungen und das moraliſche Treiben ſeiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unſeres Lebens entfernt: umgekehrt war es hier. Hier alſo würde ich die beiden nothwendigen Bedingungen der Thierſage ſuchen, daß ſie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß ſchildert, und ihr nur menſchliche Fähigkeiten (ich wähle noch den unbeſtimmten Ausdruck mit Fleiß) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieſer letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus jenen wirklichen äußeren Zuſtänden verlangt, nur da darf man zugeben, daß es geſchieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorſicht geſchieht, eine Steigerung des komiſchen Effects hervorgebracht wird, die hier zwar nicht abſichtlich geſucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironiſch iſt. Die ironiſche Schilderung hat es eigen, daß ſie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernſt grenzen und lieber in ſatiriſchen Eifer oder in tiefe Gedanken überſtreifen wird, als in frivolen Leichtſinn und in oberflächliche und thörichte Späße. Zu dem erſteren wird ſie zum Theil im Reinardus, zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Reinaert im erſten Theile ſteht mitten inne. Wenn gleich im Eingange zu dem franzöſiſchen Romane der Unglaube rege gemacht, und auf die Thorheit der Annahme einer vernünftigen Thierwelt gleich mit Fingern gedeutet wird, indem man ſich auf Bileams Eſel, indem man ſich ſpaßhaft auf die Auctorität der Bücher beruft, wenn gleich den Thiercharakteren ihre moraliſchen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue perſonificirt vorgeführt werden, ſo iſt ſogleich aller Eindruck weg und die beſtimmteſte Hindeutung auf moraliſche Lehre am Schluß des Reineke iſt gegen dies ſo wenig ſtörend, daß im Gegentheile manche darin erſt eine Beruhigung finden werden. Hier ſtellt ſich der Dichter ſogleich über ſeinen Gegenſtand, theilt uns ſeine Weisheit mit und unſer epiſches Intereſſe iſt auf der Stelle aus; er ſucht uns wie der Lateiner mit ſeiner ſophiſtiſchen Redekunſt, ſo er mit ſeiner feinen Erzählung zu intereſſiren, mit Ausmalung obſcöner Situationen, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen, und es iſt ſchon ſeltner, wie die oft reizende, anſchauliche, lebendige Erzählung den gleichmä-

ßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier meist durchgeht, ganz verschieden von dem niederländischen und sächsischen Gedicht. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen conversiren, Menschen betrügen so gut wie ihres Gleichen, Menschen mishandeln, so finden wir darin einen Misbrauch und eine Verletzung der allererſten Bedingung, die durchaus ein ganzes Misverständniß der Sage verräth, die auch nur aus dem Hang floß, Neues und Niegehörtes zu sagen. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier unleidlich, wie im lateinischen Gedichte die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, hinhalten und stören und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich bemerkt[123]). Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Schwert, mit Pferd, mit Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als sigürlich davon redet, und auf der anderen wieder in allen ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten erscheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreiztem Flügel, den er mit den Füßen tritt, die Katze mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer und geht mich hier nicht an, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen, was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet, aber doch frage ich, ist die Branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt, nicht so läppisch, wie man nur was haben kann? Ist in Br. 9 das Auffressen der Hostien durch den Fuchs und der Kirchenraub, sammt anderen begleitenden Umständen nicht so nutzlos frivol als möglich? Ist die Br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch herſetzen kann, wie so manche französische Fabliaux in ihrer nackten Unflätigkeit werth, daß so viel Gabe der Darstellung daran verschwendet ist, eben wie auch in Br. 21 und 27? Ist in Br. 20 die Profanirung der

123) Vers 5468. Voir dist li vilain ce me semble, Qui dist qu'entre bouche et cuillier Avient sovent grant encombrier: Or en sui bien certains et fiz. Sages fu Catons et reciz, qui ensseigna son filz petit, Q'à son mengier parlast petit, Mès ne i'ai pas bien retenu, Bien voi que mal m'est avenu, de trop parler a ceste foitz.

Wallfahrtinſignien grade nothwendig, um den Misbrauch der Wallfahrten mit Spott zu ſtrafen? Gibt es irgend ein Beiſpiel, wo das übertriebene Uebertragen menſchlich-äußerer Verhältniſſe auf die Thierwelt ſo in ſeiner ganzen Lächerlichkeit erſcheint, als in eben dieſer Branche in der Belagerung von Maupertuis? Iſt die Häufung kindiſcher Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen irgendwo deutlicher und ekler als am Ende eben dieſer Branche, oder in der Neigung, die hier ſehr allgemein iſt, den Fuchs von allerhand Thieren überliſten und betrügen zu laſſen? Kurz, überall faſt ſieht man dieſe Dichtungen der Franzoſen nichts als die flachſte Unterhaltung bezweckend und im Allgemeinen verhalten ſie ſich auch ihrem Werthe nach nicht anders zu dem niederländiſchen und niederſächſiſchen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von ſchöner Oberfläche zu einem epiſchen Gedichte, das in ſich geſchloſſen und innerlichſt von Einem Geiſte belebt, den reinſten und tiefſten dauernden Eindruck zu machen im Stande iſt, weil es nur einen totalen Eindruck zu machen ſucht, wie jedes ächte Gedicht thun ſoll, das nicht blos auf Zerſtreuung und flüchtige Vergnügung berechnet iſt. Kein Wunder dann, daß auf dieſem Grunde ſich nachher im 13. und 14. Jahrhundert nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthloſen couronnemens Renart von Marie de France zu ſchweigen) ein Renart le nouvel von Jacquemars Gielee (ca. 1290), der ſchon Thierkriege behandelt und in ein Feld überſtreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung grenzt, und dann ein renart li contrefet (um die Mitte des 14. Jahrh. vollendet), der noch elender ſein muß, als das Elendeſte, was gedruckt iſt, wenn man nach den Auszügen bei Legrand d'Auſſy urtheilen ſoll.

Wie ganz anders dagegen der niederländiſche Reinaert[124]! Auf dieſem Boden, wo gleich unter den Händen der lateiniſchen Dichter dieſe Thierſage eine feſte epiſche Abrundung erhielt, kam ſcheints keine andere Form auf. Den erſten und älteren Theil des Gedichtes hält der neueſte Herausgeber, Willems, für ein Werk des 12. Jahrhs., da es ihm nicht wahrſcheinlich dünkt, daß die Erwähnung eines Pfarrers mit Frau und Kind ſpäter noch möglich geweſen, und da der Schauplatz in Flandern und (einmal) in Vermandois auf die Zeit der Verbindung beider Länder (1163—86) zu

124) Ueberſetzt von Geyder. Breslau 1844.

deuten ſcheint. Dieſen Theil, den er mit V. 3394 ſchließt, wo eine neue Figur eingeführt und ein Uebergang in die ſpätere Fortſetzung geſucht wird, nimmt er, wie wir ſchon in unſerer erſten Auflage geneigt waren, für original flämiſch. Und dieſe Arbeit hängt in ſich ſo feſt zuſammen, gibt eine ſo vollkommene Befriedigung, hat einen ſo entſchiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre ſtets deutlicher hervortretenden Werth, erſchöpft ſo ſehr den Grundgedanken dieſer ſämmtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein nicht geiſtloſer Nachahmer etwas ſpäter auf den Gedanken kam, dies urſprüngliche Gedicht in einer Fortſetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Den Stoff dieſer Fortſetzung nahm der Nachdichter ſchon aus dem Franzöſiſchen; denn im 13. Jahrhunderte hatte die romaniſche Dichtung ſchon die vulgare überflügelt. Sein Werk, in dem der erſte Theil umgearbeitet ward, iſt der Text der von dem Herausgeber ſo bezeichneten holländiſchen Handſchrift[125]); und den Umdichter, der ſich Willem nennt, vermuthet er in Willem Utenhove, einem Geiſtlichen von Aerdenburg in Flandern[126]). Von da an ward dieſes vereinte Werk, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder gefloſſen anſah, erſt in eine Proſa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergeſſen machte; — die ſich ſehr getreu an die Worte der Dichter hält

125) Kurz nach Erſcheinung des erſten Theils des Reinaert hörte Willems, daß in London eine Handſchrift des Ganzen verkäuflich ſei, und das Gouvernement kaufte es für die burgundiſche Bibliothek in Brüſſel. Der Text dieſer Hſ. iſt verſchieden von dem Texte Gräters und Grimms, eine jüngere Umarbeitung. Willems ließ in ſeiner Ausgabe Grimms Abdruck als Grundtext ſtehen und gab die Varianten zu.

126) Die Erwähnung des faſt unbekannten Hoeckenbroeck (V. 6904) in der Nähe bei Aerdenburg, läßt an keinen anderen denken. Willem wird als Verfaſſer eines Madoc in den Eingangsverſen genannt. Dies Gedicht kannte Maerlant, der es am Ende ſeiner Reimchronik nennt: Want diet es niet Madocs droem, no Reinaerts no Artus boerden. Mone deutete es auf Malagis. Dagegen Willems p. XXXIII: Of men hier niet zou mogen denken aen de zonderlinge lotgevallen van Madoc, zoon van Owen Gwynedd, prins van Wallis, die omtrent den jare 1170 America ontdeckte (Michaud bibl. univ. XXVI. p. 95.)? Hy toch vertelde wonderlyke dingen van eene andere wereld', maer zyn vertael werd niet geloofd, en wellicht was het om deze reden, dat Maerlant er van spreekt als van droomeryen. Eine andere Auslegung hat Leo, in Haupt's Zeitſchrift für deutſches Alterth. IV, 565.

und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat ſtehen laſſen.“ Eben ſo genau hielt ſich wieder an die Proſa eine engliſche Ueberſetzung, die ſchon zwei Jahre, nach dem jene 1479 in Gouda bei Gheraert Leu zum erſtenmale gedruckt worden war, erſchien. Nur die aus beiden gefloſſenen holländiſchen und engliſchen Volksbücher haben verkürzt und entſtellt. Sonſt ſcheint ſich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeſchloſſen zu haben. Was aber auch hier zu ändern und zu beſſern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Beſſerung einzuerndten? So entſtand aus dem flandriſchen Reinaert der niederſächſiſche Reineke, dies Buch, deſſen räthſelhafte Entſtehung ſo viele Federn früher in Bewegung geſetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Unterſuchungen durch Grimm im 8ten Capitel veranlaßt hat, auf welche der neue Herausgeber des Reineke verwies und auch mir zu verweiſen erlaubt ſein wird. Dies Gedicht iſt unmittelbar aus den niederländiſchen Gedichten gefloſſen, nicht aus der Proſa, ſchon weil ſehr oft die gleichen Räume beibehalten ſind; die Zuſätze, Auslaſſungen oder ſonſtigen Verſchiedenheiten ſind, was den Stoff angeht, kaum anzuſchlagen. Dieſe niederſächſiſche Ueberſetzung iſt, wie ſchon geſagt, der Schlußſtein des Ganzen geblieben; in Deutſchland erlebte ſie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen, ſeit den letzten zehn Jahren iſt die oben angeführte von Hoffmann von Fallersleben die dritte; hochdeutſche Uebertragungen, und wieder aus ihnen gefloſſene lateiniſche Ueberſetzungen wetteiferten, ſo ſehr das Gedicht darin verlor; wo ſich noch Jemand erlaubte, ſich bedeutender von dem typiſch gewordenen Texte zu entfernen, rächte ſich das Unterfangen von ſelbſt; aus dem niederdeutſchen ging es ins däniſche, aus dem däniſchen ins ſchwediſche, aus ſchwediſchen Verſen in Proſa über, und es ſoll in isländiſcher Ueberſetzung exiſtiren. Ins Unendliche vervielfachte ſich dieſes Eine von Willem ausgegangene Gedicht! der kühnſte poetiſche Schöpfer der neuen Zeit hat es ſeiner Muſe nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutſche Sprache und claſſiſche Form zu geben und er wagte es nicht, ſich nur auf Schritte zu entfernen! Noch ganz neulich hat es S. Naylor in einer alterthümelnden Bearbeitung den Engländern wieder näher gebracht. An dieſem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeſchmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geſchmack ſeiner Landsleute die ſpäteren matten Nachäffungen verdrängen konnte; neben der ein-

bringenden und umfaſſenden Verbreitung dieſes Werkes in zahlloſen Drucken, neben ſeiner jeder Veränderung trotzenden Kraft können die hunderttauſend Verſe der Franzoſen in keinen Betracht kommen.

Aber welch ein Werk iſt auch dieſer Reinaert gegen den Renart! Hier iſt wirklich jene Thierwelt eine poetiſch abgeſchloſſene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln ſich einmiſchen. Ueberall wo dies in den franzöſiſchen Branchen, in der Fortſetzung durch Willem und wo ſonſt geſchehen iſt, da iſt der innere Gang geſtört, denn dieſe Dinge ſind alle zu vereinzelt und haben in ſich zu wenig epiſche Anlage, als daß ſie ſich je ohne Zwang hätten einfügen laſſen; dazu trugen ſie überall in den Dichter, der ſie aufnahm, einen Hang zum Moraliſiren oder Allegoriſiren über. Nichts der Art iſt hier. Es iſt das ächte Thiermährchen, und nur das Thiermährchen, das in ſeiner rhapſodiſchen Geſtalt in ſich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter ſtreng den Kreis der äußeren Zuſtände der Thiere feſthält, bringt er keine Menſchen ins Spiel, als wo ſie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen: ſie ſpielen im Gegentheil wie halb räthſelhafte Weſen nur in der Ferne mit, und es iſt nicht daran zu denken, daß ſie mit in den Vordergrund träten oder mit den Beſtien ſich unterhielten, Händel mit ihnen abſchlöſſen und dergleichen, wie im Renart geſchieht, und wie ſelbſt in dem lateiniſchen Gedichte nur dann vorkommt, wenn die offenſte Satire auf die Mönche bezweckt wird. Der Takt des älteſten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinſichtlich dieſes letzteren Punktes ſogar ſeinen Nachfolger und Fortſetzer Willem entſchieden beſtimmt. Noch ſcheint mir dieſe Reinigung des Terrains bei weitem nicht die tiefſte Seite des Gedichtes oder das größte Verdienſt des Dichters. In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrſcheinlichkeit, daß ſelbſt auf einen Grad der Wahrſcheinlichkeit nicht geachtet zu werden braucht, wenn man den Thieren Tugenden und Einſichten beilegt. Die höchſten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere ſelbſt in den Mund gelegt werden; das Schaf mag ſich voll chriſtlicher Selbſtverleugnung zum Opfer darbieten. Das konnte in einer handelnden Welt nicht geſchehen, hier trennen ſich die Geſetze einer epiſchen, zuſammenhängenden Erzählung und eines fragmentariſchen didaktiſchen Gedichtes. Hier ward auch überall, wo das Handeln ſelbſt angeht, das rechte Maß beobachtet, wie wir

ſahen. Die Thiere aus einem niederen Kreiſe von Beſtrebungen heraustreten zu laſſen, fiel keinem Dichter ein, ſelbſt die franzöſiſchen und lateiniſchen haben keinem ihrer Geſchöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Motive untergelegt. Nicht ſo, was das Intellectuelle angeht. Wie ſollte man es auch einem Conterre und Fabliauerzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten ſolle; wie konnte man alſo billigerweiſe verlangen, daß er ſeine Thiere nicht jederlei Gedanken ſolle ausſprechen laſſen, die ſein eigenes Hirn erzeugte; oder wie ſollte gar ein mönchiſcher zierlicher Latiniſt dem Geiſt der Thierſage zu Gefallen ſeine ſchönſten Wortſpiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein nun liegen auch ihre Producte da, und wurden früh vergeſſen, denn dazu lag die Aufforderung in den Producten ſelbſt, die kein beſſeres Schickſal verdienten. Es iſt überhaupt eine ſehr bequeme Sache, verlorene Schätze der Literatur zu beklagen, und die Vernachläſſigung Anderer zu bedauern: allein den Verluſt und die Vernachläſſigung zu erklären, iſt wohl ſehr häufig eine mögliche, und nur nicht oft verſuchte Sache. Der Dichter des Reinaert aber hat es über ſich vermocht, ſich aus der Erzählung zu entfernen; nirgends tritt er im Geringſten hervor und indem er allein mit dem Gange ſeiner Begebenheiten und dem Treiben ſeiner Thiere die Phantaſie feſſelt, verſchmäht er mit ſinnbildender, moraliſcher oder gelehrter Weisheit ſeinen Leſer zu behelligen, und mit dieſer verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Weſen der Thierſage in ſich aufnehmen und mit dem trefflichſten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiſte beleben. Er leiht ſeinen Thieren all die menſchliche Einſicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden ſollte; eine Einſicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborner Inſtinct von ſelbſt an die Hand geben. Er hütet ſich, ſeinen Thieren zu ihren Handlungen beſtimmte Motive zu geben. Gab er ihnen die viehiſchen, welche der Verfaſſer des Reinardus ihnen beilegte, ſo fiel er ins abſchreckend Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, ſo fiel er in das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzoſen; gab er ihnen grundſätzlichbewußte Schlechtigkeit, ſo war die milde Ironie kaum feſtzuhalten. Er ließ ihnen daher die thieriſchen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menſchen die Quelle des Schlechten und Guten ſind. Der Fuchs geht hier nicht aus

Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergißt (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt seine losen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren. Ich weiß nicht, ob man es übel nehmen wird, aber dies scheint das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Principien kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt und was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das active Princip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das meine Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör geben, so wünschte ich, daß sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie im Alterthum; und dann indignirt alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit Unrecht, denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schöneren Handlungen. Allein hier in dieser poetischen Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins

Spiel, unſer Abſcheu auch nicht, denn Jeder wird ſich ertappen, daß er für den Böſewicht Reinhart Parthei nimmt. Ja in der Geſchichte geht es uns leicht ſo, daß wir für überlegene kräftige Charaktere uns intereſſiren, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grauſamkeit näher treffen könnte, verabſcheuen würden; unſer Gefallen an kühnen Räubern und dergleichen fließt aus dieſer Quelle der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das Schlechte iſt. Wir treffen alſo in unſerem Inneren den Grund, auf den dieſes ganze Gemälde gezogen iſt; wir nehmen den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig iſt, darum ganz auf; wir nehmen ihn ganz ungetrübt auf, weil keine vereinzelte Empfindung gewaltſam rege gemacht wird, weil die Schickſale der Handelnden unſer Gemüth nicht ſo berühren, als wenn wir handelnde Menſchen in dieſen Zuſtänden ſähen; und hier tritt wieder von einer andern Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menſchen als mitagirenden Perſonen in die Thierſage liegt. Indem nun der Reinaert überall mit einer Mäßigung und einem Takte, der ganz unvergleichlich iſt, dieſe Geſchöpfe ohne Principien immer nur ſo handeln läßt, wie ſie nach ihren Trieben handeln können, indem er ſie nur in ſolche Lagen bringt, die dem angemeſſen ſind, ſo mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Ausdrucke und der Sprache einen paſſenden Charakter geben. Natürlich alſo fiel alles Raiſonniren, all das ſubtile, ſophiſtiſche Geſchwätz bei Lateinern und Franzoſen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Grundſätzlichkeit und dergleichen konnte nicht dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in dem Maße wie die früheren Bearbeiter leihen. Es iſt daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier blos im treueſten Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber ſtets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialſte legen, welche auch der ſpießbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt; wo ſie ſich über Hunger und Durſt erheben, da ſind es Gemeinplätze, die ſie reden: und die Bedeutung derſelben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verſtanden, denn man hat ſie ausgezogen, mit geſperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches geſucht. Während jene Thiere der franzöſiſchen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft ſich anſtellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit in Worten und auch oft in Werken geſtattet, ſo reden ſie hier — und iſt das nicht wieder bei neun Zehnteln der

gewöhnlichen Menſchen der Fall? — immer viel geſcheidter, als ſie ſind und wiſſen. Es liegt über dem Richtigſten und Wahrſten, was ſie ſagen (mit einer bewundernswerthen Kunſt iſt dies erreicht) ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philiſterei, die nicht feiner geſchildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität ſeiner Geſchöpfe ziehen mußte, waren gefährlich, leicht konnte die unerträglichſte Langweile daraus folgen, allein er wußte ſich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh und jenen Mutterwitz, der ſich ſo gut mit dieſen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren verſehen. Der Dichter des Reinaert würde ſeinem Helden nie die Beichte in den Mund gegeben haben, in der Art wie ſie der zweite Theil im Reineke enthält, ſo vortrefflich ſie an und für ſich iſt, weil ſie viel zu ſehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet; obwohl man ſonſt bekennen muß, daß der Reineke ſchon darum ein vortreffliches Stück iſt, weil er den Geiſt des Reinaert ſo treu feſtzuhalten verſtand. Auch iſt dieſe Beichte noch in Willem's Fortſetzung weit verſchieden von der Bearbeitung im Reineke. Göthe hat es darin verſehen, daß er dieſen Fehler im Reineke noch weiter treibt: eben in jener Beichte redet zuweilen aus ſeinem Fuchs eine vornehme, achſelzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes ſchließen läßt. Auch hier aber muß man zugeben, daß der urſprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in ſeiner Zeit und in ſeiner Sprache gewiß ſehr ſchwer war. Denn das dürfen wir nicht vergeſſen, daß namentlich für den ans Hochdeutſche Gewöhnten dieſe niederländiſche und niederſächſiſche Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Converſation hervorzubringen, ſo wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angeſehen werden darf, daß ſich der niederdeutſche, ſonſt in aller Dichtkunſt ganz obſcure Dialekt, dieſes Gegenſtandes gerade mit ſo vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch dieſe Auffaſſung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus dieſe Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menſchlichen Geſellſchaft entgegengeſetzt iſt. In allen ritterlichen Epen in Deutſchland und Frankreich werden wir, ganz entſprechend jenen Zeiten um das 13. Jahrhundert und ihrer Geſchichte überhaupt jenen Grund der völligen Principloſigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poeſien vor-

herrſcht, da bedingt es die völlige Werthloſigkeit derſelben. Allein in den beſten epiſchen Gedichten ringt der Dichter oder ſein Held meiſt nach Grundſätzen und kann ſich dabei meiſt nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Princip der Kunſt kommt, einſieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach ſeinem Helden geradezu alles Princip am kürzeſten wegnimmt und ihn als Spielball von Geſchick, Zufall und Leidenſchaft ſchildert und auf dieſe Weiſe mit ihm zu intereſſiren ſucht. Jene Gedichte zeigen alſo ein mühſames, ſchweres, meiſt fruchtloſes Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundſätzen, dieſes Thierepos aber vergräbt ſich recht in den Mangel derſelben und weiß und ahnt deren keine; dort iſt ewiger Wechſel von Lieb und Leid, und in das ſchönſte Glück, das man da kennt, iſt Bitterkeit von der Natur ſchon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs luſtigſte her, und das Unglück, das man hier leidet, wird nicht ſo ernſt empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das größere höhere Streben im Menſchen immer mit ſich führt, hier nur auf die ungeſtörte Luſt, welche die niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagheit immer beſitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken ſeines Helden natürlich ſelbſt theilt, ſchwächt dies den Eindruck, den ſein Gedicht macht: hier iſt die unverwüſtliche Feſtigkeit eines Volksgedichtes, das von dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dargeſtellt ward, und das in ſeiner Wirkung auf das Gemüth des Leſers durchaus total und vollkommen iſt. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichſt erquickt, wir fühlen uns in unſerer edleren Menſchlichkeit, die feine Ironie der Dichtung, die wir hingeriſſen von dem epiſchen Intereſſe der Erzählung während des Leſens oder Hörens nur ganz im Hintergrunde zu vernehmen im Stande waren, die uns alſo im Genuſſe des Einzelnen nirgends ſtörte, tritt, ſo wie wir das Buch ſchließen, aufs lebhafteſte hervor; ſobald wir das Einzelne des Gemäldes in der Nähe uns verſtändlich gemacht haben, treten wir zurück um Alles auf einmal zu überſehen und zugleich lehrt uns jener Farbenton, in welchem Lichte wir das Ganze zu betrachten haben. Wir gehen edler und gehobener von dem Gedichte weg und dies iſt die größte Wirkung und die ächteſte, die je ein Kunſtwerk machen kann. Der

Reinaert ſteht gegen die ritterlichen Epen und Romane in demſelben abſoluten Gegenſatze, wie Ariſtophanes gegen die griechiſchen Tragiker. Wie dieſer dem ernſten Drama und ſeinen heroiſchen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Geſunkenheit im ſchneidendſten Contraſte entgegenſtellt, ſo dieſes Gedicht ein gemein menſchliches Treiben dem ſublimen der epiſchen Heroen. Die Erhabenheit des alten Dramas zwang Alles, was ſich ihr entgegenſetzen wollte, ins Komiſche; anders ward es hier, wo in den Romanen keinerlei Erhabenheit zu finden iſt, weil immer die Gegenwart ſelbſt ihr Boden war, die ſie nur in einen übermenſchlichen Glanz ſtellen. Das Thierepos entzog daher dieſer nämlichen Gegenwart ſelbſt noch das Menſchliche, um ſie eben ſo eine große Stufe herabzuſetzen, wie ſie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit ſo außerordentlichem Glück gewonnenes Terrain, ein darauf ſo feſt und ſicher gegründetes Gebäude mußte ſich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweiſen, wie die unſterblichen Werke des atheniſchen Komikers.

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poeſie der hohenſtaufiſchen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Indem wir jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetiſche Literatur berühren, fühlen wir aufs neue, wie unendlich ſchwer es iſt, ſelbſt in ſo entfernten Zeiten ſo ungeheuere Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darſtellung die Hauptpunkte ſo zu treffen, daß ſich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, ſo darum anlegt und anfügt, daß jede Beziehung und jedes Verhältniß dem Leſer ſogleich verſtändlich werde. Die vortrefflichſten Männer in Frankreich und Deutſchland haben der Geſchichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet und haben es recht anſchaulich gemacht, welch ein ungeheuerer Gegenſtand

es iſt, den ſie zu bewältigen hatten. Sie haben in verſchiedener Weiſe die Wirkungen nachzuweiſen geſucht, die dieſe Bewegungen in Europa hervorgebracht haben, ſie ſcheinen es aber darin verſehen zu haben, daß ſie entweder im Raume oder in der Zeit oder in beiden ſich zu ſehr beſchränkten. Wenn die Geſchichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben ſoll, ſo muß nothwendig der ganze Kampf des Chriſten- und Heidenthums eingeſchloſſen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das ſüdweſtliche Europa und die drohenden Wenden im Oſten halfen durch die nähere Gefahr den Offenſivkampf der Chriſtenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Chriſten in Jeruſalem, womit man das ganze Phänomen erklärt zu haben meinte. Erſt mußte das, was in Spanien gegen die Mauren und in Sicilien durch die Normannen geſchah, die franzöſiſche Ritterſchaft erregt und geſpannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs ſo ungeheure Begeiſterung erregen konnten. Den ganzen Kampf in Spanien müßte eine ſolche hiſtoriſche Entwickelung dieſer Kämpfe zwiſchen Aſien und Europa nothwendig einſchließen, denn von dort gehen ſie aus und dort endigen ſie, dort wenigſtens ſchließen ſie ſich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem geſtörten Handel in dem verlornen Oriente war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu furchtſam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit dieſen geographiſchen Entdeckungen und den induſtriellen Verhältniſſen der neueren Zeit nachweiſt, iſt man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutungen im größeren Maße zu überſchlagen; gar wenn man ſich ſcheut, dieſe entfernteren und ſpäteren Einflüſſe überhaupt gelten zu laſſen, ſo kann man nicht anders als ein ſehr oberflächliches Urtheil über die Folgen der Kreuzzüge für Europa fällen, ja der eigentliche Kern dieſer endloſen Bewegung muß nothwendig dann unſern Blicken ganz entgehen. In der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung. Wir bemerkten es ſchon bei anderen Gelegenheiten: der Raum und die Maſſe, die ſich im Raume dreht, iſt in der Geſchichte des neueren Europa zu groß, als daß ſelbſt die Geſchichte und das Schickſal ſie leicht bewegte und geſtaltete. Die Reformation, gewiß eine nicht minder außerordentliche Erſcheinung, ging vorüber und ihre unmittelbaren Folgen waren für den Augenblick groß und glänzend, aber für die nächſte Zukunft war ihr Einfluß nur ein höchſt unſeliger und ihre Segnungen traten erſt Jahrhunderte

ſpäter hervor. Wir haben einem gewaltigen Schauſpiele in Frankreich zugeſehen; allein zu welchen unmittelbaren Reſultaten hat es geführt? und doch würden wir die Vorſehung anklagen, wenn wir denken wollten, jene furchtbare Erſchütterung ſei nichts als eine gräßliche Tragödie der Geſchichte geweſen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten ſelbſt beobachten konnten. So iſts mit den Kreuzzügen. Was ſie in dem Zuſtand der Geſellſchaft im Einzelnen, in der nächſten Zeit änderten, war für einen Augenblick eben ſo überraſchend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; und wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die ſie den einzelnen Ständen brachten, ſo iſt es ſonderbar genug, wie man dann eine lange Rechnung mit Plus und Minus machte, deren Reſultat am Ende Null war, indem ſich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwog. Auch wäre es wunderlich, wenn ſich die Geſchichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, nicht ebenſo, wenigſtens im Weſentlichen nicht ebenſo hätte geſtalten ſollen. Die Kreuzzüge ſind eine Revolution von ſo großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweiſung beſonderer, einzelner Einflüſſe äußerſt vorſichtig ſein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entſtellen. Die Art, wie man dieſe Einflüſſe auf die geiſtige Bildung zu berechnen pflegte, iſt hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geſchichtſchreiber alle behauptet, daß dieſe von äußerſt geringer Bedeutung waren. Wenn man in der Poeſie der Troubadours und Minneſänger frühe arabiſche Einwirkungen und die Phantaſie des Orients gefunden hat, ſo ſcheint dies durchaus keines Wortes der Widerlegung werth, denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältniſſen Chriſten und Mauren in Spanien ſtanden, wie hier trotz den Jahrhunderten der Einwirkung das mauriſche Element in aller Hinſicht unbedeutend iſt, wie in der Poeſie z. B. die mauriſchen Muwachchah, die ſich ſo nahe mit den ſpaniſchen Romanzen berührten, von dieſen verſchieden ſind, dem wird aller Zweifel ſchnell gelöſt ſein. Wir ſuchen daher die Quelle der Dichtung und poetiſchen Cultur überall im Innern der Nationen, folgen überall deren Veränderungen und forſchen äußerlich nach den Ereigniſſen, die zu ihrer Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf dieſem Wege fanden wir, daß die Dichtkunſt unſerer Nation bisher zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden in Staat und Cultur

die Symptome ziemlich deutlich, daß dem Nationalen und Neuen von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums auffaßten, eine antike Wendung gegeben werden ſollte, die aller Selbſtſtändigkeit und eigenthümlichen Entwickelung Gefahr drohte. Dieſe Gefahr ward in Deutſchland zuerſt durch die fränkiſche Kaiſerzeit, welche die Bildung überhaupt ſtörte und die antike im Beſonderen wieder zerſtörte, unſchädlicher gemacht und durch die Kreuzzüge dergeſtalt aufgehoben, daß ſeitdem die altclaſſiſche Cultur erſt dann wieder Aufnahme fand, nachdem der nationale und moderne Charakter gegründet und geſichert war.

Dies iſt der Geſichtspunkt, aus dem eine Geſchichte der Kreuzzüge entworfen werden muß, wenn ſie den Charakter dieſer außerordentlichſten Revolution welche die Welt je ſah, mit Beſtimmtheit angeben, wenn ſie ihre rechte Stelle anweiſen, wenn ſie alle näheren und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur Ariſtokratie und abſoluten Monarchie des Mittelalters mit treffender Wahrheit und Schärfe herausſtellen will. Die Kreuzzüge legen erſt die Ideen der alten Welt ab und ſetzen chriſtliche und moderne an die Stelle; ſie bilden die große Umwälzung von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechiſche und Römiſche nie aufgehört, das geiſtige Reich zu beherrſchen; von jetzt beginnt jene ſchrankenloſe Herrſchaft des Gemüths und der Empfindung, welche den ſchärfſten Gegenſatz des Mittelalters gegen die römiſche Zeit bildet. Die Art, wie durch ſie dieſer Uebergang vermittelt wird, iſt durchaus und in allen Theilen dem Zwecke ſelbſt entſprechend. Wir ſagten früher, daß die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit in dem weiter geöffneten Geſichtskreiſe liege, in geſteigerten Bedürfniſſen des Körpers und des Geiſtes. Wir deuteten daher an, daß eine ſtrengere Anſicht die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters ſchon bei Alexander ſuchen würde, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfingen geöffnet zu werden und daß man die entſchiednere Vollendung ihres Charakters eben von der Zeit an herleiten müſſe, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Welt die Ausſicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geiſtigen Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen ſtrebten nach dieſem Ziele hin: Die römiſche Weltherrſchaft unterlag aber dem Griechiſchen; die germaniſche Völkerwanderung unterlag dem Römiſchen; die Kreuzzüge ſelbſt drohten dem hierarchiſch Chriſtlichen zu unter-

liegen, das noch ſo vieles Orientaliſch-Alte an ſich trug, ja dieſe ganzen Religionskriege ſind nichts als ein Kampf für die individuelle Bildung des Weſtens gegen die generelle des Oſtens, was auch ſchon Andere bemerkt haben. Allein durch die Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch, daß ſich nun immer mehr die abſolute Königsgewalt an die Stelle der Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenſchaft abnahm, was ſeit Friedrich in Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt ſeit den Projecten und Planen des Marino Sanuti erhielt, der auf neue Handelswege und auf die Sperre des Orients ſeine Eroberungsentwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung alſo, in welche die Kreuzzüge mit der Monarchie und Induſtrie der neuern Zeit treten, durch die erſte Belebung eines weiteren Handels, dieſes großen Nervs der neueren Staaten, bezeichnen ſie aufs klarſte den höchſten Wendepunkt von der alten Welt zur neuen. Sie beginnen die Eröffnung der Welt, die ſeit ihrem Impuls nicht mehr ſtille ſteht; ſie bringen das Gemüthsleben, zu dem ſich die nordiſchen Nationen alle neigten, zur Blüthe, das von da an ſeine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Punkten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunſt ſuchen, die dieſem Allem aufs genaueſte entſprechen.

Zuerſt in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Cultur durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweiſen kann, weil ſie nie gehörig in Anſchlag gebracht ward und ganz allein für tauſend troſtloſe Erſcheinungen in der neueren Geſchichte Beruhigung und für tauſend Dunkelheiten Aufklärung und dazu für moderne Geſchichtſchreibung die Hauptbelehrung gibt, bei dieſer Eigenthümlichkeit war immer jede Colliſion, in welche Europa gebracht, durch welche ein Zuſammentreffen der Nationen vermittelt ward, von dem bedeutendſten Einfluß auf die literariſche Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerſt unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzoſen, Angelſachſen und Briten am eheſten geiſtig erregt werden konnten; darum war nach der Zerſtörung von Conſtantinopel unter dem Zuſammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien

der Sitz der Bildung; und darum ſteigt in der neueſten Zeit in ungeheueren Verhältniſſen die Weite der Cultur, weil die Nationalſcheide gehoben und die Reiſen auf alle Weiſe erleichtert werden. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieſer Art großartig wirken mußten! In den Heeren der erſten Kreuzfahrt drängten ſich, nach Fulcher, Franzoſen, Flamländer, Frieſen, Waliſer, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutſche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zuſammen! Die Schriftſteller bezeugen, daß unter der Maſſe dieſes Kreuzheers, ganz im Gegenſatz zu den Führern deſſelben, gutes Verſtändniß und Einigkeit geherrſcht habe; die ächt fromme Begeiſterung dieſer erſten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Chriſten und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch dieſe vereinten Kräfte geſchah, intereſſirte zu Hauſe alle Claſſen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateiniſchen Nachrichten nicht mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Vulgarſprache hervor. Noch fürchtete jener normänniſche Ritter von Bechada, daß ſein Gedicht von der Eroberung Jeruſalems, das er um 1130 ſchrieb, wegen der Volksſprache, die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunſch, dem Volke ſein Werk verſtändlich zu machen. Je mehr das Intereſſe an den Thaten der Ritterſchaft wuchs, deſto ſchneller wurzelte die Verſöhnung der Gelehrten mit der Volksſprache; je näher plötzlich durch ſolche Werke der Poeſie dem Ritterſtande ſeine eignen Thaten, die im Licht der Dichtkunſt erhöht erſchienen, gerückt wurden, deſto näher die Bücher ſelbſt; die glänzendſten Heroen der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt, nun drängte die Ritterſchaft den Klerus aus dem Alleinbeſitz der geiſtigen Cultur; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Franzöſiſchen [127]) und Lateiniſchen,

127) Eine Stelle bei Adenes, in Wolf — Ueber die neueſten Leiſtungen der Franzoſen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45. ausgezogen, ſchildert den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache an deutſchen Höfen im 13. Jahrhundert wie heute:

tout droit à celui temps que je ci vous devis,
avoit une coustume ens el Tyois païs,
que tout li gran seignor, li conte et li marchis
avoient entour aus gent françoise tous-dis,
pour apendre françois leur filles et leur fils.

Sie bezieht ſich freilich wohl zunächſt auf Flandern und Brabant.

und aller möglichen Sprachen, ſo daß nun nicht allein zahlloſe Ueberſetzungen aus einer in die andere erſcheinen konnten, ſondern auch Italiener und Deutſche in zwei Sprachen dichteten. Die geiſtige Bildung ging aus dem ausſchließlichen Beſitz der Geiſtlichkeit auf den allgemeineren der Ritterſchaft über, ſie ward aus kirchlicher zur poetiſchen Bildung, ſie ward dadurch Gemeingut. Die Waffenführenden lernten neben den Waffen ein Anderes kennen und achten. Das Außerordentliche dieſer Revolution ſogleich einzuſehen, iſt ſehr ſchwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erſt überſehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, und wie es faſt Niemand war, als Juden, die das Arabiſche vermittelten, und keltiſche Geiſtliche, und im beſten Fall chriſtliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche die ärgſte Beſchränktheit von Natur an ſich tragen. Die Verirrungen des Mittelalters hat uns noch Niemand weder in Einem Gemälde geſchildert, noch weniger erklärt; denn welch ein geſunder Kopf gehörte auch dazu, um in ſolchem Wuſte auszudauern! Aber gewiß iſt, daß der Ritterſtand, der doch menſchlich fühlte und dachte, zuerſt auf Natur und Wahrheit zurückführte. Wenn man nun geſagt hat, die Kreuzzüge ſeien die Heroenzeit der chriſtlichen Völker, ſo iſt das nur in ſehr uneigentlichem Sinne zu verſtehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geiſt des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, ſo möchte jener Satz beſtehen. Denn es iſt das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies iſt der Charakter der ſcandinaviſchen Urgeſchichte, welche das große Heroenalter des geſammten neuen Europa iſt; dies iſt auch das Element unſerer deutſchen ächten Heroenſage, allein nicht das des ritterlichen Gedichtes. Den Ritter macht das Handeln nach Prinzipien; Ideen ſchließen ſeinen Orden zuſammen. Der Bezug ſeines Ruhms auf etwas außerhalb der That ſelbſt, die Wahl des Gegenſtandes, an welchem der Ruhm zu erwerben geſucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm zu erwerben geſucht wird, dies erſt macht das Ritterthum. Daher iſt die Verbannung des heldenmäßigen Egoismus durch humane Höfiſchkeit oder durch chriſtliche Uneigennützigkeit an dem ächteſten Rittersmanne am erkennbarſten, und

die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer schönsten Blüthe stand, drängte sich sogar der menschliche Zug religiöser Toleranz mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verschwand und noch einmal in größern Zelotismus und Rohheit zurückwarf.

Dies leitet uns von selbst zur andern Seite, die wir noch hervorheben wollten. Es ward durch den außerordentlichen Zusammenfluß von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß befördert, sondern auch die innere Welt des Gemüthes, welche das Christenthum eröffnet hatte, stets weiter aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Christenthum in dem Volke schlug, das seiner Natur nach schon dem Beschaulichen zugethan war, desto mehr legte sich die alte Rohheit von selbst und wir sahen daher oben, wie schon in der Ottonenzeit der Geist christlicher Frömmigkeit über dem heroischen Geschlechte ruht. Dadurch, daß diese Religion so durchaus nur Sache für das Gemüth war — denn das Volk berührte ja nicht den Dogmenstreit und für die Sinne bot der neue Glaube so wenig, wie für die Phantasie —, war es gekommen, daß Kirchenmusik und Gesang, der selbst unter der Zerstörung in der fränkischen Kaiserzeit nicht aufhörte Fortschritte in Deutschland zu machen, daß eindrucksvolle und großartige Kirchen, mit Einführung von Glocken u. dergl. mehr, daß ein stets feierlicher Gottesdienst an die Stelle der alten heiteren Götterverehrung und Tempel trat; das Ahnungsvolle und Sehnsüchtige der aufkeimenden inneren Regungen ward dadurch zu einer Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des sinnigeren Menschen von den äußeren Werken und Thaten auf sein Inneres rief. Die Entstehung des Christenthums in der Mitte von Verfolgung und Argwohn, von Bewachung und Verleumdung, bedingte es, daß man von Anfang an trachtete, durch unsträflichen Wandel die Verleumdung zu entwaffnen, den Argwohn zu erflicken und durch eigne Selbstbewachung die fremde nicht scheuen zu müssen. Eine solche strenge sittliche Beobachtung war zwar bei der Ausbreitung der christlichen Religion unter den Deutschen nicht so äußerlich bedingt, allein bereits war bei den Verkündern derselben, bei Geistlichen und Mönchen, dies Rückziehen aufs Innere herrschend und die Beachtung und Bestrafung jedes kleinen Fehlers führte so früh das Pönitenzwesen herbei, das hier so entschieden charakteristisch ist und das man trotz

aller Abscheulichkeit der Pönitentialien nie als bloßes Kunstwerk schlauer Geistlicher hätte darstellen sollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Rittersleute nach einem Leben voll Kampf und Mord im Kloster Abbuße thaten, und wie manchem jungen kräftigen und lebenslustigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Ausgangs auch schon sein früheres Leben verleiden, ihn vorsichtig machen im Gebrauch der Waffen und ihn von roher Wildheit entwöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterwesens nothwendig so gestalten, daß, wie schon bemerkt ward, dem Waffenruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. In diesen neuen Gesetzen mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine große Rolle spielen. Den in sich gerichteten Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutsche Familiensinn auf sein Weib; Weiber und Christenthum sind auch zu aller Zeit die treuesten Verbündeten gewesen. Wie weit man mit allem diesem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt sich schwer darthun, weil die Quellen mangeln. Desto deutlicher wird es mit dem Eintritt der Kreuzzüge selbst. Diese bewaffneten Wallfahrten (schon in diesen Worten liegt alles Zwiespältige angedeutet) stellten gleich bei ihrer ersten Erscheinung den ganzen schroffen Gegensatz zwischen der alten Waffenrohheit und heroischen Gewaltthat und Blutgier und der frommen Gutmüthigkeit und religiösen Demuth, jenen Gegensatz, der sich schon lange Zeiten im Stillen gebildet, mit Einemmale aufs Grellste der ganzen Welt zur Schau, sie zeigten klar an den ungeheuersten Begebenheiten, was man bisher nur am Einzelnen undeutlich beobachten konnte. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegsleute statt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren[128]). Es war also merkwürdigerweise hier ein glänzendes Mittel gefunden, jene widersprechenden Elemente, in deren Streit man nothwendig den Untergang des Einen hätte voraussetzen sollen, auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen, nicht so jedoch, daß nicht abwechselnd der alte Kampf im Vorherrschen bald dieses bald jenes sich erneuert

128) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

hätte. Die alte Heldenzeit war durch das Chriſtenthum, das ſie bisher beſtändig befehdet hatte, plötzlich autoriſirt, nur ward ihren Thaten eine beſtimmte Richtung gegeben; im Blute zu baden, und ſich des Blutbads zu freuen, wie vormals, ward wieder verdienſtlich[129]) und chriſtlich, wenn es nur Sarazenenblut war. Daher war Niemand dieſer Ausweg ſo willkommen, als den Normanen, die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Chriſtenthume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit die ſonderbarſten Contraſte dicht nebeneinander. Bei der erſten Begeiſterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandſtiftung, die bisher gewüthet hatte, auf, und machte der Verſöhnung und dem Frieden Platz[130]), allein was hier aufgehört hatte, begann ſchon auf dem Wege nach Jeruſalem wieder. In den Heeren drängten ſich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatiſche Mönche und die frömmſten Seelen zuſammen. Das eintönigſte, langweiligſte, oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erſcheinung unterbrochene Leben wird plötzlich von einer heiligen Begeiſterung und Leidenſchaftlichkeit aufgeſtört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verſchlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Mann und Gatte, zwiſchen Vaſall und Herr gelöſt? Räuber, Einſiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man ſah dieſe Wunder auf der Erde, und andere am Himmel und in den Wolken und die Gräber öffneten ſich und Karls des Großen Geiſt mahnte die Völker zum Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeiſterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuſchreiben ſoll, welche ſeit Jahrhunderten Pilgerfahrten nach Jeruſalem machte, oder dem Geiſt der Wanderung und der Abentheuer, der von Einzelnen[131]) ſich gerade

---

129) Tote unt sere frumten si williclichen,
sie uachten nach dem gotef riche, daz in dar umbe gehaizen waf,
wa gescach imen in dirre werlt ie baz, want siu ellu laster an in erflugen,
unt christef ioch uf in trûgen unz an ir ende etc.
Pfaffe Konrad.

130) Guib. l. l. I, 7.

131) Siehe Wilken Geſchichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

ſo auf größere Maſſen, beſonders unter den Normanen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unſchlüſſig nach der beſonnenſten Ueberlegung und ruhigſten Forſchung, abgeſehen von dem entfernteren Grunde, den ich in einem gewiſſen hiſtoriſchen Geſetze entdeckt zu haben glaube, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur immer gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Oſten nach Weſten nimmt, oft in ſpäter Zeit erſt eine kleine Rückwanderung nach Oſten zur Folge hat. So ſind wir bei den Eindrücken, die uns dieſe Geſchichten machen, ſtets getheilt: wir wiſſen nicht, ſollen wir bewundern oder ſchaudern; ſollen wir die Grauſamkeit, ja den Cannibalismus verabſcheuen, oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preiſen, ſollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jeruſalem die Buße und das Tedeum, oder über dieſem jene vergeſſen, ſollen wir in jenen Erobern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes beſtaunen oder lächeln, wenn ſie ſich die Knie wund beten, und vergebens ſuchen wir mit unſeren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Wir haben in den erſten chriſtlichen Heeren die fromme Wuth der Muſelmänner und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtſchaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erſte Kreuzzug und das Reich Jeruſalem ſo hundertfältige Erinnerungen an die erſte Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Occident beginnen, und dort wie hier äußert ſie ſich ſogleich im Umſpannen ungeheuerer Räume, dort wie hier bekämpft ſie die Religionsfeinde, die ſie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die chriſtliche Tapferkeit hervor, die von dieſem Stamme aus über Europa kam und den König und Vorkämpfer mit bibliſcher Heiligkeit umgab. So lange nun im Orient und Occident dieſe Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, ſo lange war offenbar die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdiſchen weggewandt. Allein die anfängliche Begeiſterung war zu groß, als daß ſie hätte dauern können; die Weltlichkeit ſchon zu vorgerückt, als daß ſich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte miſchen ſollen; die Hierarchie war ſchon in zu gefährlichem Kampfe mit dem Abſolutismus, der ſich im Anfange ins Heiligengewand zu kleiden wußte, als daß die religiöſen

Motive fortwährend hätten die leitenden und anregenden bleiben ſollen. Nun glitt allmählig die Ritterwelt in das Irdiſche herüber. Die Könige wollten, wie Friedrich II., bald das heilige Land beſitzen, nicht blos befreien; ſie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht chriſtlichen; bald kam es ihnen auf die Gunſt ihrer Dame mehr an, als auf die der heiligen Jungfrau; ſie zogen geputzt und geſchmückt in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard gegen den Luxus der Ritterſchaft geeifert. Bereits waren die Frauen in den Tournieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Männer gekommen; ſo fromme Kriegszüge erregten ihr Intereſſe und ihre Begeiſterung; die Gräfin Adele von Blois ſchickte ihren Gatten, der vor der Eroberung Jeruſalems unter Gottfried nach Hauſe zurückkehrte, zurück und der Beſchämte fand nachher im tapferen Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den erſten Pilgerzügen zur Blüthe gekommen, ſie galt als Patronin derſelben und wo Kirchen entſtanden, entſtanden ſie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantiſchen Frauendienſte, der jetzt anfängt, den Gottesdienſt in den Hintergrund zu ſchieben. Jenes chriſtliche Ritterthum zieht ſich allmählig aus dem Leben weg in die Wünſche und Ideale einzelner Frommer, und die ſchöne Innigkeit, welche der erſte Anflug des Enthuſiasmus im Ganzen, und nachher in den Urſprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtkunſt Zuflucht, als ſie aus dem Leben verbannt ward.

Auch in dieſer neuen Richtung zeigte ſich die Stärke, das Feuer und die Verſchwendung der Empfindung in nicht minderer Größe als früher, da das Gemüth noch ganz von der Religion erfüllt war. Dabei iſt eine Bemerkung ſehr auffallend. Die Deutſchen theilten weder im Anfange noch nachher die religiöſe Schwärmerei der Franzoſen: die erſten Kreuzfahrer verſpotteten ſie; den Kaiſer Konrad mußte Bernhard von Clairvaux ganz förmlich überfallen, um ihn zum Zug zu bewegen, und gleich hernach haben die deutſchen Kaiſer ganz weltliche Abſichten bei ihren Wallfahrten; am ſpäteſten hatten die Kreuzzüge hier begonnen und hörten am früheſten hier auf; die Wärme dafür war überhaupt, ſcheint es, wenig über die Grenze gekommen, und die ganze Chriſtenheit ſcandaliſirte ſich über die Art, wie Friedrich II. dieſe heilige Sache tractirte. Allein der Religioſität in Deutſchland that dieſe mangelnde Begeiſterung ſo wenig Eintrag,

als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that, wo die Troubadours ſchon der Pilgerzüge ſpotteten, als die deutſchen Minneſänger aufs innigſte ſich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf einer anderen Seite. Der Frauendienſt der Provenzalen und Italiener, äußerlicher, ſinnlicher, neckiſcher, als der deutſche Minnedienſt wirkte auf die Liebespoeſie der Erſteren weit vortheilhafter, als die tiefe heilige Verſenkung der deutſchen Minneſänger auf unſere Lyrik dieſer Zeit. So wahr iſt es, daß es nichts ſo Hehres und Hohes gibt, dem es nicht heilſam wäre, ſich ſeines irdiſchen Urſprungs zuweilen zu erinnern. Und wie ſich gerade in dem Lande der feurige religiöſe Enthuſiasmus zeigte, in dem die Religioſität nie ſo groß war wie in Deutſchland, wo jener mangelte, ſo kennt man auf der anderen Seite in Deutſchland, trotz jener großen Frauenverehrung, bis auf den heutigen Tag nicht die franzöſiſche Emporhebung und Heraushebung der Frauen aus den Verhältniſſen, die ihnen die Natur in der Geſellſchaft angewieſen hat, man entband ſie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mannes, und ſelbſt im Mittelalter ſteht in allen rechtlichen und praktiſchen Verhältniſſen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut iſt es, ſich der Geſchichte zu erinnern, wenn man von jener gefeierten germaniſchen Frauenverehrung träumt. Die Deutſchen haben darin allerdings einen großen Ruhm, daß ſie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerſt und am vollkommenſten dem Weibe eben die Stelle angewieſen haben, welche die Natur ſelbſt ihm beſtimmt hat. Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß ſie das Weib aus der Unterordnung emancipiren, ſo ehrt es ihren verſtändigen Sinn nicht minder, daß ſie ſich nie verleiten ließen, es aus ſeiner Sphäre herauszurücken und zur Theilnahme am äußeren Beſtreben der Männer zu lenken, wie in Frankreich geſchah. Jene Zeit des Frauendienſtes im Mittelalter war eine vorübergehende; ſie mußte eine vorübergehende ſein, wie wir uns ſpäter erklären wollen. Je höher man damals den Schwindel trieb, deſto ſchneller und tiefer ſank man herab, und die Gemeinheit und Unſittlichkeit, die man ſobald auch in den Dichtungen in dieſem Bezuge findet, entſpricht ganz der Frivolität und Ketzerei der Franzoſen nach ihrem religiöſen Aufſchwung.

Wie ſich nun unter dieſen Einflüſſen die Poeſie geſtalten mußte, werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden ſehen, daß das Altnationale alsbald unter dieſem Eindrang neuer Vorſtellungen aus

der Fremde weichen muß und Mühe hat ſich zu erhalten, auch das Antike werden wir in ſeiner reineren Geſtalt einer moderniſirten Platz machen ſehen. Den allgemeinen Wechſel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältniſſen Statt hatte, ſo auch in der Kunſt, zum Theil ſehr überraſchend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung zum andern überhaupt, ſondern auch von einem Theil eines und deſſelben Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und bibliſche Helden in dem Epos herrſchen und dann beide dem galanten Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben ſehen; jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Poeſie entſprechen, und die letzte nur im Anfange der erſteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen ſehen, ein Beweis, daß die Dichter ſich des Zeitgeiſtes mit Bewußtſein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten ſich dieſer ſelbſt bemeiſtern will, daran werden wir dieſe Poeſien noch entſchiedener ſcheitern ſehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maße wiederholt ſich jetzt in Europa, was wir in Deutſchland beim Nationalgedicht geſehen haben. Erſt als man aus der Ferne die geſchloſſene Reihe der Ereigniſſe überblickte, gelang es, ſie in ein dichteriſches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder eine Odyſſee geſchaffen hätte, die Muſen ſich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden [132])! Haben ſie denn nicht, haben wir denn keine mittelaltrige Ilias? Man lerne hier aufs neue an dieſem Ausſpruch eines geiſtreichen und gelehrten Kenners, der die Kreuzzüge auf eine vortreffliche Weiſe aufgefaßt hat, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die chriſtlich-heidniſchen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausſchloß; man lerne zugleich, was wichtiger iſt, an dieſem neuen Beiſpiele, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichteriſchen Beobachter blendete, nein auch wie ſie noch nach Jahrhunderten den forſchenden Geſchichtſchreiber überwältigt. So weitläufig und viel ſich Michaud mit Taſſo beſchäftigt, ſo fällt ihm nicht einmal Arioſt ein! Und was fehlt Arioſt zu einem Homer, und ſeiner Muſe zu einer voll-

132) Michaud, hist. des croisads. V. p. 324.

kommenen Originalität? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr ſo wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das, was im Arioſt original iſt, nichts als jene plaſtiſche Sicherheit und Einfachheit, die nur ein Grieche haben konnte, der ſeinerſeits übrigens auch erſt in Jahrhunderten ſich vollendete, nur daß wir nicht nachweiſen können, wie es geſchah, während wir das bei dem Epos, welches die mittelaltrige Welt in ſich ſchließt, allzugut können, und eben darüber auch in unſerer literariſchen Kritik den Kopf zu oft verlieren. Ein einziger ungeheurer Cyclus umfaßt die ganze epiſche Poeſie des europäiſchen Mittelalters, der vollkommenſte Kreislauf, den die Geſchichte in irgend einem Felde jemals beſchrieben hat. Sie geht von der Arthurs- und Carlsſage aus, und kehrt im Arioſt dahin zurück; ſie beginnt mit Reiſeabentheuern und hört in Camoens und Ercilla damit auf; ſie ergreift gleichzeitig die Begebenheiten der Kreuzzüge und Taſſo nimmt ſie wieder auf, mit dem ähnlichen Verſuch, Poeſie und geſchichtliche Treue zu verbinden, den die frühere Zeit mehrfach gemacht hat. Jedes große Ereigniß hat ſeine näheren volksmäßigen Geſänge und ſein entfernteres Kunſtgedicht: die Wegwendung von den Ideen der alten Welt; der Uebergang in die neuen (denn ſelbſt dieſer rein geiſtigen Gegenſtände bemächtigte ſich die Dichtung des Mittelalters); der Untergang der keltiſchen Nationen; die Völkerwanderung; die Rettung des Weſtens von den Sarazenen; der Angriff auf den Oſten; die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud ferner findet, die Dichter des Mittelalters ſeien mittelmäßig; ſie hätten nicht die Autorität des Genius gehabt, welche die Meinungen eines Jahrhunderts und ſelbſt ſpäterer Zeiten mit ſich reißt, ſo urtheilt er ſelbſt über ſeine franzöſiſchen Epen zu hart, obgleich es da am wahrſten ſein mag. Allein wie ſehr bewegte ein Wolfram ſeine Nation! und vollends die italieniſchen Claſſiker! Wären nur die Verbindungen und der Verkehr der Ideen im Mittelalter ſo von den Umſtänden begünſtigt geweſen, wie einſt in Griechenland! hätte ſich nur auch ſo die poetiſche Form in ganz Europa fortgebildet und ausgebildet, wie ſich die Ideen mittheilten und entwickelten. Wir werden ſehen, daß ſich italiſche, franzöſiſche und deutſche Gedichte im Fortſpinnen eines und deſſelben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne ſich im geringſten anders bekannt oder verwandt zu ſein, als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der

poetiſchen Verkörperung derſelben auch nur im geringſten ſich einander zu nähern oder zu unterſtützen.

2. Franzöſiſches Volksepos.

Der Geiſt der Kreuzfahrten, der ſich in Gottfrieds Zuge und unter den erſten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in poetiſchem Schmucke ſo unmittelbar und treu ausgeſprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalſchlacht[133]). Da es dem ganzen Mittelalter eigen war, die jedesmalige Farbe der Zeit ſeinen älteren Werken zu leihen, da, wie wir überall finden, die ähnliche Geſinnung auch eine ähnliche in vergangenen Zeiten aufſucht und vorliebt, auf wen konnte die erſte Begeiſterung der Wallfahrer eher fallen, als auf den Helden, deſſen Ahnen die weſtliche Welt vor dem Eindrange der Mauren geſchützt, der ſelbſt im Nordweſt von Spanien den Kämpfen der Gothen im Nordoſten durch ſeine Eroberungen einen Nachdruck gegeben und durch ſeine Verbindungen mit dem Papſte zuerſt den Heiligenſchein eines altteſtamentlichen Geſalbten und eines Hauptes der Chriſtenheit mit dem Glanze und dem Anſehen eines römiſchen Kaiſers vereint hatte? Man hatte ſeinen Geiſt aufſtehen und zum Zug gegen die Ungläubigen ermahnen ſehen, als die erſten Kreuzprediger die Wunder des Tages verkündeten; ſchon in dieſen erſten Zeiten trug man ſich, wie in Turpin und Tudebod zu ſehen iſt, mit Erzählungen von Karls Kreuzfahrt[134]) und eines der älteſten aſſonirenden franzöſiſchen Gedichte aus dem Anfange der Kreuzzüge behandelt Karls Reiſe nach Jeruſalem und Conſtantinopel[135]). Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spanien und die merkwürdigen Schickſale, die ſich daran knüpften, und die in franzöſiſchen und ſpaniſchen Romanzen im Volke gelebt hatten, jetzt zuſammenband, ſeinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzkriegs,

133) Ruolandes liet ed. Willh. Grimm. 1838.

134) Siehe Wilkens Kreuzzüge. Bd. I. erſte Beilage, und Examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

135) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century etc. ed. Francisque Michel. London 1836.

ihn ſelbſt in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und ſeine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Apoſteln und Märtyrern ſtellte! wenn er kurz vor der Entſtehung unſers deutſchen Gedichtes heilig geſprochen ward!

Wir vermeiden es auch hier, näher auf die Entſtehung der Sage von Karl und ſeinen Pairs einzugehen, indem uns überall nur um die Geſchichte der Dichtung zu thun iſt. Die Anlehnung an die Geſchichte iſt offenbar, und es iſt ziemlich einerlei, ob der Ruodland im Eginhard eingeſchoben iſt oder nicht. Wir gehen aber hierbei noch entfernter vorüber, als bei unſerer deutſchen Sage. Die Sagengeſchichte iſt für die Geſchichte der Poeſie, wie die Alterthümer für die politiſche Geſchichte, nur in den allgemeinſten und ſicherſten Reſultaten wichtig; wer aus wirklich exiſtirenden Reſten poetiſcher Production und aus der gewiſſen Tradition öffentlicher Handlungen die artiſtiſche und politiſche Geſchichte ſchreiben will, der darf der Heroologie und der Antiquitäten entrathen, die nur dem, der die Geſchichte des poetiſchen Lebens oder des häuslichen Lebens ſchreiben wollte, von Wichtigkeit wäre. Allein es iſt laut und ſtille ſeit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geſchichtſchreibung füglicher aus dem öffentlichen auf das Privatleben ſchließen läßt, als umgekehrt, und ſo wird es ſich denn entſprechen, wenn auch in der Dichtungsgeſchichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrſchenden Geiſtes und ihrer Verwandtſchaft mit dem äußeren Leben auf das poetiſche Leben zurückgeſchloſſen, als wenn Volksſage, Sitte und Gebrauch der Sänger und dergleichen zum Mittelpunkte der Erzählung gemacht wird, was Alles erſt ſein rechtes Licht erhält, wenn das unumſtößliche Verhältniß der erhaltenen dichteriſchen Schöpfungen zu der Zeit, die ſie ſchuf, mit ſcharfen Zügen angedeutet iſt, was das eigentliche Geſchäft des Literarhiſtorikers bleiben muß. Zudem bemerkten wir ſchon oben, daß die Zeit noch nicht da iſt, die Veränderungen der Sagen objectiv vollſtändig darzulegen, und dies leidet auch auf die fränkiſche Sage ſeine Anwendung. Die Urſache liegt einfach in dem endloſen Umfange derſelben; ſie bildet, wie auch in Frankreich in der politiſchen Geſchichte, den Mittelpunkt der romantiſchen Poeſie, weil ſie wie kein anderer Zweig europäiſcher Volksſage das Nationale aufgab, und das Chriſtliche hervorhob, was die Kreuzzüge, dieſe Quelle aller ritterlichen Epik, nährten; weil ſie alle nahe und ferne Elemente in ſich

aufnahm und so wieder überall hin Eingang fand. Die Nation selbst nahm die günstigste Stellung ein, um sich eine solche Wirksamkeit in Europa zu sichern. Seitdem Chlodwig sein Reich fester auf Eroberung und Grausamkeit gegründet hatte, als Theodorich sein gothisches auf politische Verbindungen und gute Verwaltung, hatte mehr als ein halbes Jahrtausend der fränkische Name jeden andern in Schatten gestellt. Die Karolinger hatten sich um die Christenheit die außerordentlichsten Verdienste erworben, Karl hatte ein Universalreich von ungeheurem Umfange gegründet und gleichsam das römische Reich hergestellt, bis auf Otto hatte man in Deutschland den Namen der Ostfranken noch nicht abgelegt, früh verherrlichte die Sage vom trojanischen Abstamme diesen Völkerzweig. In den Kreuzzügen nahmen Nord- und Südfranzosen die heilige Sache in ihre Pflege und im Osten kannte man nur ihren Namen. Ihre Sprache hatten sie nach England getragen, man verstand sie in Spanien und in Italien, und in Deutschland gab man sich Mühe sie zu lernen. Dazu kam, daß jener gefeierte Karl nicht blos poetisch eine Art von Allgemeinbesitz war. Die Spanier zwar mochten frühe anfangen, in ihren Romanzen eine nationale Opposition gegen ihn an die Stelle der christlichen Freundschaft zu setzen, denn in ihren Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den Ruhm des Siegs in Ronceval; allein Italien kannte ihn als den Hersteller des Westreichs, die Bretagne vindicirte sich den Karl Martel, ob Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man von jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin ein Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben, als wir wissen; es ist nicht unmöglich, daß das Rolandslied selbst ursprünglich auch in fränkischer Sprache gesungen worden ist; jener Walther von Aquitanien scheint auf eine Verbindung zwischen west- und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Norden vermittelt; Karl aber war, wie schon aus dem sprichwörtlichen Andenken hervorgeht, in dem sein Recht und seine Herrschaft blieb, in Deutschland im Gedächtniß, und insofern nicht fremd, als die epischen Gedichte von ihm zu uns verpflanzt wurden. Alles knüpfte sich in der Tradition an diesen großen Mann, fremde Romane, wie Flos und Rother, suchten genealogische Verbindung mit ihm, jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben in der lebendigen Ueberlieferung, und von Karls Recht

und Maaß, von seinem Lot und seinem Buche sang und erzählte die Poesie, die auch jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegast, und in einem Meistergesange von Karls Recht [136]), in einem aus dem Französischen übersetzten Gedichte von der „guten Frau", in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, auf ihn zurückführte. Was aber unstreitig der fränkischen Poesie und Sage den meisten Eingang verschaffte, war der Geist der Frömmigkeit und des frommen Ritterthums, dessen Keim in ihrem ersten Entstehen gelegen haben mochte. Alle ausgewanderten Germanen, die auf römische Cultur trafen, wurden um ihre patriarchalische Heldenzeit gebracht; keiner dieser Stämme konnte daher den scandinavischen oder deutschen Sagen, die eine solche Zeit in größerer Reinheit schildern, Geschmack abgewinnen, keiner holte dies selbst bis heute nach und nur die Engländer zeigten dafür einiges Interesse, denen auch keine römische Bildung ihren Nationalsinn verdorben hatte. Die christlich-ritterliche Heldenzeit aber war ein Allgemeingut der europäischen Welt, das nur umgekehrt wieder in eben jenen deutscheren Ländern nicht so tief und vielseitig besessen und gepflegt ward. Diese Zeit aber muß nothwendig von der engeren Verbindung der militärischen und kirchlichen Welt hergeleitet werden, zu der Karl den ersten, gleich so bedeutenden Anstoß gab und die bereits durch die Kämpfe mit den Mauren vorbereitet war. Die ächte fränkische Sage also schlug gerade ihre ersten und frischesten Wurzeln in dem Geiste, der hinfort durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entscheiden und alle Köpfe und Gemüther durchdringen sollte; und wir sahen daher diesen Geist schon in dem Ludwigsliede herrschen, zu dem sich die älteste Karlsage dem Geiste nach ganz genau so verhält, wie die alte Dietrichsage zum Hildebrandliede, und zwischen diesen beiden ältesten kleinen Resten und den beiden späteren entsprechenden Epen, Roncevalschlacht und Nibelungen, steht Walther von Aquitanien in einer merkwürdigen Mitte, indem dort alter Heroensinn und neuer Rittergeist ganz auffallend gemischt sind. Jener Quelle und Entstehungszeit der ältesten fränkischen Volkssage gemäß sind nun Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittelpunkt des fränkischen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke

136) In Letzterem sind drei allgemein bekannte Anekdoten an Karl geknüpft. S. Docen im Altd. Mus. II, 279. Grimm ib. 226.

des Arms der Mittelpunkt der deutschen Sage sind. Eben so wie diese Heroenkämpfe auch in jener zweiten späteren Gestaltung der deutschen Sage, wo wir jene Vasallenverhältnisse aufkommen sehen, dennoch das Hauptmoment zu bilden fortfuhren, gerade so auch gehen diese Glaubenskämpfe durch die zweite Gestaltung der fränkischen Sage, wo auch hier die Vasallenverhältnisse hervortreten, nur daß hier überall das kecke Uebergewicht der Lehnsmänner, in Deutschland aber treuer Vasallendienst gepriesen wird, was nicht allein den Charakter der Nationen gegeneinander überstellt, sondern auch auf den verschiedenen Gang der Geschichte aufmerksam macht, da Frankreich sich von der Uebermacht der Großen aus nach der absoluten Monarchie hin zu entwickeln begann, Deutschland aber umgekehrt von der Macht großer Dynastien und Monarchen aus nach der Unabhängigkeit der Großen. Wie Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen sich zum Vorfechter der Christenheit machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelaltrigen Poesie, eben durch diese Eigenheit, daß überall die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang und den würdigsten Boden darin fanden. Was auch die Briten in der Dichtkunst vorgearbeitet hatten, das Hauptsächlichste ist nur vielleicht durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagnern angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen sein, wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übersetzt hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und selbst dann war offenbar das, was durch französische Hände zugesetzt ward, da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, das, was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. Denn gerade wie man in Deutschland jetzt das Volksepos, das noch nichts von dem Christlich-Ritterlichen besaß, verachtete, eben so verachtete man bald auch die altbritischen Sagen, welche ich nachher charakterisiren werde, und jene älteren Parzivale, Lanzelote, Tristan, Wigalois u. A. wurden so erweitert oder verändert, daß sie den glaubensritterlichen Zuschnitt bekamen, den man jetzt überall verlangte, eben wie man auch an Arthur die Graalsage knüpfte, und das Misfallen, mit dem die Wolfram und Gottfried auf jene älteren einfacheren Gestaltungen hinsehen, könnte zeigen, daß man vielleicht Unrecht hat, wenn man ihr ähnliches Misfallen an unserem Volksepos lediglich auf Rechnung ihres höfischen Stolzes und ihres Herabsehens auf

die Bänkelſänger ſetzte und auf das Volk, deſſen Eigenthum und Lieblingspoeſie dies war; es war vielleicht mehr noch die rohere Sprache und der Mangel deſſen, was man nun für das Höchſte in der Poeſie zu halten anfing, was davon abſchreckte. Die Art des Minnedienſtes, den man in Deutſchland beſang und in deutſche Bearbeitungen fremder Epen eingehen ließ und der gerade ſo ernſt auf die Sache ſelbſt ausging, wie das deutſche heroiſche Epos den Bezug auf die Gegenwart mehr verſchmähte, und der eben darum etwas weit Volksthümlicheres hat als der franzöſiſche, hätte keinen allgemeineren Eingang in die europäiſchen Dichtungen finden können, allein der leichtere Geſang der Troubadours und ihr Frauendienſt hielt die richtige Mitte zwiſchen dem britiſchen, der zwiſchen Gemeinheit und ſentimentaler Idealität ſchwebte und dem innigen und gedankenvollen der Deutſchen. Auch dies alſo befördert es, daß die franzöſiſche Dichtung allgemein zugänglich und allgemein angenommen ward, und ſo riß ſie denn Alles an ſich, was ſich nur irgend vertragen wollte, und lieferte endlich den unverwüſtlichen Stoff, an dem ſich ſowohl die höchſte Vollendung im Arioſt, wie die unerhörteſte Ausartung in den Proſaromanen offenbarte.

So viel ſcheint hier zu genügen. Da ſich in neuerer Zeit unter uns Deutſchen ſo mannichfaches Intereſſe für dieſen Sagenkreis zeigte, ſo verweiſen wir die Leſer, die dies Alles von anderen Seiten zu betrachten wünſchen, auf die Leiſtungen in Deutſchland [137]), beſonders aber auf den erſtaunlichen Eifer, der über alles Erwarten jetzt unter den franzöſiſchen Forſchern rege iſt und der die große Gleichgültigkeit völlig vergütet, mit der dieſe Nation ſo lange ihre alten Schätze liegen ließ. Seitdem ſich Paris der älteſten fränkiſchen Sage annahm, ſeitdem Fauriel mit vielem Sinn auf Volkspoeſie überhaupt aufmerkſam gemacht hat, ſeitdem nach Roqueforts und Raynouards Ermahnung das vergleichende Studium der altdeutſchen Poeſie zugleich mitbetrieben und das Beiſpiel deutſcher Forſchung genutzt wird, erweitert ſich unſere Kunde des franzöſiſchen Alterthums in Poeſie und Sage jedes Jahr erſtaunlich. Was unſer Rolandslied angeht,

137) Ich meine beſonders Uhlands Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos in Fouqué's Muſen; Schmidts Rolands Abentheuer und Beiträge zur Geſchichte der romantiſchen Poeſie, u. A. Ferd. Wolf über die neueſten Leiſtungen der Franzoſen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte. Wien 1833. Dazu Dippoldts und Bredows hiſtoriſche Arbeiten.

ſo hat Francisque Michel, der nun eine der oberſten Stellen unter den neueren Forſchern der Franzoſen einnimmt, das älteſte der verſchiedenen franzöſiſchen Gedichte von der Roncevalſchlacht herausgegeben[138]; und ihm ſchloß ſich ſogleich Wilh. Grimms Ausgabe unſeres Pfaffen Konrad an. In der Einleitung dazu ſind die verſchiedenen Bearbeitungen der Sage (auch außer den deutſchen und franzöſiſchen) und ihr Verhältniß zu einander ſo genau angegeben, daß wir dorthin verweiſen müſſen. Das Reſultat iſt: daß keine von allen unmittelbar aus der andern gefloſſen iſt, was die volksmäßige Mannichfaltigkeit der Sage beweiſt; Konrads deutſche Bearbeitung nähert ſich ebenſo oft dem älteſten franzöſiſchen Gedichte als ſie ſich davon entfernt; ſelbſt Strickers ſpätere Umdichtung[139], die der Erzählung des Pfaffen Konrad im Ganzen genau folgt, verräth noch eine andere Quelle neben dieſer. Möglicherweiſe hatte er noch ein zweites deutſches Lied vor ſich; die Kaiſerchronik deutet ſchon auf verſchiedene Karlslieder hin, die im 12. Jahrhundert exiſtirten. Dies, und daß auch verſchiedene Erzählungen von Karls Jugend in Deutſchland bekannt waren[140], ſcheint darauf hinzudeuten, daß die Karlsſage im 12. Jahrhundert, wo ihre eigentliche Blüthezeit war, reichlichen Beifall unter uns fand. Was die Sage betrifft, ſo hat ihre einfach alterthümliche Geſtalt und ihr ſchlichter Zuſammenhang in dem lateiniſchen Turpin (um 1095) nun auch bei dem wiſſenſchaftlichen Kritiker den Preis erhalten, den ſie in der Ueberlieferung, in Scherz und Ernſt immer hatte. Formell blicken wir in dem franzöſiſchen Text des 12. Jahrhunderts, deſſen Schluß einen Turold als Dichter nennt, auf jenen Ernſt und jene Trockenheit eines noch älteren Styls zurück, als ſelbſt bei Konrad. Nicht allein den Reiz des Alters, auch den der unmittelbaren Friſche und minder geiſtlichen Anſtrichs hat dieſer franzöſiſche Geſang voraus, was, wie auch W. Grimm ſagt, ſchon daher rührt, daß in dem Deutſchen ein Geiſt-

138) La chanson de Roland. 1837.

139) Bei Schilter Thes. t. II.

140) Ein Bruchſtück des Karlmainet hat Lachmann (Niederrheiniſche Dichtungen) herausgegeben. Was in der Weihenſtephaner Chronik (Aretin's älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen 1803) hierher gehört, hält W. Grimm für den proſaiſchen Auszug eines Karlmainet, der aber verſchieden von jenem Bruchſtück geweſen ſein müßte.

licher überſetzt, und zwar durch das Medium des Lateiniſchen[141]). Auf die Kreuzzüge deutet in dem franzöſiſchen, in aſſonirenden Romanzen ſich bewegenden Gedichte noch ſo wenig, daß die ältere Geſte, auf die es ſich bezieht, vielleicht ſchon vor den Anfang derſelben fallen würde; und obwohl die chriſtlichen Tendenzen nicht fehlen, ſo ſcheint doch der durchgehende Stolz auf die dulce france noch mehr patriotiſchen Geiſt auszuſprechen. Konrads Gedicht iſt zwiſchen 1173—77 gedichtet; es iſt älter als die übrigen franzöſiſchen Texte, deren von Bourdillon verſprochene Herausgabe, ſo viel ich weiß, noch nicht erfolgt iſt. Dieſe franzöſiſchen Bearbeitungen laſſen, wie unſere Nibelungen, auch nach vielfachen Durchgängen die urſprünglichere Geſtalt durchblicken, indem Monin[142]) hier, wie Andere auch an anderen Romanen, auf viele Wiederholungen und Varianten einzelner Situationen aufmerkſam gemacht hat, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verſchiedener Lieder über einzelne Punkte hier in der rohen Zuſammenſtellung Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere unterſcheiden kann. Selbſt in unſerem Konrad iſt an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch ſo deutlich, daß an dieſem Gedichte mehr als an anderen die volksmäßige, urſprüngliche Geſtalt durchſcheint, obgleich wieder die Subjectivität der letzten Bearbeiter mehr vortritt als in unſerem Nationalepos.

Das deutſche Epos ruhte auf großen geſchichtlichen Erinnerungen aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt, und den Charakter einer ſolchen Zeit hielt auch das Nationalgedicht feſt, obgleich die Richtung der Zeiten ſtrebte, ihn zu verwiſchen. Auch das fränkiſche Epos ruhte auf ſolch einer hiſtoriſchen Grundlage, allein ſchon iſt es nichts Nationales mehr, um das es ſich handelt, ſondern ein Allgemeines, es ſind keine Stämme, die handelnd ſich gegenüber erſcheinen, ſondern Religionsſecten, es iſt nicht mehr das einfache Leben ſelbſt, was aus dem einfachen Gang der Verhältniſſe die Thaten und Handlungen der Menſchen entſtehen läßt, was das homeriſche Epos ſo groß, was den deutſchen Dietrich zu einem ſo epiſchen Charakter macht, es iſt Gott, der hier ſeinen Menſchen zu handeln vorſchreibt, es iſt eine göttliche Maſchinerie an der Stelle

141) S. p. 310 der Ausg. v. Grimm. Er überſetzte das franzöſiſche Werk erſt ins Lateiniſche, dann ins Deutſche.

142) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

der Verwicklungen, die ſich bei den Griechen die Menſchen ſelbſt auch gegen das Schickſal ſchaffen, es ſind Grundſätze und Ideen, welche die Handlungen der Menſchen beſtimmen, den Trieb leiten, die Leidenſchaft mäßigen, und das Wollen über das Thun ſtellen; Thaten und dichteriſcher Preis der Thaten erhält hier auf einmal eine Beſchränkung, der mit freier Kunſt durchaus unverträglich iſt; das Reich des Gedankens, der moraliſchen Geſinnung, des religiöſen Glaubens beginnt ſich hier zu öffnen, und jene Dichtkunſt, die mit göttlicher Unpartheilichkeit, ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Geſtalt des Lebens befreundet iſt und ſich der vollkommenſten Menſchlichkeit mehr freut, als der halben Göttlichkeit, muß jetzt in den Hintergrund treten. Indem alſo die chriſtlichen Ideen ſich des fränkiſchen und britiſchen Epos bemächtigten, wurden dieſe Zweige der europäiſchen Poeſie eben ſo angemeſſen für jene Zeit, als die andern, wohin jene nicht ſo vielen Eingang fanden, ihr fremder wurden. Was aber gerade dieſe Gedichte für jene Periode ſo werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karlsſage behaupten [143]). Was dieſe an Geſchloſſenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Ton vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Intereſſe und an großartiger Wirkung. Es koſtet nur einen Blick, um einzuſehen, wie ganz aus Einem Geiſte entſproſſen dies Rolandslied von Konrad iſt, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von dieſem ſiegreichen, jeder willkührlichen Aenderung widerſtehenden Charakter beſtimmt und eingeſchränkt werden mußte, den die Jahrhunderte, in welchen dieſe Sagen blos im Munde des Volkes waren, dieſen Liedern aufgedrückt hatten, weshalb auch der Ton der Frömmigkeit in den franzöſiſchen Bearbeitungen, wie in der deutſchen, nur in verſchiedenen Graden, herrſcht. Fand ſich Eckehard, der latei-

143) Uebereinſtimmend ſagt W. Grimm in der Zuſchrift des Rolandsliedes: „Der Sieg des Chriſtenthums in weltlichem Kampfe iſt der einzige Gedanke, der dieſe Helden bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. Es liegt eine Beſchränkung in dieſem Abwenden von allen andern Aeußerungen des Lebens, aber ohne ſie wäre die Begeiſterung nicht zu ſolcher Gewalt gelangt, daß ſie Jahrhunderte hindurch die Richtung der Welt hätte beſtimmen können. Die deutſche Heldenſage hatte einen andern Mittelpunkt, ſie ſuchte in angebornem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herrlichkeit des Daſeins.“

niſche Dichter des Walther von Aquitanien, wie wir ſahen, verſucht, der deutſchen Sage die Haltung des antiken heroiſchen Epos aufzudrücken, ſo lieh jetzt Konrad oder ſein Vorgänger ſeinen Styl und ſeinen Vortrag aus dem alten Teſtamente; ſchon hier tritt ins epiſche Gedicht zuweilen ein lyriſcher Ton, es iſt aber nicht der, der ſpäter aus dem Minnelied entlehnt ward, ſondern es iſt der prophetiſche und andächtige Schwung der Pſalmen, der hier zu finden iſt.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiſer Karl, wie er durch ſeine Siege über die Heidenſchaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienſtmann vernahm, wie in Spanien ſündliche Abgötterei herrſchend war, nahm er ſich den Zuſtand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erſcheint ſeinem fleiſchlichen Auge, und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiſer beruft die zwölf weiſen und tugendlichen Pfleger ſeines Heeres, die reinen und keuſchen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu ſterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiſer hält ihnen einen Sermon, in dem er ihnen ſeinen Entſchluß mittheilt, die Heidenſchaft zu zerſtören und die Chriſtenheit zu mehren. Es iſt der Ton der Bibel oder des Korans, in dem er predigt, daß ihrem Dienſt für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet ſei, die wie der Morgenſtern leuchtet. Die Großen erklären ſich bereit, Freie und Eigne ſtrömen zuſammen und zeichnen ſich mit Kreuzen. Der Kaiſer ermahnt die Verſammelten im Style des bewaffneten Propheten, auch der Erzbiſchof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß ſie an ihn begehrten, dieweil ſie hier lebten; die als Märtyrer geſtorben zum Himmel emporgeſtiegen ſind, wo ſie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben ſie um Gott verdient, daß ſie fürder ſorgenlos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengeſetzt, „die großen Uebermuth führten, wie ſtets der Unſelige thut.“ In ihrem Rathe wird jedoch beſchloſſen, Friedensboten an Karl zu ſenden und ſich dem Chriſtenthume zu fügen. Dieſe Geſandten, als ſie ins Chriſtenland herabſtiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im

Gefecht, und die Frohnkämpen ſpielend mit Saitenſpiel, Geſang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geſchmeides. Salomon allein konnte ſich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen ſie ihn, da er am Schachbret ſitzt, ohne Fragen, am Glanze ſeiner Augen, deren Feuer ſie ſo wenig ertragen konnten, wie die Mittagsſonne. Jedes Wort, was zu ſeinem Preiſe geſagt wird, ſtempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinſtimmende Anſicht in der Kaiſerchronik, zum Apoſtel und Propheten [144]). Die Geſandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiſer iſt geneigt um des Zeichens der Palme willen, das ſie führen, wie der Heiland als er in Jeruſalem einzog, ihre Anträge anzunehmen, im Rathe der Zwölfe aber iſt Zwieſpalt darüber, Turpin widerräth, der alte Biſchof St. Johannes hat Luſt zum Apoſtel und Märtyreramt. Bei dieſen Berathungen ſieht man, ſcheints, auch im deutſchen Texte, doppelte Recenſionen durch, obwohl das, was ſich hier mit Abweichungen wiederholt, wohl verknüpft iſt. Der altehrwürdige Johannes mit ſeinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt (eine ächte Figur ſpaniſchen Geſchmacks, wie überhaupt das Aehnliche in dem Vortrag dieſes Gedichtes mit den ſpaniſchen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in beiden, gegenſeitige Bürgſchaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des weſtgothiſchen Urſprungs iſt), räth, Geſandten an Marſils Hof zu ſchicken, die ſich von den wahren Abſichten Marſils unterrichten ſollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten ſich ſogleich und werden abgewieſen, ganz in dem autokratiſchen Tone des geſtrengen Kaiſers, der von ſeinem plötzlich aufbrauſenden Unwillen keine Rechenſchaft gibt, der ſich von Launen beſtimmen läßt, der ſeinen Willen errathen haben will, der ſchon alle Anlage

144) V. 182. sqq.

Den vîanden was er gremelich, den armen was er heimelich,
in volcwîge was er sigesælich, widir ubil was er gnâdic,
ze gote was er gewære, er was recht richtære,
er lêrte uns die phahte, der engel si imo uore tichte,
er chonde ellu recht, zu deme swerte was er ein guot knecht,
aller tugende was er ûz erchorn, milter herre en wart in die welt nie geborn.

Hier iſt alſo in der Poeſie die Anſicht von dem großen Kaiſer, wie im Alterthum von den Propheten und Geſetzgebern; dies unterſtützt meine Anſichten über die hiſtoriſche Größe, die ich in meinen geſammelten kleinen Schriften mittheilte.

zu jenen barocken ritterlichen Launen hat, die nachher in den spanischen Romanen dem Charakter der Nation gemäß so sehr ins Extrem getrieben und von Cervantes so meisterlich persiflirt sind, und die ihre Quelle nur in der jugendlichen Eitelkeit haben, die sich bemerklich machen will, die das Auffallende, das Pathetische und das Sonderbare wählt, um sich bemerklich zu machen, weshalb hier auch schon jene Attituden einer solchen kleinen wichtigthuenden Gefallsucht vortreten, indem diesem Kaiser eben jene feurigen Augen geliehen werden, jenes tiefsinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren fordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Keye in den Arthursagen, das Meisterstück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Figuren jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die die verschiedensten Nachahmer, die Uhland in seinen Romanzen, und Calderon in seinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhaßten Gesandtschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden wahrzunehmen ist, daß es mehr die von der Phantasie vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietendem Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall motivirt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke, mit denen er ihn nun überhäuft und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer seinen Alexandros, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige,

ſo verkaufte Ganelon viele herrliche Chriſten um eine große Laſt Goldes; der Teufel bethörte ihn, ſeinem Haſſe und der Beſtechung nachzugeben und der in der äußeren Erſcheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmſtichig iſt; er ward der Verräther, von dem David ſagt: er hat ſeine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet u. ſ. w.[145]). Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marſil eine täuſchende Botſchaft, und das Land Hiſpanien ſoll ihm um ſeiner Verdienſte willen verliehen werden, allein er lehnt dieſe Ehre und Würde auf Roland heimtückiſch ab. In der Nacht hat Karl ſchwere und ahnungsvolle Träume für ſeinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hiſpanien gekrönt. Ueberall erſcheint auch dieſer wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüſtzeug. Engel haben ihm ſein wunderbares Horn und ſein Schwert verliehen, und als bei ſeiner Belehnung ſeine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet ſei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und ſeine Geſellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen ſie auf das heidniſche Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten ſoll. Die Helden erheben ſich zu Gott mit Pſalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, ſie labten die Seele mit dem heiligen Brote und Blute zum ewigen Leben und rüſteten ſich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verſchmähten, die das reine Opfer brachten, als ſie das Kreuz nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürſten nach einander auftreten, um dem Marſil ihre Dienſte gegen Roland anzubieten und von ihm jeder ſeinen Beſcheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und

145) Die Stelle fährt fort V. 1441.

wider guote hazzet er mich, herre habe du selbe den gerich;
du churze ime sîne tage, ein anderer sînen richtuom behabe,
sînin kint werden weisen, unt chomen niemmir ûzer ureisen,
sîn wîp muoze witwe werden, in sînen sunden muoze er iraterben;
sô du chomst an dîn gerichte, ze aller liute gesichte
dâ werde er uerteilet, deme tiuvele bemeinet
in die swebelbrinnenten schare, diu helle sî iemmir gare,
daz er ungetrûweliche uerriet zwei rîche,
sîne ebenchristen zu der martir gab.

gewahrt die lockere Verbindung; und ebenſo ſtehen die folgenden Kämpfe außer allem ſtrengeren Verband unter einander; dabei iſt auch die beſtimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein ächter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Chriſten, wo ein heidniſcher Fürſt einem der Paladine entgegengeſtellt wird, wird wie in Aeſchylos Sieben vor Theben gegeneinandergeſetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg deſſen, der um Seele und Himmelreich ſtreitet über den, der um Ehre und Irdiſches kämpft, eingeleitet. Die Heldenſprache des Heldenbuchs, der Nibelungen, des Lamprecht klingt häufig in dieſer Schlachtbeſchreibung an, aber noch um eine große Stufe einfacher und unſchuldiger als bei letzterem; Alles aber athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es ſteht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordiſchen Kernſpaß dieſer Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen ſind, wenn Roland die Feinde zu ſeinem Fußſchemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtſamkeit bei aller Einfalt, denn man ſieht dem Dichter die Begeiſtrung ab, mit der er an der Sache hängt; man ſieht, daß er nicht aus Büchern fremde Zuſtände ſchildert, zu denen er nichts Entſprechendes in ſich trägt, man ſieht, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen ſie erfüllt iſt, und von Geſinnungen und Empfindungen, die minder Räthſel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langſam eine Sprache erſchaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Pſalm und das Evangelium den einfachſten, den treuſten, den ewig gültigen Ausdruck lieh, an dem wir noch heute die moraliſchen und religiöſen Begriffe unſerer Jugend bilden. Im wüthendſten Kampfe mit den Heiden ſchmilzt nun die chriſtliche Schaar und Roland weigert ſich nicht länger ſein Horn zu blaſen, was er vorher zu thun verſchmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt ſeine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Olivier wird ſchwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterſcheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben ſich und ſagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was ſonſt durchweg umgekehrt iſt, den Konrad übertrifft[146]), und die nur durch die folgenden Ueber-

146) Bei Schilter Tom. II. p. 81.

treibungen wieder ganz wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel ſinken; nur Turpins Noth weckt ihn wieder; die Kraft dieſer Kämpfer iſt wie die eines Samſon rieſenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt ſchied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erloſch und der Tag ward finſter wie die Nacht, und die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläſte ſtürzten ein, und es ſchien als ob das jüngſte Gericht hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier ſchon klügelt, wie doch dieſe Geſchichte des Falles der Chriſten bei ſo allgemeinem Mord erhalten und erzählt ſei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre[147]), eine Maſchinerie, die in den fränkiſchen Volksſagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit ſeinem Heere, ein Engel erſcheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe ſchon ſei er zu Gottes Dienſtmann beſtellt geweſen, alle Rechte bei dem oberſten Throne erwarteten ihn, und alle ſeine Genoſſen hießen nicht der Welt Kinder, ſondern Söhne des oberſten Herren. Zugleich geſchieht ihm Joſuas Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf ſein Gebet einſtürzen); die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiſer im Roman Galien ſchon ſelbſt verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marſil das Leben koſtet; dann Karls Klage

---

Dô wart er varlôs unde bleich, im vergiengen diu ougen,
dô wart im iesâ tougen, wer jener was oder der.
Geselle Ruolant, sprach er, hilf mir von den heiden,
wir müezen uns nû scheiden werltlîcher geselleschaft;
mir ist erstorben diu chraft, diu ougen sint mir vergangen,
der tôt hât mich gevangen, ich sihe niht, wer ieman ist,
wan ich hære wol, daz dû bî mir bist.

147) Ibid. p. 88.

Swaz si begangen hâten, desn mohtens selbe niht gesagen,
si wâren allesant erslagen; sant Egîdie der reine,
der saz dô alters eine ze Prôventze in einem hol;
dâ west in Karl vil wol, der reit durch Got vil dicke dar,
dem brâhte dise rede gar der heilige engel geschriben
alsô ist ditz puoch her beliben ungevelschet sîne zît:
sô liep was got dirre strît, daz ern selbe schrîben hiez.

über Rolands Tod, die Vielen ſo nahe geht, daß ſie todt niederfielen. Bei Beſtattung der Todten geſchehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite ſtirbt vor Gram unter des Kaiſers Händen.

3. Legenden.

Das Gedicht des Pfaffen Konrad iſt im Dienſte Herzog Heinrichs des Löwen aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Der Dichter ſchrieb es zur Zeit, als Heinrichs Macht noch in der Blüthe ſtand, er ſpricht ihm nichts als Sieg und Ehre zu, und weiß Niemanden ſo ſehr mit David zu vergleichen als ihn. Noch ein anderer aus der Zahl unſerer früheren Dichter des 12. Jahrhunderts, Eilhard von Oberg (im Hildesheimiſchen), erſcheint als Dienſtmann Heinrichs des Löwen (1189—1207). Wir wiſſen aus einem ausdrücklichen Zeugniſſe, daß Heinrich zu alter Sagengeſchichte, „deren Gegenſtand er ſelbſt wieder ward", Neigung trug[148]), und dazu kam das Intereſſe ſeiner Gemahlin Mathilde, des königlichen Kindes von England, die eigentlich die Veranlaſſung zu Konrads Werke wurde[149]). Sie brachte die Liebe zur Dichtung aus England mit, wo ſeit Heinrich I. die Trouveres mit denen in Frankreich und den Küſtenländern der Nordſee wetteiferten. Damals wurde in England das erſte glänzendere Beiſpiel gegeben, daß ein Hof Dichter an ſich zog, ſie ermunterte, mit Werken unterſtützte und Aufgaben ihrer Kunſt ſtellte. Alix von Brabant, die Tochter Gottfrieds von Löwen, Heinrichs I. zweite Gemahlin iſt die gefeierte Schützerin, die 1122 Trouveres nach England rief, die Legende von St. Brandon dichten, den bestiaire von Philipp von Than ſich zueignen, und von David ihren Gatten beſingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlaſſen hatte. Dieſe Theilnahme des Hofes breitete

148) Chron. Stederburg. (Leibnitz. scriptt. rer. brunsv. 1, 86.) ex cit. W. Grimm: ipse etiam, licet robore et viribus corporis deficeret, et infirmitas, quae quemlibet hominem dejiceret, graviter ipsi accederet, animi sui naturalem virtutem nobiliter regebat, et antiqua scripta chronicorum colligi praecepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctem induxit insomnem.

149) Daz buoch hiez er vor tragen, geschriben ze den Karlingen, des gerte di edele herzoginne, eines rîchen chuniges barn.

ſich aus und pflanzte ſich fort; Mathildens Vater, König Heinrich II. gab den Auftrag zu der normanniſchen Chronik des Benoit de St. More und auch Anderes wurde unter ſeiner Regierung und ſeinem Schutze gedichtet; ſo iſt es natürlich, daß ſeine Tochter in Deutſchland das erſte ähnliche Beiſpiel an den deutſchen Höfen gab, das von dem thatenſüchtigen, überdies der provenzaliſchen Dichtung geneigten Friedrich I. nicht beachtet, bald aber von anderen deutſchen Fürſten nachgeahmt ward. Es war grade in der Zeit, da Philipp von Elſaß', Graf von Flandern (1168—91) die Blüthe der franzöſiſchen Poeſie um ſich ſammelte, und die Chreſtien von Troyes, Raoul von Houdanc und Andere aufnahm und unterſtützte, als Philipp Auguſt (1181) alle Jongleurs und Meneſtrels von ſeinem Hofe trieb. Damals ſtanden die Trouveres von Hennegau in großem Preiſe, und es wird dies die Zeit geweſen ſein, wo der flandriſche Volksgeſang der fremden Sprache und Dichtung wich. Was die deutſchen Idiome dort verlieren mochten, das erſetzte ſich in Deutſchland ſelbſt, wo nun die Dichtung mächtig hervortrieb, um dem Flore der romaniſchen in den Nordſeelanden nachzukommen. Daß die Anregung hierzu von dieſen Gegenden ausging, und daß ſie zuerſt die niederſächſiſchen und niederrheiniſchen Lande ergriff, iſt ſo natürlich, wie daß im 18. Jahrhundert die engliſche Literatur, die in unſere regeneriren ſollte, zuerſt in Niederdeutſchland anſetzte. Der Wiederholung dieſer Erſcheinung in der Geſchichte der zweiten Blüthezeit unſerer Literatur iſt die andere ganz analog, daß damals wie ſpäter ein gewiſſer kräftiger Kern und Anfangs, im 12. Jahrhundert, auch die Maſſe der Dichtungen im Norden liegt, die oberſten Häupter aber im Süden gefunden werden. Deutſchland hatte das ſeltne Geſchick, die Elemente ſeiner nördlichen und ſüdlichen Bildung, in vielen Zeiten vielfach ſich durchdringen, den Süden ſeine dichteriſchen Talente dem Norden, den Norden ſeine wiſſenſchaftlichen Geiſter dem Süden mittheilen zu ſehen, und fortwährend einen heilſamen Miſchungsprozeß zu nähren, der weder in England noch in Frankreich in dieſer Weiſe ſtatt hatte. Damals feierte Niederdeutſchland gleichſam ein Ottoniſches Zeitalter nach und lieferte noch jene Gedichte des Pfaffen Conrad und Lamprecht faſt mehr im Tone der Volksdichtung des 10. Jahrhunderts als der Ritterdichtung des dreizehnten, die im Süden zu Hauſe war. Vermittelt durch die Niederlande gingen hier die neuen Producte der franzöſiſchen Ritterdichtung

eben ſo zuerſt ein, wie ſie im 14. Jahrhundert, am Ende der ganzen Periode der ritterlichen Epopöen, nach einem allgemeinen Geſetze dahin zurückkehrten. Alles faſt, was wir von Poeſien aus dem 12. Jahrhundert beſitzen, trägt Spuren des Niederdeutſchen an ſich: die Kaiſerchronik, Alexander, Triſtan, Roland, Rother, Graf Rudolph, Herzog Ernſt, die Aeneide, Herbort u. ſ. f. Alles trägt die Symptome jener kräftigeren Zeit Friedrichs und Heinrichs, in der ſich die Geiſtlichkeit dem Ritterſtande, die Frömmigkeit der Kriegstugend, und ebenſo die chriſtliche Dichtung der ritterlichen zubewegte; Alles weiſt auf einen Boden, der die erſten Anſtrengungen zu einer neuen Cultur macht, die immer und überall unendlich viel mehr Reize haben, als jene anderen, welche zur Behauptung einer bereits errungenen Blüthe angewandt werden, die in den menſchlichen Zuſtänden wie in der Natur niemals dauernd iſt. Das Meiſte deutete im Geiſt der Sprache und der Dichtungen auf die ältere heroiſche Zeit des Ritterthums und des Glaubens zurück, in die ſich bald neue Geſinnungen und Begriffe miſchen; auf größere Einfalt der Vorſtellungen, auf Beſchränkungen des Geſichtskreiſes, der ſich nun unter den neuen Einflüſſen der Kreuzzüge ganz verändern ſollte. Alles iſt noch von alten Worten mit alten Begriffen voll, die ſich nun ſchnell verloren; voll von den alten, trockenen Verſen und den ungenauen Reimen, die erſt vor dem Minneliede und den Leichen ganz wichen, welche überſchlagende Reime einführten, in denen nach Lachmanns Bemerkung die Reinheit des Bandes Bedürfniß ward. Wir ſehen uns in all dieſen Dichtungen des 12. Jahrhunderts an dem Scheidewege von der vollen, flexionenreichen, althochdeutſchen Sprache zu der glatten und geſchmeidigen des 13. Jahrhunderts, von den geharniſchten Verſen der Heroenzeit zu den weichen und ſanften der Minnedichtung, von geiſtlichen Dichtern zu ritterlichen Laien, von chriſtlichen Stoffen, die einfach und beſchränkt in ſich zur Erbauung der Seele beſtimmt waren, zu den ſchrankenloſeſten Materien kirchlicher und weltlicher Sage, die der Einbildungskraft zuſprachen, deren Bedürfniſſe durch die neuen Wunder der wirklichen Geſchichte und Tagesbegebenheiten ungemein geſteigert wurden. Dabei iſt es merkwürdig, daß gerade ſo wie die geiſtlichen Dichter in dieſem und den früheren Jahrhunderten überwältigt erſcheinen von dem Geiſte der weltlichen, ja heidniſchen Gedichte, mit denen ſie ſich befaßten (ſo daß das Ritterhafteſte und Kriegeriſchſte, was wir in unſerer alten

Literatur besitzen, in den Gedichten der Mönche und Pfaffen Eckehard, Lamprecht und Konrad gesucht werden muß), daß, sage ich, gerade so die ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts bei Uebernahme der Pflege unserer Poesie theils die geistlich fromme, theils die schlaffe Gesinnung und Manier zugleich mit übernahmen, die man mehr im gelehrten und geistlichen als im Kriegerstande suchen würde. Sie bildeten alles Formelle der Dichtung mit so zierlicher Sorgfalt aus, daß sie darüber des Inhalts vergaßen; sie verachteten die strengen und unbeholfenen Gedichte des 12. Jahrhunderts; sie verdarben sie mit der Umsetzung in ihre Sprache und Verse, oder sie ließen sie vernachlässigt liegen, und wir haben darum wohl den Verlust mancher Werke dieser Zeit zu beklagen. Mit Recht hat sich neuerdings der Fleiß unserer Entdecker auf diese älteren Producte eifriger hingewandt; fast jedes neugefundene Fragment hat bisher neue Seiten der Literatur gezeigt und die Aussicht auf eine Mannichfaltigkeit der Geschmacksrichtungen gegeben, die nach der Fixirung des Interesses an den britischen Dichtungen nicht alle verfolgt wurden.

Den Uebergang aus der früheren Zeit der geistlichen Dichtung in die des 12. Jahrhunderts lassen uns die christlichen Poesien ohne Sprung verfolgen. Noch haben wir in diesen Zeiten die sogenannte Görlitzer Evangelienharmonie[150]), in die gleichsam noch der geradausgehende Ernst und das Verschmähen alles Schmucks aus den alten Reimevangelien herüberreicht. Nur ist mit der Sprache zugleich die innere Abrundung des Stoffes bei Otfried aufgegeben, die Anordnung verräth das eigenthümliche Ungeschick, das in den größeren Gedichten dieses Jahrhunderts häufiger zu finden ist. So folgt der Dichter gleich anfangs der Geschichte des Johannes, erzählt die Verkündigung und die Visitation; dann in kurzer Angabe Johannes Tod, weiterhin die Botschaft desselben an Christus, worauf die Hinrichtung des Vorläufers Gottes umständlicher berichtet, dann die Verkündigung und Empfängniß kurz wiederholt wird. Wäre dies nicht heiliger Text, dessen Quellen bekannt sind, so würde man mit allem Anscheine des Rechts zusammengerückte Volkslieder vermuthen, und man sieht hier, wie sehr vorsichtig man sein muß, nicht alles Ungefüge in den Producten dieser Zeiten auf die Beschaffenheit der Stoffe zu schieben, da offenbar so vieles auf die Unbehol-

150) Hoffmanns Fundgruben I, 127.

ſenheit der ſchreibenden Subjecte kommt. Noch wichtiger für den Uebergang aus dem Alten ins Neue iſt eine Bearbeitung der Bücher Moſes (Geneſis und ein Theil der Exodus[151]), die Jacob Grimm geneigt iſt vor 1122 zu ſetzen. Der Dichter ringt mit ſeiner deutſchen Sprache über dem lateiniſchen Text, beſonders bei den Vordeutungen und Bezeichnungen[152]), und nicht ſelten germaniſirt er lateiniſche Worte ohne Bedenken, ſelbſt wo man nicht meinen ſollte, daß es ihm gefehlt haben könnte (phister, charchare u. a.); doch vertraut er wie alle heiligen Dichter dieſer und jeder anderen Zeiten auf die Hülfe des heiligen Geiſtes, der die Sinne berichtet und Weisheit gibt, die ſtammelnde Zunge löſt und den ungelehrten Mund füllt, wie geſchrieben ſteht: aperi os tuum et implebo. Nur im Anfange halten dieſe Gaben des spiritus paracletus bei dem Dichter aus; hier iſt er beredt, betrachtend, ausmalend, was Alles weiterhin ſehr abnimmt und faſt ganz ſchwindet; es folgen noch hier und da einige mit Liebe behandelte Stellen, wie der Betrug Jacobs u. a., aber keine gehobenen; und was am Anfange anzog, ermüdet zuletzt.

Wenn uns die Reſte der Poeſie zwiſchen dem 9. und 13. Jahrhundert erhalten wären, ſo würden wir wohl finden, daß ſich eine Reihe geiſtlicher Dichtungen von Otfried bis auf dieſe Zeiten etwa ſo fortſetzte, wie von Luther bis Klopſtock. Für den Entwickelungsgang aller Poeſien des Mittelalters würde der Ueberblick eines ſolchen geſchichtlich zuſammenhängenden Sagencyclus, deſſen Quellen uns bekannt ſind, außerordentlich lehrreich ſein. Denn es iſt ganz ungezwungen von dem Gange der chriſtlichen Sage auf den der ritterlichen überzuſchließen. Wir haben hier in Chriſtus den Mittelpunkt, den Helden einer Ueberlieferung, an der man nicht zu ändern, der man nur zuzuſetzen wagte, ungefähr wie es mit Arthur, Karl und Dietrich der Fall iſt. Sobald dieſer Stoff erſchöpft war, ging man

151) Die neugefundene Vorauer Handſchrift, ſehr wichtig für die Poeſie des 12. Jahrh., enthält 4 Bücher Moſes. Haupt's Zeitſchrift II, 225.

152) Fundgruben II, p. 78.

Diz ist ein tiefiu rede, ich wânes iemen irrechin mege,
chunidich daz firnemen, daz ich dar ubere hân gilesin,
gerne ich denne sagiti, welihi pizeichinheit si habiti.

und p. 80.

dannen ist mêre gescriben, dâ wil ich uber heuen,
der iz paz fuoget, der mag lesen genuoge.

auf den verwandten des alten Teſtamentes über, mit dem der Urſtoff Zuſammenhang hatte oder erhielt. Dies würde ſich der Zuſammenfügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen Cyclen vergleichen. Als auch dies abgeſchloſſen war, erweiterte man zunächſt die Urquelle nach dürftigen Winken, die ſie an die Hand gab, und hier fing vielfach das Apokryphiſche mit dem erſten Aufſprung der Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es geſchichtliche Tradition, allein die Reihe ſollte vervollſtändigt werden, und von wem die Geſchichte ſchwieg, von dem redete die Muthmaßung und Erfindung vielleicht noch öfter als dunkle Ueberlieferung. Genau ſo finden wir etwa einen Roland mit Karl, den Hildebrand mit Dietrich und Hagen mit Gunther urſprünglich verbunden, das Meiſte aber, was von der Zwölfzahl verſammelter Pairs im Ganzen und Einzelnen gedichtet ward, iſt ſchon darum mehr der Erdichtung verdächtig als des volksthümlichen geſchichtlichen Grundes fähig, weil die Erfindungen ſo dürftig und einerlei ſind und die Charaktere ſelbſt auf die Gruppe der Jünger zurückweiſen. Auch außer den Jüngern knüpfte man an jede Figur des neuen Teſtamentes, die nicht ausgeführt und doch von Intereſſe war, neue Sagen an, die ſich oft genug als die eitelſte Erfindung verrathen und dennoch ungeheure Verbreitung, und in dieſem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. Dieſer Art iſt das, was vom Antichriſt, von Pilatus, von Judas, von Maria erzählt ward: die Facten, die Benennungen, die Handlungen, die man ihnen leiht, fließen aus Etymologien, aus Abſtractionen und Copien, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die ganze Reihe der heiligen Legenden ſchließt ſich im Verlauf der Zeiten an dieſe älteren encycliſchen Stoffe an und iſt ſo außerhalb dieſes Verbandes gelegen, wie die Rittergedichte von hiſtoriſchen Helden ſpäterer Zeit außerhalb der alten Sagenkreiſe. Und endlich, nachdem der ganze epiſche Stoff erſchöpft iſt, geht man auf die didaktiſche und lyriſche Behandlung der chriſtlichen Ueberlieferungen über, ganz ſo wie es in der Geſchichte der weltlichen Poeſie der Fall iſt. Verfolgte man die chriſtliche Sage auf dieſe Weiſe zuſammenhängend, chronologiſch, nur die Geſchichte, ihre Auffaſſung und Umänderung, ihren Inhalt, ihre ſagenhafte Formation und dichteriſche Bildung, nicht ihre religiöſe Bedeutung im Auge haltend, ſo würde man ganz dieſelbe Entwicklung von dem Wirklichen und Geſchichtlichen zum Wunderbaren und Fingirten, vom Einfachen zum Mannichfaltigen,

von dem Beſchränkten zum Univerſellen finden, man würde das Local und Perſonal ſich ebenſo erweitern ſehen wie in allen weltlichen Sagen, und in der Form und Geſtaltung jedes einzelnen Zweiges ſo wie des ganzen Stammes würden wir die gleiche Fortbildung von dem ſtrengen, knappen Style zum blühenden und profuſen wieder finden. Zugleich würden wir auf dieſem Wege dem immer noch ungelöſten Probleme näher rücken, wie die Poeſie der alten Welt mit der der neuen zuſammenhängt. In der Legende berührt ſich der Orient und Griechenland ſo ſichtbar und erweisbar mit dem Weſten und Norden, wie im ganzen Chriſtenthume überhaupt, und hier gibt es literariſche Anknüpfungen, die wir in den weltlichen Poeſien vielfach vermuthen, ſelten nachweiſen können. So lange dieſe Lücke in unſerer Culturgeſchichte nicht ausgefüllt iſt, dürfen wir an eine pragmatiſche „Geſchichte der Fiction", wie ſie Dunlop verſuchte, oder an eine Herleitung der Vorſtellungen und Materien, in denen die romantiſche Poeſie des Mittelalters arbeitete, nicht denken.

Den Verlauf, der ſich in der chriſtlichen epiſchen Poeſie im Allgemeinen deutlicher müßte nachweiſen laſſen, können wir nicht undeutlich in unſerer deutſchen Poeſie des 12. Jahrhunderts verfolgen[153]). Wir haben noch Einmal den Kern der Chriſtusſage, die Paſſion, in der Görlitzer Evangelienharmonie wiederholt; wir haben das letzterwähnte Bruchſtück der Bücher Moſes mit den geſuchten Beziehungen auf die chriſtliche Geſchichte. An Apoſtellegenden fehlt es uns; der von Grimm neulich herausgegebene angelſächſiſche Andreas[154]) zeigt aber nicht nur, daß dergleichen frühe in poetiſche Form übergegangen, ſondern auch, daß ſie aus byzantiniſchen Quellen, vielleicht unmittelbar, entnommen waren; ein Bruchſtück beſitzen wir[155]), aus dem 12. Jahrh., das die Bekehrung St. Pauls behandelt. Andere Legendenſtoffe dagegen, die ſich an die Evangelien anlehnen, haben wir deſto häufiger. Um von einem Geſange auf

153) Täglich tauchen auch noch aus dieſer Zeit neue Denkmale geiſtlicher Poeſie auf, die auf eine immer größere Vervollſtändigung dieſes Kreiſes hoffen laſſen. In der Vorauer Handſchrift (Haupt's Zeitſchr. II, 223.) finden ſich allein noch zwei Gedichte von der Schöpfung, ein Loblied auf Salomo, auf die drei Männer im Feuerofen, zwei Gedichte von Judith u. a., Alles aus dem 12. Jahrh.

154) Haupt's Zeitſchrift für d. Alterth. III, 518.

155) Andreas und Elene. ed. J. Grimm. 1840.

Petrus, von dem Liede auf die Samariterin, von dem Bruchſtück eines Johannes Baptiſta[156]) zu ſchweigen, ſo empfahl ſich dem heroiſchen Sinne jener Jahrhunderte beſonders die Sage von dem Antichriſt und dem jüngſten Gerichte. Wir haben ſie nicht allein ſchon in Otfrieds Zeiten vorgefunden, auch in der Görlitzer Evangelienharmonie iſt mit ſichtbarem Wohlgefallen auf den Schreckniſſen dieſes Stoffes verweilt; man hat vermuthet, dieſe Darſtellung möchte von Hartmann, dem Verfaſſer eines Gedichtes vom Glauben herrühren, der nach ſeiner Verſicherung das jüngſte Gericht beſchrieben hat[157]). Wie ſich die einfachen Quellen dieſer Sage in der Apokalypſe und bei einzelnen Kirchenvätern allmählig epiſcher formten, ſieht man an einem deutſchen Gedichte vom Antichriſt[158]) aus dem 12. Jahrhundert, wo dem Gegenchriſt ſchon eine Gegengeſchichte geliehen und ſeine Zukunft ausführlich erzählt wird. Er iſt nicht im beſcheidnen Bethlehem, ſondern im ſtolzen Babylon geboren, lebt 30 Jahre im Stillen, hat ſeine Vorboten, wird für den Meſſias gehalten, für den er ſich ausgiebt und nach 3½ Jahren hat der Wutgrimme („mit wolfenem Herzen in Schafhaut") vollgelebt. Ueber die Zeichen des jüngſten Gerichtes haben wir mehrere Gedichte[159]) aus dem 12. Jahrh.; im 13ten ward dieſer Stoff dem weicheren Geſchlecht zu düſter und hart. Dieſe Zeit findet den Ton für dieſe geiſtlichen Werke eines ſtrengern Styls nicht mehr; wie farblos wird in einer von Hahn[160]) herausgegebenen legendariſchen Erzählung von Chriſtus Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt der ganze Vortrag! Im 14. Jahrh. kehrte mit der Verwilderung der Zeit die Sage vom Antichriſt vielfach wieder, die dann leicht auf die Quellen des 12. Jahrh. zurückführt; dem mittleren 13. Jahrh. empfahl ſich mehr die Be-

156) Alle in Hoffmanns Fundgruben.

157) In Maßmanns Gedichten des 12. Jahrh. I, V. 1626.
Nune wolle wir nuwit langer an dirre rede hangen,
wande wir hie uore haben geredet, vil bescheidenliche gesagit,
alse wir von den wîsen hân vernomen, wiiz dan alliz sal comen
zô deme grôzem vrteile der werelt algemeine,
daz ne habe wir ni wit uermiden, iz ist alliz gescriben
ze gehôrenne vnde ze gesihte in dûtischer scrifte etc.

158) Fundgruben I, 106.

159) In Hoffmanns Fundgruben und Haupts Zeitſchrift t. I. Vgl. E. Sommer ib. 3, 525.

160) In deſſen Gedichten des 12. und 13. Jahrh. diu urstende.

ſchäftigung mit der Jungfrau Maria, die wider das ſtrenge letzte Gericht ein Schutz und Gegengewicht war. Die Jungfrau war bekanntlich ſo frühe in Verehrung, daß Juſtinian ihr ſchon Tempel baute, daß ſchon damals ihre Wunder begonnen hatten und Bonifaz IV. im 7. Jahrhundert ihr das Pantheon weihte, wo ſie ſchon allgemein als die Fürſprecherin der Menſchen galt und als ſolche den Sterblichen näher ſtand als Gott. So war die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin, da Zeus ſich nie zu unmittelbarer Hülfeleiſtung herabließ; ihre Theilnahme aber (als Rathgeberin und Helferin für die Rüſtigen und Tapferen) iſt von der der Jungfrau Maria (der Tröſterin gläubiger und ſchwacher Sünder) ſo eigen verſchieden, wie die alte Moral und Religion von der mittelaltrigen. Sehr früh nun ſchrieb man auf dem Grunde der wenigen Notizen der Bibel proſaiſche und poetiſche Lebensbeſchreibungen der Maria auf, gerade wie jene poetiſchen Urgeſchichten der Völker, die auf wenige Trümmer alter Traditionen gebaut ſind, und ebenſo ſtiegen dieſe in ſtets größerer Ausdehnung. Um das Lyriſche, was ſich aus dieſen Zeiten auf den Mariencultus bezieht, ein ſchönes von den bekannten Gleichniſſen auf die Jungfrau blühendes aber doch einfaches Lied aus dem 12. Jahrhundert, einen Leich[161]) und andere kleinere Stücke[162]) zu übergehen, ſo haben wir das Leben der Maria vom Pfaffen Wernher von Tegernſee, ein reinhochdeutſches Denkmal aus dieſem Jahrhundert, das 1173 aus dem Lateiniſchen des Hieronymus überſetzt iſt. Noch im 12. Jahrhundert exiſtirten davon ſchon zwei verſchiedene Bearbeitungen, deren jüngere ganz, die ältere und ächte, die ſchon ziemlich genau gereimt iſt, nur in einem Bruchſtücke erhalten iſt[163]). Auf ihnen bauten ſich ſpätere Lebensbeſchreibungen in der Weiſe erweiternd auf, wie wir es bei faſt allen weltlichen Epen finden werden. Alles was die prieſterlichen Dichter des 12. Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wiſſen, Sprachkenntniß, ſchlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Geſinnung patriarchaliſcher Geiſt, in der poetiſchen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bil-

161) In Wackernagels Leſebuch. 2. Ausg. I, 197 sq. und 274 sq.

162) Wie die von W. Grimm mitgetheilte unsir vrouwen clage in der Zeitſchrift für d. Alterth. I, 34.

163) Jene herausgeg. von Oetter. Nürnb. 1802. Dieſes Fragment in Docens Miscell. II, 104. Beide beſſer in den Fundgruben II, 145 sqq. Ueber den Dichter vergl. F. Kugler, de Werinhero etc. Berol. 1831.

der, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthlichkeit und Kraft, bei gesunder Verständigkeit jener herzliche Ton, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfiehlt auch den Wernher. Noch hatte die schale Lectüre der fremden Romane den Sinn und Geschmack nicht verdorben. Wäre nur mehr Maaß gehalten und nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichnen und einen lesbaren christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der später geläufigeren Vorstellungen entstellen, noch die Fehler der lyrischen Form, der geraden Lobpreisung und Anrufung, die der alte Hymnus vermeidet. Noch bleibt in diesem Wernher'schen Gedichte jene Vorstellung von Marias Verhältniß zur jungfräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hintergrunde, wie es in einem epischen Liede billig ist[164]), die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel trägt noch nichts so Misbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Ort; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie in den meisten späteren Mariengedichten, nicht selten eigenthümlich und nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. Wie sich diese Sagen von Marias Leben und dem Antichrist noch an die Evangelien anschließen, so auch die von Pilatus. Auch diese besitzen wir in einem poetischen Bruchstück des 12. Jahrhunderts[165]). Die Erfindung ist bescheiden: die Hauptsache ist, daß der Name Pilatus aus denen seiner Mutter und seines Vaters oder Großvaters (Pyla und Atus), Pontius aber aus des Helden Thätigkeit in Pontus, sein Charakter mit wenigen passenden Zügen aus der Geschichte seiner Geburt, seines Lebens und Todes erklärt wird. Wo das deutsche Fragment uns verläßt, tritt die lateinische Quelle ein, wohl dieselbe, die Mone bekannt gemacht hat[166]), obgleich sie dem Vater des Pilatus den Namen gibt, den das deutsche Gedicht dem Vater der Pyla leiht. Das lateinische Werkchen ist, wie auch eine ähnliche

164) p. 19. ed. Oetter. Michel gnâde diu was dâ,
wand von in (Joachim und Anna) der wuocher bequam,
der frouen Even schulde benam, und sie die maget scolten gebern,
die got selbe nien magnentwern deheiner bete die sie an in getuot.

165) Maßmanns Gedichte des 12. Jahrh. I, 145.

166) Anzeiger 1835. p. 425 sqq.

Legende von Judas [167]), kurz gefaßt und leichtfertig behandelt, etwa wie die lateiniſchen Thiergedichte, von einem Geiſtlichen, der auch Stiche auf Rom einfließen läßt, und der von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht ſehr gläubig zu denken ſcheint [168]). Mit dieſer Sage von Pilatus iſt die von Veronica und Veſpaſianus eng verknüpft. Abgetrennt und erweitert erzählt auch dieſe beiden Legenden ein deutſcher Dichter aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, der Bruder Wernher vom Niederrhein [169]). Vom Tuch der Veronica [170]) wird hier die Entſtehungsgeſchichte erzählt, es wird Chriſtus Taufe, Verſuchung und Leiden, ſammt den Weiſſagungen und Bezeichnungen im alten Teſtamente hinzugezogen. Alle dieſe bisher genannten Legenden ſtehen der Urgeſchichte des Chriſtenthums nah; verhältnißmäßig begegnen uns die Heiligen wenig, die ihr entfernter ſind: dieſe werden wir in einer zweiten Periode, wo die Evangeliendichtung aufhört, mehr hervortreten ſehen. Vereinzelt haben wir aus dem 9. Jahrhundert ein Lied auf St. Georg [171]), ganz in dem ſtumpfen alten Vortrage wie etwa die franzöſiſche Eulalia; und aus dem 12ten die Marter der h. Margareta [172]), gleichfalls in dem trocknern und ſtrengern Style dieſer Zeit. Bald aber fiel die poetiſche Vergnügung der Mönche auch auf dieſe neueren Stoffe, und die wunderlichſten ſchienen dem Sinne dieſes Zeitalters zuerſt zu gefallen: Viſionen, Märtyrologien, wunderbare Reiſen und Abentheuer.

Daß in dem erſten Jahrhundert der Kreuzzüge, als die ganze

---

167) Mone's Anzeiger VII, 532.

168) Ebenda V, 425.

Scribam rem gestam *multos hucusque latentem.*
Vera sit an falsa nihil ad me. Sic memoratur.
sic referunt homines, ut scribo, sic teneatur.
Quod si pars totumve tibi falsum videatur,
non nobis lector, reputes, sed ei tribuatur,
a quo materiae primum processit origo.

169) Wernher vom Niederrhein. ed. W. Grimm. 1839. Vergl. Haupts Zeitſchrift f. d. Alterth. I, p. 423.

170) W. Grimm in ſeiner „Sage von dem Urſprung der Chriſtusbilder" 1844 verfolgt die Geſchichte und die Zuſammenhänge dieſer der lateiniſchen Kirche angehörigen Legende mit der ältern, griechiſchen, von hiſtoriſchen Verſtößen freiern Sage von Abgarus.

171) Fundgruben I, p. 11.

172) Haupt ſtellt ſie aus einer ſpätern Handſchrift in ihre muthmaßliche Geſtalt her. Zeitſchr. f. d. Alterth. t. I.

Welt ſich zu chriſtlichen Heldenthaten und zur Krone der Märtyrer drängte, die Legende der Mittelpunkt der dichteriſchen Literatur und Unterhaltung ward, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, ſo wenig, als daß die Karlsſage dieſen chriſtlich legendariſchen Charakter annahm. Ueberall, wohin wir blicken, gewahren wir in dieſen Zeiten die Bekanntſchaft mit der Legendenwelt, wie z. B. in Hartmanns Gedicht vom Glauben eine Reihe von ſolchen Erzählungen kurz berührt iſt. Das Intereſſe der Zeit ſuchte jetzt andere Wunderthaten und Abentheuer, Reiſen und Kämpfe, als die der heroiſchen Dichtung waren; die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere Bedeutung geliehen ward, nach einer veränderten Anſicht die Werke der alten Helden zu überbieten, die neue Geſchichte verdrängte die alte Dichtung; man verſchmähte die Gegenſtände, die ſich den neuen Vorſtellungen nicht fügten und ſuchte andere hervor, die damit in Einklang zu bringen waren. Der chriſtliche Heroismus ward die Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige Geiſt verrichtete; und dies iſt, zugleich im Allgemeinſten und aufs Pragmatiſchſte hergeleitet, der erſte Eingang eines geiſtigen Prinzips, die erſte Spur der Idee in den menſchlichen Handlungen, die uns die Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb des Inſtincts und die Ueberfülle der wirkenden Kräfte im Menſchen, nicht mehr die Nöthigung der äußeren Verhältniſſe bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie im heroiſchen Zeitalter, ſondern die innere Stimme, der Ruf von Gott, der treibende Geiſt. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kaiſer thue was er thue, ſondern Gott gebiete es ihm[173]; ſo iſt in Hartmanns Glauben jede Legende als ein Beiſpiel der Wirkungen des heiligen Geiſtes erzählt; der heilige Geiſt, heißt es ausdrücklich, wirkt Alles, was recht und gut iſt; aus ihm handelten „zuerſt die Apoſtel des Herrn, die theuren Märtyrer“; als ein anderer Apoſtel und Gottes Bote tritt daher Karl in ihre Reihe, und die Triebfedern des heroiſchen Zeitalters, Habſucht und Gewaltthat (Gierigkeit und Hochmuth) werden jetzt verpönt und verfolgt. Aus dieſem Ge-

173) Ruolandes liet p. 65, 27.
wênest du, daz iz der kaiser tuo?
got uorderi iz ime zuo,
sînen boten uon himile
sendet er zuo deme kunige.
der gebiutet ime die herevart.

sichtspunkte, werden wir bald sehen, ward nachher die Sage von Alexander behandelt und die von Parzival, und es ist kein Wunder, daß inmitten dieser neuen Ansichten die Nibelungen, die ihnen zum Trotze ausdauerten, fremd und übel angesehen dastanden. Gegen das Volksgedicht beginnt jetzt daher nicht allein eine neue Dichtung, sondern auch eine neue Kritik innerhalb der Dichtung sich gegenüber zu stellen. Dies war schon bedeutend dadurch erleichtert, daß die Historiker dabei mit arbeiteten. Die Dietrichsage wurde von den lateinischen Chronisten Eckehard, Otto von Freisingen und Gottfried von Viterbo [174]) angefochten, die die prosaische und trockene Ansicht einer Zeit, wie die fränkische war, vertreten. Diese Periode sah zum erstenmal die Geschichtschreibung gewissenhaft und genau betrieben und Stenzel hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht [175]), daß die Chronisten jener Periode zuverlässiger sind, als die früher und später sich an sie anreihen. Selbst noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge in allen Theilen von Europa zeichnen sich bekanntlich durch ihre nüchterne und gesunde Behandlung der Geschichte aus, und namentlich sieht man hier sehr deutlich, wie von dem reinen Zeugniß der Augenzeugen, wie Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Raoul v. Coggeshale und Wilhelm, die zum Theil noch von Legenden und Wundern bis zum Unglauben und zur Verhöhnung entfernt sind, der Uebergang zur Leichtgläubigkeit und zum Mangel an Kritik eben bei den aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert beginnt, die gerade sich die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben. Ganz so finden wir nun, daß sich die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage aufwarf, indem sie viel unverschämtere Lügen an die Stelle setzte. Jene Volkslieder hatten für die handgreiflichen Anachronismen, mit denen sie die Hermanrich, Attila und Dietrich in Eine Zeit zusammenwarfen, keine Gewähr gegen die geschichtliche Kritik. Selbst das Feuer der Phantasie, das über alle Kritik mächtig wird, war verloren; ihr Interesse war durch die Begebenheiten des Tages abgelenkt. Die Wunderreise des heiligen Brandan nach dem irdischen Paradiese, nach der Insel der Seligen, nach der terra repromissionis wurde geglaubt, denn ein solches Land suchten ja die Kreuzfahrer selbst, und noch im 16. Jahrhundert,

174) Siehe die Stellen bei W. Grimm, deutsche Heldensage. p. 36. 38. 44.
175) Im zweiten Theil seiner fränkischen Kaiser.

da die Entdeckungsfahrten aufs neue die Einbildungskraft in die dunklen Räume des Meeres rief, verrückte dieſe ſehr verbreitete Sage in Spanien, dem Lande der Phantaſie, tauſend Köpfe. Man ſuchte in der Wirklichkeit dieſe Inſel, die die erſten Wallfahrten nach Jeruſalem und eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in dem Kopfe eines Mönchs geſtaltet hatten[176]), und die die Bollandiſten ſelbſt für deliramenta apocrypha erklärten. Aehnliche Viſionen, Weiſſagungen, Mirakel und Allegorien beſchäftigen ſeit dem 8—9. Jahrh. die lateiniſchen Dichter; an den Namen des heiligen Philibert knüpfte ſich die Allegorie von dem Streit des Leibes und der Seele, die ſo im 12. Jahrh. in lateiniſchen Gedichten ſich verbreitete[177]), von denen alsdann im 14. Jahrh. auch deutſche Bearbeitungen erſchienen. Dagegen treffen wir die Sage von dem iriſchen Ritter Tundalus, der 1049 in einem todtähnlichen Schlaf durch Hölle und Himmel geführt ward, in deutſchen Gedichten ſchon des 12. Jahrhunderts. Dieſe Sage ſcheint faſt nach den alten Erzählungen von Thespaſius (bei Plutarch) ins Chriſtliche übergebildet und in die neuen Zeiten verlegt zu ſein. Der Prieſter Alber, von dem wir ein vollſtändiges Gedicht über dieſen Gegenſtand beſitzen[178]), welches er auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat, gibt an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Regensburg gebracht und ihn da niedergeſchrieben habe, wie er ihn mündlich empfangen. Schon die äußern Beziehungen ſtellen dieſe Sage zu der von Brandan. Wir haben hier die Anfänge unſerer chriſtlichen Geſtaltung von Himmel und Hölle, die immer durch moraliſches Effecthaſchen langweilig und gräßlich geworden ſind und nichts von der poetiſchen Gerechtigkeit, Anſchaulichkeit und inneren Nothwendigkeit der alten Tartarusſagen haben. Der iriſche Ritter wird auf drei Tage leblos und ſeine Seele wird von einem Engel durch Hölle und Himmel geleitet, nur gegen Ende kommen einige Individuen vor. Einförmige Qualen und einförmige Freuden, nothdürftig

176) Aelter als die Légende latine de St. Brandaines aus dem 11. Jahrhundert, die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl dieſe Sage überhaupt nicht ſein können. In dieſem Werkchen finden ſich auch die Thatſachen, auf die ſich obige Aeußerungen beziehen, und die mir vorher fremd waren.

177) S. Karajan's Schatzgräber. 1842.

178) In Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. Bruchſtücke eines zweiten Tundalus in den „Niederrheiniſchen Dichtungen" ed. Lachmann.

geſteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfraßen, üppigen Geiſtlichen und Ruchloſen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, Geiſtlichen, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weiſſagen. Für alle dieſe und jede andere noch ſo enorme chriſtliche Sage hatte jene Zeit lebendigen Glauben, die gegen andere Geſchichtsverſtöße plötzlich ſo gewiſſenhaft ward. Denn hier ſchützte der diamantne Schild des Chriſtenglaubens ſelbſt, den z. B. Hartmann von der Aue vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speiſe gelebt haben ſollte: der Dichter fälſcht deſſen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott ſei nichts unmöglich! Mit dieſem Argumente war aller Zweifel beſeitigt, und aller geſunden Betrachtung vorgebaut. Die abentheuerlichſte Volksſage von Brautwerbungen, Fahrten und Kriegen brauchte jetzt nur zwiſchen Chriſten und Heiden zu ſpielen, ſo war ſie mit allen Wunderlichkeiten beſſer beglaubigt, als die Nibelungen, in welche ſelbſt in dieſem Jahrhunderte eine chriſtliche Anſicht von der Urſache des Unglücks, das Attila betrifft, eingetragen ward. Selbſt dieſe chriſtliche Anſicht aber erklärt nicht erſchöpfend die wunderbare Art von eigenſinniger Geſchichts- und Sagenkritik, und den neuen Geſchmack dieſes Jahrhunderts, der ſich daran knüpft, ſondern die Hauptſache bleibt der Geiſt dieſer ausſchweifenden Zeit, der die Einbildungskraft aus allen Schranken riß, ihr bald ein rechtmäßiges Gebiet entzog, bald das unpaſſendſte lieh, der ſich in Ideen gefiel und dabei am häufigſten in Grillen verfing.

All das zuſammen belegt und erläutert am anſchaulichſten unſere ſogenannte Kaiſerchronik, deren Druck wir nun endlich durch Maßmann bald zu erhalten hoffen: der große Sammelplatz der Legende und legendariſchen Novelle dieſer Zeit, die fabelhafte Chronik des chriſtlich-römiſchen Reichs und ſeiner Cultur. Der deutſchen Quelle nach, auf die ſie ſich beruft[179]), darf ſie wohl in den Anfang des 12. Jahrhunderts geſetzt werden; der Text der Heidelberger Handſchrift, den wir beſitzen, iſt nicht vor dem Ende deſſelben abge-

179) Cod. Pal. N. 361. Fol. 1.
Ein buoch ist zu dûte getichtet, daz unsich rômiskes rîches wol berichtet, geheizen ist iz cronica.

faßt. Sie fängt gleich im Anfange mit dem Eifer gegen Erdichtung und Lüge an[180]) und will an deren Stelle Wahrheit verkünden. Dieſer Eifer iſt gegen die Dietrichsſage und die weltlichen Gedichte, die im Anfange des 12. Jahrhunderts noch die vorherrſchenden waren, gerichtet, wie man aus einer ſpäteren Stelle aufs deutlichſte erfährt[181]). Wenn wir die Klage der Hiſtoriker über jene Anachronismen als baare Münze nehmen, ſo werden wir das doch hier nicht können, ſo wenig, wie wenn die franzöſiſchen Proſaromane die gereimten der Lügen beſchuldigen, obgleich ſie ſelbſt viel lügenhafter ſind. Vielmehr iſt es ein reiner Widerwille neuer Dichter gegen die alte Dichtung, die ſich hier in einer unbedachten Kritik Luft macht. Tauſend vortreffliche Regeln haben dieſe Leute im Kopf, denn ſie ringen überhaupt darnach ſich überall Grundſätze zu ſchaffen, allein ſie anzuwenden, wiſſen ſie nicht. Wie ſchöne Lehre gibt Wolfram, in der Erzählung nicht zu übertreiben, indem er gegen die deutſche Volksſage polemiſirt und ſpottet, und bei ihm fehlts doch in Worten und Werken an Uebertreibung nicht. Wenn der weiſe Gottfried von Strasburg die Sage von dem Haar der Iſolt, das zwei Schwalben in Marke's Saale fallen ließen, kritiſch bekämpft, ſo fällt ihm das, was uns das Abſurde ſcheinen würde, gar nicht auf; er bekämpft es aber, weil es nicht in ſeinem Texte ſteht und nicht zu ſeinem Plane paßt. Im Titurel wird über die Hornhaut Siegfrieds gehöhnt, und doch kommen hörnene Rieſen in dem Gedichte ſelbſt vor[182]). Schon Ellis[183]) hat, indem er des Wilhelm von Malms-

180) Ibid. Nu ist leider in disen ziten ein gewonheit witen:
manige irdenkent lugene und vuogent sie zesamene
mit schophlichen worten. Nu vurchtich vil harten,
daz die sêle darumbe brinne, iz ist âne gottes minne:
sô lêret man die luge die kint, die nâch uns kunftic sint.

181) Ibid. F. 86. b.
Swer nu welle bewêre, daz Diterich Ezzelin sêhe,
der heize daz buoch vurtragen. do der kunic ezzel ce Ovene wart begraben,
dar nâch stunt vur wâr dry unt viercic jâr
daz Diterich wart geboren, ze Criechen wart er irzogen,
da er daz swert umbe bant, ze Rôme wart er gesant,
ze Vulkân wart er begraben, hie muget ir der lugene ende haben.

182) Die Stelle bei W. Grimm p. 173. Ich glaube nicht, daß der dort eingeſchlagene Ausweg, den Widerſpruch zu heben, nothwendig iſt.

183) In den specimens of early english metrical romances.

bury Verachtung gegen die läppischen und traumhaften Mährchen der Briten neben desselben Mannes Leichtgläubigkeit hält, mit der er dem Nennius als Geschichte abnimmt, daß Arthur mit eigner Hand 900 Sachsen in einer Schlacht getödtet hätte, eine Verwunderung geäußert, wie launenhaft die Ungläubigkeit der Kritiker jener Zeiten war. Dies ist nirgends merkwürdiger, als eben in unserer Kaiserchronik. Der gewissenhafte, wahrheitsliebende, geschichtsinnige Dichter, den wir so eifrig über die Lügen und Zeitverstöße der Dietrichsage fanden, welch ein Schauspiel des tollsten historisch-poetischen Wirrwars öffnet er nicht selbst in den Sagen und Wundern, die er als so glaubwürdig in seinem Werke aufnahm, die aber das Christlich-Religiöse, das darin vorherrscht, vor jeder Beschuldigung schützt, wie denn diese selbe Intoleranz und Verachtung der weltlichen Gedichte ganz genau so wiederkehrt, sobald die gute Zeit der Romane abgelaufen ist und die Legenden wieder eine neue Epoche machen. Die Kaiserchronik ist nämlich nichts anderes, als eine legendenartige und novellistische Chronik des römischen Kaiserthums; alle alte und neue Geschichte aber wird aufs Merkwürdigste durcheinander geworfen. Die Erzählung beginnt mit Cäsar, mit seinen Kriegen in Deutschland und mit Pompejus, wie sie in den Lobgesang auf Hanno aus unserer Kaiserchronik übergegangen sind. Unter Tiberius wird Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung kommt dann unter Vespasian noch einmal vor. Unter Cajus stürzt sich ein anderer Marcus Curtius zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit jenen Erweiterungen zu, die man in mehreren späteren Novellen wieder findet. Unter Otto und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Mit Nerva's ehernem Pferd auf dem Capitol ist die Anekdote von Phalaris Ochsen verschmolzen. Dit Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Meran tritt dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Papst Leo ist Kaiser Karls Bruder. Ein Ezzius-Narses ruft den Otaker ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen, so wie auch jener Ezzius von diesem erschlagen wird; und im Attila und Theodorich ist in den Namen auf Zeitpersonen, auf jenen unter Friedrich I. bekannten Herzog von Meran und auf Ezzelin I.

(den Großvater jenes berüchtigten), der in den Kriegs- und Friedensſchlüſſen der Lombarden und auf Friedrichs Kreuzzug ausgezeichnet iſt, Bezug genommen! Hat man je eine ähnliche Confuſion gehört! Nur in den reali di francia darf man das Aehnliche ſuchen, die überhaupt das paſſendſte Seitenſtück zu unſerer Kaiſerchronik in der Fremde ſind, die an wunderlicher Miſchung von Geſchichte, Fabel, Legende, Mährchen, an rohem Geſchmack, und allen möglichen Eigenſchaften übereinſtimmen, ſich auch im Inhalt berühren, wie z. B. gleich die eröffnende Geſchichte von Conſtantins Ausſatz ſich in dem deutſchen Werke findet, das ſich eben ſo gerne wie die reali mit dieſer Gottesſtrafe (in der Legende von der Creſcentia bis zum Ekel) beſchäftigt. Ganz eng muß man dann der Form und dem Charakter nach den Lobgeſang auf den heiligen Hanno[184]) mit der Kaiſerchronik verbinden, der als Gedicht jetzt nicht mehr ſo viel Aufmerkſamkeit oder gar begeiſterte Bewunderung in Anſpruch nehmen kann[185]), nachdem ihm ſein richtigeres Alter (um 1183) angewieſen und ſein Verhältniß zu dieſem Werke aufgefunden iſt, der aber für die Art, wie nun Perſonen und Zeiten und Räume durcheinander gemiſcht werden, ganz ungemein charakteriſtiſch iſt. Der Dichter beginnt mit der Schöpfung der zweigetheilten Körper- und Geiſterwelt, die im Menſchen verbunden iſt. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle ſeine Werke wandeln ihren angewieſenen Pfad, nur die zwei edelſten Geſchöpfe nicht; Lucifer ſchied ſich von den Frommen und der Menſch ſank durch Verführung, bis ihn Chriſtus erlöſte. Seine heilige Lehre breiteten die Apoſtel in alle Welt aus, auch die trojaniſchen Franken haben manchen Heiligen erhalten; beſonders in Cöln ruhen ſo viele Märtyrer, dort auch Hanno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des Dichters leichte Phantaſie auf die Gründer der erſten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Perſien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, von deſſen indiſchem Zuge eine Epiſode eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf

184) ed. Goldmann. 1816. und in Schilter. Thesaur.

185) Beſonders ſeit Herder (zerſtreute Blätter 5. Samml.) hat man das Gedicht, das übrigens allerdings ſehr ſchöne Stellen hat, überſchätzt.

Cäſar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große[186]) mit den Baiern, die aus Armenien kommen, wo noch Deutſchredende gefunden werden, und beſonders mit den wankelmüthigen Sachſen, die von Alexanders Genoſſen abſtammen, zu thun hat. Dann wendet er ſich an die Franken, ſeine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht ſchlägt, die mit jener vortrefflichen Raſchheit und Lebendigkeit geſchildert iſt, welche die Dichter des 13. Jahrhunderts nur ſelten erreichen[187]). Von da kommt der Dichter auf Auguſtus, auf die Gründung von Cöln durch Agrippa, auf die Geburt Chriſtus, auf Petrus Ueberwindung des Kreuzes, auf die Ausſendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit beſſerem Siege gewannen als Cäſar. Einer davon ward Biſchof in Cöln und ſein drei und dreißigſter Nachfolger iſt Hanno. Nun erſt iſt der Panegyriker bei ſeinem Gegenſtande, dem Preiſe des Heiligen angelangt, und es folgt was ſich aus ſeinem Wandel und Leben zu ſeinem Ruhme, aus ſeinem Beiſpiele zur Nachahmung, aus ſeinen Wundern zur Verherrlichung ſagen läßt.

Wenn man an dieſen Beiſpielen geſehen hat, wie hier in recht engem Raume ſo Vieles zuſammengedrängt iſt, was zum erſtenmale, aber gleich ſo ſchlagend als möglich, aufkommende Bekanntſchaft mit den Fernen, mit der Geſchichte, mit großen Helden aus der Geſchichte, mit Völkerverbindungen u. dergl. zeigt, ſo wird man ſich die Unbeſtimmtheit darin von ſelbſt erklären; wenn man ſieht, wie die dunkelſte Kenntniß hier aufs allerkeckſte mit der Geſchichte umſpringt, wie das viel Wahrſcheinlichere verachtet und verſchmäht und das viel Unwahrſcheinlichere an die Stelle geſetzt wird mit eitler Prahlerei, und wie nur das Neue und nur das, was der Schreiber gerade zur Hand hat, geprieſen und ins Licht geſtellt wird, ſo wird man von der Gewiſſenhaftigkeit jener Dichter, die die Aechtheit ihrer

186) Ganz ähnlich ſind in dem neugriechiſchen Romane Beliſar auf dieſen Helden die Thaten Cäſars, die Eroberung Britanniens u. ſ. w. übertragen.

187) Oy wi di wâfini clungin, da di marih eisamine sprungin!
herehorn duzzin, becche bluotis vluzzin;
derde diruntini dunriti, di helli in gegine glimite,
da di hêristin in der werilte suohtin sich mit suertin.
Duo gelach dir manig breiti scari, mit bluote birunnin gari.
Dâ mohte man sîn douwen durch helme virhouwin
des rîchin Pompeiis man: Cesar dâ den sige nam.

Sage und ihre Wahrheitsliebe gegen Andere verfechten, man wird von der Aufrichtigkeit der Kritik dieser wackeren Männer überhaupt die allerkleinsten Begriffe bekommen. Es ist nur der geänderte Geschmack, der ihnen den Tadel in den Mund gibt, der darum immer aus ihrem Herzen kommt und auch vor ihren unklaren Köpfen bestehen kann. Zugleich drängt sich hier in dieser Kaiserchronik wie in einem Chaos fast Alles zusammen, was nur irgend die erste, allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich-ausschweifenden Phantasie erschaffen kann; ja die vielfältigsten Richtungen späterer Poesien liegen hier wie im Keime, und die Geschichte der deutschen Dichtung hat kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Nichts ist für den Leichtsinn der Phantasie und die bereitwillige Erfindungs- und Combinationskraft jenes Geschlechtes und des ganzen Mittelalters bezeichnender, nichts zeigt zugleich bestimmter, wie auch in diesem neuen Zweig der Romantik, die sich jetzt vielfältiger ethnologischer und historischer Stoffe bemächtigt, von dem Materiellsten, von der Anknüpfung an Städtenamen u. dergl. ausgegangen wird[188]), woher dann jene zahllosen Städtesagen, die man als nichts denn als bloße Erdichtung ansehen darf und trotz aller Volksmäßigkeit, die sie in späteren Jahrhunderten erlangt haben mögen, nicht als ursprüngliche Volkssage betrachten kann. Jene unzähligen Sagen von Städtegründungen und Eponymen, die schon von ganz frühe her durch das ganze Mittelalter reichen, und eben so die vagen aus ähnlicher Gelehrsamkeit geflossenen Legenden, wie die von Pilatus, können nichts anderes sein als solche Erdichtungen müßiger Mönchsköpfe, die sich von existirenden Namen die Hand führen ließen und an etwas gleichsam Anleitendes anlehnten, was dann zugleich den Hörern und Lesern etwas Beglaubigendes war. Was haben nicht jene Schotten und Scythen, Asen und Osen, jene Dacier und Dänen, Sachsen und Sakasuna, Geten und Gothen, die Doppel-Iberer und Veneter, die Sennonen und Senonen, Troyes

188) Nur Ein ergötzliches Beispiel aus Vielen der Kaiserchronik: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von sich. F. 24.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen lâtâ rânâ;

daher der Name Lateran.

und Liſſabon, Syracus und Saragoſſa ſeit dem neuen und dem griechiſchen Mittelalter bis auf die ſpäteſten Zeiten für Verirrungen in der Geſchichte angeſtellt! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnſte hiſtoriſch und poetiſch verbunden werden, weil dieſe die kindliche Einbildungskraft von ſelbſt zur Thätigkeit ruft und weil dieſe Verbindung zugleich der ſtädtiſchen oder nationalen Eigenliebe ſchmeichelt! Wer ſollte es dem Verfaſſer dieſes Werkes verdenken, wenn er in ſeinem Knabenalter ſich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an deſſen Fürſorge und Fürſprache im Himmel er nicht im geringſten zweifelte, da er ja wenigſtens das gleiche Intereſſe an dem unzweifelhaften Stammangehörigen haben mußte, wie dieſer an ihm. Nicht anders erklärt ſich jener Zug im Mittelalter, denn kaum eine Stadt exiſtirt ja, die nicht wenigſtens Eine ſolche kahle Herleitung und etymologiſche Deutung angeregt, kein Volk, das nicht an ein Volk des Alterthums ſich angelehnt, kein Wappen, das nicht eine dichteriſche Sage veranlaßt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich hiſtoriſch beglaubigt war, ſo geſtattete das um ſo mehr Licenz. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein ſonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung ſein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für ſeine myſtiſchen Betrachtungen, dem Caſſiodor für ſeine Gelehrſamkeit, den Scholaſtikern für ihre Speculationen, und ſie ſollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben? In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man ſich alſo zu erklären ſuchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geſchichte, Gebräuche, Sitten, Geſetze und Alles zurückconſtruirte. Dies iſt die erſte freiere Form der Erdichtung überall; das ganze Mittelalter iſt überfüllt davon, eben wie das griechiſche auch. Die rohere und früheſte iſt das bloße Borgen. Aegyptiſche oder galliſche Prieſter hören nur von griechiſchen Göttern und Heroen, und ſie eignen ſie ſich an; die Franken hören von dem glorreichen Abſtamme der Römer, die ſie geſtürzt hatten, was Wunder, wenn ſie ihre dunkle Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojaniſchen Blutes zu ſein, vertauſchen! In Italien und Spanien las man frühzeitig gefällige altgriechiſche und römiſche Sagen, ſo adoptirte man die Sage von den Aehren oder den Mohnköpfen des Thraſybul erſt in

Rom, dann später in Aragonien. Die Kreuzzüge regten geographisches Interesse auf, man entlehnte zuerst die Sagen des Herodot und der Griechen, ehe man sich eine eigene poetische Länderkunde bildete. Zunächst wird das Borgen zur Nachahmung. Je näher dazu der Stoff lag, desto früher fing diese Kunst an. In Italien also ist bei dem ersten Hervortreten der Vulgarhistorie, weil dort die alten Geschichtsbücher vielleicht nie ganz verloren waren, schon das ganze Logographenwesen der alten Welt in schönstem Flor und die Urgeschichte der einzelnen neuen Staaten blüht von etymologischem Scharfsinn und von historisch-poetischen Umgestaltungen altgriechischer Mythen. Dieser Art ist die Hunnibaldische Chronik, die gerade so von eponymischen Etymologien und alten Geschichtszügen wimmelt. Wo aber das Uebertragen älterer Geschichten in neuere Zeiten nicht so bequem war, wie überall, wo die alte Literatur ausstarb oder noch nicht hinkam, da trug man nun Zustände und Geschichten in ältere Zeit über; und dies Zurückconstruiren ist im Alterthume eben so sichtbar wie im Mittelalter. Zugleich forderte dies schon größere Freiheit, ja, es bedingte auch gleichsam das historische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sobald die Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildeten. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt sich diese Art der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die aufs offenbarste nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragonien sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudo-Isidor neben diesen aragonischen Fueros vielleicht als die merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur in sofern nicht völlig apokryphische und willkührlich erfundene Dinge sind, als sie, so wenig sie einen materiellen Grund haben, doch eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie entstanden oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt die Poesie die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwickelung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maßstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen

neuer Ereigniſſe und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Accommodation älterer Sagen zu neuen Verhältniſſen. Von da an ſteigt dies bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchſten Ideen der Zeit erfaßt und im poetiſchen Körper ſinnlich gezeugt werden, wo ſelbſt das, was noch etwa ein Rücktragen und ein Anlehnen an frühere Zuſtände verrathen könnte, nur auf den allgemeinſten Aehnlichkeiten beruht, wie z. B. wenn in der Graalſage die Hüter aus Cappadocien hergeleitet werden, der uralten Heimat der Myſtik und der Prieſterſtaaten, die noch dazu die Legende ſo früh im heiligen Georg, dem Patron der Ritterſchaft und dem bewunderten Märtyrer, der dort geboren iſt, an das chriſtlich-ritterliche Ordensweſen des Mittelalters anknüpfte. In ſolchen Stoffen und Gedichten hat man Volksſage gefunden! im ganzen Mittelalter hat man Erfindung geleugnet, weil jenes Geſchlecht mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit an der ächten Sage hing, ächte Sage gegen die entſtellte mit Eifer vertheidigte, und mit gewiſſenhafter Genauigkeit dem Gange der Sage in Ueberſetzungen folgte. Dieſe Paſſivität ſcheint allerdings ein Charakterzug der deutſchen Ritterpoeſie und wer auf ſie ähnliche Anſichten beſchränkt, der behält vielleicht Recht. Unſere Dichter jener Zeiten, die aller eigenen Productivität zu ermangeln ſchienen, ſtehen darin nicht allein der ihr vorangegangenen Nationalpoeſie, ſondern auch den franzöſiſchen und provenzaliſchen Dichtern entgegen. Wer aber den Ausſpruch auf das ganze Mittelalter ausdehnt, der würde geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dies iſt eben der auf der Oberfläche erkennbare entſchiedenſte Charakterzug der Dichtkunſt neuerer Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens ſo groß war, daß von ihm aus ganze poetiſche Schöpfungen frei erfunden ausgehen konnten. Die antike Dichtkunſt lernte dieſe Art von Kunſt und Poeſie erſt gerade dann kennen, als auch das Alterthum den Charakter unſerer neuen Zeiten anzunehmen anfing; erſt dann als auch im Alterthume das Romantiſche Eingang fand. Es war nun ganz natürlich, daß ſchon in den früheſten Anfängen des Mittelalters dieſes kühne Erfinden ſich in den Sagen und Dichtungen offenbarte. Es kam dazu, daß die keltiſchen Stämme, die den Uebergang in die neuere Zeit vermitteln, keine Geſchichte hatten, doch aber in den vielfachen Colliſionen, in die ſie mit kriegeriſchen Nationen kamen, nicht ganz arm und ruhmlos daſtehen wollten und daher die Lücke, die Volksſage und Geſchichte

entstellte, auszufüllen suchten; es kam dazu, daß die Religion die Wunder und Visionen und frommen Erdichtungen der Phantasie, daß der Hang der Zeit die Träume des Gemüths zu Bildern und Facten weihte; es kam hinzu, daß man mit Italien und Griechenland seit Karl und Otto dem Großen Verbindungen angeknüpft hatte, die sich jetzt vielfach erneuten, und daß man von da in größter Leichtigkeit den ganzen Schatz von Novellen und Legenden herüberholen konnte, der sich dort viel früher aufgehäuft hatte, als im Norden; und diese Legenden und Novellen sind es hauptsächlich, welche nun die Unterhaltung zu geben anfangen, welche früher in Deutschland der nationale Schwank, das Volkslied und das Mährchen gemacht haben mögen. Hier ist die Kaiserchronik außerordentlich wichtig. Es ist der Hauptgesichtspunkt, aus dem die Geschichte der Poesie dieses Werk betrachten muß, daß dasselbe, wie sich andere Werke von Umfang an andere Begebenheiten der äußeren Geschichte anschließen, in der deutlichsten Beziehung zu den Richtungen der deutschen Kaiser seit Karl nach dem Süden, nach Italien, auf den Erwerb der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römischen Reiches steht, welche letztere geradezu den Faden des Buches ausmacht. Mit diesen Bestrebungen sahen wir den geistigen Verband mit der alten Welt schon oben im Zusammenhange. Noch war zu Ottos I. Zeit die heroische Seite der alten Poesie, Homer und Virgil, diejenige, welche wir in der weltlichen Dichtkunst die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ihren Einfluß auf unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber von da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem mit Ottos II. Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger, seitdem unter Otto III. Hofton und Hofceremoniel mit seinem unsäglich jammervollen Gefolge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Ständescheidung und Allem, was den modernen Charakter einer Zeit bildet, gemacht ward, fand man mehr Geschmack an dem, was das west- und oströmische Reich Neues und Modernes darbot, und dies waren Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Romane, Novellen und Geschichtslegenden aus der römischen Kaiserzeit, wie sie im Geschmack der oben angeführten aus der Kaiserchronik, noch heutzutage in Italien im Volke umgehen. In Spuren zeigte uns schon der Lobgesang auf Hanno jede neue Gestaltung der Alexandersage;

die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen; jede Nation hatte natürlicherweise in dieser Gattung etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlicheren Stoffe, die noch dazu weit anders belebt waren, als jede andere poetische Materie des Mittelalters, war so leicht und konnte und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Orient und Occident fast überall solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Einschiebung und Versetzung, Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen gleich leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem und Neuem, aus Orientalischem und Occidentalischem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere, höhere Dichtung des Mittelalters hält in der ganzen damals thätigen Welt in Asien und Europa dem Geiste nach gleichen Schritt. Dieselbe innere Regung, welche die persische Lyrik gestaltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß aus keiner weitern inneren Quelle als das fränkische. Diese kleineren Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach Allgemeingut der ganzen Welt geworden, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Tradition bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die außerordentlich schnelle Verbreitung und Localisation, wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Producte neben die neuesten, aus den größten Fernen trafen sie zusammen und fügten sich in eine Gesellschaft mit oder ohne Veränderung. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen der alten Welt, die ganz offenbar solche üppige Unterhaltungsstoffe verdorbener Städte waren und zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien und von dorther zurück getragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Fabliaux aller Nationen vor, und die neuesten Zeiten versuchten sich wieder an so uraltem Stoffe. Alle Reiseabentheuer und Wunder gehören in diese Reihe; und nicht anders ist des

Odyſſeus Erzählung ſeiner Irrfahrten innerlich und äußerlich loſe verknüpft mit der Odyſſee, wie die Abentheuer des Herzog Ernſt bei Veldeck oder wie Alexanders Brief bei Lampert; und ſo erſcheinen Reminiscenzen aus Herodot und Plinius in dieſen deutſchen Poeten und aus Homer in Tauſend und Einer Nacht. Scandinaviſche Vorſtellungen von Werwölfen erkennen ſich ſcheints in den Bisclaveret der armoricaniſchen Lais. Die Fabel des Orients, die ganz an dieſe Stelle gehört und die in der neuen Zeit überall mit dem Schwank auf einer Linie erſcheint und ſich im ganzen Mittelalter mit dem Fabliau durchkreuzt, vermiſchte ſich ſo enge mit dem Thiermährchen der Germanen, daß ſie kaum mehr zu trennen ſind, wie wir bereits bemerkten. In welcher Art der Hitopadeſa, die Fabeln des Bidpai im Orient und Occident eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchliefen, überall aber die begünſtigende Einkleidung feſthielten, iſt bekannt genug. Das lateiniſche Werk von Petrus Alphonſus[189]), des getauften Juden, der unter Alfons I. in Aragonien ſchrieb, und deſſen Werk auch früher mehrfach ins Franzöſiſche überſetzt ward, verpflanzte mit am frühſten arabiſche Fabeln und Erzählungen in den Weſten, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Geſta Romanorum und in die ſpäteren italiſchen Novelliſten Eingang fanden. Wir wollen von dieſen ſpäteren, den Cento Novelle und dem Boccaz und ſeinen Nachahmern hier abſehen, am intereſſanteſten aber ſind hier die ſieben weiſen Meiſter (deren Urſprung man auch bis nach Indien zurückführt) und die Geſta Romanorum. Die Genealogie der Fiction zu erläutern, ſagt Dunlop[190]) iſt kein Werk geſchickter als die ſieben weiſen Meiſter[191]). „In den arabiſchen Nächten iſt die Geſchichte von dem Ehemann und dem Pfau dieſelbe mit der Elſter in den weiſen Meiſtern. Die Geſchichte von dem Vater, der von ſeinem Sohne ermordet wird, war urſprünglich durch Herodot von dem Baumeiſter und ſeinem Sohne erzählt, der in den Schatz des Königs von Egypten einbrach, und wurde in vielen italiſchen Erzählungen nachgeahmt. Die getröſtete Wittwe iſt die epheſiſche Matrone des Petronius Arbiter und die zwei Träume entſprechen genau der Intrigue im Miles gloriosus von Plautus, dem Fabliau

189) De clericali disciplina.
190) History of Fiction t. II. p. 106.
191) Auf ihre Bearbeitungen in Deutſchland kommen wir ſpäter zurück.

le Chevalier à la Trappe, einer Erzählung in dem 4. Theile des Maſſuccio und der Geſchichte von dem alten Calender in Gueulettes tartariſchen Erzählungen. Endlich der Ritter und ſein Windſpiel ähnelt der berühmten welſchen Sage von Llewellyn dem Großen und ſeinem Windhund Gellert, nur daß hier die Schlange ein Wolf iſt, der von dem treuen über dem Kinde wachenden Hunde getödtet wird.“ Eben ſo ſind in den Geſta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonſus und Kelilah und Dimnah, es ſind mönchiſche Legenden und profane Novellen, Geſchichtchen und Anekdoten aus dem claſſiſchen Alterthume und Apologe und Parabeln aus dem Orient (wie ſie in dem älteſten Barlaam und Joſaphat ſchon vorkommen) neben einander geſtellt. Perſien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu dieſen Sammlungen bei, nur gerade das deutſche Mährchen und die welſchen Mabinogion, das Volksthümliche unſerer nordiſchen Novelliſtik, ging ſo weit darin ein, wie unſer heroiſches Volksepos in Arioſt, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Geſammelt aber, bearbeitet und geleſen ward das Ausländiſche bei uns mit großer Thätigkeit, und wurden vielleicht die Fabliaux in Deutſchland nicht mündlich ſo ungemein verbreitet, wie im nördlichen Frankreich [192]), ſo geſchah doch ſchriftlich Vieles dafür.

Unſere Kaiſerchronik ſteht nämlich offenbar in der Reihe ſolcher Novellenſammlungen, und gehört mit Petrus Alphonſus zu den früheſten Verſuchen dieſer Art. Dies gibt ihr allerdings ein ſehr hohes Intereſſe. Sie miſcht alte claſſiſche Erzählungen, wie wir ſchon hörten, orientaliſche Legenden, vaterländiſche Sagen [193]) und Züge aus der Volksgeſchichte zuſammen; ſie ſcheint außer ihrer deutſchen Quelle auch lateiniſche zur Erweiterung zu benutzen; und ganz charakteriſtiſch iſt dabei der eigne Rahmen, den ſie dazu nimmt. Wer das Verhältniß unſerer deutſchen Dichter des Mittelalters zu den Originalen, die ſie behandelten, kennt, und wie ſtets der epiſche Gedanke

192) Usage est en Normandie,
que qui herbergiez est, qu'il die
fable ou chanson a l'hoste. Sacristain de Cluni.

193) Jene von dem Baiernherzog Adelgar, dem vom Kaiſer Severus zum Schimpf Kleid und Haar geſtutzt ward. In Baiern thut man es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies iſt Volkswitz, wie wenn die Griechen die Sitte nackt zu kämpfen von einem Mährchen herleiten u. dergl.

und das Gewand der Einkleidung ihnen eigenthümlich bleiben trotz aller Treue, mit welcher ſie der Tradition der Sage folgen, der wird hier ſogleich erkennen, daß die mühſelige Einkleidung in der Kaiſerchronik, und der Faden, der kein anderer iſt, als die römiſche und deutſche Kaiſergeſchichte, und der Gedanke, der auf dieſe Einkleidung leitete, das ächte Nationale an dieſem Werke iſt. Der Inhalt aber iſt dem größten Theil nach chriſtliche Novelle oder Legende. Nichts, wiederholen wir, verknüpft die Poeſie der alten und neuen Welt ſo ſichtbar und deutlich als die Legende, denn ſie ſchließt Chriſtenthum, philoſophiſche Syſteme und Disputationen, Allegorie, Parabel, Apolog und Novelle, Alles was das ſpäte Alterthum am meiſten mit der neuen Welt theilt, in ſich ein; und Schade, daß uns Niemand dieſen Zuſammenhang gerade an dieſem Theile der Literatur gezeigt hat. Dunlop beſchränkt ſich, vom griechiſchen Romane plötzlich den Uebergang auf den Johannes Damascenus und die Sage von Barlaam und Joſaphat zu machen, ſtatt die Geſchichte der Legende bis auf den Urſprung des Chriſtenthums und noch darüber hinaus aufzuſuchen; eine ſolche literariſche Geſchichte aber, die nur auf erhaltene Werke und auf die verlorenen Mittelglieder durchweg gar keine Rückſicht nehmen will, muß immer ein mangelhaftes Stückwerk bleiben. Indeſſen erkennen wir auch auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiſerchronik mit dem griechiſchen Barlaam allerdings den ganz gleichen Geiſt und die ſcharfe Einwirkung dieſer Art Dichtung, die in lateiniſchen Ueberſetzungen Vielen zugänglich und Allen intereſſant war, auf die Dichtkunſt des Weſtens. Beſonders wenn wir die große Epiſode von der Jugendgeſchichte des Papſtes und Märtyrers Clemens und ſeiner Brüder leſen, ſo finden wir da alle jene Magier- und Wundergeſchichten, theologiſchen Disputationen, jenen halb ſcholaſtiſchen, halb bibliſchen Styl, jene Siege über den Unglauben und Zweifel, und Erörterungen der Fragen und Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche in jenen Jahrhunderten bewegten. Hier dreht ſich ein langer Kampf um das allgemeine Räthſel, das die erſten Chriſten beſchäftigte, wie ſich das Böſe auf der Welt mit Gottes Güte vertrüge, wie ſich das Glück und der Zufall zu Gottes Vorſehung, der freie Wille des Menſchen zum Zwang der Geſtirne und des Fatums verhalte; und geſchickt iſt die Fabel der Legende benutzt, den ſkeptiſchen Juſtinian zu überführen, indem die wunderlichen und zweckloſen Verſchlingungen des Zufalls und der Willkühr,

die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilselde" sind, sich zuletzt freilich gar maschinenmäßig in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Disputation zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo, und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius Krankheit und seiner Heilung durch Veronica ein Gegenstand, den wir schon oben in der besonderen Bearbeitung Wernhers vom Niederrhein erwähnten; die Geschichte der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den romanhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom Gaukler Simon, die zahllosen Märtyrerlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolyt, der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses selbst in den größern und mit mehr Liebe behandelten Episoden nicht suchen. Noch gilt es hier um das bloße Material, das einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden, welche nach der Abblüthe der ritterlichen Dichtung entstanden, in dem Maaße als sie an kunstmäßiger Behandlung und äußerer Form gewinnen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den ungekünstelten Producten dieser Zeit des 12. Jahrhunderts zuweilen noch etwas Gewandtheit und Beweglichkeit sucht, so sehnt man sich dagegen dort bald wieder zu der schmucklosen Einfalt der frommen Poesie dieser frühern Zeiten zurück. Wenige Stücke besitzen wir, die schon ins 13. Jahrh. gehören, aber ihrem ganzen Geiste nach mehr zu den Werken dieser Jahre zurückgeschoben werden müssen. Um von den factenleeren und reizlosen Legenden von dem Bischof Bonus [194]) und St. Ulrich [195])

194) In Haupt's Zeitschr. t. II.

195) St. Ulrich's Leben, lat. durch Berno von Reichenau, und um 1200 in deutsche Reime gebracht von Albertus. ed. Schmeller. München 1844.

zu schweigen, so gehört dahin das Gedicht eines Konrad von Heimesfurt (wie ihn Rudolf von Ems im Alexander schreibt), von unserer Frauen Hinfahrt[196]), trocken und leer, wie alle diese Legenden, in denen man erzählen will ohne Stoff zu besitzen; dahin die Kindheit Jesu[197]) von Konrad von Fußesbrunnen (in der Schweiz), die zwar die Breite der Erzählungen des 13. Jahrhunderts schon hat, aber keine Schulfarbe und kein poetisches Zierwerk. Der Dichter erzählt schon aus sündigem Muth, wie die späteren Legendisten alle, er verweist aber für die Anfänge seines Stoffes über Annen und Marien Leben auf die älteren Dichter und Dichtungen dieser Zeit zurück, auf Meister Heinrich und das „Anegenge", die wir sogleich näher kennen lernen werden. Auf der Grenzscheide dieser beiden verschiedenen Perioden und Behandlungsarten der Legende steht der Gregor von Hartmann von der Aue, den wir hier näher erwähnen würden, wenn wir ihn nicht, wegen des vorragenden Namens des Dichters, auf dessen gesammte Charakteristik versparen müßten.

Aus dem was wir zuletzt aus der Kaiserchronik anführten, merkt man, daß in den Legenden der Kaiserchronik neben den epischen erzählenden Inhalt sich auch schon ein didaktischer eindrängt. Nichts ist natürlicher als dies, so wie der Uebersprung ins Lyrische ebenso nahe liegt; überall werden wir weiterhin Beides neben oder in der Legende selbst erscheinen sehen. Die Handlungen der religiösen Sage sind gerecht und fromm, die Helden sind Heilige; was Wunder, wenn man jene als Muster und Beispiele erzählt und von da zur Lehre übergeht, und daß man diese anruft und lyrische Litaneien dichtet, wie wir eine von dem „Gottes Knecht Heinrich" voll Sündergrimm und Selbstverachtung aus diesen Zeiten besitzen[198]). Daher hat denn „der arme Hartmann" in seinem Gedichte vom Glauben[199]), einer paraphrasirenden Predigt voll Latein und Gelehrsamkeit über die Glaubensformel, die Legende zur Einschärfung seiner Lehren

196) Ich kenne das Gedicht aus einer Abschrift, die mir Herr Fr. Pfeiffer mit gewohnter Freundlichkeit mittheilte. Ob der Name Konrad von Himmelsfurte richtiger ist, und nach Laßbergs Meinung das Kloster porta coeli zu Tennebach im Breisgau damit gemeint ist?

197) In Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts.

198) In den Fundgruben. Dieselbe Litanei erweitert und verändert, mit Weglassung des Verfassers, in einer andern Recension bei Maßmann Ged. des 12. Jahrh.

199) Bei Maßmann l. l. l.

benutzt, die überall nach dem obenerwähnten Sinne dieſer Zeit von Uebermuth, Reichthum, Gewaltthat und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Seele zuleiten. Dieſe gereimten Predigten[200]) bilden eine ganz förmliche Gattung in dieſer Zeit des 12. Jahrhunderts, und es wird ſich die Zahl derer, die uns bekannt ſind, ohne Zweifel noch erweitern. Man muß zu ihrer Bezeichnung beſſer die Benennung der damaligen Zeit, Reden, beibehalten, da es auch deren von weniger religiöſem Inhalte gibt. Dieſer Art iſt die Rede von Werner von Elmendorf[201]), die in der wiederholt ausgeſprochenen Abſicht, den Menſchen zu lehren was er zu ſeinen Ehren bedarf, eine Reihe nicht geiſtlicher ſondern weltlicher Vorſchriften enthält, die nicht aus der Bibel, ſondern aus einer Anzahl römiſcher Schriftſteller gezogen ſind, mit denen die Bibliothek des Probſtes von Heiligenſtadt, Dietrich von Elmendorf, wohl beſetzt geweſen ſein muß, welche der Dichter zu ſeiner Rede benutzte. Hiergegen ſticht eine Predigt von mehr dogmatiſcher Farbe, das „anegenge“ am grellſten ab; ein Gedicht voll Controverſen und voll von jener phantaſievollen Metaphyſik und chriſtlichen Mythologie, deren poetiſche Beſtandtheile nie einen Sammler gefunden haben, das kritiſch und philoſophiſch die Menſchenſchöpfung und Erlöſung betrachtet, und dabei mögliche Zweifel und Irrungen zu ſchlichten ſucht. Dagegen hat derſelbe Wernher vom Niederrhein, deſſen Legenden wir oben kennen lernten, auch einige ſolche Reden, die wieder mehr moraliſche Lehren enthalten, und unter denen Eine von der Girheide ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft, und ſelbſt die geiſtliche Buße am Ende eines habgierigen Lebens verwirft, wie ſie Geſchichte und Sage, Wirklichkeit und Dichtung, Friedrich I. und Alexander in dieſen Zeiten beilegt[202]). Die

200) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jahrh.

201) In Haupt's Zeitſchrift IV, 284.

202) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. p. 33, 1.

So denkit der gyrge in sinim mude,
du salt dich wole losin mit dinime gude,
du salt gevin zv cassen und zu clûsen
undi zu andiren godis husen.
Du salt mit dinir wishede gidichtin
unde en munster dun wirken,
do man vor dich bede biz an di nune.
damide wenith he machen sune.

Didaktik wird alſo auch ſogleich disciplinariſch und ernſt ſatiriſch, wie wir es ſpäter immer finden werden. Hartmann wendet ſeinen moraliſchen Eifer gegen die Ritterſchaft, er ſcheint auch ein Mann des geiſtlichen Standes zu ſein, den er preiſt und rühmt; der „arme Knecht Heinrich" aber, ein öſtreichiſcher Dichter, von dem das Gedicht von des Todes Gehugde (vor 1163) iſt[203]) und der ſich zu den Laien rechnet, eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geiſtlichen, wiewohl er Ritter und Frauen ebenſo wenig ſchont. Sein Gedicht, das alte Kraft und neue Gewandtheit ſchön verbindet, läßt uns einen intereſſanten Blick auf den damaligen Frauenverkehr werfen. Der Dichter zürnt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppiges Leben, aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Himmelreich mit herrlicher Speiſe, mit wohlgeſträhltem Barte und hochgeſchornem Haare erwerben könnte, ſo wären ſie alle heilig. Durch ihr böſes Beiſpiel verleiteten ſie die Laien, der Blinde führe den Blinden in die Grube. Nächſtdem bezüchtigt er die Frauen der herrſchenden Laſter, die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hofgefärtigen Gange deſto beſſer ſtehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegſtreben. Unter den Reitern herrſchen die böſen Sitten, daß ſie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhleriſche Reden führen und ſich des Böſen rühmen, das ſie thun. Der Dichter beſinnt ſich plötzlich, daß er über dieſe Schilderung des gemeinen Lebens von ſeiner Materie abgekommen iſt; er hält uns die Schrecken des Todes, der die Eitelkeiten dieſer Welt zerſtört, gegen die Herrlichkeit des ritterlichen Lebens und Frauenverkehrs[204]): auch hier blickt überall der

---

Undi alsi alliz gischit, so in hilpit iz widir di girde niet.
So denket he, du salt iz andirswa irsparen,
dv salt zu sente Jacobe varin
mit dinir schirpen undi mit dime staue,
unde vort zume heligin grave.
wirdis dv wnden ubme se,
du kummis nimmer in helle me etc.

203) Bei Maßmann II.

204) Ib. v. 555.
Nv ginc dar wîp wolgetân vnt schowe dînen lieben man
vnt nim vil vlîzchlîchen war, wie sîn antlutze sî gevar,
wie sîn schaitel sî gerichtet, wie sîn hâr sî geslichtet.

Gedanke vanitatum vanitas hervor, der dem Dichter des Alexander die Hand führte. Verwandt mit einem Theile dieſes Gedichtes iſt eine andere Rede vom Pfaffenleben, wie ſie die Herausgeber betitelt haben[205]), deren Verfaſſer ausſchließlich gegen das weltliche Leben der Geiſtlichen eifert und beſonders den Cölibat einſchärft. Ganz deutlich ſagen hier einige Stellen, wie ſich die Geiſtlichen in das neue gehobene Leben des Ritterſtandes einmiſchen, wie ſie Becher reichen, auf weichen Polſtern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon ſie viel ſchreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien ausſchlöſſen, da ſie doch keine um ſich dulden ſollten als Mutter oder Schweſter. Der Prieſter iſt nach dem Propheten ein Engel und ſoll auch engliſch lieben, ihm gebührt nicht die „Gemeinheit und Höfiſchkeit“[206]) der Ritterſchaft, ſondern Keuſchheit, Wohlthun, Gaſtlichkeit, Schirm der Wittwen und Waiſen. Man beachte ja, wie dieſer Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in die Dichtung in dieſe Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geiſtlichkeit durchdrang. Sollte der Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte unter dem ſchlechten Beiſpiele, das die Geiſtlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz ins Gemeine verſinken, ſo war es wohl nöthig und ein wahrer Segen, daß gerade jetzt die Ritterſchaft den Frauen eine übertriebene Huldigung brachte und die Marienverehrung dem Geſchlechte eine neue Heiligkeit lieh. Und ſobald dies geſchehen war, ſo ſieht man auch leicht, warum die Geiſtlichen nun nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britiſche Liebesromane von

---

schowe vil ernstliche, ob er gebâr icht vrœliche,
als er offenlîchen vnt tougen gegen dir spilte mit den ougen.
Nv sich wâ sint sînin muozige wart, da mit er der frowen hôhvart
lobet vnt säite; nv sich in wie gitâner hâite
div zvnge lig in sînem mvnde, dâ mit er div trût liet chvnde
behagenlîchen singen etc.

205) Altd. Blätter 1836. I. Heft 3.

206) Ib. p. 533.

Wil er donne mit ubele wîben
den engel von im vertriben
daz er bewillet sînen lîchaamen,
des mag er sich immer schamen.
Warzuo sol dem briester gemeinheit?
ez ist nicht anders umbe sîn hœfscheit,
denne als umb des esels sinne.

Geiſtlichen bearbeitet zu leſen, die keinen Umgang mit Frauen kennen ſollten, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß [207]) geweſen. Noch im 13. Jahrh. begegnet dieſe Gattung poetiſcher Reden, in den Zeiten, als man ſich über die Sündhaftigkeit des weltlichen Rittergeſanges Zweifel zu machen begann, und als die Dichter weltlicher Mähren in ſpäteren Jahren zu der ſühnenden Legende griffen. Von einem ſolchen Dichter des 13. Jahrhunderts, der ſich ſeines früheren Weltſinnes abgethan, und der in dem Sinne entſchloſſener Weltverachtung von den Freuden dieſes Lebens hinwegweiſt zu dem Glück dort oben, wo tauſend Jahre wie Ein Tag ſind, iſt die Warnung [208]), eine längere Rede, die ſo, wie die reuigen Legendendichter des 13. Jahrhunderts vor den epiſchen Rittergedichten warnen, gelegentlich einen ſtrafenden Blick auf den Minnegeſang von Sonnenſchein, Sommerfreude, Blume und Nachtigallen wirft, in denen man das Werk lobt aber des Werkmeiſters nicht gedenkt.

4. Veränderungen in der deutſchen Volksdichtung.

Das Rolandslied war ein Gegenſtand, der ſich für die Behandlung geiſtlicher Dichter noch eignete; die religiöſe Weiſe durch-

---

207) Nach mehr als einem Jahrhundert ſpäter tadelt Hugo von Trimberg den Abt von St. Gallen, daß er Tagelieder machte.

208) Gedruckt in Haupt's Zeitſchrift für d. Alterth. I. 438.

v. 2013. swaz iwer ouge übersiht,
daz geschuot sich selbe niht,
ez machte der heilege krist
der den sündaeren frömde ist.
der geschefte ir der wünne jehet,
den schephaere ir übersehet
„wol dir, frowe sunne!
du bist al der werlt wunne;
saelic sî diu nahtigal
unt ir süezen sanges schal!
willekomen sol diu heide sîn
unt aller ir bluomen schîn!“
daz were hoere ich grûezen
mit worten vil süezen,
den werkmeister man sus lât
der ez allez gemachet hât.

drang den ritterlichen und kriegeriſchen Stoff. In der Legende ſahen wir gleichſam die letzte Anſtrengung des geiſtlichen Standes, die Dichtung in ſeinen Händen zu erhalten. Schon der erneute Gebrauch der Vulgarſprache war eine Conceſſion geweſen; eine andere lag in der Behandlung weltlicher Volksſagen; in den Legenden griff man zu dem doppelten Mittel, dieſe Volksgedichte zu verdächtigen, und an ihre Stelle eine fabelhafte Volksgeſchichte und die Wunderthaten der Heiligen zu ſetzen. Jetzt aber ſollte den gelehrten Dichtern trotz aller ihrer Bemühungen vergolten werden, was ſie einſt an dem Volksliede verübt hatten; das früher Entriſſene ward ihnen wieder entriſſen, das lateiniſch Gewordne mußte wieder deutſch reden lernen, das der Straße Entfremdete ward wieder aus der Zelle geholt, und was im Buche ſtand für den Gelehrten ward wieder in den Mund des Volkes gebracht. Aber Vieles freilich blieb aus der langen Gewöhnung hängen, was dieſem Geſchöpfe unnatürlich kleidet und fremdartig anerzogen war; an die freie Luft, auf die Straße wie ſonſt wollte es ſich um ſo weniger ganz zurückgewöhnen, weil die neuen Erzieher ſelbſt dort nicht mehr zu Hauſe waren. Sollten die Pfleger der einheimiſchen Dichtungen, die wir jetzt betrachten wollen, eine Klaſſe von fahrenden Sängern und Spielleuten geweſen ſein, die ſich von den höfiſchen Dichtern und Dienſtleuten unterſchieden hätten, wie der Jongleur in Frankreich, der um Geld und Lohn ſang, von dem Meneſtrel, der höchſtens eine Ehrengabe annahm, ſo könnte man die Abentheuerlichkeiten, Entſtellungen, willkührlichen Erfindungen, Rohheiten und Verwilderungen in den Gedichten deutſchen Urſprungs, die wir in einer zuſammengehörigen Gruppe im 12. und 13/14. Jahrhundert neben der Siegfried-Dietrichſage liegen haben, einfach auf Rechnung dieſes Standes bringen, der auch in Frankreich ausdrücklich der Entſtellung und Verderbniß der Geſten angeklagt wird [209]). Allein dabei bleiben immer große Bedenklichkeiten, weil wir in Deutſchland zu wenig von den Standesverhältniſſen der dichtenden Klaſſen in dieſen Zeiten wiſſen, weil wir weder

209) Im Garin le Loherain (ed. Paris. 1831) heißt es:

cil jongleour, qui vont par le païs
n' en sevent riens certains esui et fins,
l' estoire ont corrouté des biaus dis
et lor mencoigne et ajousté et mis etc.

die Verbreitung noch die Ausbildung des ſängerlichen Verkehrs ſo groß in Deutſchland wie in Frankreich denken dürfen (denn ſchwerlich erwartete man bei uns von jedem Gaſte einen Geſang oder eine Erzählung, wie es in der Normandie der Brauch war). Auch iſt es der Wahrſcheinlichkeit überall näher, daß die wandernde Sängerklaſſe kleinere Lieder oder Schwänke zum Singen und Erzählen gewählt habe, und hätten ſie die langen Romane, die wir ſogleich zu erwähnen haben, wirklich vorgeleſen, wie es jene Stellen in deutſchen und franzöſiſchen Gedichten glaublich machen, wo der Dichter als Leſer gedacht ſeine Erzählung unterbricht und einen Trunk begehrt, ſo zeigt eben dieſe Veränderung des Vortrags am beſten, wie ſich die Romanze, die einſt vielleicht in knapper Form den Vorübergehenden an der Straßenecke aufhielt, unter den Händen gelehrter Paffen zum Romane ausgedehnt, jetzt in die Häuſer und Paläſte zum umſtändlichen Beſuche kommen mußte. Denn daß dies die Geſchichte unſerer Romane deutſchen Urſprungs war, ſcheint jeder einzelne zu belegen. In jedem einzelnen ſehen wir auf einen ſagenhaften, volksthümlichen Grund zurück, einfach genug, um in dem öffentlichen Geſange eines Spielmanns Raum zu haben; in jedem ſehen wir dieſen einfachen Sagenſtoff ſo unendlich breit getreten, oder ſo verbunden mit fremdartigen Elementen aus Büchern und andern fremden Dichtungen, daß wir die willkührlichen Ausſtattungen dürftiger Erfinder und Erzähler gleichſam verfolgen können. Anfangs weiſen uns dieſe Dichtungen noch auf lateiniſche Quellen und dieſe ſammt den gelehrten Einſchaltungen auf den Durchgang derſelben durch geiſtliche Hände hin; ſeitdem aber die Kreuzzüge Verbindung zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Ritterſchaft hervorbrachten, ſehen wir auch alsbald die weltlichen Stände ſich der Dichtung annehmen. Denn ſchon drangen auch die britiſchen Romane herein, die den Sieg der Laiendichtung und des Minnelieds entſchieden.

Wir haben oben ſchon im 11. Jahrhundert jenen lateiniſchen Ruodlieb gefunden, in dem wir dreierlei Elemente unterſcheiden: am Schluſſe die Spuren ächter deutſcher Sage, am Anfang einen weiten Kriegszug in die Ferne, wie ſie in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts erſt häufiger erſcheinen, in der Mitte eine heimathliche Reiſe in einer didaktiſch-allegoriſchen Einkleidung. Ganz die ähnliche willkührliche Miſchung heterogener Dinge finden wir in dieſen Zeiten in Herzog Ernſt wieder. Wir beſitzen dieſes Gedicht in zwei ver-

ſchiedenen Handſchriften. Die in von der Hagen's Sammlung [210]) gedruckte Gothaer enthält die Umarbeitung eines älteren Werkes, die aus dem 13. Jahrh. ſtammt und wegen einer falſch ausgelegten Stelle (V. 2473), die aber in der Wiener Handſchrift fehlt, lange für ein Werk Heinrichs von Veldeke galt. Die Wiener Handſchrift (No. 3028) dagegen enthält eine vollſtändige Abſchrift des urſprünglichen Gedichtes, das dem 12. Jahrh. angehört, wie die alten Prager Bruchſtücke beweiſen, die Hoffmann in den Fundgruben [211]) hat abdrucken laſſen. Später als beide deutſche Gedichte fällt das lateiniſche eines Odo [212]) in Hexametern, in dem die alten geographiſchen Sagen, die einen Theil des Inhalts ausfüllen, in größerem Umfang erſcheinen, und das gelehrte Kenntniß der alten Literatur verräth. Rückwärts und vorwärts deuten andere Bearbeitungen in Volksbüchern, im jüdiſchen Dialekte, in lateiniſcher Sprache auf große Vorliebe für dieſen Gegenſtand. Wir haben ſchon bei Gelegenheit des Ruodlieb mit Schmellers Worten geſagt, daß wir durch die lateiniſche Proſa einer Münchener Handſchrift [213]) auf ein Gedicht in gereimten Hexametern zurückblicken, das uns in die Zeiten jenes Tegernſeer Gedichtes [214]) führt. Von einer lateiniſchen Quelle, die ſchon dem erſten deutſchen Dichter des Herzog Ernſt vorlag, weiß auch der Verfaſſer des Gedichtes aus dem 13. Jahrh. [215]), der aber ſchon andere Quellen vor ſich hat: eine Chronik ſcheints noch außer dem früheren deutſchen Dichter, aus dem er ſchöpfte.

Was nun die verſchiedenen Beſtandtheile dieſes Gedichtes betrifft,

---

210) Aus der Gothaer Hſ. abgedruckt in der Sammlung altd. Gedichte von von der Hagen und Büſching I.

211) Fundgruben I, 228.

212) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, auto Odone. in Martene thes. nov. anced. t. III. Ueber ſein Verhältniß zu den übrigen Bearbeitungen ſiehe die Einleitung der Herausgeber des deutſchen Gedichtes p. VIII. sqq.

213) N. 572. Davon ein Auszug in Andreae Presbyt. Ratisb. Chron. Bavar. Amberg. 1602. 4. p. 44. ex cit. von der Hagen Minneſ. IV. p. 77.

214) Intereſſant iſt, daß Graf Berthold III. von Andechs ſich das libellum teutonicum de Herzogen Ernesten vom Abt von Tegernſee 1180 zum Abſchreiben ausbittet. S. 12 der eben angeführten Einleitung.

215) V. 2049 Aventiure dirre mære
der êrste tiutsch tihtære
ze latîne geschriben vant ff.

ſo iſt in dem erſten an deutſche Geſchichtsſtoffe angelehnten Theile dieſelbe außerordentliche Confuſion von Zeiten und Perſonen, wie wir ſie in der Kaiſerchronik finden. Wir haben dieſe Eigenſchaft ſchon in der älteſten deutſchen Sage: dort war ſie aus natürlichen Verhältniſſen der Zeiten zu erklären; je weiter wir ſie aber in der ſchon hellen Geſchichte herunterreichen ſehen, deſto willkührlicher und launenhafter nimmt ſie ſich aus, wie wir es oben in der Kaiſerchronik ſahen. Hier werden die einheimiſchen Schickſale des unruhigen Stiefſohns Conrads II. erzählt, ſo aber, daß mit ihm vielleicht ſchon ein älterer Ernſt verſchmolzen iſt, Ludwigs des Frommen Tochtermann, der gegen Ludwig den Deutſchen mit deſſen Sohn Karlmann verbunden war; daß er ferner zum Theil die Rolle von Ludolf, Otto's I. Sohn ſpielt, daß Otto I. Otto der Rothe iſt, und Conrad II. Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernſt iſt, der mit Heinrich von Baiern in Feindſchaft lebt und was dergleichen Verwirrungen mehr ſind Man ſieht aber an der Trockenheit dieſes erſten Theils des Herzog Ernſt, wo wir nichts finden als einen Sohn, der ſeine Mutter zu einer zweiten Heirath mit dem römiſchen Vogt beſtimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verläumdet ſeiner Lehen beraubt wird, dieſen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß, man ſieht an dieſer Trockenheit eben ſo wie an dem Schwankenden und Irren in der Anlehnung an eine junge Geſchichte, wie dieſe Art von Volkspoeſie ihrem Ende nahe iſt. Der Stoff war nicht abentheuerlich genug neben den neuen Zeitereigniſſen und neben den eindringenden fremden Gedichten im 12. Jahrhundert, und ſelbſt frühere Geiſtliche werden ſchon die Wunder antiker Ueberlieferung und Dichtung aus ihrer Lectüre hinzugethan haben. Von nun an fand gerade das, was willkührlich an Herzog Ernſt, wie anderswo im Volksbuche eben ſo willkührlich an Heinrich den Löwen geknüpft, was ausländiſch und alt iſt, Eingang, gerade dies verdrängte das früher Volksthümliche aus ſeiner Stelle, und ward ſeinerſeits ſelbſt volksthümlich und ein Lieblingsgegenſtand der Dichter und der Lectüre. Auch iſt dies offenbar die Lieblingsparthie des deutſchen Dichters geweſen, deſſen Werk wir vollſtändig beſitzen; denn während in dem erſten Theile außer dem was ihn im Allgemeinen charakteriſirt, außer der zarten und edeln Geſinnung, die ſich da ausſpricht, wo der Dichter in Perſon auftritt

und urtheilend und fühlend ſeine Erzählung unterbricht, außer der ſchönen Einleitung die voll herrlicher Frömmigkeit und ſo gegen die falſchen Gemüther gerichtet iſt wie Gottfrieds im Triſtan gegen die ſaueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiſer bittet, nichts in der Erzählung iſt was für ihre Nüchternheit und eine gewiſſe Neigung zum Moraliſiren entſchädigte, ſo iſt im zweiten Theile eine anſchaulichere Darſtellung und es herrſcht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die ſpäteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In dieſem zweiten Theile, der ſich allerdings ſehr wunderlich neben dem erſten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechiſche Vorſtellung von der geographiſchen Ferne und von den Ländern und Menſchen an den Weltenden, wie ſie im Laufe der Zeiten unter alexandriniſchen und morgenländiſchen Einflüſſen ſich geſtaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernſt zieht nämlich nach Conſtantinopel, begibt ſich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verſchlagen. Dort findet er eine leerſtehende Burg voll Pracht, und mit Wetzel betrachtet er ſich Palaſt und Garten, deren Herrlichkeit im vorzüglichſten Styl des Feenmährchens geſchildert iſt; ſie baden ſich, gehen zur Ruhe und beim Aufſtehen hören ſie und ſehen ſie ein Kranichvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte [216]). Nachts ſuchen ſie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schna-

---

216) V. 2693. Der künic sînen snabel bôt
vil dicke an ir mündel rôt;
so begunde die minneclîche
weinen inneclîche,
ze gote si ze helfe schrê.
Ez tuot mir für die guoten wê,
daz si leit den ungemach.
Ir herze von leide brach
in lûtberndem krache
oft, als ein dürrer spache.
Ich enwolde selbe dâ niht wesen,
solt ich dâ immer rîchesen.
In was kein ander rede kuont,
Müam, als die kranche tuont.

belvieh," ſie aber wird dabei verwundet und ſtirbt. Sie fahren ab und ihr Schiff wird an den Magnetſtein im Lebermeer geworfen, wo ſie unter Trümmern feſtgehaltener Schiffe ſich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch ſieben dem Hungertode widerſtanden hatten, gibt Wetzel an, ſie ſollten ſich in friſche Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen laſſen; bis auf Einen, der aus Zagheit zurückblieb, werden ſie ſo erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, deſſen Schilderung, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen an Wolfram erinnert, kommen ſie zu den Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge, ſtehen ihnen gegen die Plattfüße bei, es kommen Kriege mit Langohren, mit Vögeln, welche die Pygmäen bekriegen, mit den Rieſen von Kanaan und endlich mit den Babyloniern, worauf, als der Ruf von ſeinen Thaten erſchallt, Ernſt heimkehrt.

Man ſieht, hier kann man die ganze Geſchichte der Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Rieſen in Paläſtina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erſtere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megaſthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der das Eiſenwerk der Schiffe auszieht, iſt in Tauſend und Einer Nacht zu finden und von orientaliſchem Urſprung, und die Sage vom Wegtragen durch Greife ſcheint eben dort zu Hauſe zu ſein [217]). Wie verbreitet alle dieſe einzelnen Sagen von Unmenſchen, von dem Magnetberg, vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder das Nordmeer verſtanden iſt, vom Raube der Greifen u. dergl. ſchon vor, in und nach der Zeit dieſer deutſchen Bearbeitungen des Herzog Ernſt waren, haben Grimm und die Herausgeber des Gedichtes nachge-

217) Merkwürdig iſt die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111. Verum enimvero homines artem quandam excogitarunt, qua ex hujusmodi funesto loco evadere possent: nam sumptos secum juvencorum pelles, si ventus ille irruat, eosque in mare concretum protrudat, arripiunt, ac se iis inserunt gladium singuli manu tenentes pellesque intus consuentes, ut eo aqua penetrare nequeat; posteaque sese in mediam aquam projiciunt. Quos prospicientes magnae aquilae, gryphes dictae, jumenta esse putant; et descendentes arripiunt eos atque in aridam exportant iisque in monte aut valle ad devorandum insident. Sed homines inclusi festinant et illas gladiis caedentes occidunt, et e pellibus egressi incedunt, donec ad terram habitatam perveniant.

wiesen[218]). Altgriechische Sagen, die Geschichte von Troja und Alexander und was sich Alles daran knüpfte, waren so ungemein verbreitet schon zu jenen Zeiten, daß möglicherweise, wie Grimm und van der Hagen vermuthen, schon damals Reisen, wie die spätern des Monteville, in Deutschland existirten, und aus Lamberts Alexander ist gewiß, daß schon im 12. Jahrhundert die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten gelesen wurden, obgleich wir davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder, haben wir schon oben gesehen, beschäftigten schon im 10.—11. Jahrhundert die Mönche und die Gelehrten; sie wurden schon damals in Vulgargedichten ins Volk gebracht, sie wurden allmählig wie jene Legenden und Fabeln Allgemeingut der westlichen Welt, und weiterhin behandelten und benutzten sie die ritterlichen Dichter in eben so großer Freiheit, als sie hier in unserem Gedichte noch in roher Gestalt niedergelegt sind.

Im Herzog Ernst ist geschichtliche Volkssage, die sie wie die allerälteste, die wir verfolgen können, mit verwandter Geschichtssage zusammengeschoben hat; die Helle der Zeit aber, in die ihre Entstehung und Fortbildung fiel, machte schon, daß überall die Fugen sichtbar und die verschiedenen Materialien selbst innerhalb der geschichtlichen Sage abgelockert sind, von dem willkührlichen Zusatz der Wunderreisen gar nicht zu reden. Wir sagten, diese Art von Volkspoesie war ihrem Ende nahe; denn der heimatliche Horizont war klar geworden, die Helden des Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geschichte, nicht mehr in den Mund der Sage; das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als der Orient, Constantinopel und das heilige Grab alle Wunderstätten verdunkelten, so wenig wie der Mönch in der Zelle jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit dem Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so

218) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

rückte man ihn noch viel willkührlicher, als man es ſchon früher mit dem Biſchof von Paſſau in den Nibelungen gethan hatte, wenigſtens mit dem Namen in eine alte Sage, an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geſchah, wie es im Wigalois ſichtbar iſt. Oder man dichtete geradezu Geſchichte, und beſonders Kreuzfahrergeſchichten, wie es in Frankreich ſo frühe geſchah, und wie wir in Deutſchland ein Beiſpiel an den Fragmenten vom Grafen Rudolf haben[219]), einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutſchen Rittersmann verfaßt iſt, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, nach v. Sybel[220]) aus dem des Hugo von Puiſet aufnahm. Sollte ferner einer heidniſchen Sage, die das neue Intereſſe der Zeiten in den Hintergrund ſtellte, ein friſcher Glanz geliehen, ſollte ſie dem gegenwärtigen Geſchlecht wieder nahe geſtellt werden, ſo genügte leicht ſchon eine Veränderung des Locals, eine Verſetzung der Scene in den Orient, den Schauplatz der neuen Geſchichte; und daher mußte Herzog Ernſt im 12. Jahrhundert nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidniſchen Sage ein chriſtliches Intereſſe hinzu, ſo war es deſto beſſer; dichtete gar der geiſtliche Krieger, oder der

219) Grave Rudolf. ed. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber ſagt p. 26. „So viel ſich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darſtellung des Zuſtandes, in welchem Paläſtina nach Eroberung der Hauptſtadt und Begründung des neuen Königreichs ſich befand. Jeruſalem ſelbſt, der Sitz des chriſtlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen verſorgt, der beſtändige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landſtraße, der Zwiſt des Königs mit ſeinen ſtolzen Vaſallen, die an ſich unnatürliche durch die Verhältniſſe herbeigeführte Verbindung dieſer mit den heidniſchen Fürſten, die Einmiſchung des griechiſchen Kaiſers, die Pracht ſeines Hofes, ſelbſt einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jeruſalem durch die Geiſtlichkeit, welche Loblieder ſingt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles ſind lauter der geſchichtlichen Wahrheit gemäße Züge.“ Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1844. p. 40.

220) In Haupt's Zeitſchrift II. 235 ff. Unter Veränderung von Namen und Localitäten tritt ungefähr ein Jahrhundert ſpäter der Stoff dieſes Gedichtes in einem leider eben ſo fragmentariſch erhaltenen Gedichte, dem Crane des Berthold von Holle, wieder auf.

kriegerische Geistliche, der im heiligen Lande gewesen war, und hatte er vollends etwas aus eigner Erfahrung hinzugethan, was dem Hörer neu war, oder hatte er noch dazu Belesenheit und Kenntniß der neuen romanischen Poesie, um sein Gedicht dem Ton und Inhalt französischer Dichtung zu accommodiren, so war Alles geleistet, was nur damals ein dichterisches Product empfehlen konnte, nur kam es freilich darauf an, ob es mit dem rechten Talente geleistet war. Das Gedicht von König Ruother[221]) vereinigt all das, was wir hier anführen, aber leider ohne das Talent, das wir hinzuverlangten. Es läßt uns auf eine alte Volkssage zurückblicken, die aber ganz aus ihren Verhältnissen gerückt ist. In der Vilkinasage, die zwar bedeutend jünger ist, als unser Gedicht, das ans Ende des 12. Jahrhunderts um 1180 fällt, findet sich eine Erzählung, deren Held Osantrix und deren Schauplatz im Nordosten ist, die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Ruother zusammenstimmt, und von der van der Hagen in seiner Einleitung mit Grund behauptet, daß die Gestalt derselben überall eine reinere Ueberlieferung, ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verrathe, während diese im Ruother überall verwischt sind, wie sich denn an die Stelle der Kämpfe und Thaten sittliche und religiöse Reden, und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hätte. Nicht allein hierin zeigt sich eine Veränderung und eine Accommodation der Sage an spätere Sitten und Zeiten (wobei bemerkt werden muß, daß sie früher noch reiner existirt haben muß, indem zwar im Ganzen die Erzählung der Vilkinasage allerdings ächtere Züge des Alterthums, daneben aber auch entschiednere Züge noch späterer Entstellung nach dem Charakter des 14. Jahrhunderts oder des Endes des 13. trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Constantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Wilkinaland war, und daher „ist der Rother mehr auf reiche und prächtige Hofhaltung, Milde und friedliche Tugenden der Fürsten und gegenseitige ritterliche Treue zwischen ihnen und ihren Mannen, und überall auf christliche Gesinnung und Ermahnung gerichtet“[222]).

---

221) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen; ergänzt und verbessert mit dem von Arnswald'schen Bruchstücke in Maßmanns Gedd. des 12. Jahrhs. II.

222) Einleitung von von der Hagen. p. V.

Dieſes neue Local der Sage zu erklären, hatte man ſich früher wunderbar gequält, weil man die großen Einwirkungen des Zeitgeiſtes auf die kecke Umgeſtaltung der Dichtungen nicht in Anſchlag brachte, weil man die Willkühr der Dichtenden in den alten Zeiten nicht ſo groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht ſo gering denken wollte, weil man ein Geſchlecht annahm, das von dem unſrigen verſchiedner gedacht ward, als es die menſchliche Natur erlaubt, die ſich dem Weſen nach überall gleich bleibt. Die Sache löſte ſich ganz einfach, ſeitdem Wilken in einer Beilage zu ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge gezeigt [223]), daß ſehr auffallende Beziehungen zwiſchen dem Inhalte dieſes Gedichtes und den Zuſtänden des byzantiniſchen Hofes zur Zeit des Kaiſers Alexius und den Colliſionen der Kreuzfahrer mit dieſem Hofe Statt haben, Beziehungen, die einen Dichter verrathen, der nothwendig in Conſtantinopel anweſend war, was man auch ſchon früher vermuthet hatte, weil der Hippodromos (Poderamushof) erwähnt iſt, und die Anrufung des St. Gilles u. dergl. nothwendig eine Bekanntſchaft und einen Umgang des Dichters oder des neuen Bearbeiters mit provenzaliſcher Ritterſchaft vorausſetzt. Noch aber war dieſer Bearbeiter, der alſo den Schauplatz verändert, die Namen vertauſcht, die Begebenheiten verwiſcht und neue eingeführt hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Geſtalt, die wir kennen, gegeben hat. Dieſer letzte Text weiſt aber auch auf ein früheres deutſches Lied ſchon zurück [224]), und dies würde denn etwa jenen Kreuzfahrer zum Verfaſſer haben. In wie weit dieſer ſchon alle und ſämmtliche Namen ſo verändert hat, wie wir ſie heute leſen, iſt ſchwer zu ſagen. Wenn man einen lombardiſchen Dichter annehmen, im Ruother eine Anlehnung an den lombardiſchen König Rotharis (oder gar in dem Namen Dietrich, den Ruother einmal annimmt, eine Anlehnung an den von Bern) finden wollte, ſo möchte dieſer Name mit andern ſchon noch früher und damit auch die Anknüpfung an Karl den Großen eingegangen ſein. Allein dieſe Namensveränderungen ſind aus derſelben Kinderei hervorgegangen, aus der auch die etymologiſchen Sagenbildungen in der Kaiſerchronik und

223) Der fünften in Tom. II. Ich verweiſe den Leſer dahin, ohne hier das Einzelne anzuführen, da es mir für meinen Zweck hinreicht, die geſchichtlichen Bezüge dieſer Art anzuzeigen. Vergl. Grimms Deutſche Heldenſage. N. 37.

224) z. B. V. 412. 3477 u. a.

so vieles Aehnliche, was eine dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungsluſt verräth, erwachſen ſind. Es ſollen Verbindungen zwiſchen alten Sagen und neuen Helden geſucht werden, und man kann daher im Ruother wohl nichts finden, als eine Erinnerung an Otto den Rothen oder erſt an Friedrich Barbaroſſa, welche Beide den Bezug auf Conſtantinopel einfach an die Hand gaben. Aus der Zeit des Letzteren, und alſo erſt von dem letzten Bearbeiter eingeführt, iſt wenigſtens eben ſo jener Herzog von Meran eingegangen, der erſt ſeit 1181 erwähnt werden konnte [225]) und öfters in Gedichten dieſer Zeit Eingang oder Erwähnung gefunden hat. Ueber dieſe loſe und kindiſche Anknüpfung alter Sagen an lebende Helden kann gar kein Zweifel walten, und was ſo ſonnenklar am Tage liegt, was namentlich auch in franzöſiſchen Romanen ſo oft herausgehoben ward, wo es weniger Namen als hiſtoriſche Facten ſind, die man aus der Gegenwart einführte, muß man nicht leugnen wollen, ſollte es auch der Erfindungsgabe und dem Witze unſerer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen.

Folgendes iſt in Kurzem der Entwurf dieſes Gedichtes. König Ruother läßt um die Tochter Conſtantins werben; ſeine Geſandten aber werden in den Kerker geworfen, wo ſie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müſſen. Ein Heerzug Ruothers ſoll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Rieſen erſcheint zur Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erſcheint Ruother in Conſtantinopel, wo ſeine Rieſen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und ſich einmal losreißt, und Asprian, der einen Löwen Conſtantins an die Wand wirft und tödtet, Aufſehen und außer dieſem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Geſchenke zu ſchicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer nicht paſſen will, den er ihr dann ſelbſt, heimlich herbeigeholt, anziehen muß, wobei er ſich ihr als den Sender jener gefangenen Geſandten kund thut. Dieſe Situation iſt in der Vilkinaſage lieblicher noch als in unſerem Gedichte. Die Prinzeſſin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker iſt eine ſchöne Stelle, die zum Gefühl ſpricht. In der Vilkinaſage hat dies Alles ſchon eine andere Wendung, dort wird mit

225) Hormayr Werke. 3, 167 sqq.

Kampf und Gewalt Alles vollendet, was hier mit Liſt und Entführung, dort mit Grauſamkeit, wo hier Edelmuth ſpielt. Mit der Erwerbung der Braut ſchließt nun die Vilkinaſage, aber nicht ſo der Ruother. Hier geht die Geſchichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann ausgerüſtet, entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt ſie nach Conſtantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Conſtantinopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Conſtantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und ſein Weib mit ſeinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit ſeinen Helden in dem Saale unter dem Tiſche ſich zu verſtecken; dem Conſtantin ahnt und ſchwant es, daß er nahe ſein müſſe, die Königin erfährt, daß er im Saale iſt, durch einen Ring, den er ihr unter dem Tiſche hervorreicht; vergnügt lacht ſie, und der Babylonierkönig iſt ſolch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother ſei im Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man ſieht wohl leicht, hier ſoll eine Erzählung erweitert werden, und ſie wird von einem Dichter erweitert, der ſchon die Sagen von Alexander und Karl geleſen hat, der ſeine Helden die nämlichen Reiche faſt beſitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gerne das Lied, welches er bearbeitet, dem Geſchmack an der ausländiſchen Poeſie anpaſſen möchte, der nur wenig Phantaſie und noch weniger Geſchick dazu mitbringt und gewiſſermaßen nur den abgeſponnenen Faden noch einmal abſpinnt. Dies iſt ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunſt an ſich trägt. Man darf nur die griechiſchen Romane, man darf nur ſämmtliche auf britiſchen Urſprung hinweiſende Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, daß ſich da ein einziges Thema unzähligemale variirt, daß man ſich ſelbſt copirt und ändert und ſich im Wiederholen des Nämlichen erſt recht gefällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in ſich ſelbſt; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann man ſagen, daß wer Einen der britiſchen Romane kennt, eigentlich alle geleſen hat; dieſelben Geſchichten kommen bis zum Ekel mit ſolchen Variationen, wie ſie eine armſelige Einbildungskraft hervorbringen kann, wieder und immer wieder, und Lanzelot bringt was Iwein, und Wigalois was Wigamur. So hätte, falls man es Plagiat nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenſtände der Nationen

behandelt, im griechischen Romane Jamblichus den Diogenes, Heliodor Beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert. Genau so ist es denn auch mit unserm Ruother. Er lehnt sich auf der Einen Seite, und dies hat Grimm besonders hervorgehoben, an den Wolfdietrich. Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, „dieselben Grundzüge von Dienstmannschaft und Herrenpflicht," sind hier und dort. „Wie der alte Hugdietrich gestorben, und die Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf das Hornblasen warten, und wieder weiter hinten verkleiden sich Wolfdietrich und eilf andere in zwölf Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird (welches auch im Roman von Lother und Maller vorkommt). Diese Sagen kehren auf andere Weise im König Rother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Constantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich um der lieben Apostel willen widerräth, aber vergebens, in Erwägung der Leiden, die man ihnen eilf Jahre lang angethan. Derselbe Zug ist wieder im Rother, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt"[226]).

Von der Hagen auf der andern Seite fand mehr Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[227]), der ihm fast ganz von dem gleichen Geiste durchdrungen erscheint, der ähnliche Entführungen hin und her enthält und ganz in die Klasse dieser Werke gehört, deren allgemeinen Typus Werbungen in die Ferne um niegesehene Frauen, Weigerungen derselben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltsame Brautfahrten bilden. Auch in diesem Gedichte finden wir die Vereinigung streitender Elemente, den Aufbau epischer Erzählung auf einer uralten Ueberlieferung gnomischer Sprüche. Der sprichwörtliche Theil dieser Dichtung hat wie die meisten Werke dieser Zeit eine lateinische Quelle; er setzt die derbe, unanständige, parodische Spruchweisheit des plebejischen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein populares Element gegen das hierarchische, und mit dieser Eigenschaft mußte er in der

226) Grimm. Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

227) In der Sammlung von von der Hagen und Büsching. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eschenburg in Bragur III.

Zeit, wo ſich der lateiniſche Reinhart gegen die Kirche ausſprach, großen Beifall finden. Die rohen und ſpäteren Ueberarbeitungen, die wir von den deutſchen Gedichten haben, weiſen uns auch auf niederländiſches Local hin, und auf die Zeit des 12. Jahrhunderts zurück; ſchon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[228]). Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Papſt Gelaſius im 5. Jahrhundert ſchon als apokryphiſch verwarf, erhalten wäre, ſo würden wir, vorausgeſetzt, daß ſie mit unſerem Werke Gemeinſchaft hat, auf ein hohes Alterthum dieſer Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epiſche haben wir keine Uebergänge, obwohl ſie mehrfach ſtatt hatte, im italieniſchen Bertoldo ganz anders, als im deutſchen Morolf; der franzöſiſche Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat ſich ein Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, ſondern chriſtlicher Monarch von Jeruſalem iſt, und Morolf als ſein Bruder auftritt, nicht als ſein Gumpelmann, und mehr die Rolle eines cyniſchen, ſchlauen Menſchen ſpielt als die des häßlichen, entſtellten Volksnarren, für die der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entſpricht dem Zwerg Alberich im Otnit, dem Raben im St. Oswald, den Figuren der Spiet und Malagis in dem Romane dieſes Namens, den wir ſpäter aus dem Niederländiſchen übertragen beſitzen. Gewiſſe Eigenheiten, wie die Ringe mit ſingenden Nachtigallen, die verſenkbaren Schiffe u. dergl. erinnern an Züge der byzantiniſchen Romane; die Geſchichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwiſchungen, Vexationen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuſchungen, eklen Entſtellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geſchichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother, bald an Oswald, bald auch an ſpätere Gedichte des ähnlichen Geſchmacks aus den Zeiten der Wiederverbauerung. Das Zotige und Schmutzige iſt ſehr arg, das Volksmäßige in der Darſtellung und Einkleidung hervortretend[229]), die

228) ed. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

229) Der Dichter als Leſer gedacht unterbricht die Erzählung und fordert einen Trunk. Dieſer Zug findet ſich übrigens auch in franzöſiſchen Fabliaux ganz unvolksmäßiger Art. Im Dieu d'Amours ed. Jubinal 1834. p. 19: Donne me à boire, je les vos conterai.

Entfernung vom Ritterlichen und Höfiſchen ganz entſchieden, und dabei iſt wie in ſo vielen Werken der Niederlande, wie auch — obwohl minder grell — in dem St. Oswald, das Chriſtliche und Religiöſe verſpottet und verhöhnt [230]).

Wie ſich das Gedicht des 12. Jahrhs., das dieſer burlesken Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieſer verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verſchiedener Erzählungen von St. Oswald's Leben [231]) errathen, von denen die durch Ettmüller herausgegebene die rohen Züge des 14. Jahrhs. eingefügt hat, während die andere wenn nicht die Form doch den Geiſt und Inhalt des 12. Jahrhs. mehr feſthielt. St. Oswald erweitert den Kreis der Brautwerbungsſagen. Hat man im Herzog Ernſt eine Geſchichtsſage an antike geographiſche Mythen geknüpft, im Ruother ein altes Gedicht an neue Geſchichtsverhältniſſe, ſo iſt im St. Oswald der beliebte Stoff einer kriegeriſchen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir in dieſem Jahrhundert ſo mächtig fanden. Auch hier ſehen wir alſo ein Zuſammenſtoßen von bisher getrennten Dingen, ein rathloſes Umirren der Dichtungsſtoffe, ein Suchen nach Stütze und Anlehnung. Mone hat die Aehnlichkeiten dieſes Gedichtes mit dem Otnit hervorgehoben: die Werbung eines chriſtlichen Königs um die Tochter eines heidniſchen haben beide Gedichte mit einander gemein, und eben dieſes Allgemeinſte brachte auch die Geſchichte des angelſächſiſchen Oswald, der die Tochter des weſtſächſiſchen Königs Kynegil heirathete und ſammt dem Vater taufte, dem Dichter als eine Aufforderung entgegen, dies Verhältniß im Gewand der deutſchen Sage darzuſtellen. Die rohe Behandlung, der ſtellenweiſe neckiſche Ton gegen das Chriſtliche in der Bearbeitung des 14. Jahrhs., die komiſchen Züge der Erfindung ähneln ſehr dem burlesken Styl des Salomon und Morolf. Oswald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, deſſen erſte Rede an das Tragmundlied erinnert, die

230) V. 3105. Wir sîn den heiden worden bekant,
wir hân sie die cristenheit erkennen gelêret,
die köpfe hân wir in ze den ersen gekêret,
wir hân si getöift in irem bluot,
wir hân si gefirmet, daz ez ir keime wê tuot,
wir hân si gemartelt und ze heiligen gemaht,
daz möhte kein bischof sô balde hân erdâht.

231) Die eine herausgegeben von Ettmüller 1835 und die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hſ. N. 3007. in Haupt's Zeitſchr. t. II.

Tochter des Heiden Aaron heirathen, der alle Werber umbringt; — die gefährliche Botſchaft, die im Otnit der Elſe Alberich beſtellt, ſoll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Gebot Redegabe empfängt. Die Freude, die der Dichter an dieſem Thiere hat, iſt durchaus dem Aehnlichen in Ruodlieb [232]) und Herzog Ernſt analog, und es wäre intereſſant, wenn man nachweiſen könnte, daß die ſpaßhaften Parthien der Romane früher aus dem Thierreich, als aus der Narren- und Zwergenwelt (Morolf und Alberich) entnommen worden wären, wie die Unterhaltung der Ritterſchaft früher Spiele mit Thieren als mit Hofnarren geweſen zu ſein ſcheinen. Dem Raben wird auf ſein Begehr ſein Gefieder mit Gold beſchlagen und eine goldne Krone auf ſein Haupt geſetzt. Auf der Reiſe ruht er einmal auf dem Meere aus und verzehrt einen Fiſch, da wird er von Meerweibern gefangen, die Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbittet ſich erſt was zu eſſen, Käſe und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer ſehr einfachen Liſt an, und entfliegt wieder auf ſeinen Felſen: unde liez da einen ungevügen schall, daz ez hinwider in daz mer erhal! Der Rabe richtet ſein Geſchäft aus, ſoll durch Aaron ſein Leben verlieren, die Tochter aber erhält ihn und erklärt ſich willig, Oswalds Gemahlin zu werden. Auf der Heimreiſe ſendet das himmliſche Kind einen heftigen Sturmwind, das ſich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der Fürſtin fiel ihm ins Meer, er wendet ſich an einen Einſiedler, auf deſſen Gebet ein Fiſch ſofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heimgekehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erſt zu eſſen und zu trinken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit einem Kreuzheer aus; erſt vor Aarons Burg fiel ihm ein, daß er den Raben mitzunehmen vergeſſen, was eine Bedingung des Gelingens war. Gott ſchickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heers einen Engel an den Raben, der ſich aber nicht ſehr bereitwillig finden läßt, und wieder über Köche und Kellner klagt. Der Engel überliſtet ihn aber und bringt's dahin, daß er fliegt. Oswald legt ſich als Goldſchmied vor die Burg, und nach langem vergeblichen Harren läßt er einen vergoldeten Hirſch laufen; während Aaron dieſem nachſetzt, flieht die Tochter durch das Thor,

232) Das Abrichten von Vögeln zum Sprechen iſt in Byzanz üblich geweſen und ohne Zweifel von dorther den Occidentalen bekannt geworden.

das ihr ein Gebet zu Maria öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron nach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es aber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben wir, sagen sie, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen aber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber alle gleich sterben. Noch ehe ich den Oswald der Wiener Handschrift kannte, hatte ich gezweifelt, daß in älteren Recensionen der Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so vorgeherrscht haben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in jener älteren Gestalt der Legende zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem strengen Geiste dieses 12. Jahrhs. angemessen ist. Der Warmund des jüngern Gedichtes heißt fast geradezu Tragemund und erscheint hier und im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Tragemundlied; die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des Raben und sonst, der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der erweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[233]) hat, wie einst bei der Ausstellung des Trierer Rocks im Jahr 1512 die Ausgabe dieses Jahres erschien, in unseren Tagen des erneuten Reliquienscandals die Speculation zum Druck gebracht. Da diese Gelegenheit das Werk gelesener machen wird, als es sonst geschehen wäre, so wollen wir eine nähere Angabe des Inhalts sparen. Die Namen Orendel und Eygel gehören der ältesten scandinavischen Sage an; sonst steht das Gedicht in engster Verwandtschaft neben Oswald, als eine kreuzritterliche Brautwerbefahrt, die an legendarischen Stoff geknüpft ist. Die Erfindung ist vag, und in jeder Hinsicht ungefug und gering, was dann durch die rohe Gestalt, in der wir das Gedicht lesen, noch auffälliger wird. Die spätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zusätzen verschont, es sind vielmehr die Züge sehr alter epischer Einfalt stehen geblieben, und die psychologischen Aufgaben, die etwa sichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, sind in der ungeschickten, plumpen und wortlosen Art behandelt, wie in den ältesten britischen Romanen und Mährchen.

---

233) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477. Herausgegeben von von der Hagen 1844.

Alle dieſe ungeſtalten, ſchwankenden Dichtungen ſprechen aufs deutlichſte eine Zeit aus, in der eine Revolution mit den Stoffen und den dichtenden Subjecten vorgeht. Wie ſich die alte und neue Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch- und niederdeutſcher Dialekt in dem Formellen der Dichtungen des 12. Jahrhunderts ſtreitet, ſo auch im Inhalt Antikes und Modernes, Einheimiſches und Fremdes, Geſchichte und Sage. Und dieſen Verhältniſſen entſpricht es, daß ſo lange die Dichtung keinen inneren Mittelpunkt hatte, den die Minnedichtung erſt hinzugab, und ſo lange ſie noch keine feſte Stätte (an den Höfen) beſaß, das Ungewiſſe ihres Schickſals auch in den Ständen zu gewahren iſt, die ſie pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüthe der höfiſchen Dichtung eben dieſe ſelben Stoffe und Miſchungen und Unſicherheiten wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfiſche, fahrende Sänger ſich durchkreuzen, ſo war es in dieſer Zeit, deren Charakter wir in allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wieder finden. Gerade wie dann die uralten Volksthümlichkeiten ſich wieder in die Rittererzählungen eindrängten, ſo drang im 12. Jahrhundert die höfiſche Manier in die Volksdichtung, und machte zur Erzählung was vorher Geſang war. So kam es nun, daß das Volksmäßige in dieſen Gedichten oft nur in Spuren erſcheint, verirrt, entſtellt, unter den willkührlichſten Eingriffen der Einzelnen. Dieſe Eingriffe wagte man an ſolchen Stoffen, die urſprünglich nichts bedeuteten: was groß im Inhalt, feſtſtehend in der Ueberlieferung, geheiligt im Anſehn war, das gab ſich der Willkühr nicht ſo hin. Was aber mochte das für ein Volksgedicht ſein, das, wie die Quelle des Ruother, nicht einmal ſeine Heimath, ſeinen Namen, ſeine Geſchloſſenheit, ſeine Hauptfacten, ſeinen Charakter und Geiſt, ſeine eigenthümlichſten Schönheiten behaupten konnte, ſondern bis auf die letzten Spuren vertilgt hat: denn was iſt vom Ruother nur in der Erzählung der Vilkinaſage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? Und was iſt überhaupt der epiſche Kern dieſer Dichtungen, die endloſe Verſe häufen um ein einziges Factum, was das Volksepos, das Fülle der Handlungen ſucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet? Und was iſt ihr innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienſtmannſchaft und Herrenpflicht, die nur eben dann aufkommen konnten, als man ſich über dieſe Verhältniſſe überhaupt beſann? Ganz derſelbe Geiſt ſcheidet die ſpätere Karlsſage von der früheren, ganz die-

ſelbe Trockenheit auf der einen, dieſelbe Jagd nach Witz auf der anderen Seite, ganz dieſelben Aehnlichkeiten, Reminiscenzen und Wiederholungen, ganz dieſelbe Armuth, daſſelbe Kopfzerbrechen über das Erweitern und Fortſpinnen der Erzählung mit dem ſteten Rückfall in das hundertmal Dageweſene. Dies iſt der nämliche Fall mit dem britiſchen Epos; Alles was wir davon durch Franzoſen überkamen, beruht auf einer ſpäteren größtentheils eben ſo gut erdichteten oder durch Erdichtung vom Einfachſten zum Vielfachſten angewachſenen Sage, wie die franzöſiſchen Vaſallenſagen; ſie verhalten ſich ganz zu der ächten Merlinſage oder zu den noch älteren Bardenliedern, wie ein Reinald oder ſelbſt ſchon ein Willehalm zu Conrads Carl und zu verlorenen Romanzen, ganz wie Ruother zu den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geſchichtliche iſt in allen drei Abſtufungen in ſtetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in ſtetem Wachſen; die objective Treue, Scheu vor der Tradition, Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem und die ſubjective Zudringlichkeit der Dichter mit dieſem; der würdevolle Ernſt fällt mit jenem und das Komiſche ſteigt mit dieſem; die Wirkung des Ganzen wechſelt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältniſſe werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Chriſtenthum, der Heldengeiſt athmet in den britiſchen, den fränkiſchen, den deutſchen alten Sagen; das Ordensweſen, das Vaſallenweſen tritt ſpäter an ſeine Stelle und wird ſeinerſeits immer unwürdiger, und alle dieſe Veränderungen halten mit der Geſchichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen ſich einſt an die Geſchichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, ſo lehnen ſich dieſe Epen nur in bloßen Namen oft an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch ſogar dieſe Anknüpfung auf. Nicht anders lehnt ſich der Roman des Antonius Diogenes an Homer und die Alexanderſage, nur daß hier die ganz neuen Liebes-Empfindungen eine größere Kluft machen, als die neuen Ideen von Lehnsmannſchaft und dergleichen in den mittelaltrigen Romanen. Einzelne Dichter, welche die Sagen geſtalten, müſſen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrſcht hier überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt ſind, kann als kein Argument hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunſt, die aus dem Volke ſelbſt emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben, da ſelbſt im vorigen Jahr-

hundert in Deutſchland noch faſt jedes Originalwerk ohne Namen erſchien und ohne den literariſchen Verkehr unſerer Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Es mag denn vergönnt ſein, Werke dieſer Art nach dem Muſter der Franzoſen, die ihr eigentliches Volksepos mit richtigem Takte unter einer eigenen Benennung von dem bloßen Romane trennen, Romane zu nennen, und dieſe epiſchen Romane in demſelben Verhältniß zu jenen poetiſchen Erzählungen einzelner Ereigniſſe zu ſehen, welche wir oben den epiſchen Rhapſodien entgegenſetzten, wie das wirkliche Nationalepos zu dieſen rhapſodiſchen Liedern. Das Volksmäßige in den Epen iſt durchaus nur als geradweiſe unterſcheidbar und geſchichtlich beſtimmbar. Hiſtoriſche Anlehnung iſt die erſte Bedingung; lange ungeſtörte Entwickelung und Reife ohne das Zuthun von Kunſtſängern muß hinzukommen. Auf dieſe Weiſe hielten ſich die Dietrich- und Siegfriedſagen gegen jede Anfechtung verhältnißmäßig geſichert. Wenn der Dichter des Biterolf einerlei Perſon mit dem der Klage iſt, wie Lachmann und W. Grimm wollen, ſo ſieht man, welche Scheu derſelbe Mann vor dem Einen Gegenſtande hatte, ſelbſt wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der Klage erſonnen hätte, und welchen Leichtſinn vor dem anderen, ſelbſt wenn er älteren Heldenliedern dabei gefolgt wäre. Im Biterolf[234]), der am Ende des 12. Jahrhs. gedichtet iſt und einem älteren, wahrſcheinlich wie bei der Klage lateiniſchen Gedichte folgt, iſt Geiſt und Manier der britiſchen Dichtungen, zu denen wir ſogleich übergehen werden, vielleicht nicht einmal in alte deutſche Sagen gedrungen, ſondern irgend ein Dichter hat ſich verleiten laſſen, den britiſchen Romanhelden und Abentheurern einen oder zwei deutſche gegenüberzuſtellen, und hat geſchickt bei großer Kenntniß der deutſchen Sagen ſeine Erdichtungen in irgend einen willkührlichen herausgegriffenen Zeitraum eingeſchoben. Der Dichter bemächtigt ſich, gerade wie die britiſchen in ihrem Gebiete thun, der Züge deutſcher Sage, ſchildert Kämpfe und Fahrten, ſchließt noch die Liebe und den Frauendienſt aus, hält die beliebten Rieſenſpäße feſt und dergleichen mehr. Die Structur aber iſt ganz die der britiſchen Romane; ein Vater von ſeiner Heimath getrennt; ein Sohn, der in täppiſcher Unbeholfenheit dreizehn Jahre alt, auszieht ihn zu ſuchen und der ganz jenen Helden der erwähnten Gedichte gleicht,

234. In der Sammlung von Büſching und von der Hagen.

die wir bald näher werden kennen lernen; dabei iſt dann die Kürze und Trockenheit, welche in den älteſten dieſer engliſchen Romane herrſcht, vertauſcht mit einem größern Umfang, wie ihn die Franzoſen lieben, mit einem gewiſſen leichtſinnigen Ton der Erzählung und manchen Eigenheiten, die der Volksdichtung anklebten, die von den höfiſchen Dichtern abgelegt wurden. Wenn Ruother durch die Lieblichkeit einzelner Stellen, wenn Ernſt durch ſeine Beſtandtheile intereſſirt, ſo iſt dagegen der Biterolf eine ſo langweilige und leere Reimerei, wie wir doch nicht viele haben. Es iſt unglaublich, wie dieſe Dichter gleich phantaſievollen Knaben von einiger Frühreife der Bildung, ungeheure Maſſen von Verſen aus den Aermeln ſchütteln, in denen man manchmal in tauſenden kein rechtes Factum erbeutet und kein erfreuliches Bild, wie ſie ſich an dieſem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von ſonderbaren Namen, froh ihrer Autorſchaft, vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen aufs Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber ſeine Luſt irgendwie büßte; der Leſer, auf einſamer Burg, bei mangelndem Verkehr, bei erſchwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ ſich gerne das Schlechteſte gefallen, wie unſer theaterluſtiges Publikum ſich die abgedroſchenſten Späße nachſichtig aufwärmen läßt, wenn ſie nur irgend in einem neuen Kleide erſcheinen.

5. Einführung britiſcher Dichtungen.

Bis hierher haben wir dem Verfall der Volkspoeſie und hiſtoriſch-dichteriſchen Sage zugeſehen, und haben gefunden, daß ſie theils geradezu verdrängt, oder mit Verpflanzung, Verwiſchung und Verflachung durch gereiſte Dichter entſtellt, oder mit alten und fremden Sagen ungeſchickt zuſammengejocht oder nach der Manier der britiſchen Dichter mit Erfindungen bereichert ward. Jetzt iſt es daher nothwendig, auf die Einflüſſe aus England oder der Bretagne aufmerkſam zu machen, von wo man eine Gattung von Romanen von ſehr einfacher Beſchaffenheit einführte und ſo lieb gewann, daß ſie faſt jedes andere Intereſſe überwanden und verſchlangen. Wunderbar, wie ſich in ſcheinbar ſo grundverſchiedenen Zeiten, wie jene Literaturblüthe zur Zeit der Hohenſtaufen und der im vorigen Jahrhundert, faſt alle weſentlichen Züge entſprechen. Wir werden ſehen, es iſt ein

Kampf zwiſchen Nationalem und Claſſiſchem auf der Einen, und Fremdem, Franzöſiſch-Engliſchem auf der anderen Seite; nur ſiegt damals, was diesmal unterlag. Der Einfluß aus England aber und der Sinn nicht nur für die engliſchen Romane und Poeten und für Oſſian, alſo gar für das Galiſche, machte in der neuen Zeit ein außerordentlich wichtiges Element in dem Streite des Geſchmacks aus, eben wie damals. Beidemale hielt es oder leitete es die poetiſche Kunſt hauptſächlich an, die Empfindungen der Liebe zum Hauptſtoffe zu nehmen und überhaupt auf das Gefühl zu wirken und weniger auf die Phantaſie; und was Leſſing von dem Einfluß der engliſchen Literatur in der neuen Zeit ſagte, daß hier der Geiſt der Nachahmung als Muſter geprieſen hätte, was in der Geſchichte der Poeſie als Ausartung erſchiene, dies läßt ſich von jenen Dichtungen, die Deutſchland vermittelt durch Franzoſen aus der Bretagne oder von engliſchen Briten ſeit dem Ende des 12. Jahrhunderts überkam, mit noch viel größerm Rechte behaupten.

Um dieſen Ausſpruch wenigſtens mit einigen Andeutungen zu erhärten, müſſen wir einen flüchtigen Blick auf die britiſch-waliſiſche Poeſie und Sage werfen und deren Umgeſtaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, ſo viel das bei dem Mangel' gründlicher und umfaſſender Forſchung in dieſem Felde, die von ächter Sprach- und Quellenkenntniß getragen wäre, gar für einen Fremden und Entfernten möglich iſt. Es iſt dies einer jener gefahrvollen Punkte, von denen wir in der Einleitung ſprachen; wir möchten mit den folgenden Bemerkungen gerne einen Kenner der waliſiſchen und bretagniſchen Alterthümer, Geſchichte und Sprache anregen, eine höchſt empfindliche Lücke in der Literatur- und jeder Geſchichte auszufüllen; denn in Recht und Sitte und Poeſie und allen möglichen Beziehungen iſt ein Haupttheil der Grundlage der neuen Welt in jenen keltiſchen Nationen zu ſuchen, die das Subſtrat der modernen Zeit ſind, wie die Pelasger das der alten, die wie dieſe geſtürzt ſind, faſt ehe ſie mächtig waren, und in Cultur entartet, faſt ehe ſie blühte. Wer uns ein Gemälde dieſer Völkerſtämme, ausgerüſtet vor Allem mit hiſtoriſchem Sinne, zu dem aber freilich Vielſeitigkeit der Kenntniſſe und Geſundheit des Geiſtes eben ſo nothwendig hinzukommen müßte, zu entwerfen verſuchte, der würde, je umfaſſender dies ausfallen könnte, ein deſto größeres und wahrhaft dankenswerthes Verdienſt um die Wiſſenſchaft ſich erwerben. Was ich ſelbſt

über den Gang der Poeſie und poetiſchen Literatur der Waliſen und Bretagner hier angeben kann, hält ſich, da mir die Kenntniß der Sprache mangelt und wenige Quellen zu Gebote ſtanden, ganz im Allgemeinen, und ruht mehr noch auf hiſtoriſcher Analogie, als auf einem Urtheil, welches das Ergebniß einer weiten Kenntniß vielfältiger Quellenſchriften wäre. Ich gebe es gleichwohl mit einigem Vertrauen, weil ich den gleichen Gang mit der Dichtungsgeſchichte jeder anderen europäiſchen Nation in deutlichen Symptomen auch an dem Wenigen wieder erkenne, was uns in Deutſchland zugänglich iſt.

Das Schwierigſte bleibt immer der auffallende Charakter der Urzeit, der dieſen Völkern anhaften blieb, und der um ſo ſchwerer für uns von dem Räthſelhaften zu entkleiden iſt, als ſehr frühe fremde Einwirkungen ſeine reine Erhaltung ſtörten, Einwirkungen, die wieder auf der andern Seite ganz erkennbar ſind, weil eben jene ſcharfe Eigenthümlichkeit der Nationen wieder die Unmittelbarkeit derſelben aufhob. Gewiß iſt, daß die Lieder waliſiſcher Barden in ihrem Urſprunge dem einfach ſtrengen, rein epiſchen Charakter der ſcandinaviſchen Dichtung nahe ſtanden, und Weniges von den Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der ſpäteren Ritterromane an ſich trugen, die man auf britiſche und wälſche Quellen zurückführt; eben ſo wie uns mannichfache Reſte wälſcher Volksmuſik auf einen ganz geordneten, reinen, von Wunderlichkeiten unentſtellten Geſchmack dieſes Volksſtammes hindurchblicken laſſen. Wo die älteren Bardenlieder der Waliſen hiſtoriſch ſind, hat Turner gezeigt [235]), ſind ſie von der Fabel entfernt und haben vielmehr den elegiſch-lyriſchen Schwung, der noch in den Oſſianiſchen Gedichten in ächt galiſchem Geiſte feſtgehalten iſt, der verknüpft iſt mit einer Verwiſchung des Factiſchen, und der nicht allein in den Poeſieen, der auch eben ſo, mit eben dieſem Mangel am Factiſchen, in dem hiſtoriſchen Klagwerk des Gildas durchweg herrſcht, den man ja auch mit dem Poeten Aneurin für identiſch hielt. Dieſer elegiſch-lyriſche Ton unterſcheidet dieſe Dichtungen von dem dramatiſch-lyriſchen der Nordländer, in denen deßhalb gleichfalls das Factiſche nur nicht ganz ſo bedeutend in Unbeſtimmtheit ſchwebt. Zu den Zeiten aber, als man dieſe Lieder ſang, mit den Thaten des Arthur und Urien, auf die

235) In der history of the Anglosaxons und der Vindication of the ancient british poems.

ſie ſich bezogen, gleichzeitig, war ſchon römiſche Bildung und Chriſtenthum in England eingegangen und gelehrte Bekanntſchaft mit den Werken des Alterthums blühte dort in Zeiten, als noch alle Schätze geöffnet waren, und wo eine ganz andere Wirkung möglich war, als in Deutſchland zu Karls und Ottos Zeit, wo die Verwüſtungen der Barbaren vorausgegangen und nicht einmal Belehrung durch Bücher leicht war, die perſönliche und lebendige Mittheilung und Belehrung aber durch Römer und Griechen ſelbſt unmöglich. Mit der antiken Bildung aber mochte es gehen wie mit der chriſtlichen; Römer und Griechen würden bald in dem, was die Briten aus ihren Werken herauslernten, ſich ſelbſt ſo wenig mehr erkannt haben, wie die chriſtlichen Apoſtel unter den Angelſachſen das Chriſtenthum der britiſchen Mönche wiedererkennen wollten, das ſie verzweifelter fanden als das Heidenthum der Sachſen. Fiel ja dem Cicero ſchon das Aufgedunſene und Bombaſtiſche in den Cordubenſiſchen lateiniſchen Poeten und das ähnliche dem Seneca am Sextilius Hena auf, was würden ſie nun zu der furchtbaren Latinität der Briten geſagt haben, nachdem die Römer die Inſel geräumt hatten, und was zu den Vorſtellungen, die ſich aus antiken und aus cambriſchen miſchten. Seit der Zeit der ſächſiſchen Invaſion aber, wo den Cambriern die Heimath verleidete, wanderten ſie erſt in Maſſe nach der Bretagne aus, wo ſie aufs Neue mit Galliern und Römern, und ſpäter mit Deutſchen und Normannen in Berührung kamen; einzelne aber ſtreiften in der ganzen Welt herum und ihre Miſſionäre erſchienen in der Schweiz und Deutſchland und noch ſpät in Belgien thätig. Aus den waliſiſchen Staaten gingen ebenſowohl, wie aus den angelſächſiſchen, Prinzen, Geiſtliche und Gelehrte nach Rom; England blieb die Zufluchtſtätte der alten Bildung, auch nachdem ſchon Angelſächſiſches, Däniſches und Britiſches in Chriſtenthum, in Kunſt und Staat ſich verſöhnlicher zu miſchen anfing. Haben wir Recht, wenn wir in Miſchung und Durchdringung von vielerlei unklaren Vorſtellungen eine Hauptquelle romantiſcher Kunſt nicht nur, ſondern auch in der Reibung und Rivalität der Stämme eine Hauptveranlaſſung zum dichteriſchen Preis der alten Heroen entdecken, ſo ſieht man ſogleich, wie England auch einer der erſten Heerde der epiſchen Poeſie werden mußte, und daß, was ſchon ſeit dem 6. Jahrhunderte ſich geſtaltete, nachher in einem höheren Grade durch die Ankunft der Normannen wieder aufgenom-

men werden konnte, die noch viel mehr maſſenweiſe und einzeln zu Land, zu See, zu Fluß an allen Küſten und in allen Ländern mit allen Völkern in Verbindung kamen. Früher ſchon könnte ſich die Sage von Prydain durch ſolche etymologiſche Kunſtſtücke der Gelehrten, wie wir ſie nun ſchon kennen gelernt, mit Römiſchem verbunden haben und daran knüpfte ſich dann ſpäter die Aufnahme und poetiſche Erweiterung der Liviſchen Erzählung galliſcher Wanderungen, von der noch Nennius nichts weiß. Aus einer Zeit aber, die ſchon angelſächſiſche Einflüſſe zeigt, würden wir jene Sagen von Vortigern und Hengiſt herleiten, die ſich noch an die Geſchichte mit einiger Sicherheit anlehnen und neben dieſer erſcheint noch bei Nennius Arthur nur erſt im Hintergrunde. Die Vortigernſage ſcheint noch ächt volksmäßig, etwa wie die Dietrichſage zur Zeit der Ottonen geweſen ſein mag; dicht daneben aber entſtehen, gerade wie wir einem zweiten Cyclus deutſcher Volksgedichte in jener Zeit ſeinen Urſprung ſuchten, die Sagen von Arthur und Merlin, die weniger treu, mehr abentheuerlich und eigentlich um einen ganz neuen Helden verſammelt ſind, von dem die Barden wenig und zu Gottfried von Monmouths Leidweſen Gildas und Beda nichts wußten; die auch nicht etwa aus Unkunde oder zufälligen Gründen ſchwiegen, ſondern weil eben kein Stoff da war, und weil jener Gildas, eben wie Fordun und Andere, Geſchichtsbücher machen wollten, wo keine Geſchichte war. Wo aber dieſe fehlt, da fehlt es an Erdichtungen und Mährchen nicht, wie man überall und beſonders deutlich auch unter den ähnlichen Verhältniſſen in Spanien ſehen kann; und wo man erdichtet und Mährchen macht, da fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, worin dieſen Briten und den Kelten überhaupt ſich nur der Orient und Indien vergleichen darf. [redacted] iſt daher eine verzeihliche Einſeitigkeit, wenn Leyden [236]) das Romantiſche von den Briten herleitet, und zu ihren Gunſten läßt ſich gewiß ſo viel ſagen, als für Wartons oder Percy's Hypotheſen. Selbſt der Theil aber von der Merlin- und Arthurſage, welchen wir ſchon in Nennius Zeiten oder bald nach ihm entſtanden denken, und der kein anderer iſt, als den Nennius ſelbſt ſchon andeutet, ſelbſt dieſer Theil ſcheint beſonders in Armorica gepflegt und alſo nur etwa in dem Sinne einheimiſch in Wales zu ſein, wie die Siegfriedſage in Deutſchland.

236) In der Einleitung zu der complaint of Scotland.

Von dort wenigſtens hat Gottfried von Monmouth die Quelle ſeiner Ueberſetzung, die er um 1128 vollendete, die alte Chronik des Archidiaconus Walther von Oxford, von der er ſolche Merkmale angibt[237]), daß man die poetiſche Schreibart, wie ſie dieſen Leuten eignet, wieder erkennt, von der er in ſolchen Ausdrücken ſpricht, daß er ein Lügner von unverſchämter Geſchicklichkeit ſein müßte, wenn er dieſe Quelle rein erdichtet hätte[238]). So thöricht iſt es, wenn unſere gewiſſenhaften neueren Gelehrten, die voll Ueberlegung, Scrupel und Wahrheitsliebe ſind, in jedem Geſchichts- und Sagenwerk jener Zeiten und Menſchen Treue und redliche Scheu vor der Ueberlieferung und alle Eigenſchaften, die ſie ſelbſt auszeichnen, ſuchen, ſo thöricht würde es ſein an ſolchen beſtimmten Verſicherungen überall zu zweifeln. Die kindliche Einfalt dichtet und lügt, ſie lügt und dichtet ohne Sünde, ſie thut es in Nationen wie in Individuen, und Niemand muß hier gleich Fälſchung und Betrugſucht wittern; allein wo weder ein äußerer Nutzen noch eine innere Befriedigung der Einbildungskraft abzuſehen iſt, da muß man im Unterſchieben ſo übler Abſichten vorſichtig ſein. Was nun den geſchichtlichen Theil von jener Chronik angeht, ſo laſſen wir dieſen hier natürlich bei Seite, denn es iſt dies Werk nach Gottfrieds Mittheilungen ſo gut unter die Hunnibalde zu ſtellen, wie ſo vieles

---

237) Er ſagt z. B., er habe die lateiniſche Sprache vorgezogen und Proſa: nam si ampullosis dictionibus paginam illivissem, taedium legentibus ingererem, dum magis in exponendis verbis quam in historia intelligenda ipsos commorari oportuit!

238) Durch die Bekanntſchaft mit Gaimars estorie d'Engles, die um 1145—47 verfaßt iſt, wird die Quelle Gottfrieds von Monmouth erwieſen. In dem Epiloge Gaimars, den Francisque Michel unter anderen Auszügen aus Gaimar in den Chroniques anglo-normands 1836 mittheilt, lautet die Stelle, wornach er mit dieſer bretagniſchen Quelle ſeine Waliſiſche oder aus dem Waliſiſchen ins Lateiniſche überſetzte Hauptquelle verbeſſerte, ſo:

Geffrai Gaimar eel livere escrit,
les transsadenfes i mist,
ke li Waleis ourent leissé,
k' il aveit ainz purchacé,
u fust à dreit u fust à tort,
le bon livere de Oxeford,
ki fust Walter l'Arcidaen,
si en amendat son livere bien.

Andere; es dient ſchon ganz ſo zu einem Rahmen für Novellen und Legenden, iſt ſchon ganz ſo voll von Ethnologien und Etymologien, wie die Kaiſerchronik. Was aber die Sage des Arthur angeht, ſo ſoll in Bretagne der Eifer für dieſen Helden, den ſie vielleicht mit ſpätern einheimiſchen Heroen verſchmolzen, ärger und der begeiſterte Glaube an ſeine Wirklichkeit größer geweſen ſein, als irgendwo [239]). Wer nun aber die Merlin- und Arthurgeſchichten bei Gottfried lieſt, der wird finden, daß eine große Kluft ſie in zwei Theile ſcheidet; in dem einen, der ſich an Nennius anlehnt, herrſcht ein ganz anderer Geiſt, als in dem zweiten, der von dem famoſen Kriege Arthurs mit Lucius handelt; jener entſpricht dem erſten Theile des altengliſchen Romans von Merlin und dieſer dem zweiten, dieſer ſtimmt mit den Trojanerſagen in den franzöſiſchen Behandlungen des Dares, jener mit dem lateiniſchen Gedichte deſſelben Gottfrieds von Monmouth über das Leben Merlins, das Ellis analyſirt hat. In dieſen älteren Sachen finden ſich eine Menge noch ſehr roher Züge; es findet ſich jene Neigung zum Spaßhaften, die wir in den deutſchen Dichtungen bezeichneten, welche wir verglichen; es finden ſich Anknüpfungen an die Geſchichte und eine Ausführlichkeit, die in dem Späteren ganz mangelt, ja, jenes Gedicht von Merlin (1. Theil) zeichnet ſich durch ſeine Geſchloſſenheit und Lebendigkeit ſehr vortheilhaft aus. Die Volksmäßigkeit dieſer Erzählungen erhält überall her ſeine Beſtätigung. Eine Menge einzelner Züge finden ſich in den Romanen, die auch ins Deutſche übergingen, wieder; ſie finden ſich in den armoricaniſchen Lays; die Legenden waliſiſcher Heiligen beſtätigen die weltlichen Geſchichten von Arthur und theilen ihrerſeits neue mit [240]); und die wunderbare Erzählung von Merlins Geburt wird durch Aehnliches im Leben der heiligen Kentegern und David unterſtützt [241]). Schon tragen aber ſelbſt dieſe Erzählungen

239) Turner, vind. of the ancient british poems, p. 160. Alanus de Insulis was born 1109 and he informs us, that if any was heard in Bretagne to deny that Arthur was then alive (ſchon Hartmann weiß, daß Arthurs Landsleute ihn noch für lebend hielten), he would be stoned. He says, who does not speak of him? he is even more known in Asia, than in Britain, as our pilgrims returning from the east assure us.

240) Ellis specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

241) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus,

alle weit nicht mehr das einfache Gepräge der Vortigernſage oder gar der Bardenlieder; ſie ſtehen mit ihren Wundern und Wunderlichkeiten davon ab, wie Ruother vom Hildebrandliede. Die wildeſte Romantik herrſcht hier vor; dieſe Nation, wie ſie nie zu verſtändiger und einfacher Beurtheilung des Lebens kam, gab ſich ohne irgend eine Schranke der tollſten Uebertreibung am liebſten hin; dazu ſcheint das Geiſterweſen hier uralt zu ſein, und wo die Mährchen der Bretagne Fremdes aufnehmen, ſcheinen ſie mit Vorliebe das Feenweſen des Südens und das Wilde und Geiſterhafte des ſcandinaviſchen Nordens zu ergreifen. So iſt bekanntlich in ihren und den iriſchen Heiligenlegenden die ſchamloſe Uebertreibung ſo arg, daß ſich die Kirche ſelbſt und die Herausgeber der Acta Sanctorum davon wegwandten, und wer lieſt auch den Geiſterſpuk im Brandan, ohne an Lucians wahrhaftige Hiſtorien zu denken? Und wo ja ſonſt nur ein Brite an einen Gegenſtand rührte, konnte er das Fabeln nie laſſen. Wie alle Geſchichte der Bretagne, von Wales und Irland mit wunderlichen Traditionen entſtellt iſt, weiß alle Welt; ſelbſt wo, wie z. B. in der Reiſe des Giraldus [242]) in ſeinem eignen Vaterlande, die Gelegenheit ſo fern lag, müſſen die abentheuerlichſten Geſpenſtergeſchichten eingeflochten werden. Wie viel aber auch ſchon in dieſe Sagen von griechiſch-orientaliſchen Vorſtellungen eingegangen ſein mag? Man kann es wenigſtens nicht wiſſen, ob Gottfried Alles, was auf dergleichen ſchließen ließe [243]), aus ſelbſteigener Gelehrſamkeit eingefügt hat; obwohl es darum wahrſcheinlich wird, weil auch in ſeinem Leben Merlins eine gelehrte Unterhaltung zwiſchen Talieſſin

---

frequenter sumptis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht ſich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientaliſchen Sage geboren iſt.

242) Itinerarium Cambriae. ed. Dav. Poreli. Lond. 1585.

243) VI, 18. Maugentius von Vortigern über Merlins Geiſter-Geburt gefragt, antwortete: In libris philosophorum nostrorum et in plurimis historiis reperi, multos homines hujusmodi procreationem habuisse. Nam ut Apulejus de deo Socratis perhibet, inter lunam et terram habitant spiritus, quos incubos daemones apellamus: hi partim hominum, partim Angelorum naturam habent: et cum volunt assumunt sibi humanas figuras et cum mulieribus coeunt. Forsitan unus ex eis huic mulieri apparuit et juvenem istum in ipsa generavit.

und Merlin eingeflochten iſt, voll kosmologiſcher Anſichten und aſtronomiſcher, geographiſcher, naturhiſtoriſcher und mythologiſcher Vorſtellungen, die zum Theil Reminiscenzen aus dem Griechiſchen ſind, zum Theil ſich ausdrücklich auf arabiſche Schriftſteller beziehen, die doch unter den Briten ſchwerlich lange vor Gottfrieds Zeit bekannt waren. Während der Zeit aber, wo die Arthurſage in Bretagne ſich ſo geſtaltete, mochte auch Vieles in England ſelbſt ſich fortpflanzen; Gaimar hatte ein früheres aus dem Waliſiſchen überſetztes Werk über britiſche Geſchichte vor ſich, das er aus Walther von Oxford verbeſſerte[244]; und ſo iſt auch nicht wohl zu zweifeln, daß Gottfried wirklich auch Lieder benutzt hat[245], denn man ſieht dieſe ſogar in den letzten Büchern aus der Ueberſetzung wie in dem Leben des Merlin hervorleuchten. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts fing auch wohl unter den Welſchen erſt wieder, unter dem Getümmel der Kreuzzüge, an denen ſie gleich anfangs Theil nahmen, die lebhafte Theilnahme an ihren alten Geſängen an. So lautet die Stelle des Alanus de Inſulis, die wir kurz vorher in einer Note anführten, wie der Ausſpruch eines Mannes über ein ganz friſch erregtes Intereſſe. Nachdem aber nun in England der Heerzug Wilhelms des Eroberers geſchehen war, nachdem man in Bretagne und durch die Normannen mit der Sage von Karl und Roland, und auf irgend eine Art mit Homer und Alexander bekannter ward, jetzt konnte auch die alte Sage von Artus nicht mehr genügen, und nun mußten große Heerzüge, welche die Kreuzzüge erneuten und welche die griechiſchen und fränkiſchen Sagen beſchrieben, Kämpfe einzelner Helden und dergleichen in die Sage eintreten. Daher hat der Krieg Arthurs mit Lucius Tiberius bei Gottfried ganz einen andern Klang, eine Anordnung, einen Ton, der grundverſchieden iſt; und wie im

244) Nach Ellis p. 100. ſagt John Price, der mit Leland unter Heinrich VIII. in England die Mönchsbibliotheken unterſuchte: Deinde in eodem libro, ubi vita S. Dubritii recolitur, luculenta fit mentio de eodem Arthuro et de rebus ab eo gestis, ad eundem fere modum quo in hist. ab Gauffrido translata memorantur. Quam quidem vitam longe ante Gauffredi tempora in ecclesia Laudaventi, divi Dubritii memoriae dicata, quotannis ab ipsius ecclesiae cultoribus repetitam fuisse liquet.

245) I, 1. — Cum Gesta eorum digna aeternitatis laude constarent, et a multis populis quasi in scripta jocunde et memoriter praedicentur.

Titurel und ähnlichen Dingen treten die wunderlichſten orientaliſch-griechiſch-römiſch-homeriſchen Heldennamen auf, ächte und erdichtete, wie z. B. in dem Alexander der Späteren. Auch die Tafelrunde überhaupt und gar der Graal, der in dem engliſchen Gedichte von Merlin (im zweiten Theile) ſchon mitſpielt, ſind offenbar erſt nach Bekanntſchaft mit franzöſiſchen Poeſien in die Arthurſage hineingerathen. Dieſe letzten Theile ſind aber auch nicht mehr aus Gottfrieds erſter Quelle, aus Walther Buch, ſondern hier citirt er den geſchichtenkundigen Mann als mündliche Autorität. Dann ſcheint auch die Art, wie ſchon Wace von der Arthurſage ſpricht, auf plötzliche Verderbung zu deuten[246]). Und jetzt ſchließen ſich jene Romane von den Tafelrundern an, nachdem durch Lieder und durch Gottfried deren viele als hiſtoriſche Figuren beglaubigt waren. Eine neue Reihe von Gedichten, ärmer an Erfindung, wachſend an Umfang, baute ſich an dieſen Namen auf, ganz wie die Romane von den franzöſiſchen Vaſallen, ganz wie die ſpätern deutſchen Sagen; die wenigſten der Helden dort haben auch nur dem Namen nach eine hiſtoriſche Beglaubigung oder alte Autorität, gerade wie die, welche die ſpätere Erzählung in Deutſchland um Siegfried und Dietrich verſammelt; das Meiſte iſt ohne allen Zweifel reine Erdichtung, die nur hier noch ſichtbarer, als in den franzöſiſchen und deutſchen und griechiſchen Romanen die volksthümlichen und beliebten Züge der alten Gedichte feſthält, und noch unbeholfener und langweiliger variirt. Fauriel und Andere haben daher hier durchaus keine hiſtoriſche oder volksmäßige Grundlage anerkennen wollen. Und gerade dieſe Gattung iſt es, die in ganz Europa ſich alsbald reißend verbreitete; je ſchneller man den trocknen Ton des chronikartigen Gedichtes, womit man, gleichfalls beſtimmt von den Briten, unter den Normannen anfing, ſatt ward, um ſo begieriger ging man auf dieſe neuen Stoffe über. Ihren Werth und ihr Anſehn gab ihnen nichts als ihre Neuheit, und das vorwaltende Element der Courtoiſie und Frauenliebe, das zum erſtenmale hier Eingang in die epiſche

246) En este grant paix que je di
furent les merveilles trouvées, Qui d'Artus sont tant racomptées,
ne tout mensonge, ne tout voir; Ne tout faulte, ne tout savoir;
tant ont li compteour compté, Et li fableour tant fablé,
pour les comptes embeleter, que tout ont fait fable sembler.

Poeſie fand, wenigſtens in der Weiſe, wie ſie der ritterlichen Sitte der Zeit zuſagte und gefallen mußte, wie ſie bald nothwendiges Requiſit für jedes Gedicht ward und von da bis auf die neueſte Zeit zum offenbaren Schaden der Poeſie geblieben iſt, in die ſie eine Eintönigkeit dadurch gebracht hat, die einem Griechen viel unangenehmer auffallen müßte, als uns das ewige Thema der Götterſcheu, das jedes der unzähligen griechiſchen Dramen durchdrungen haben mag, das aber doch wenigſtens ein Gegenſtand iſt, welcher der Phantaſie viel freiern Spielraum zum Eingang in alle Verhältniſſe des Lebens und alle Leidenſchaften des Menſchen läßt. Dieſe Stoffe ſtritten mit dem Altclaſſiſchen, welches zugleich mit ihnen über Europa kam; wenigſtens ſcheint der Iscanus, dem man den trojaniſchen Krieg, der unter Dares Phrygius Namen geht, zuſchreibt, in dieſe Zeiten des Gottfried zu fallen; und da unglücklicherweiſe die Trojanerſage durch dieſen Dares eingeführt ward, der wahrſcheinlich in England und vielleicht durch einen Briten und bereits dem neuen Geſchmack angepaßt entſtand, da auch die Alexanderſage mehr in Entſtellungen als in reinerer Geſtalt geſucht und geliebt ward, ſo konnte man erwarten, welcher der beiden ſtreitenden Style in der Kunſt dieſer Zeiten das Uebergewicht erhalten würde, oder wie ſich das Antike würde fügen müſſen, wenn es Eingang finden wollte. Dennoch iſt in der beſten Zeit eine Art von Durchdringung beider, dieſes neuen und des antiken Elements, unter den größten Dichtern nicht zu verkennen, nur iſt es minder deutlich als in der neueren Zeit. Bald aber kehrte man ganz entſchieden zu der Trennung zurück und während Thomaſin zu der antiken Weisheit neigt, ſo ſetzt Rudolf von Ems einen Lambert herab und hebt wohl dagegen einen Ulrich von Zazichoven.

Dieſer iſt nämlich einer der erſten deutſchen Dichter, ein Baier, der uns ein ſolches britiſches Gedicht überſetzt hat, noch im zwölften Jahrhundert (1192) und ganz in jenem ſtrengen, trocknen Ton, der noch die größere Seltenheit und Ungewohntheit des Dichters oder das gewiſſenhaftere Anſchließen des Dichters an ſein Original verräth, das er auch ſelbſt bezeugt[247]), und das in jenen Zeiten ſo

247) Cod. Pal. 371. fol. 174. b.
Diz selbe getihte, als ich iuch berihte,
dâ ist niht von noch zuo geleit, wan als ein welschez buoch seit,

lange angenommen werden muß (und bei Einzelnen noch länger), bis Heinrich von Veldeke in ſeinen Werken den freien Ton und die begleitende Stimme des Dichters in die Erzählung einführte, was ihn gleich als einen ganz deutſchen Mann bezeichnet; denn jedem beſten unter den Dichtern damaliger Zeit in Deutſchland ward es in den nüchternen Dichtungen der Franzoſen zu enge und ihre lebhafte innere Theilnahme und Beſchäftigung machte ſich gewaltſam Luft, indem ſie mit Gefühlen und Betrachtungen die monotone Erzählung unterbrach. Es iſt nicht unſre Abſicht den Lanzelot dieſes Ulrich oder den Triſtan des Eilhart von Oberg, der in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts gehört und mit am früheſten die neue regelmäßige Verskunſt einführte, zu analyſiren und lange Zeit damit zu verlieren; wir wollen vielmehr, je weniger auf dieſe ſchlechten Machwerke ankommt, aus ihnen und anderen, aus Wigamur, der vollkommen den Charakter dieſer Dinge trägt, aber blühender in Sprache und Vortrag iſt, und aus Iwein, Erek und Wigalois, auf die wir dann der Dichter wegen zurückkommen, zuſammenſtellen, was die Art der Sage und des Stoffes und die Behandlung charakteriſirt, um dem Leſer ein ungefähres Bild von dieſen Dichtungen zu geben. Wir nehmen dabei die ältere, urſprüngliche Geſtalt ins Auge, die uns in allen den genannten Stücken, im Wigalois ſchon nicht mehr ganz, erſcheint; bekannt iſt, wie ſpäter, als man dieſe Dinge in ganz Europa kennen lernte und einbürgerte, der Triſtan verändert ward, von dem ſchon Eilhart verſchiedene Sagen kannte[248]), und mehr noch der Lanzelot, der ſich in dieſer älteren Form nur noch bei Ulrich erhalten zu haben ſcheint und durch

---

daz uns von êrste wart erkant, dô der künic von Engelant
wart gevangen, als got wolde, von dem herzogen Liupolde
und er in hôhe schazte. Der gevangen künic im sazte
ze gisel edel herren von fremden landen verren:
die bevalch aber keiser Heinrich in tiutschiu lant umbe sich,
als ime riet sin wille. Hûc von Morville
hiez der selben gîsel ein, in des gewalt uns vor erschein
daz welsche buoch von Lanzelete; dô twanc in lieber friunde bete,
daz dise nôt nam an sich von Zezichoven Uolrich
und er rihten begunde in tiutsche, alsô er kunde,
diz lange frömde maere durch niht wan daz er waere
in der fromen hulde deste baz.

248) Cod. Pal. 346. fol. 173. b.

Chretien von Troyes und ſeine Fortſetzer ſchon in Frankreich einen viel weitern Umfang und einen ganz andern Inhalt erhielt. Man darf muthmaßen, daß die Bretagne dieſe weiteren Sagen gepflegt hat; vielleicht gibt blos der wahrſcheinlich bretagniſche Urſprung dem Gwi le Galois ſeinen abweichenden Charakter, wenigſtens möchte er in der Bretagne verändert oder ähnlich, wie wir am Ruother ſahen, fortgeſetzt ſein, indem ſein letzter Theil eben ſo von dem erſten unterſchieden iſt, wie der zweite Theil des Romans von Merlin vom erſten; wie denn auch durch Percy und Ritſon der Roman Lybeaus Desconus bekannt geworden iſt, welcher eine einfachere Recenſion des Wigalois enthält, in der dieſer letzte heterogene Theil mangelt [249]).

Da wegen Gottfrieds Triſtan das nach Inhalt und Behandlung ſehr rohe Gedicht des Eilhart für uns wenig Werth haben kann, ſo wollen wir an Ulrichs Lanzelot eine Anſchauung von dieſer Gattung von Gedichten zu erhalten ſuchen [250]). Der Roman beginnt in einer Einleitung die Endſchickſale der Eltern ſeines Helden zu berühren. Dies kommt faſt in allen Gedichten dieſer Art vor; ſchon im Havelok, einem der früheſten aus dem Bretagniſchen überſetzten Lays, im Triſtan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival u. A. und iſt ein ſo nöthiges Stück in dem Hausrath dieſer Romane, wie Entführungen und Verſuchungen im griechiſchen oder eine gefährliche Werbung im deutſchen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, ſtreng, hart und kriegeriſch, deſſen ſanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweiſſaget worden. Die Vaſallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufſtand und verwunden ihn, auf der Flucht ſtirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr kryſtallenes Haus. So wird auch Wigamur von einer Meerfeie ſeinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde, und Erziehung in der Fremde und der Einſamkeit bilden in ſämmtlichen Romanen dieſes Urſprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment. In der Legende

249) Percy in den reliques T. 3. p. XV. sqq. und Ritson metrical romances T. 3.

250) Wir haben davon eine kritiſche Ausgabe von Dr. Hahn zu erwarten.

bildet Joſaphat ſchon eine ähnliche Figur. Schon hier will ich vorläufig aufmerkſam machen, daß es höchſt kindiſch und unverſtändig wäre, wenn wir alle dieſe Züge, die ſich ſo oft wiederholen und ſo oft behandelt wurden, als bloße Copien und müßige Geſchichtchen anſehen wollten; vielmehr iſt alles Aeußerliche der Scenerie gewiß von der Mythologie und den Mährchen der Briten aus Urzeiten her Lieblingsmaterie der Nation, und Alles was auf die innere Natur des Menſchen geht, wie dieſe Erziehungsgeſchichten, iſt aus dem herrſchenden Geiſte jener Jahrhunderte zu erklären. Wir verſchieben nur dieſe Erklärung bis auf den Punkt, wo im Parzival das, was die Zeit und die Dichter bisher dunkel mit ſich getragen, in einem großen Kopfe zum Bewußtſein und in ſeiner großen poetiſchen Schöpfung zur deutlichen Erſcheinung kommt; bemerken aber hier andeutend, daß es einer Dichtung, die nur erſt anfängt ſich den inneren Menſchen zum Gegenſtande zu nehmen, ganz angemeſſen erſcheint, auf die Erziehung ihrer Helden Aufmerkſamkeit zu richten und aus der Art dieſer Erziehung den Charakter der Helden herzuleiten. Wenn nun aber die Welt damals auf dem Punkte ſtand, wie wir aus der verſuchten Charakteriſtik der Kreuzzüge ſchloſſen, aus einem jugendlich beſchränkten Kreiſe der Vorſtellungen und Wirkſamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den ſie ſich ſchwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, ſo war es natürlich, daß ſich dies Verhältniß eben in den Dichtungen am deutlichſten ausſprach, welche die betretene neue Welt ſchildern wollten, und dies thun nun dieſe britiſchen Dichtungen eben ſo roh, wie die letzterwähnten deutſchen Dichtungen die alten Zuſtände ablegen und mit neuen vertauſchen. Daher konnten alle dieſe Dichter kein ſchärferes Bild von dem innerſten Weſen der ganzen Zeit entwerfen, als wenn ſie einen ſolchen Knaben, der im Dunkel erzogen war, nun plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt ſchicken; und wollte daher in unſern Tagen Jean Paul einen ähnlichen Kampf zwiſchen der wirklichen Welt und den obſcuren Jugendträumen ſchildern, ſo erzog auch er ſeine Helden in der unſichtbaren Loge oder in den Flegeljahren in ſolcher Weiſe. Noch aber verſtehen dieſe wackern Poeten die Kunſt der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu ſchlecht. Sie wollen gern innerlich einen gewiſſen Charakter ihren Helden geben; da ſoll dann der eine Junge als ein ſolcher tappender in den Tölpeljahren geſchildert

werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in ſich zerwirft; ein anderer ſoll als ein Glückskind auftreten, und unſer Lanzelot ſoll ein fröhlicher, wohlgemuther Burſche ſein, dem nichts ſeinen guten Humor zerſtören kann. Wir werden ſehen, jene erſte Aufgabe ſtellt ſich Parzival in einer ganz überraſchenden Weiſe und löſt ſie noch überraſchender, und ganz pſychologiſch; ein Aehnliches ſetzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Triſtan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegenſatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch ſo Fremdes und Uebles die friſche Luſt des Knabenalters tilgen könnte, dieſe Aufgabe iſt wohl genannt, und hernach noch einmal genannt, und wieder erwähnt, allein gelöſt —? nein, nicht einmal verfolgt. Und was ihm ſelbſt die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an ſich kommen läßt, iſt auf keinerlei Weiſe natürlich und geiſtig erklärt, ſondern es iſt eine Folge — von den wunderkräftigen Steinen der Kryſtallburg; denn Steine, die in wunderbaren Sympathieen mit der menſchlichen Seele ſtehen, iſt etwas, was in allen dieſen Romanen gleichfalls häufig wiederkehrt. Mit dieſer guten Laune ausgerüſtet, geht alſo der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, verſehen mit Waffen, die er nicht führen, und mit einem Roß, das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weiſung den ſtärkſten Ritter der Welt, einen gewiſſen Iveret von Dordona, zu bezwingen. Gerade ſo unbeholfen ſendet auch die Herzelaude den Parzival aus und ſo auch tritt Wigamur auf; welchem Gedichte man ein großes Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojaniſchen Kriege zuſammengeſetzt nannte, weil wir dieſe Reminiscenzen, wie wir geſehen haben, uns ganz anders erklären müſſen. Ein guter Zug iſt noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel ſchlägt (auch im Erek iſt ein ſolcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böſe wird; dies deutet denn etwa ſein Naturell an, im guten Gegenſatz zum Parzival wieder, den gleich die erſte Beleidigung, die nicht einmal ihn ſelbſt trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugeſtutzt wird nun unſer Reitersmann, der ſtatt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach begegnet er zwei kämpfenden Rittern, die er

verſöhnt und mit denen er Geſellſchaft macht. Irrende Ritter aber ſind die Seele dieſer Dichtungen, und nach dem oben angegebenen Geſichtspunkte ſieht jeder von ſelbſt ein, wie dies mit dem Geiſte des Zeitalters zuſammenhängt, und wie man nicht wirkliche Vorbilder dieſer Figuren in der wirklichen Welt ſuchen muß (obgleich es Reiſeabentheurer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge als ein Muſter dieſer poetiſchen Figuren waren). Sie kommen dann zuſammen auf Burg Moreiß, wo Galugadruweiß wohnt, der die böſe Sitte hat, ſeinen Gäſten übel mitzuſpielen, wenn ſie das Geringſte miſſethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen und Reiſende müſſen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abentheurern ſein; und dann wollen wir auch auf die ſchreckhaften Namen merken, welche noch die ſpäte Kunſtpoeſie der Italiener ſo unentbehrlich fand, die ſchon einem Wirnt anſtößig waren, und deren Urſprung hier zu ſuchen iſt. Vielleicht war es hier nicht die Abſicht der Italiener, welche ſolche Namen ſchuf, leichter mögen die franzöſiſchen Ueberſetzer aus Unfähigkeit die waliſiſchen Namen zu leſen, ſie entſtellt haben, ſo daß man denn nun neben den Genannten die entſetzlichſten Seitenſtücke ſtellen könnte; als da ſind: Glakothelesfloyr, Dyartorforgrant, Triaſoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypſo. Daher herrſcht auch in den Handſchriften oft ſehr verſchiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des böſen Wirthes ſchöner Tochter, die von der Liebe bezwungen iſt. Die Zuchtloſigkeit iſt in dieſen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernſten Augen, wie unſere Deutſchen, und wie auch dieſe nur zum Theile, anſahen, beinahe grundſätzlich. Ueber die obſcönſten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müſſe es ſo ſein; und es iſt ſehr charakteriſtiſch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg ſich drehen und wenden, und der Sache eine Seite abzugewinnen ſuchen; in Lanzelot und dem alten Triſtan aber iſt das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darſtellung verſchönert; und was Arioſt zwiſchen Ernſt und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernſt als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigſten Ernſt, der zornig den Teufel in die Geſellſchaft der argen Verläumder ruft, die den guten Marke gegen den ſchnöden Ehebrecher Triſtan — nur warnen. Am Morgen nach der erſten gaſtlichen Nacht erſcheint der erzürnte Vater und fordert den Miſſe-

thäter Lanzelot zum Meſſerwurf, Lanzelot ſticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus ſtumpfes moraliſches Gefühl herrſcht hier überall; und ſelbſt in Gottfrieds feiner Behandlung des Triſtan ſtoßen wir auf Vorſtellungen, die wir mit unſeren ſittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Ich weiß ſchon nicht, ob es Unkunde iſt, wenn mir ſcheint, als ob ſelbſt die Art, wie ſich hier Lanzelot ſeines Sieges bemächtigt, eben wie Triſtans Verfahren im Ermorden des Uſurpators ſeiner Länder und ſelbſt im Zweikampf mit Morolt nicht einmal fein ritterlich wäre, ſondern ein bischen meuchelmörderiſch. Und hier kann man leicht ſehen, wie dieſe Romane gerade in dem Verhältniß zu dem früheren Ritterthume der Briten ſtehen, wie die Malagis und Aehnliches zu der Karlsſage, wo auch ſchon der alten guten Ordnungen des Ritterweſens geſpottet wird. Lanzelot zieht übrigens bald von ſeiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt erfahren wir nicht weiter. Auch dieſer Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in dieſen Gedichten häufig wieder, daß Perſonen, an denen man den lebhafteſten Antheil gewonnen hat, plötzlich verſchwinden und nicht wieder erſcheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schloſſe, wo ein gewiſſer Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn ſo heißt er von ſeinem Jugendaufenthalt und jeder dieſer Ritter der britiſchen Romane pflegt einen Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn ſchonungslos in den Kerker; da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm ſeine Aventiure nannte, beſtehen will, ſo wird er losgelaſſen, und dieſer Kampf beſteht nun darin, daß er erſt einen Rieſen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier ſelbſt beſtehen muß. Der deutſche Dichter Ulrich muß nicht viel britiſche Romane gekannt haben; er nennt dieſen Lanzelot auch am Schluſſe eine fremde, eine ſonderbare Mähre, und wie er hier von dieſem Kampf redet, den Linier ſeine Aventiure nennt, ſcheint ihm das was ganz Unbekanntes, obgleich in allen dieſen Epen dergleichen vorkommt, und zwar ſolches, woneben dieſe Rieſen und Löwen, die natürlich alle darauf gehen, ein wahres Kinderſpiel ſind. So wundert Ulrich ſich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwiſchen Ade und Lanzelot vorgefallen ſei. Der praktiſche Deutſche kann ſich gar nicht darein finden, daß dieſe

Leute einmal im Verſchmähen ſo launiſch ſind, als ein andermal im Begehren, oder daß ſie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und ſendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und ſich Kampfes mit ihm verſuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet ſie zu einem Turnier auf der Wieſe bei Joifle, der Stadt des Gurnamanz; Walwain folgt ſogleich, allein Lanzelot fährt ihm erſt ſpäter nach. Auch dieſe Situation iſt in jeder dieſer Dichtungen ein ſtehender Artikel; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erſcheint und das Beſte thut und alle die trefflichſten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das verſteht ſich nicht allein in dieſem, ſondern in allen Sagenkreiſen des Mittelalters von ſelbſt, und nur dem ehrlichen Sammler der Vilkinaſage mußte der Gedanke kommen, daß dieſe Uebertreibung doch gewiſſermaßen eine Entſchuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; ſie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er ſich wieder mit dem Beſtehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Iveret, den die Meerfei dem vom See als ſeinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus beläſtigt. Die Sache iſt, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf ſich dann Moret zum Kampfe ſtellt. Ganz ſo, nur ein wenig ausgemalter, iſt im Iwein ein Brunnen, mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Waſſer aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter ſich erhebt, nach welchem der Herr des Abentheuers erſcheint. Noch ehe aber der Glockenſchlag ertönte, träumt Iverets ſchöne Tochter Iblis von Lanzelot, ſie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt ſo wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiß ein, ſich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernſt iſt, ſo muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber ſein Vater iſt todt, ſeine Mutter iſt — Gott weiß wo; wer ſoll ihm den Namen ſagen? Die franzöſiſchen Sagen bemühen in ſolchen Fällen kurzweg einen Engel; hier iſt's noch viel bequemer; es darf ja nur eine Frau der Meerfeie kommen und ihm verkünden,

da ja nun die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und Artus Schwesterkind sei, deren der Mann sehr viele hat. An Artus Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau, der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists dann lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Möttulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abentheuer in Pluris, der Burg, die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abentheuer; denn schon im Wigalois heißt es ja, daß die Tafelrunde nicht speist, ehe der Tag ein Abentheuer gebracht, was Wunder, wenn der edle Don Quixote Abentheuer wie den Sand am Meere seinem Sancho zu verheißen weiß! Die Königin, Arthurs Weib, muß noch entführt werden vom König Fallarin, denn diese Scene darf abermals in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, eine Sache, die auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit nicht allein hier, sondern fast überall in diesen Romanen; und so hat sich schon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit lustig gemacht, daß Alles, was an Arthurs Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen nach bretagnischen oder britischen Dichtungen gebildeten Romanen des zwölften Jahrhunderts im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten, auch

wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück, nur iſt hier noch Alles im höchſten Grade roh, was dort ausgeklügelt und raffinirt iſt, und in der That bezeichnen dieſe Romane im engern Kreiſe der britiſchen Dichtung dieſelbe Ausartung, wie die Amadis in der romaniſchen. Wenn ſich aus ſolchen Anfängen, und nach ſolchen Muſtern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutſchland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, ſo darf man in dieſem Falle, ſollte man faſt glauben, ſogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geſchichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, ſo iſt Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein feſſelndes Ereigniß, keine kleinſte Intrigue, keine Leidenſchaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in ſeinen Geſchöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und ſelbſt wo der Vortrag lebhaft geſchildert ſein ſoll, in jenen ſchnellen Frag- und Antwortſtücken, die in dieſen Zeiten ein Lieblingsſchmuck der Poeten ſind, ſelbſt da kein Leben. Selbſt die Lays und Fabliaux, die man auf britiſchen Urſprung zurückführt ſind voll der elendeſten Erfindungen, der mechaniſchſten Verbindungen und der wunderlichſten Albernheiten, ſo ſehr ſich ſonſt dieſe Gattung an poetiſcher Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Momente ächter Sage, Einiges aus der Mythologie und gewiſſe Scenerien ſind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für dieſen Mangel aller Phantaſie und aller Kunſt pflegt doch ſonſt, wo ſich eine Poeſie überlebt hat, Didaktik und dergleichen zu entſchädigen, allein hier kam gleich ein wahres Gift mit dieſen Dingen in die Länder von Frankreich und England und hier, wo man gerade in friſcheſter und junger Begeiſterung nach Idealen in Kunſt und Leben rang, mußte das Geſchick gerade dieſe Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der abſinkenden Poeſie einer abgeſunkenen obſcuren Nation, der faſt jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geiſtes ein Räthſel war; Dichtungen, die der allererſten und allereinfachſten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, ſinnlichen Darſtellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zuſammenhangs.

So weit hatten wir dieſe Sätze ſchon vor zehn Jahren, bei der erſten Ausgabe dieſes Werkes, geführt, als man die urſprüngliche

Quelle der Artusromane nur aus den Berufungen französischer und deutscher Dichter kannte. Man konnte, wie wir es versuchten, aus chronikalischen Zeugnissen und latinisirten Resten altwalisischer Poesie, und allenfalls aus einigen kleinen Erzählungen, Lais und Legenden bretagnischen Ursprungs sich überzeugen, daß jene Romane wirklich altbritische Elemente enthielten, man konnte sich aber mit Sicherheit kein Bild von der Beschaffenheit der Urquellen selbst machen, weil sich zu keiner der vielen französischen und deutschen Dichtungen dieser Gattung eine wälsche Grundlage gefunden hatte. Das Bild, das man aus den lateinischen Geschichtschroniken der Walisen und ihrem poetischen Inhalt von Arthur erhielt, konnte sogar irre machen an der wälschen Geburt der von ihm benannten Romane; und die einzelnen Namen seiner Tafelrundhelden, wie sie in den Triaden, Elegien und Gesängen der wälschen Barden bis ins 15. Jahrh. hin genannt und im Andenken gefeiert werden, waren, factenlos und nackt, wie sie hier immer erscheinen, auch nicht geeignet, auf die Existenz einer großen Reihe abentheuerlicher Mährchen und Erzählungen von eben diesen Helden schließen zu lassen. Dazu kam die Schwierigkeit zu bestimmen, ob man Alles was Artusroman heißt, mit all den mancherlei Bestandtheilen, die darin enthalten sind, in all der großen Verschiedenheit, in der sie untereinander abliegen, schlechtweg für walisisch halten solle, oder ob man welche von ihnen ausscheiden müsse, oder aus den Einzelnen einzelne Theile, und welche? Wie groß war die Kluft zwischen dem rohen Lai von Havelok und dem subtilen Gespinste des Tristan! Welch ein Unterschied war in dem Umfang des Lanzelot unseres Zazichoven und des prosaischen, der unter dem Namen von Gautier Map geht? Welch ein Abstand von dem flachen Inhalte fast aller dieser Romane zu dem tiefsinnigen Gedichte des Kyot von Provence! Es war daher immerhin ein Wagniß, als wir es unternahmen, die Züge, die den Artusromanen gemeinschaftlich sind, bei der Analyse des Lanzelot zusammenzustellen, gerade an diesem rohesten Werke die Gestalt der Anlage und die Stufe der Bildung und Poesie errathen zu wollen, auf der man sich die wälschen Urbilder der französischen Epopöen von Arthur zu denken hätte, und aus bloßen analogischen Folgerungen das bestimmte Urtheil über Werth und Beschaffenheit dieser Urbilder auszusprechen, welches die vorigen Sätze beschließt. Dieses Urtheil ist aber neuerdings auf eine uns selbst auffallende und schlagende Weise gerechtfertigt worden.

Die Engländerin Lady Gueſt hat vor einigen Jahren die waliſiſchen Erzählungen[251]) von drei Tafelrundern des Arthur, die wir gerade alle drei in deutſchen Bearbeitungen, und zwar in Bearbeitungen ausgezeichneter Dichter beſitzen, in der Urſprache veröffentlicht: die evidenten, wenn auch nicht unmittelbaren Quellen des Parzival, Iwein und Erec. Sie ſind aus einem wälſchen Manuſcripte in der Bibliothek des Jeſus-College in Oxford entnommen, das theils Mährchen aus dem Cyklus der Artusromane enthält, theils andere, die ſich mit Perſonen und Begebenheiten einer frühern Zeit beſchäftigen. Einige Gedichte dieſes ſogenannten rothen Buches von Hergeſt tragen den Namen des Barden Lewis Glyn Cothi, der am Ende des 15. Jahrhunderts blühte. Wenn die proſaiſchen Mährchen (Mabinogion), welche die Bände dieſes Werkes enthalten, auch erſt in ſo ſpäter Zeit aufgeſchrieben ſein ſollten, ſo tragen ſie doch alle Merkmale eines höhern Alters, und ſie berufen ſich auch ohnehin auf frühere Ueberlieferungen und Geſchichten, denen ſie nacherzählen. Wir haben in ihnen die Quellen von drei Arthurromanen in einer Geſtalt, wie ſie mit mehr oder weniger Abweichung ganz füglich den erſten franzöſiſchen Bearbeitern vorgelegen haben können. Und dieſe Geſtalt ſieht dem ganz ähnlich, was oben aus dem Lanzelot gemacht iſt, indem er in ſeiner Blöße dargeſtellt und ihm der geringe Firniß auch noch abgeſtreift ward, den die redſelige Verskunſt der Franzoſen darüber geſtrichen haben konnte. Wir werden weiter unten bei den betreffenden Werken im Einzelnen auf dieſe Mährchen zurückkommen, wo ſich der Charakter dieſer ungelenken Erfindungen noch deutlicher herausſtellen wird, denen man nicht zugetraut hätte, daß ſie die Seele der mittelaltrigen Ritterpoeſie und die Lieblinge des Geſchmacks einer feinſinnigen und gebildeten Zeit für eine lange Weile hätten werden können.

6. Antike Dichtungen in neuer Geſtalt.

Wir haben einigemal an Berührungen der Dichtungen jener Zeiten mit byzantiniſchen Vorbildern geſtreift, und gehen jetzt zu

---

251) The Mabinogion from the Clyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vol. 1—4. Die Arthurſage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergeſt. Von San Marte. 1842.

demjenigen über, was aus dem Alterthum in die Gestaltung des romantischen Epos übergriff. Wir müssen uns dabei an das klar Vorliegende halten, an die Werke der mittelaltrigen Literatur, die offenbar auf antiken Dichtungen beruhen, die aber alle in einer Entartung verpflanzt erschienen, und in einer Entfernung von den Urbildern, die dem Raum der Zeiten gleich ist, die beide trennt. Die Durchgänge und Veränderungen, die diese Dichtungen erlitten, können wir nur sporadisch verfolgen, so wie uns selbst die Veränderungen des dichtenden Geistes, der Uebergang von dem classischen zu dem romantischen Sinne innerhalb der griechischen Welt selbst undeutlich genug ist, weil uns eine Geschichte der byzantinischen Literatur fehlt. Besonders interessant wäre es, die Geschichte des griechischen Romans und neben ihm überhaupt die Geschichte der Dichtungsmaterien der byzantinischen und neulateinischen Literatur zu verfolgen, um vielleicht auf Spuren zu kommen, in wie weit neugriechische und orientalische Stoffe und Vorstellungen in die westliche Dichtung übergingen. In diesem Gebiet ist noch so gut wie nichts geschehen. Dunlop und Manso[252]), die hier vor Anderen genannt werden müßten, begnügen sich mit Aufzählung und Beurtheilung der übrig gebliebenen Romane, ohne in die neuere Zeit weiter vorzudringen, und selbst wenn wir uns dies gefallen lassen wollten, wie urtheilen sie nicht selbst über diese Romane verkehrt, da z. B. keiner den Chäreas des Chariton zu würdigen versteht, den Manso in eine Klasse mit Heliodor und den übrigen wirft, gegen die er einen förmlichen Gegensatz bildet, den er wie auch den Longus kaum erwähnt, geschweige analysirt, da doch Jeder, der auch kein Freund dieses Zweigs der griechischen Dichtung ist, eingestehen muß, daß unter allen Romanen gerade dieser außerordentlich interessant ist, nicht nur wegen der naiven, natürlich und südlich glühenden Darstellung und Gesinnung, sondern auch besonders durch das treue Anlehnen an den altgriechischen Geist der besten Zeit, so daß hier noch einmal mit Wärme und Innigkeit das Verhältniß des Griechenthums zu dem Orientalismus poetisch wie im Herodot historisch, aufgefaßt und geschildert ist. Es ist aber zu vermuthen, daß, wie später Tasso den Heliodor benutzte, wie den italischen und spanischen Schäferdichtern

252) Der Eine in seiner history of fiction, der Andere in der Abhandlung über den griechischen Roman in seinen vermischten Schriften.

Longus vorſchwebt, wie Cervantes ernſter Roman den ganzen Zuſchnitt der griechiſchen Romane trägt, ſo auch in früherer Zeit vielerlei Griechiſches in die neue romaniſche Poeſie Eingang gefunden haben mag. Sobald man den Charakter und die Hauptzüge der griechiſchen Romanliteratur feſtgeſtellt hätte, würde man vielleicht in manchen Poeſien des Mittelalters auf die Spur von griechiſchen Muſtern kommen. So gut wie jede epiſche Dichtung der verſchiedenen Nationen im Mittelalter ihre charakteriſirenden Eigenheiten hat, ſo auch der griechiſche Roman. Sie ſcheinen hier im Weſentlichen zu beſtehen in der Geſchichte zweier Liebenden, die durch Gefahren getrennt, durch Zufälle auseinander geſchleudert, durch Zufälle wieder verbunden werden; die Scenerie iſt Ufer und Meer, Wälder und Tempel; die Staffage machen Räuber und Magier; die Kunſt geht auf Schilderung der Wunder der Ferne, oder auf Darſtellung der Leidenſchaften, oder auf das Malen von Perſonen, Gegenden, Statuen, koſtbaren Gräbern und dergleichen, dabei herrſcht eine Monotonie, eine Armuth, eine Wiederholung der Situationen und Begebenheiten, eine Kunſtloſigkeit, eine Geſunkenheit der Sprache, daß man in vielen Stücken an alle Fehler der mittelaltrigen Epen erinnert wird, obgleich man auch in allen dieſen Beziehungen Eigenthümlichkeiten unterſcheiden kann. Wo man nun Züge dieſer Art, eine einfache Liebesintrigue, Trennungen, Verfolgungen, Sclavenverkauf, ungeſchickte Maſchinerie, Gräber und Scheinleichen, Automaten und bewegliche Statuen, die an die byzantiniſchen Anemodulien erinnern, in einem ſolchen Verbande findet, wie z. B. in Flore und Blancheflour, ſollte man da nicht, wenn auch nicht gerade auf griechiſchen Urſprung, doch auf einen Entſtehungsort ſchließen müſſen, wo griechiſche Literatur zugänglich, oder auf einen Dichter, dem ſie ſehr geläufig war? Solcher Werke aber ſcheinen in der franzöſiſchen Literatur mehrere zu exiſtiren, die eine ſolche Färbung vom griechiſchen Romane tragen; auch haben ſchon andere die ähnliche Anſicht gehabt, und nur mit zu viel Leichtſinn Herleitungen gemacht, wie wenn man z. B. die Fabel von Romeo und Julie auf des Xenophon Epheſiaca (die Bürger deutſch behandelte) zurückführte.

Wie ſehr vorſichtig man aber auch mit ſolchen Herleitungen ſein muß, wollen wir an einer Bemerkung deutlich zu machen ſuchen über ein eigenes Phänomen in der Geſchichte jener byzantiniſchen Zeiten, welche den Uebergang von der alten und neuen Welt bilden;

ein Phänomen, das auf manche Erscheinungen im Staat, Leben und Bildung ein Licht wirft, allein die Untersuchung auch auf der andern Seite ungemein erschwert. Es begegnen sich nämlich im sinkenden Alterthume, sei es im Orient, in Griechenland oder in Italien, eine Unzahl von Erscheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens, mit ähnlichen Erscheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordischen Nationen aufkeimten, und welche die tausend und aber tausend Brücken bildeten, die je unmerklicher und unbemerkter, um so fester die alte und neue Zeit mit einander versöhnten und verbanden. Es ist, als ob die Vorsehung die Kindheit der neuen Welt und das kindische Greisenalter der alten, zwei gleich hülfsbedürftige Perioden, wechselseitig an einander hätte erziehen und zu einem neuen Leben emporbringen wollen. Oder sollen wir es Zufall nennen, daß das Christenthum und die barbarischen Germanen sich zu einer Zeit ganz abgetrennt vereinten, die alte Welt von innen und außen zu stürzen, da das Christenthum doch, wie die 18 Jahrhunderte seiner Existenz beweisen, für die Germanen nach all seinen religiösen und politischen Beziehungen ganz eigentlich geschaffen war und in allen anderen Theilen der Welt untergegangen oder entartet ist? Daß das Familienleben der Römer, oder ihr Sinn für Ausbildung des Rechts, oder ihre Latifundien mit den engeren Familienbanden der Deutschen, mit deren ungewöhnlich früher Neigung für Bestimmung und Festsetzung der rechtlichen Verhältnisse, mit deren Hang zum Vasallen- und Lehnwesen zusammentraf? Daß die geläuterten Religionsideen der Philosophen der alten Welt und der Christen an dem Naturdienst oder der wenig entwickelten Mythologie der keltischen und germanischen Nationen eine unbeschriebene Tafel fanden, auf die sich leicht das Leichtfaßliche auftragen ließ, da auch die Vorstellungen der Unsterblichkeit, im Norden und Süden unabhängig, sich die Hand reichten und die Verbindung erleichterten? Daß in der alexandrinischen und byzantinischen Welt jene leichtgläubigen Verfälscher aufkommen, die in Geschichte und Sage den ärgsten Wirrwarr bringen und daß diese nämlichen Leute ganz unabhängig hauptsächlich unter den Kelten erscheinen, wo sie jedoch auch bald Bekanntschaft und Freundschaft mit den südländischen Handwerksgenossen schließen? So ist es in allen nur erdenkbaren Verhältnissen. Das Abhängigkeitsgefühl ward in der verwüsteten und erschütterten alten Welt wieder rege und leitete die Denk- und Gefühlsweise der Völker ähnlich, wie das gleiche Ab-

hängigkeitsgefühl jede junge Nation leitet. Daher begegnen ſich die Vorſtellungen jener Zeiten auch in der Poeſie in ſehr auffallender Weiſe, und hier tritt die Thorheit der Aeſthetiker oder Literarhiſtoriker heraus, welche die Entſtehung romantiſcher Kunſt auf eine Nation, auf ein Local zurückführen wollen, da gleicher Geiſt und gleiche Verhältniſſe dieſe Romantik überall hervorrufen mußten und überall hervorgerufen haben. Der alſo, welcher Rieſen und Zwerge, Drachen und Schlangen, Feen, Zauberringe und wunderbare Thiergeſtalten aus dem Orient, von babyloniſcher und ägyptiſcher Magie herleiten will, hat eben ſo Recht, wie der, der ihren Urſprung unter den Scandinaven ſucht, ſo wie jeder etwas Wahres ſagt, der die Quelle der mittelaltrigen Romantik bei den Skalden oder den Barden, bei den Chriſten oder den Arabern, bei den Griechen oder den Spaniern ſuchte, das Wahre aber nur der, der eben jene Romantik des Mittelalters ihrem Weſen nach wie jede andere aus der Dunkelheit und Unklarheit in neuen zum Theil blendenden Vorſtellungen und Erfahrungen, ihre ungemeine Ausbildung und Verbreitung aber, die ſo groß war, daß man ſich gewöhnte die Kunſt des Mittelalters allein als eine romantiſche zu betrachten, aus nichts anderem als der wilden Durchdringung der romantiſchen Vorſtellung aller Nationen der Welt in den Zeiten der Kreuzzüge herleitet. Daher iſt in vielen mittelaltrigen Dichtungen das Zauberhafte und Wunderbare ſo gemiſcht, daß es ſchwer iſt zu ſagen, ob einheimiſche, oder aus dem Norden oder aus dem Süden entlehnte Vorſtellungen dabei zu Grunde liegen; oft mögen die ähnlichſten Züge an Nordiſches oder Orientaliſches erinnern und dennoch ſelbſtändig, national und unabhängig ſein. Wo man in den Extremen ſelbſt ſucht, da iſt der Unterſchied außerordentlich leicht zu finden, und der Drache Fafner unterſcheidet ſich ſehr charakteriſtiſch von den ſüdlichen Drachen, und die Runenzauberei von der babyloniſchen Magie; in den nordiſchen Wundern erkennt ſich die Uebertreibung einer Phantaſie, die an einer übertriebenen äußeren Natur genährt iſt, in den orientaliſchen die verbrannte Einbildungskraft von Gelehrten und Prieſtern, und die Klügelei des Müſſiggangs. Beide verhalten ſich wie Natur zu Kunſt; dort iſt reine Kindheit, hier iſt eine Rückkehr zu der früheſten Romantik: daher im alexandriniſchen Zeitalter die Wiederaufnahme aller alten romantiſchen Stoffe. So leicht nun die Verſchiedenheit und die Aehnlichkeit des Alten und Neuen unter ſo abgetrennten und entfernten

und in keinerlei Berührung gekommenen Stämmen, wie Scandinaven und etwa Orientalen, zu finden ist, um so schwerer ist dies da, wo sich Beides mag, wer weiß wie vielfach, durchdrungen haben. Ich will nicht von einzelnen Beispielen reden, und begnüge mich im Ganzen jene keltischen Nationen zu nennen, in welchen auf eine merkwürdige Weise die angegebenen Elemente der sinkenden alten und der steigenden neuen Welt gemischt zu sein und verschmolzen scheinen, als ob sie in der Entwickelung einer frühen und rohen Jugend durch Bekanntschaft mit römischer, griechischer und christlicher Bildung und durch Verfrühung jeder Art schnell alt geworden seien; und diese Verkrüppelung des inneren Organismus dieser Nationen erkennt man noch heute in allen Extremitäten von dem westlichen Europa, wo die Trümmer derselben ihre Sprache und ihren Stamm rein erhalten haben. Daher hat man sich so gerne bemüht, die Wälschen oder Iren aus Judäa herzuleiten, denn man fühlte den verwandten Geist; daher verglich man die Iberer mit Recht mit den Indern, an deren Dichtung selbst die späte spanische Poesie noch erinnert. Daher haben, um aus unserem Gebiete ein Beispiel anzuführen, die walisischen oder bretagnischen Epen in ihrer Structur eine so auffallende Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen, ohne daß man darum sagen könnte, es sei an eine Entlehnung oder Nachahmung auch nur zu denken. Allein auf der anderen Seite leuchtet auch das außerordentlich leicht ein, daß, sobald nun eine solche Nation im Laufe der Zeiten und in gesteigerter Erleichterung der Verbindungen mit Producten einer anderen Nation bekannt ward, die mit der ihrigen eine große Aehnlichkeit darboten, sie sich derselben mit großem Eifer bemächtigt haben mochte, und daher konnten die Briten mit eben solchem Eifer den geläuterten Judaismus ergreifen, um ihn bald wieder leidlich zu entstellen, wie sie die modernisirten Sagen der Griechen ergriffen, um sie ärger zu verderben, und wie wir fast überall britische Geistliche alles Alte aufgreifen sehen, um ihre geübte Beredtsamkeit daran zu erproben.

So kamen sich denn auch in der Entstellung der alten Dichtungen von Troja oder der Geschichte des Alexander Orient und Occident, Süd und Nord wetteifernd entgegen. Die alten ächten Gedichte Homers und Virgils blieben nur wenigen Gelehrten bekannt; die Trojanersage nahm, der Autorität des Homer trotzend einen neuen Anfang, der, wenn die lateinische Uebersetzung jenes Dares Phrygius

wirklich die treue Uebertragung eines griechiſchen Textes, und dieſer Text wirklich die erſte Grundlage der neuen Geſtaltung dieſer Sage ſein ſollte, dem Anfange der waliſiſchen Sagendichtung ganz entſpräche. Denn ganz ſo vag und factenlos wie die älteſten britiſchen Schreiber iſt auch dieſes Buch; ganz ſo trübſinnig wie dieſe ſieht der Dichter die Dinge an, der gleich im Anfange in ſeinen ſchlechten Wortwitzen jammert über das Greiſenalter der Welt, daß während Andere im Alter weiß würden am Kinne, wir alterten im Sinne, und daß uns das Hirn ſtatt des Haares ergraute. Ich will die fabelhafte Entſtehung dieſes Buches den Herbort von Fritzlar in der Note erzählen laſſen[253]), und deſſen kritiſche Herleitung den Literarhiſtorikern anheimgeben. Ich ſtelle dieſen Namen gleich hier voran, weil wir aus Herbort und Lamprecht wiſſen[254]), daß ſchon vor ihnen der trojaniſche Krieg ins Deutſche überſetzt, daß dieſer Gegenſtand alſo im 12. Jahrhundert ohne Zweifel ſchon ganz allgemein bekannt war. Wie vielfach verbreitet alle dieſe Dinge waren, iſt noch lange nicht genug unterſucht; ſeitdem Benoit de St. More den Dares und Dictys in eine Ueberſetzung verſchmolz, müſſen ſich dieſe in allen Sprachen ungemein vervielfältigt haben. Bekanntlich iſt der trojaniſche Krieg ſo außerordentlich geſegnet an vielen und wortreichen Bearbeitern, und obzwar Benoit noch über Unbekanntheit des Trojanerkriegs klagt[255]), ſo fand er doch auch in Frankreich Aufnahme

253) Liet von Troye. v. 47 sqq.
Diz bûch ist franzoys und walsch, sîn fûge ist gantz und âne falsch;
zu Kriechen was sîn êrste stam, in latîn ez dannen quam,
hinnen ist ez an daz welhische kumen; dâz han ich alsô vurnumen:
Tares der aller beste den sturm von Troygen weste,
wen er dâ mit was gewesen; der screip in und liez in lesen;
Cornelius den strît las, als er in kriechisch gescriben was,
als hât er in inz latîn gekart.

254) Lamprechts Alexander. V. 1489.
Man saget von guoten knehten,
di wol getorsten vehten,
in der Troiêre liede,
ê der sturm geschiede
Achilles unde Hector,
Aiax unde Nestor u. s. w.

255) Ceste histoire n'est pas usée, ne en gaires de lieus trouvée,
Jà refaite ne fut encore, mais Beneois de Sainte-More
L'a comencié é faite é dite, et a ses mains l'a toute escrite.

genug, und Benoit selbst ward die Quelle unsers Herbort[256]). Noch viel verbreiteter und aufs allermannichfaltigste variirt aber ist die Sage von Alexander. Dieser bestaunenswerthe Götterſohn hatte seit seinem Erscheinen nicht aufgehört, die Phantasie der Dichter und die Darstellungsgabe der Historiker zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat je so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch die ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Revolutionen überschaute, die im Reich der Dichtung und Geschichte der Wirksamkeit dieses Mannes folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Biograph, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Orient und Occident die neue Welt eröffnet, und der Osten und Westen haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Poeten haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat dieser Mann durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, factisch brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Cultur im Orient hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Orient, der Lieblingsheros des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden verjüngte und die reine Hetärie der Mythenwelt, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Autoren bei Herodot kämpft, wenn er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heroenzeit in die Gegenwart versetzte, wenn er sich mit dem Glanz eines orientalischen Despoten und dem Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wenn er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewun-

256) Vgl. die Einleitung der Ausgabe des Herbort von Frommann; besonders auch die Nachträge.

derung aller Zeiten in Anſpruch zu nehmen. Er that das Niegeſehene, was Wunder, wenn ſchon ſeine Zeitgenoſſen ihm ins Geſicht das Nieerhörte von ſeinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthſelhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und ſich an Alexanders Geſchichte knüpften. Die alten Wundererzählungen des Herodot und Kteſias wurden hervorgeſucht; und ſeit jener Oneſikrit zu lügen begann und Hegeſias den ſchwülſtigen orientaliſchen Prunk der Rede hinzubrachte, geſtaltete ſich ſchon im alexandriniſchen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichſten Vorſtellungen von Naturſpielen im Reich der Steine und der Pflanzen, der Thiere und der Menſchen. Alexanders Landsleute alſo fabelten nur über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne ſelbſt wunderbar ſchien, war nichts als ſeine heldenmäßige Tapferkeit, die ſie ſchmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Heroen ſetzten. Aber dem Oriente ſelbſt, den die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, ſchien das Räthſelhafte, das ein ſolcher Mann ſelbſt für ſie haben mußte, intereſſanter, und er entſtellte ſeine Geſchichte im Weſten; oder der Nationalhaß ſuchte ſich mit der abgenöthigten Bewunderung zu verſöhnen und ſo entſtanden theils jene ägyptiſchen und perſiſchen Sagen von ſeiner orientaliſchen Herkunft oder Dienſtbarkeit, theils jene jüdiſchen von ſeinem ehrenvollen Beſuche in Jeruſalem. Orientaliſche Sagen wußten demnach von der Eroberung des Weſtens, von Rom und Carthago; im perſiſchen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem proſaiſchen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem ſein ſoll, iſt die Straße von Gibraltar ſein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchſtechen; in Kedrenos Chronik kommt er ſchon zu den britiſchen Inſeln. Die Chronographie des Joannes Malala (800) kennt Alexanders Beziehungen zur Mohrenkönigin Candace, und dieſe kommt in eben jenem Perſer als Kaidafe, und auch ſchon unter andern Namen bei viel ältern Schreibern vor. Nicht zufrieden hiermit, ſo rückte man dort die Grenzen ſeiner Züge auch nach Oſten hinaus und endlich über die Grenzen der Erde ſelbſt. In jenem perſiſchen Romane kommt er nach China und die chineſiſche Mauer iſt hier in ſeine Geſchichte eingegangen, die der Koran in den Wall des Gog und Magog verändert, als welcher er in die Gedichte des Mittelalters einging. Der

Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten eine zweite Welt entdecken; er läßt ihn dann, und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khedr entdeckt hat, und dies ist auch in die westlichen Romane übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khedr, der auch im Iskendername des Nisami vorkommt, vielfach für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheuer und Misgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Das Zeitalter des Hadrian begünstigte dies ungemein und damals entstanden schon poetische Alexandriaden. In dem Valerius, den Mai herausgab, ist eine Hauptquelle der Alexandersage des Mittelalters zu suchen: diese reicht noch ins 4. Jahrhundert. Er wieder führt auf den sogenannten Pseudokallisthenes zurück, den Hauptstamm aller der mannichfachen Verzweigungen, welche die Alexandersage im Mittelalter erlitten. Ueber diesen hat neuerdings J. Zacher umfassendere Forschungen gemacht, die er hoffentlich der Oeffentlichkeit nicht länger entzieht. Zeit und Ort der Abfassung fällt zufolge seiner Untersuchung nach Alexandrien, wahrscheinlich ins Ende des 3. Jahrhs., und er nennt die griechische Erzählung eine alexandrinische Localsage, mit anderen allgemein zu Alexandria umgehenden Sagen über Alexander nach mündlichen Mittheilungen von einem sehr mittelmäßig gebildeten Laien zu einem ungeschickten Ganzen vereinigt und später von einem Griechen verbessert. Wie Valerius auf der einen Seite, wie mir nun gleichfalls Zacher nachweist, so bildet auf der andern das liber de preliis einen Hauptzweig aus diesem gemeinsame Stamme, das aber auch erst, wie Kallisthenes selbst, aus verderbten und abweichenden Drucken und Handschriften in seine ächte Gestalt hergestellt werden muß, in der es theilweise in Eccards cronica universalis im achten Bande der Pertzischen Monumente aufgenommen ist. Dies ist nun die augenscheinliche Hauptquelle des Alexandergedichts von unserem

Pfaffen Lamprecht[257]), oder des unbekannten franzöſiſchen Werkes, dem er zunächſt folgt, des Alexander von Alberich von Beſançon, einem Dichter, von dem ſonſt nichts bekannt iſt, als daß er (zwei verſchiedene Dinge in einer Feder!) auch den Stoff des Daniel von Blumenthal dem Stricker geliefert. Der verſchiedenartige Bau des Gedichtes in einen mehr hiſtoriſchen, einen romantiſchen Theil, die Einkleidung dieſes letzteren in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem erſteren, in Lamprechts und ohne Zweifel auch in Alberichs Gedicht iſt dorther entnommen. Nur die poetiſche Ausführung der Schlachten gehört den Vulgardichtern ſelbſt; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritiſche Bekämpfung entſtellender Fabeln[258]) muß Alberich aus beſſeren hiſtoriſchen Quellen hinzugefügt haben; der Urſprung anderer Stücke, wie die Erzählung von den Mädchenblumen, liegt noch im Dunkeln; auch die Reiſe in das Paradies iſt anderswoher eingeſchoben, ſo wie die ganze chriſtlich orientaliſche Wendung am Schluſſe und die ſalomoniſche Färbung, die Alberichs Zuthat iſt, nichts mit der heidniſch gehaltenen lateiniſchen Quelle zu thun hat. Alles was ſonſt von Alexandergedichten in England, in Frankreich, in Spanien und Deutſchland bekannt iſt, weicht mehr oder weniger gerade von dieſem Zweige der Sage ab, den die beiden, der franzöſiſche und deutſche Dichter ergriffen; von dem Geiſte ihrer Dichtung aber iſt nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jahrhunderts hatte die Sage eine ganz andere Geſtalt durch Walthers von Caſtiglione lateiniſche Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eſchenbach ſehen können, der ihm genau folgt, und dies lateiniſche Werk erhielt ein ſolches Anſehn, daß man es in den Schulen den Claſſikern vorzog und daß Le Grand d'Auſſy bemerkt, unter 19 Manuſcripten der National-

257) In Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Literatur. 1828. Wiederholt in ſeinen Gedichten des 12. Jahrhunderts. Meine Citate ſind aus der erſten Ausgabe.

258) Gleich im Anfange eifert Lamprecht trefflich gegen die ſchmutzige Geſchichte von Nectanebus und Alexanders Geburt:

Noch sprehint manige lugenêre, daz er eins goukelêres sun wêre,
Alexander, dar ih û von sagen: si liegent alse bôse zagen,
alle di is ie gedâchten, wande er was rechte kuningslahte.
sulhe lugenmêre sulen sîn unmêre
iegelichen frumen man.

bibliothek finde ſich nicht eines ohne Randbemerkungen und Scholien. Die Bearbeiter des franzöſiſchen Romans, auch ein Pfaffe Lambert und Alexander von Bernay[259]) (die nicht zuſammen, ſondern nacheinander arbeiteten), folgen wieder einer anderen lateiniſchen Quelle; dem Walther dagegen das ſpaniſche Gedicht des Juan Lorenzo Segura de Aſtorga[260]), der auch die franzöſiſche Arbeit des Lambert ſchon kennt. Der flandriſche Alexander, den man dem Jacob von Maerlant zuſchreibt, leitet ſich alsdann nach Zacher in zweiter oder dritter Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus deſſen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle dieſe weichen aber gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und beſonders in dem Sinne, der Auffaſſung und dem Geiſte von unſerem Lambertſchen Alexander ab, einem der ſchönſten Schätze der ganzen mittelaltrigen Poeſie, der namentlich in unſerer Zeit und nach unſerem Geſchmacke mehr Anerkennung finden ſollte, als manches Andere was die damaligen Zeiten höher ſtellten, das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems gewaltig hochmüthig anſieht[261]), ohne daß er ihm ſelbſt die Schuhriemen zu löſen werth wäre, der vielmehr ſo hoch über ihm ſteht, wie er über Ulrich und wie dieſer über Seyfried. Wären uns ſelbſt die Alexandriaden von Berchtholdt[262]) und Biterolf bekannt[263]), wir würden ſchwerlich etwas Beſſeres oder nur etwas Gleiches an ihnen beſitzen. Ich glaube nicht, daß die damalige Zeit überhaupt ſich geiſtig höher zu erheben fähig war; denn dieſer Lambert ſcheint an die größten Ideen zu reichen oder ſie

259) J. Grimm hatte vermuthet, daß der Pfaffe Lambert mit Lambert li Cors identiſch ſei. Das franzöſiſche Gedicht, das ſo eben für den literariſchen Verein in Stuttgart gedruckt wird, hat jedoch nichts mit dem unſers Lambert zu ſchaffen, und die Veröffentlichung dieſes breiten und peinlichen Machwerks wird hoffentlich aufs neue das Verdienſt und den Werth des rohen aber geiſtvollen Gedichtes unſers Lambert ins Licht ſtellen.

260) In der colleccion von Sanchez.

261) Er ſagt in ſeinem Alexander:

Ez hât ouch nâch den alten siten
stumpflich, niht wol besniten,
ein Lampreht getihtet,
von welsche in tiutsche berihtet.

262) von Herbolzheim im Breisgau; ein Dienſtmann des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 ſtarb.

263) Altdeutſches Muſeum I. p. 137 und 138.

vielmehr zu eröffnen, deren ſich damals Menſchen und Dichter bemächtigt, für die ſie ſich begeiſtert haben, und an wahrhaft dichteriſchem Genius dürfen ſich nur ganz Wenige neben ihn ſtellen, ſo ſchlicht und einfach, ja ſelbſt roh und ungeſchlacht er ſich in formaler Hinſicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Der Dichter erinnert in ſeiner ganzen Schreibart an die Uebergangszeit, wo ſich ſo häufig noch die Dialekte durchkreuzen, indem hier, wie im Herbort, im Veldeke und in faſt allen Schreibern dieſer Zeit des 12. Jahrhunderts Spuren des Niederdeutſchen in die herrſchende hochdeutſche Mundart hereinſpielen. Auch ſchließt ihn die angeführte Stelle des Rudolf von Ems von den Meiſtern der ächten Reimkunſt mit Recht aus, denn noch herrſcht hier vielfach die bloße Aſſonanz, wie in der Kaiſerchronik u. a. Zugleich lehrt ein Blick auf ſeinen Vortrag, daß wir den Mann einer Zeit vor uns haben, die von dem herrlichſten Ernſt der Lebensanſicht noch nicht gewichen iſt. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie ſie von Veldeke an Sitte geworden, ſeine Quelle zu nennen; er verſichert ihr treu zu folgen[264]), und nirgends drängt ſich, wie bei den ritterlichen Sängern der nächſten Zeit die Perſönlichkeit des Dichters läſtig in die Erzählung ein. In einem „Salomonsmuthe" dichtete ſein wälſcher Gewährsmann Albrich ſeinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in dieſem Gedanken dichtet auch er[265]). Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die ſchlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft. Seine Darſtellungsweiſe entſpricht dem: es iſt noch mehr die trocknere Zeichnung des Volksliedes, der anſpruchloſe Vortrag dieſes Jahrhunderts; der Mann will nichts gelten durch ſich, ſondern durch ſeine Sache. Allein dieſe Trockenheit iſt weit verſchieden von der eines Zazichoven, ſogar von der der Nibelungen, Alles

264) V. 13.
Elberich von Bisenzun der brâhte uns diz liet zuo,
Der hetiz in walischen getichtit, ih hân iz uns in dûtischen berihtet.
Nieman ne schuldigé mih: alse daz buoch saget, sô sagen ouch ih.

265) V. 19.
Dô Älberich daz liet irhuop, dô heter einen Salemônis muot,
in wilhem gedanken Salemôn saz; dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und oft strömt in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter, ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu. Im ersten Theile seines Liedes treten diese Eigenschaften minder vor. In allen Alexandersagen sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte, von der sich diese Gedichte niemals ganz entfernten. Der erste ist klar, einfach, geschichtlich, ganz in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verschmäht Lamprecht die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die sie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volksschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge sitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt, und dergleichen mehr, so fällt schon gleich auf, wie geläufig noch diesem Manne alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht, die wahrhaft vor dem Leben und seinen gewöhnlichen Erscheinungen flüchten, wie besorgt, ihrer sublimen Dichtung mit so materiellem Stoffe zu schaden, während dieser Lamprecht auch selbst das Derbe und Harte hier und da nicht scheut. Eine Lücke hindert uns, den nächsten Fortgang der Geschichte zu verfolgen[266]); sie muß hauptsächlich Alexanders Eroberungszug im Westen, nach Italien, Karthago und Aegypten enthalten haben, welchen diese Geschichten alle erzählen, und auf den sich auch unser Gedicht später bezieht.

266) Sie wird sich nun aus der Vorauer Handschrift ergänzen, die Diemer herausgeben wird.

Wir finden den Dichter und ſeinen Helden vor Tyrus wieder. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hat ſolche Gemälde? Ein Schiffſturm, Anſtalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeiſchaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erſtürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu ſchildern auch nur unternommen? Hier iſt die friſche Lebendigkeit jener Cäſarſchlacht im Loblied Hannos, und die ſchönſte Anlage zu einer Beſonderheit der poetiſchen Darſtellung und zu treuer und wahrer Schilderung wird hier ſichtbar, deren faſt völligen Verluſt in der nächſten Zeit man bitter beklagen muß, ſo wie überhaupt die vielen Bruchſtücke, die aus dem 12. Jahrhundert bekannt werden, uns ſtets erfreulichere Blicke in die Poeſie dieſer Zeit werfen laſſen, wie z. B. reizende Stücke in Graff's Diutiska von einem Deutſchen Athys und Profilias nach Alexander von Paris bekannt geworden ſind, die noch ganz den Charakter dieſer ſchlichteren Zeiten tragen. Bei ſo viel Lebhaftigkeit, die in dieſem Alexander herrſcht, ſolche ruhige Einfachheit; bei ſo viel ungeſtümer Kraft und oft ſelbſt einer gewiſſen Furchtbarkeit, die an das Altnordiſche erinnert, ſo viele Sinnigkeit; bei ſo viel Geſundheit dieſe ſchöne Frömmigkeit; bei ſo viel Friſche und ungeſtörter Ausdauer dieſe gleichmäßige Wärme — man würde ſich betroffen fragen, ob man ein deutſches Gedicht, ein Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, das Gedicht eines Prieſters vor ſich hätte, wenn nicht die Naivetät des Dichters, die Dürftigkeit ſeines Ausdrucks und die große Simplicität der Sprache unſerer zu großen Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die ſtehenden Verſe des Volksgeſangs und die conventionellen Phraſen der Hofdichter, die Geſchwätzigkeit der letzteren und die ſtammelnde Rede des erſteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anſchaulichkeit iſt die Schlacht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt iſt und der nächſte Gegenſtand von Bedeutung außer des Darius ſpöttiſchen Geſchenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt iſt, offenbar in orientaliſcher Verwirrung; auch tragen die Namen, wie Dalcym für Klitus, etwas Orientaliſches an ſich, während ſonſt auch in dieſem Punkte Lamprecht ſich auszeichnet durch die exacte Schreibung griechiſcher oder lateiniſcher Namen, wie man namentlich ſieht, wenn er bald hierauf die Völker aufzählt, die ſich nun in ungeheuren Maſſen um Darius ſammeln. Nun folgt ein wunderliches Durcheinander,

Alexanders Zug nach Griechenland, wo ſeine Mutter Olympias krank lag, unterwegs ſein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Aſien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen, und Lakedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Es folgt ſein Bad und ſeine Krankheit, der Marſch über den Eufrat, ein Mordverſuch auf Alexander, eine neue Schlacht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde beſtehn, der ſeine Wuth kühlt an Allem was ſeine Klauen erreichen,“ und wo er Darius Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius ſchreibt ihm (und dies iſt aus der lateiniſchen Quelle des liber de preliis) in einem Briefe im Trotz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und von jetzt entſchädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in dieſen Parthien herrſchte, die ſchönſten Züge pſychologiſcher Beobachtung, die hier mit einem Bewußtſein von dem Dichter behandelt werden, und dabei ſich auf Seelenzuſtände beziehen, die jenen Ritterſängern ſonſt ſo ganz fremd ſind, daß es in der That zum Erſtaunen iſt. Alexander antwortet ihm zurück: um ſeiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er ſeine Gattin wohl behandelt, um ſeines Dankes willen habe er es nicht gethan; eine Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte der lateiniſchen Quelle erſetzt, und eine ſo eigenthümlich deutſche, daß ſie Lamprechts Eigenthum ſcheint. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Scenen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen [267]), die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende ſeinem Heere ſagt, „nicht ſchadete ein Heer von Fliegen zweien wenigen Weſpen.“ Die Heere nahen ſich wie brüllende Meere, die Geſchoſſe flogen von beiden Seiten dicht wie der Schnee,

267) In dem lib. de preliis erſcheint Alexandern im Traum der Gott Ammon in Geſtalt des Hermes, und heißt ihn in eben dieſer Geſtalt in das Lager der Perſer gehen; daher die ihn empfangenden Perſer ihn für einen Gott halten, ein Ausdruck, den auch Lamprecht (V. 2687) gebraucht, obgleich er ſeiner kritiſchen Anfechtung des Nectanebus-Ammon zu Folge weder dieſen noch die anzunehmende Geſtalt des Hermes erwähnte. Zacher macht mich aufmerkſam, daß dieſe Stelle bei Lamprecht gar nicht zu verſtehen iſt, wenn man nicht weiß, daß er die lateiniſche Quelle kennt und hier vor ſich hat. Er bezieht ſich auch hier nicht auf Alberich, ſondern auf das, was er „in den Büchern“ über die Göttlichkeit von Alexanders Vater geleſen.

die Heerhörner tönten, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf das Estrich nieder, und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unpartheilichkeit, mit dem dieser Mann von Misfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat, und nicht blos an den Einen vergeudet für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig; der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck

ſeines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, ſo daß ſein Selbſtgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt ihn, ſich ſeines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an ſeine eigne Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm ſolch ein Geſchick geweiſſagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müſſen! Dies ſind in der That die Geſinnungen des ächteſten Alterthums, ihre Reinheit iſt bewundernswerth und in der That gehört davon, wie von den meiſten übrigen Briefen, der beſſere Theil, wenn wir mit der lateiniſchen Alexandergeſchichte vergleichen, welcher hier die Bearbeiter folgen, entweder dem Franzoſen Elberich oder dem Deutſchen Lamprecht an. Möchten aber auch Beiden dieſe oder noch andere Quellen ſo Vieles geboten haben als möglich, daß Lamprecht dieſe eigenthümlichen, ſeiner Zeit ganz fremden Vorſtellungen und Züge ſo treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgeſprochen hat, die ein Zeugniß für ſein inneres Verſtändniß derſelben iſt, dies iſt nicht minder außerordentlich; und man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberſtadt im Ovid bis auf die letzte Spur faſt vertilgt und verlöſcht hat, um zu ſehen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieſes Gedicht auch nur ſo zu überſetzen. Vor den weichen, zarten, ſchwimmenden Gefühlen dieſer Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verſchwinden, jeder Laut der Natur verſtummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutſchen Bruſt quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Poeten hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere ſich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er ſelbſt weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an ſeinen Vaſallen Porus um Hülfe ſchreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erſchreckender Aufrichtigkeit ſeine ganze Noth vorhält, ſo frage ich jeden, der mit der alten Sprache fort kann, ob es nicht vortrefflich iſt, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrſcherwürde nichts vergeben iſt, und frage, wer der damaligen Poeten ſo etwas nachmachte, die Allerbeſten kaum ausgenommen? Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz legen zu wollen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwiſchen denſelben Mann, zu deſſen großer Geſinnung er jetzt redet,

im andern Augenblick mit dem Verſprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen ſucht, in der Angſt ja nichts zu verſäumen, was dieſer letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erſtaunt nicht über dieſe Seelenkenntniß und fragt ſich betroffen, ob ſelbſt dem Gottfried von Straßburg dergleichen ſo geläufig geweſen wäre? Als nachher Darius ermordet wird, und Alexander bei dem Sterbenden erſcheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben ſich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm ſein Reich zurückgeben würde, auszumalen, hier wird ſie kurz ausgeſtoßen, wie man ſo etwas ſpricht, dagegen fragt der Sieger hier ernſtlich nach den Mördern und darin erkennt Lambert die königliche Geſinnung. Auf dem Zuge gegen Porus ſchon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er ſpricht zu ihnen und hier ſcheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die bei Arrian ſind, verſchmolzen zu ſein. Welch eine jammervolle Geſtalt haben dieſe Reden bei allen Bearbeitern der Alexanderſage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumeriſchen Dichter recht klar wird neben dem Rieſen, der in des Lebens Mühen ſelbſt den Zweck des Lebens ſetzt; aber hier ſind ſie durchglüht noch von dem Geiſte, der ſie urſprünglich dictirte, hier iſt ganz der unruhige Strebſinn ohne Schwanken, hier das Selbſtgefühl, der Trotz in das Angeſicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner, und hier iſt es kein Räthſel, wenn dieſe Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie ſie die Geſchichte ſchildert, daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld geſtehen und nach wiedererlangter Huld aufſpringen und ſingen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus Heer die Elephanten beſchreibt, ſo ſpricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwiſchen Richtiges Fabelhaftes miſcht, ſo rührend komiſch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In ſeiner Aufmunterung an ſein Heer ſpricht ſich Vaterlandsliebe aus, und Rachetrieb für Darius Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hauſe. So menſchliche, ſo gewöhnliche Leidenſchaften, die ſogar in einem kriegeriſchen Zeitalter die faſt einzig herrſchenden ſein ſollten, wo wären ſie bei unſern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf ſchlägt Alexander den Porus; wenige höchſt lebendige Verſe, die wieder ihrer ganzen

Färbung nach wesentlich deutschen Ursprungs sind: Sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen. In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen historischen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schreckniſſe der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Man muß in jugendlichen Jahren die Erfahrung gemacht haben, wie am Ziel einer weiten Reise und nachdem ihr Zweck, der bis dahin noch gespannt hatte, vollendet ist, die Sehnsucht nach der Heimat ergreift, um die wenigen Worte, mit denen Lamprecht den Brief einleitet, zu fühlen und um den Ton der sanften Wehmuth zu empfinden, der über den Brief selbst, der nun mitgetheilt wird, gebreitet ist. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den griechischen Helden in Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegsmann im ächthellenischen Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die moderne, christliche Pietät gegen Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich hier mit der antiken Pietät gegen das Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt

uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entſtellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den ſonderbaren Thiergeſtalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbeſt, die Kokosnüſſe, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume ſind. Sie kommen an einen Wald, löſen ihre Roſſe und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch ſchönes Mägdlein ſpielend auf grünem Klee zu hunderttauſend und mehr. Sie ſpielten und ſprangen, und wie ſangen ſie ſchön, daß durch den ſüßen Ton ich und meine Helden unſer Herzeleid und alle Laſt und Ungemach vergaßen, das uns je geſchah [268]). Uns allen däuchte, daß uns für unſer Leben Fülle und Freude genug gegeben ſei. Da vergaß ich Angſt und Leid, und wir Alle was uns Leides geſchehn war bis an dieſen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an dieſem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch ſagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren dieſe herrlich zu ſchaun in der Pracht ihrer Farben, ſie waren rund wie ein Ball und überall feſt geſchloſſen; ſie waren wunderbar groß und wenn ſich die Blume oben erſchloß, das merket in eurem Sinne, ſo waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten, und Menſchenſinn hatten und redeten als ob ſie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So ſchön geſchaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen ſah ich nie; ſie waren in Züchten fröhlich, und lachten und ſangen, daß ich ſo ſüße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten ſie leben, in der Sonne vergingen ſie ſogleich. Der Wald erſchallte von der Mägdlein und Vögel ſüßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher ſein, ſpät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachſen, roth und ſchneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir ſie

268) Man höre die Stelle ſelbſt.

vil manich schône magetîn wir aldâ funden,
di dâ in den stunden spilten ûf den grüenen klê,
hundirt tûsint unde mê. Di spileten unde sprungen,
bei wi schône si sungen, daz beide cleine unde groz
durch den suozlîchen doz, den wir hôrten in dem walt,
ih unde mîne helede balt vergâzen unse herzeleit
unde der grôzen arebeit, unde alliz daz ungemah
unde swaz uns leides ie gescach.

zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattsam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas die homerische Schilderung der alkinoischen Gärten, den Zauber der Kirke oder des Lotos oder des Sirenengesangs, wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odysseus von Wehmuth überzogene, von Sehnsucht durchbrochene, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen, geregelten und reichen Phantasie ausspricht und bei der wunderbarsten Welt, die sie öffnet, den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert. Ich will die Feinde der Romantik fragen, ob diese neue Richtung der Kunst, wenn sie überall so in Schranken, so der menschlichen Natur nahe geblieben wäre, nicht die alleredelsten Früchte hätte tragen müssen, und ich frage die Bewunderer der Romantik, ob sie in den besten Dichtern der reifesten Zeiten etwas aufweisen können, was an Reiz der Kindlichkeit und Unschuld dieser Erzählung voransteht, an der dazu die Anmuth der Darstellung, die hier freilich außerordentlich hervorsticht, ohne Zweifel das Verdienst des Deutschen ist. — Nach manchen anderen Abentheuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen

Maler ſein Bild verſchafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt ins Heer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm ſein Weib geſtohlen. Ptolemäus ſpielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er ſelbſt die des Antigonus. Sie unterſtützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palaſt der Candace, deſſen Herrlichkeit hier eben ſo vortrefflich geſchildert wird, als Aehnliches in andern Gedichten durch Kälte und Uebertreibung langweilig und läſtig iſt. Es iſt eine zweite Kalypſo oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunſtwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, ſie ſchreckt ihn, nun ſei er ihr Gefangener, der ſtolze Welteroberer. Zornig kehrt er ſich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er ſie zu Tode ſchlagen. Sie tröſtet ihn, um Candaulus willen wolle ſie ihn erhalten und wie Kirke verſöhnt ſie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unſchuld des achäiſchen Sängers führt Lamprecht darüber weg, ſo unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odyſſeus in die Unterwelt ſendet, ſein Schickſal zu erfragen, ſo auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Geſellſchaft von Göttern, die er um ſeinen Tod befragt, und deren Einer ihm ſo viel ſagt, daß er in ſeiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreiſe von der Candace folgt, endete Alexanders Brief.

Ich glaube nicht, daß etwas in der poetiſchen Literatur exiſtirt, was den Abentheuern des Odyſſeus ſo nahe kommt, wie dieſe Epiſode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag der in ewig neuer Geſtaltung aufs vollendetſte entwickelten Sprache und poetiſchen Form des Griechen abſieht, wenn man nur den Anſpruch auf die plaſtiſche Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantiſches Gemälde neuerer Poeſie hingibt. Die Farbe der Unſchuld, der Ton der größten Einfalt, der romantiſche Zauber, die eigne Miſchung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichſam hiſtoriſche oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der dieſe Feenreiche faſt von allem Aehnlichen im Mittelalter eben ſo wie jene Epiſode der Odyſſee unterſcheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnſucht nach der Heimath, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Herrlichkeit und Wunder der Fremde und Ferne, dies Alles berührt ſich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyſſee entlehnt, aber mit einer ſolchen

Selbständigkeit entlehnt sind, daß sie dem Verdienste der Originalität gar keinen Abbruch thun; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die Wendung, die allerdings schon den älteren Quellen gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verständige Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande, der sein Recht üben will, ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke; er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Problemen beschäftigt. Jede Heldenzeit fühlte immer, daß etwas anderes die Dichtung, etwas anderes die Wirklichkeit sei, und wie ein denkender Knabe schon nicht gerne erdichtete Geschichten liest, so wird auch der Gereiftere noch, wenn er sich mit dem Wunderbaren und dem Reiche des Möglichen versöhnt, Treue und Natur verlangen und wird Götter und Geister, Heroen und Feeen immer menschlich wissen wollen. Wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem nun Homer seinen Odysseus das Unglaubliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier, man muß gestehen in einer sehr simplen und bequemen Weise, in dieser Briefform gebraucht. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist des Aristoteles Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen, um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lamprechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt, und zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den ich bis hier anzudeuten verschoben habe und den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende ſeiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lamprecht den Alexander zu den Skythen. Sie beſchicken den König und laſſen ihm ſagen, bei ihnen ſei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander gibt ihnen Friede und befragt ſie um ihre Lebensweiſe, ihre Sitten, ihre Begräbniſſe u. ſ. w. Nichts, ſagen ſie, hätten ſie zu verlieren; Wohnung und Grab ſei ihnen allezeit zur Hand, ſie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tode hätten ſie den Troſt, daß ſie der Himmel bedecke. „Da fragte er ſie nicht weiter.“ Es iſt der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder beſitzen. Es iſt der Mann von jenem Charakter, der ſeine ganze Nation ſo vollkommen vertritt; ſeine Nation ſelbſt theilte die Bewunderung der Bedürfnißloſigkeit der Skythen und es iſt ein Wunder, daß ein Mann, der das Alterthum kannte wie Niebuhr, dies leugnen konnte! Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er ſie unſterblich mache. Als Alexander ſich mit ſeinem menſchlichen Unvermögen entſchuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein Sterblicher ſei wie ſie, er die Welt ſo in Bewegung ſetze und nicht Mäßigung lernte, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexanderſage im Mittelalter wird dem Helden dieſe Frage geſtellt und die guten chriſtlichen Dichter laſſen ihn dann beſchämt und wie einen armen Sünder abziehen, aber hier erhebt er ſich in ſeiner ganzen Größe, der echte Sohn des helleniſchen Volks, der die Beſchaulichkeit und die Beſchränkung *achten* kann, aber nicht *üben*, der mönchiſchen Sinn *gewähren* läßt, aber nicht *herrſchen*, der von den Pflegern eines rückgezogenen beſcheidenen, bedarfloſen und regungsloſen Lebens eine *Warnung*, aber keine *Belehrung* annimmt, und er weiſt ſie von ſich mit den vortrefflichen Worten: Uns iſt von der höchſten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer iſt dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meiſter bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was ſollte uns das Leben, wenn edlen Sinn Alle theilten, die in der Welt ſind?[269]) — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt iſt und alle die Drangſale überſtanden

269) V. 4524:

hat, die ſein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu ſein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den engliſchen Chören! „Hie muget ir tumpheit horen!“ ruft der Dichter; und doch! ſelbſt jetzt verſteht er, was die Sage mit dieſer Geſchichte will, innigſt, oder er richtet ſie ſich gar zu ſeinen Zwecken zu, und obgleich in ſeinem Gedichte manchmal der gelehrte Geiſtliche herausſieht, der befangene Chriſt blickt an dieſer gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, dieſe zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, ſeine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unerſättlichen Höhle, die weder nun noch nie ſprach: Dies iſt was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schreckniſſen der Hölle, durch Gewürme und ſcheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradieſe fließt, und ſie ſahen den Tod überall vor ſich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, ſchlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten ſie nicht. Ein Alter endlich fragt ſie, was ſie wollten? Ihr Singen ſollten die da inne laſſen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und giebt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewiſſen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große

---

Dise sache — ist uns alsô geschaffen
von des uberisten gewalt:
swaz uns dannen wirt gezalt,
daz muoze wir alliz uobin.
Daz mere ne mac nieman truoben,
iz ne truobe der wint:
angist hânt, di dar inne sint.
di wile ih vor dem tôde mac genesen,
wen lâzent ir mih wesen
meister von mînen sinnen:
ih muoz beginnen
ettewaz daz mir wol tuot.
Heten si alle ûheren muot
di in der werilde wollent wesen,
waz solde in danne daz leben?

Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehre ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch zwölf Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben.“ Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der je zur Erde kam.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Egoismus eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatenlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Gedichtes. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken im Ganzen in dem erhabensten Sinne auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und ist auf eine ganz wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am allerentschiedensten gerade dieses äußerlich

Thatkräftige, dieſer jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden ſollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Monument den völlig erſtorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in ſeinem Werke dabei poſitiv thut, iſt durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Ich würde nur hier zu weitläufig werden, wenn ich Alles, was die Alexanderſage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieſes Gedichtes ſtellen wollte, ich werde aber bei Ulrich von Eſchenbach, wo ſie ihren höchſten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leſer vergleichen, wie hier mit einer meiſterhaften Sicherheit vermieden oder verändert iſt, was in der gewöhnlichen Geſtalt der Sage lag und unſerem Dichter oder ſeinem Vorbilde meiſtens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüſtiger Thatkraft und Selbſtſucht, ſtimmte bisher der Charakter der germaniſchen Heldenzeit überein. Den Egoismus und die Gierigkeit perſonificirt die Thierſage vom Iſegrimm im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieſer Zeit; die ganze deutſche edlere Dichterſchaar zieht gegen ihn zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abſtellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüſtigkeit draufzugehen mit all den milden chriſtlichen Schwärmereien: Lamprecht ehrt alſo dieſe Kraftübung männlich, nur lenkt er ſie nach dem höheren Sinne der chriſtlichen Anſichten. Wir werden ſehen, daß ſich an den Grundgedanken dieſes Gedichtes Wolframs Parzival aufs engſte anſchließt. Auch Dantes Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben ſo weiter, wie der Parzival den des Lamprecht. Dies beweiſt eine Verwandtſchaft dieſer Geiſter und die gemeinſame tiefe Eindringung der herrſchenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zuſammenhang dieſer Dichtungen hier ſchon darzulegen, iſt noch nicht der Ort, ich komme darauf bei dem Parzival zurück. Erſt dort werden wir die Bedeutung dieſes Alexandergedichts ganz überſehen.

Wenn es bei dieſem Gedichte, ſo lange die nächſte Quelle unausgemittelt bleibt, ſchwer zu ſagen iſt, wie Vieles des ihm inwohnenden Verdienſtes dem deutſchen oder dem wälſchen oder welchem noch früheren Bearbeiter zuzuſchreiben iſt, ſo iſt dagegen in der

Aeneide des Heinrich von Veldeke[270]) etwas deutlicher, daß er einem franzöſiſchen Texte folgt, der ſchon die meiſten, aber nicht alle Abweichungen enthielt, welche wir bei Vergleichung des lateiniſchen Gedichtes entdecken. Wir werden alſo billig ſein müſſen und den Veldeke, der wohl ſchwerlich das Werk des Virgil ſelbſt leſen konnte, nicht allein beſchuldigen dürfen, wenn wir Urſache finden ſollten, mit der Geſtalt unzufrieden zu ſein, die dieſes Gedicht bei ihm erhalten hat[271]). Allein bedauern müſſen wir gleichwohl, daß der Dichter, von dem die romantiſche Kunſt des Dante, des Taſſo und Arioſt ſo oft einen Gebrauch gemacht, den man heut zu Tage kaum einem Dichter ungeſtraft hingehen laſſen würde, von Franzoſen und Deutſchen entweder nicht gekannt oder entſtellt wurde, und auf dieſe Art nicht allein dem Geſchmack am Vagen und Formloſen, der jetzt einriß, nicht ſteuerte, ſondern ſogar in ſeiner neuen Geſtalt beitrug, ihn zu befeſtigen. Es iſt merkwürdig, wie ungeheuer der Abſtich zwiſchen dieſer und der vorher beſprochenen Dichtung iſt (obgleich beider Erſcheinen gewiß kein großer Zeitraum trennt[272]), wenn man auf die Bewahrung des alterthümlichen Geiſtes in jener Alexandreis achtet, und die Ablegung deſſelben in dieſer Aeneis, deren Text in Deutſchland damals gewiß nicht unbekannt war; und man würde dies nicht begreifen, wenn man nicht dieſe ganze Zeit aus dem Geſichtspunkte einer Reform- und Revolutionsperiode betrachtete, in der ſich der verſchiedenartigſte Geſchmack zugleich mit der aufkommenden Wuth nach Neuigkeiten gerade ſo paarte wie im vorigen Jahrhundert, wo man doch wohl, wenn alle erläuternden Quellen fehlten, die Erſcheinung von Wielands Ueberſetzungen, nachdem Voß und Wolf Muſter gegeben hatten, eben ſo wenig begreifen würde. Alles, worin die alte griechiſche und römiſche Kunſt ihre höchſten Aufgaben ſucht, iſt in dieſer deutſchen Eneit geradezu geflohen und verwiſcht, und wenn man irgendwo das Verhältniß des Univerſaliſirens der Romantiker jener Zeit zu der Beſonderheit der Alten will kennen

270) In der Sammlung von Müller, Bd. 1.

271) V. 13246 und 49 gibt er eine wälſche Quelle an und bezeugt, daß er geſchrieben habe, wie er darin fand.

272) Die Eneit ſetzt man zwiſchen 1184—89; die unvollendete größere Hälfte lieh Heinrich der Gräfin von Cleve; ſie kam abhanden und erſt nach 9 Jahren erhielt ſie der Dichter wieder und vollendete ſie nun. Siehe über die Zeitbeſtimmung die Anmerkung zum Iwein. p. 407.

lernen, ſo darf man nach keinem weiteren Beiſpiele ſuchen: hier zerſträubt gleichſam Alles, was irgend nach griechiſcher oder lateiniſcher Eigenthümlichkeit nicht nur, ſondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens ausſieht. Ein Mährchen von Didos Ochſenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm des Aeneas, oder Didos Schickſale in Tyrus, oder den Bau der Stadt[273]) behandelt er ſehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Trojas bleibt Laokoon weg, der Kampf, der Inhalt des dritten Buches — was iſt aus ihm geworden? Faſt nichts als das hölzerne Pferd iſt geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all dieſen Zorn und Haß gegen die Zerſtörer der Vaterſtadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beſchreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entſchädigen. Wer wahren dichteriſchen Genuß ſucht, wird eben kein Freund vom Virgil ſein, von dieſem franzöſiſchen Pathos, dieſer Poeſie des Witzes, dieſem Zwang zu glänzenden Worten und dieſer traurigen Heldin und dieſem traurigen Helden, doch aber iſt Sinn da für Alles, was ein menſchliches Herz ſchwellen und heben und begeiſtern kann, Sinn für jedes dem Menſchen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und mögen es die Bewunderer unſerer alten Poeſie unverzeihlich finden oder nicht, dennoch wird jedem, der da in jenen Zeiten und in unſerem Vaterlande beſſere und auf ernſtere Dinge gerichtete Talente erblickt, erlaubt ſein, ſchmerzlich zu bedauern, daß gerade die Männer, die mit der Sprache zuerſt fort konnten, die zuerſt die neue Diction zu geſtalten beſtimmt waren, eben wie in neuer Zeit Wieland, gerade auf ſolche Stoffe, auf ſolch eine Schule trafen, die geradezu Alles zu verderben drohte. In dieſem Veldeke iſt es zuerſt ſichtbar, wie ſich ein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele ſucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit ſträubt und er lehnt daher detaillirte Beſchreibungen von Städtebau und dergleichen, die nichts für Gefühl und Empfindung bieten, ab, die noch in ſeiner wälſchen Quelle ſich vorfanden. Wenn man ſich dieſen Zug leicht erklärt und ihn gern entſchuldigt, ſo wird es dagegen ſchwer, ſich gleich in die

273) V. 352. Iz wêre ze sagene alze lanc —
daz Virgilius der helt
an sînen buochen dar abe zelt,
des sule wir vil lâzen.

totale Schwachherzigkeit zu finden, mit der man hier entſchädigt werden ſoll. Alle Spielereien und Tändeleien, die man ſich etwa im Minneliede noch gefallen läßt, drängen hier im ernſten Epos die bedeutendſten Scenen weg, welche Wirkung mußte dies hinfort üben? Ueber den närriſchen Tod der weiſen Dido weiß der gute Heinrich nicht genug zu erſtaunen und ſich zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen doch in britiſchen Gedichten geleſen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und ſie ihr antwortet, er heiße E — und n e — und ehe ſie ſprach a s, hätte die kluge Anna ſchon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überſchreitet ſie ſie offenbar, ſo lieblich ſie dieſem Dichter ſonſt anſteht. Wie gerne läßt man dem Lamprecht die Verſetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, wenn ja nur das Weſen gewahrt iſt, aber hier weiß man ſchlechterdings nirgends anzufangen und nirgends zu enden, wenn man dieſe Verflüchtigung jedes antiken Moments betrachtet, wenn man mit jener hiſtoriſchen Feſtigkeit aller Localität im Virgil dies Nebelland vergleicht; mit jener heroiſchen Dido, ihrer dramatiſchen Action und ihrem Pathos dieſen geſtaltloſen Schatten; mit jener zerquälten, vom Gott beſeelten Sibylle und der ſchaurigen Wirkung ihres Erſcheinens, dieſe Hexe des Veldeke, die den frommen Aeneas auf ſeinen guten Tag hübſch freundlich empfängt und ſich traulich mit ihm unterhält; mit jenen gräulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufſtürmen gegen die Troer, dieſes Gekeif der hausherriſchen Frau des Latinus; mit dem blutdürſtigen Polterer Turnus beim Virgil dieſen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirſche der dem Schickſale dient beim Virgil, den Kunſtſtückmacher des Deutſchen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finſterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trockenen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er ſelbſt hat keinen Begriff von dem was er erzählen ſoll, er beſtaunt das ſelbſt, deſſen Schilderung dem Hörer Erſtaunen auspreſſen ſoll, fürchtet die Grauen, die der Leſer nicht empfindet, und redet von einem Entſetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil ſelbſt geſchenkt und erlaſſen hätte, Beſchreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeiſtert, wie die

Episode von Nisus und Eurγalus, das geht hier kalt vorüber; wenn dort die kleine und minutiöse Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (eine Reminiscenz findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begräbnißstätte der Camilla sammt der brennenden Lampe[274]), was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Eneit gar so ein elendes Machwerk ist, und nicht allein uns heutzutage zu sein scheint, sondern sogar vielleicht den Uebersetzer selbst in einigen Theilen ihres Inhalts gelangweilt hat, wie auch von Provenzalen, wie noch von Cavalcanti bekannt ist, daß er den Virgil nicht leiden mochte, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer der ganzen Masse späterer Productionen, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet und daß die Besten, daß selbst der spottsüchtige und schwer zufrieden zu stellende Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für diesen Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden. Man könnte sagen, es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Rivalen geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommnere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht auffordere. Und das Verdienst die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen[275]). Wie dies aber zu verstehen sei, kann

274) Dergleichen ist in der Münchener Hs. noch ausführlicher als in dem Druck bei Müller. Siehe Docen Misc. II, 61.

275) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan V. 4736.

Er impfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen,
dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen,
dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlîchen künde u. s. w.

man auf mehrere Weiſe faſſen. Denn der erſte Dichter dieſer Periode iſt er nicht, noch ſeine Eneit das erſte Gedicht, welches den Reihen führte; dies wiſſen wir nicht allein aus übrig gebliebenen Reſten, gewiß exiſtirte unendlich Vieles ſchon vor ihm was uns verloren iſt. Man dürfte wohl eher ſagen, er möchte unter den Ueberſetzern einer der früheſten und bedeutendſten ſein und einen vorzüglichen Dank ſich dadurch erworben haben, daß er der ganzen Fluth franzöſiſcher Romane nun Thür und Thor geöffnet in Deutſchland. Wenn man bedenkt, daß damals die Poeſie von der Unterhaltung aus und auf die Unterhaltung zurückging, daß unter Hunderten von Poeten kaum Einer aus innerem Drang, ſondern Alle nur aus der guten Meinung der Geſellſchaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, wofür uns gleich der nächſt zu erwähnende Herbort von Fritzlar[276]) ein Zeugniß gibt, daß gerade das, was aus dem Inneren der Nation hervorquoll, das Nationalepos, damals verfallen war, und das, was in eben jener Periode das einzige iſt, worin ſich in Deutſchland productives Talent zeigt, in nichts als im Minnelied beſteht und was damit im Zuſammenhange iſt; wenn man ſieht, wie ſelten der Stoff damals noch in Deutſchland war, wie dem Ulrich von Zazichoven ein Zufall ſeine Quelle bringt, wie dem Pfaffen Konrad durch Herzog Heinrich den Löwen, dem Herbort, dem Wolfram und anderen erſt durch die Gunſt des Landgrafen Herrmann von Thüringen franzöſiſche Gedichte verſchafft werden mußten, des großen und liberalen Beſchützers unſerer Minneſänger in eben dem Theile von Deutſchland, wo wir auch in der neueren Blüthezeit der Poeſie einen ähnlichen Sammel-

---

Wolfram nennt ihn im Willehalm No. 76.

Sô müese ich mînen meister klagen,
von Veldek: der kundez baz.
Der wære der witze ouch niht sô laz,
er nand in baz denne al mîn sin
wie des iewedern friwendin
mit spæcheit an si leite kost u. s. w.

276) Er ſagt von ſich:

Ez enist niht achbêre
daz er iht tihten kan,
doch sô nimet er sis an
mit andern tihtêren:
der schar wil er mêren,
er gert anders lobes niet.

platz unserer schönen Geister sich öffnen sahen; wenn man dazu bedenkt, wie wenig Ansprüche ein solches Geschlecht zu machen pflegt, das erst eine poetische Literatur werden sieht und sich zu schonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichst aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verschlänge, so lange es keinen besseren Maßstab kennt; wenn man endlich hinzu nimmt, wie die späteren Urtheile allerdings aus der Humanität fließen konnten, die Veldekes größeren Schülern oder Nacheiferern Pietät und Ehrfurcht vor dem alten Meister einflößte, wenn man all dies zusammen nimmt, sage ich, so sieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienst der Erste zu sein, so klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies ist immer in seinem Primate das Geringste; das Wesentliche ist, daß Er als Lai und Ritter die Eigenheiten der geistlichen und der Volksdichtung ablegte und zuerst am entschiedensten die höfische Bildung einführte, was damals im Gegensatze zu unserer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Lessings umgekehrtes Uebergehen von dem herrschenden vornehmen Bombast auf den Volkston; und daß er offenbar die Reimkunst und die Sprache der mittelhochdeutschen Poeten zuerst gestaltete, in welchem Geschäft er höchstens im Eilhart einen Vorgänger und ein Vorbild der Manier hatte. Alles fast, was wir sonst bisher behandelten, der Pfaffe Konrad, der König Ruother, die Kaiserchronik und Lamprecht folgen durchaus den Gesetzen einer ungebundneren Reimkunst und reimen mit größerer Willkühr die verschiedensten Vocale und Consonanten. Veldeke führte zu einem reineren Gesetze über, und wenn man das Niederdeutsche zur Erklärung seiner ungenauen Reime zu Hülfe nehmen will, hat Grimm aufmerksam gemacht[277]), so werden seine Reime fast sämmtlich regelmäßig, regelmäßiger, meint er, als man nach dem Fortgange der Kunst damals erwarten könnte. Dies berührt sich mit jener Eigenheit aller dieser Gedichte, die wir bisher betrachteten, daß sie sämmtlich Spuren der niederdeutschen Sprache in ihrem hochdeutschen Texte tragen; der niederdeutsche Dichter dichtete hochdeutsch und ließ dabei manche Eigenheiten seines Dialektes einfließen. Was aber unserem Dichter und seiner neuen Manier wohl die größte Gunst verschaffte, ist die Einführung der Minne in der Weise, wie

277) Grimm Grammatik I, p. 453 sqq. ed. 2.

das Minnelied damals dieſen Gegenſtand behandelte. In der Eneit füllen einen großen Raum die Epiſoden von der Lavinia und des Aeneas Liebe, und die Scenen zwiſchen der Liebenden und ihrer Mutter, die ſie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Veldeke hier in ſeinem franzöſiſchen Originale gefunden haben mag, dieſe Scenen ſind ſein Eigenthum, wenn nicht völlig dem Stoffe, doch ganz der Behandlung nach, die in allen Stücken deutſch iſt, und dieſe Epiſoden ſind im Gedichte mit ſolcher Vorliebe behandelt, daß man wohl ſieht, es gilt eigentlich nur um ſie; ſie ſind das was dem Zeitgeſchmack anpaßt und dem das Uebrige als trockne Zugabe anhängt, ſie ſind das, was dem Buche befriedigte Leſer verſchaffte [278]) und was den Gottfried zu dem Ausruf berechtigte, wie wohl der Veldeke von Minne geſungen habe [279]). Und in der That, dieſer Ausruf iſt nicht bloße Redensart, ſondern wahrhafter Ernſt. Abgeſehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die deutſche Dichtung jener Zeit gewiß Weniges an Lieblichkeit, an Herzlichkeit, an inniger Unſchuld und Naivetät dieſen Geſprächen der Lavinia und ihrer Mutter zu vergleichen. Man möchte glauben, daß dieſe Scenen nicht allein im Epos vielmal nachgeahmt wurden (denn hier iſt's unleugbar), ſondern daß ſie auch die Vorläufer von den Minneliedern des ähnlichen Inhalts waren, wo im Monolog oder Dialog das Weſen der Liebe zu ergründen geſucht wird. Wir werden künftig Gelegenheit haben, auf dergleichen Nachahmungen im Epos zurückzukommen und werden mit Erſtaunen bemerken, wie ſchnell dieſer Ausdruck unbefangener Unſchuld, die ſo tief in jener Zeit gewurzelt ſcheinen ſollte, verloren ward und wie vergebens ſelbſt namhafte Dichter ſich abmühen, auf dieſe Reinheit zurückzukommen. Dies iſt

278) Schon Herbort ſpricht von der Eneit als ſehr bekannt. Im Wigalois ſcheint in der Stelle, wo die Königstochter von Perſien ſich von einer Jungfrau die Aeneide vorleſen läßt, der Vers 2722 „als ez in oste ist geseit" große Verbreitung eben dieſes Buches von Veldeke anzudeuten.

279) Triſtan V. 4724.

Von Veldeke Heinrîch
der sprach ûz vollen sinnen.
wie wol sang er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit!
ich wæn er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe nam,
von dem diu wîsheit ellin quam.

auch der Hauptgesichtspunkt, den man festhalten muß, wenn man die Liebespoesien dieser Ritter beurtheilt: die Blüthe der Ritterzeit, so plötzlich, so neu, die wie die ganze Literatur und das ganze Staatsleben in Deutschland so plötzlichen Schwung unter Friedrich I. erhielt, mußte in ihrer ersten Entfaltung von einem Glanze, von einem Zudrange, von einer Lebendigkeit und einem Reize des Verkehrs begleitet gewesen sein, der sich unmöglich lange erhalten konnte, der mit der Kraft des heroischen Kaisers selbst verloren ging und an dessen Stelle dann bei den Besseren eine um so größere Sehnsucht nach der entschwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen jene glanzvollen Reichstage hinterlassen hatten, deren Gleichen Deutschland weder je vorher noch wieder nachher sah und auf deren Pracht ein Guyot [280]), also selbst die Franzosen, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurücksehen. Der schnelle Wechsel von der ersten Begeisterung, welche die neue Geselligkeit durchdrang und rein und unschuldig hielt, zur größeren Freiheit und zu jeder Art Ausartung liegt in der Natur der Sache selbst und namentlich der Umgang mit den Frauen konnte, wie einmal die Menschen sind, wohl unter Einzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten sehr bald zum Uebeln kehren und wir dürfen uns weder wundern, noch müssen wir es anderswohin zu deuten suchen, wenn wir so bald die nächsten Dichter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen Zucht klagen hören, deren Klagen wohl nicht einmal poetische Uebertreibung enthalten. Wenn also diese Männer der späteren Zeit diesen Veldeke aufschlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich gesehen, von der ihnen höchstens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß gehalten hatte, wenn sie ihn in freudigem Behagen mit seiner Zeit versöhnt sahen, während sie der ihrigen gegenüber schon in Klagen und Unmuth verbittert sind, wenn sie, was mehr ist, in den Liebesscenen der Eneit den vollen Ton des Herzens vernahmen, den sie selbst nur noch selten im kleinen Liede trafen, so mußte gewiß der, zu dem diese reinere Sprache noch Eingang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeistert und für ihn zur Bewunderung hingerissen werden, der ihm ein Repräsentant

280) Bible. V. 278. Et de l'empereur Ferri vos puis bien dire que je vi qu'il tint une cort a Maience: ice vos dis je sanz doutance, c'onques sa pareille ne fu.

des wundervollen Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf die eben die nächſte Zukunft auch in allen anderen Verhältniſſen ſchon ſchmerzlich zurückblicken ließ.

Eine merkwürdige Mitte zwiſchen Lamprecht und Veldeke[281]) hält Herbort von Fritzlar, der in dem Anfang des 13. Jahrhunderts einen trojaniſchen Krieg nicht ohne Spuren von gelehrter Bildung und mit Kenntniß deutſcher, lateiniſcher und wälſcher Quellen bearbeitete[282]); der nichts hat von dem ſchöpferiſchen und dichteriſchen Geiſte Beider und doch durch die eigene Miſchung von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit mit der er die Züge der Lamprechtiſchen Dichtung zugleich neben die der Veldekeſchen ſtellt, ohne auch nur einen Verſuch einer Verſöhnung beider Manieren zu machen, ganz originell und intereſſant iſt. Er hat nichts mehr, weder von dem freieren Reim noch aber auch von der ſchönen Diction des Lamprecht. Ueber ſeine Quellen und deren Benutzung verweiſen wir auf die Einleitung des Herausgebers; er ſcheint die lateiniſchen Texte des Dares und Dictys[283]) zu kennen, ohne ſich ihnen zu nähern. Wie konnten auch die trockne Erzählung des einen und die rhetoriſchen Exclamationen des andern einen Dichter damaliger Zeit reizen! Das Beſte in dieſen trojaniſchen

---

281) Ich ſollte hier auch von dem Ovid des Albrecht von Halberſtadt (1210) reden, allein leider kenne ich ihn nicht ganz. Ich glaube jedoch nicht, daß dies ein weſentlicher Mangel ſein wird, wenn ich nach dem, was mir davon bekannt iſt, urtheilen darf. Die Vorrede ſ. in Haupt's Zeitſchrift 3, 289.

282) Herborts von Fritzlar liet von Troye. ed. Frommann 1837. v. 62 sq.
Wil ich die formen merken,
sô mûz ich drîsinnic sîn; eine ist kriechisch, eine latîn,
und des welschen bûches ein; zwischen den lesten sinnen zwein
nim ich nu den dritten, und folge im sô mitten,
daz er mîn rehte geleite ist, an des tûtschen bûches list.
Nu hânt ez ander lûte gemachet mê ze dûte,
den ist ez vil wol gelungen; sint ez aber von drin zungen
mit eime sinne ist her gescriben, des bin ich dar zû beschiben,
daz ich sî daz fierde rat, daz ist rehte sus bestat,
sint ich von den drin quam, daz man mich zû dem fierden nam;
hât ez ein ander follen brâht, als ich ze dem fierden ward gedâht,
sô zele man mich ze dem funften rade, und frume ich niht, ich bin niht schade.

283) Den Dictys nennt er V. 14945 und nachher noch einigemal.

Begebenheiten dünkten der damaligen Welt gewiß die größeren thatsächlichen Ausführungen in den wälschen Bearbeitungen, und seinem wälschen Texte, welcher dem Herbort durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung des Landgrafen Herrmann von Thüringen zukam, folgt unser Herbort ohne Zweifel sehr genau, vielleicht mit einigen Abkürzungen, zu denen er hier und da durch die Breite bestimmt sein mag, von der er kein zu großer Freund scheint, oder durch feinere moralische Gesinnung, da er gleich im Anfange sich scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem untreuen Pelias zolle, was seinem Herzen widerstehe, indem er nie einen Mann loben werde, der untreu sei und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Und dann könnte ihn auch wohl die Schwierigkeit anderer Stellen abgehalten haben, denn es findet sich in seinem Werke eine sehr merkwürdige Stelle, die recht deutlich zeigt, wie beschränkte Anfänger sich der Dichtung in jenen Zeiten annahmen. Er findet dort eine schwere Rede in seinem Texte, an deren Uebersetzung er sehr ungerne Hand legt[284]), eben wie auch Wace und die ersten Trouveres manchmal über Schwierigkeit des Uebersetzens klagen. Die Scham aber, seines Vorgängers Text zu verlassen und die Furcht vor Vorwürfen deshalb überwiegt und bewegt ihn, sich an die harte Arbeit zu machen. Was ist aber diese schwere Rede? Nichts als ein geographischer Excurs, aus der Kosmographie des Julius Honorius entlehnt, eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüsse, im Grunde ein sehr einfaches Ding, was man wohl allerdings, wie Herbort sagt, hier hätte entbehren können, was aber doch auch einem Anfänger, der sich Dichtens versuchen wollte, keinen Anstoß und keine Schwierigkeit hätte machen müssen. Unser Herbort hat aber auch wirklich wenig

284) V. 14150.

Hie hân ich ein rede funden, der man hie wol enpêre,
und ouch ein teil swêre! Sint ez aber vor gescriben ist,
wurde ir an mir brist, man sprêche ich hête gelâzen
vor forhte die strâzen, ich enturste niht volen varn.
ob ich kan ich wil ez bewarn, sint im geråten hât sîn sin,
des folgêr ich hin, daz im des ze mûte was,
daz er hie hôhe rede las; ich hân noch jungers namen,
ich wolte mich des idoch schamen, daz ich ungesaget lieze,
daz er mich sprechen hieze.

Beruf zum Dichten und es iſt ein Unglück, daß in jenen Jahren und im ganzen Mittelalter die Anſicht herrſchte, die dieſer geradezu ausſpricht, daß es nichts auf ſich habe, wenn auch einmal ein Dichter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Wenn er nicht nütze, meint er, ſo ſchade er auch nicht; ich weiß nicht ob man dabei ſtehen bleiben darf, einzuwerfen, aber wenn er nichts ſchade, ſo nütze er auch nichts. Das Mittelmäßige iſt überall das Verderblichſte und mußte es damals noch mehr ſein, als noch die Fluth der Dichtungen nicht ſo ungeheuer war, wie in unſeren Zeiten, wo man unendlich vieles Mittelmäßige überſehen muß, weil es nicht möglich iſt Alles zu leſen. Mit welcher Geſchmackloſigkeit hier neben einander die neue Sentimentalität und die alte rohe Kraft liegt, iſt ergötzlich zu leſen. Beſchreibt er den Zorn des Hercules auf Laomedons Botſchaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirſchte, die Augen rollte, ſeine Haut ſich runzelte, ſeine Stirne faltete und ſeine heißgrimme Stimme donnerte, ſo hört man die Gewalt nordiſcher alter Dichtung, und nicht ohne Wohlgefallen, dann muß man die Selbſtgeſpräche der liebenden Zauberin Medea daneben leſen, ganz in der klügelnden Sophiſtik der Liebesphiloſophie dieſer Zeit, und man muß nicht unbemerkt laſſen, welch eine rohe Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jaſon hier noch eigen iſt, die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen Züge ſeiner Schlachtmalerei ſuchen den Lamprecht an Effect zu überbieten und bleiben dadurch zurück; ſeine detaillirte Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemiſcht liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erſcheinung unter jenen Dichtern. Dagegen iſt wieder das allmählige Liebesverſtändniß zwiſchen Helena und Paris im Veldek'ſchen Tone, einfach und nett. Ganz deutſche, ganz heimatliche Züge miſcht er unter das Fremdeſte und die Art, wie er das Alte in die neuen Sitten überſetzt, iſt ſchon ganz eigen. Die Medea läßt hier den Jaſon ſchon feierlich eine viermalige Eidesformel wiederholen; der Thurmwächter ſitzt hier ſchon auf dem Thor und ſingt ſein Taglied in den Saal der Ritter. Die Kämpfe, die verſchiedenen Schlachten erſcheinen hier ſchon ganz in der Ausführlichkeit und mit der Miſchung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglonormanniſchen Poeten verrathen, und mit Zweikämpfen, die offenbar aus der Karlsſage oder

dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie später in der Alexandersage, im Titurel und sonst erscheinen; dazu kommt die eigne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken und dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzfahrer aus dem Süden, aus Constantinopel mitbrachten, wo ja die Kaisergräber ein so willkommner Gegenstand der Plünderung wie die Kunstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte Seele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hektors Leiche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend die Stimme der größten Rohheit durch, wie wenn Andromache nach dem übrigens ganz verwischten Abschiede von Hektor, weinend und verzweifelt sich gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern, die kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lamprechts Alexander durchweg eine feste, dauernde, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, eine Zeit, die sich in dem ernsten Charakter eines Walther und in der Wiederbelebung der Nibelungen noch abspiegelt, und wenn Lamprecht selbst mit seinem ritterlichen Sinne an jene Bischöfe unter Friedrich erinnert, die Zierde der deutschen Nation, die kriegerischen Adel und geistliche Würde in sich vereinten, so leitet dagegen Veldeke ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt; im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings der zwischen Talent und Leichtsinn, zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist.

V.

Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegeſang.

Bis hierhin haben wir geſehen, wie das Epos in ſeinen Entwickelungen aus den Händen des Volks und der Geiſtlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir ſeine höchſte Ausbildung in dieſem Stande betrachten, ſchieben wir eine Epiſode über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerſt die Pflege der Dichtung ausſchließlich auf dieſe Menſchenklaſſe übergegangen finden. Alle Lyrik läßt ſich in die zwei großen Hälften ſcheiden, nach denen ſie entweder an die epiſche und dramatiſche Poeſie angelehnt, oder auf ſich ſelbſt ruhend erſcheint, falls man dieſen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo ſie am meiſten unabhängig und am reinſten ſich ſelbſt gehörig iſt, am innigſten ſich mit der Muſik verwebt, und in unverkünſtelten Zeiten immer ganz untrennbar von der Muſik war. Auch jene erſte Hälfte kann nur in ſofern lyriſch heißen, als ſie geſungen gedacht wird; eine dritte Gattung didaktiſcher Verſtandespoeſie, Gnomen, Räthſel, Epigramme u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung didaktiſch-ſatiriſcher Poeſie nie klar abgeſchieden hat. Jene epiſch-dramatiſche Lyrik erſcheint am Anfang des Epos als Rhapſodie überall nach der Erweiterung ſtrebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epiſchen Entwicklungen kehrt ſie wieder und ändert ſich leiſe, nach Abſchluß und Vollendung einer beſtimmten Handlung ſtrebend, in die Ballade und Romanze um, als welche ſie die darſtellende Poeſie, das Drama einleitet. Ihre Form iſt immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie ſehr auch die Darſtellung vergegenwärtigend ſein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyriſchen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; das dichtende Subject theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darſtellung noch ſo epiſch oder auf die Vergangenheit gerichtet erſcheinen. Auch dieſe Lyrik aber wird da, wo ſie ſich aus der Sphäre der Gelegenheitspoeſie hebt, wo ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt eine Kunſtbildung in Ausſicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epiſcher oder dramatiſcher Poeſie

angelehnt erscheinen. Nicht mehr, um deren erste Anfänge zu bezeichnen, sondern vielmehr ihre höchste Spitze; nicht mehr um die ersten Keime der Materie zu pflegen, sondern um die Blüthe der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unsere Lyrik in Deutschland hat sich immer so an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr fast ausschließliches Thema war immer die Liebe, jener Mittelpunkt, um den sich auch Epos, Roman und Drama beständig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unsinnlichere Liebesgedicht des 18. Jahrhunderts, das verständig-unsinnliche des 17., das gemüthlich-sinnliche des 16. und das verständiger-sinnliche des 13. Jahrhunderts entsprach jedesmal mit diesen Eigenschaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es sich aufpflanzte. Beide letzteren Gruppen lagern am Anfang und Ende des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch enger auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen zurückgehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir hier eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, wie vielleicht nirgends sonst. Wir finden lyrische Elemente im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung, Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jahrhundert unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Facten, Personen und Colorit, die die Gegenwart in die alten Materien lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen nothwendigerweise unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient und die neue und plötzliche Geistescultur dieses Standes in aller Poesie vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns einfach aus den geistigen Tendenzen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der modernen Kunst, das Innere des Menschen

zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die Stellung der neueren Nationen in der Weltgeschichte, die sie auf der Cultur der alten Welt ruhen und von da ausgehen ließ, bedingt dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu schwere Nahrung für den beschaulichen Hang, der den nordischen Nationen ohnehin eigen ist, empfingen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen in allen Beziehungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Nationen der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten unter Jung und Alt fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem anderen überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen gerade so, wie wir es in der neuen Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs sehen, der auch so von Hand zu Hand gegangen ist und seine Wanderungen nicht ohne Erfolg gemacht hat, weil hier gleich der Stoff auf die innere menschliche Natur hinwies, auf deren Betrachtung einmal Alles unter uns von frühe an hinneigte. Allein das heroische Epos hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und ganz gegen alle Regel, ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten so fortrücken, daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes und festestes Kennzeichen ist, hätte darum eben stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, und die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaß der alten griechischen Gedichte sich wenigstens in einem höheren Grade aneignen müssen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein und der Bewegung, welche immer die Theilnahme an etwas Gegenwärtigem mit sich

bringt, es kam dadurch der lyrische und dramatische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so außerordentlich herabsetzt, weil er das innerste Wesen und die erste Grundbedingung jedes epischen Gedichtes erschüttert. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart, wie wir sagten, das Element aller lyrischen Kunst. Wenn wir nun fanden, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von dieser Vergangenheit sichtbar ward, eben da also, wo eine solche Erscheinung fast unmöglich scheinen sollte; wenn wir hinzurechnen, was wir weiter beobachten konnten, daß nämlich auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutsche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alten Begebenheiten und neuer Umgebung sahen, so wird uns klar werden, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung vorwärts strebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenüglichkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben, man sah sich nur als Christen den Nichtchristen gegenüber, Nationaleifersucht war nur erst in Worten da, nicht in Thaten, es gab keine Feinde, als im Oriente Franken und im Occidente Sarazenen, und wenn altwalisische Gedichte die neuwalisischen Sänger, an jene großen Nationalkämpfe mit den Sachsen erinnerten, so nannten sie diese schlechtweg auch Sarazenen; und wenn der trojanische Krieg noch fürder fesseln sollte, so mußten (wie in der Behandlung Konrads von Würzburg) Christen auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troischer Seite erscheinen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, schloß nothwendig den christlichen Dünkel auf der anderen Seite in sich. Allein dies war das Geringste; die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die moralische, die intellectuelle und die artistische Cultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den

des Standes und Ranges, der Macht und der feinen Bildung hinzubrachte. Unter diesem Stande aber handelte es sich wieder um Principien, die sich einander, wie wir später erfahren werden, sehr scharf gegenübertraten, und hiermit war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die schönste Gelegenheit gegeben, sich der allein Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Poesien und in allen Vulgarhistorien der Rittersleute so unverholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer solchen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift, in Nationen oder in Individuen kein anderes Beispiel wird aufweisen können, es müßte denn unter dem auserwählten Volke Gottes sein, das uns kein schlechteres Erbtheil hinterlassen konnte als eben dieses. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen das Leben sehr glänzend und lebhaft zu gestalten anfing, und dies war besonders in den Zeiten und an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte, und an diesen Orten, wie in Spanien und Frankreich, trifft auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der castilische, catalonische, aragonische und provenzalische Adel hatte bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts an allen spanischen Küsten, im Inneren des Landes, auf den Inseln, in Afrika, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten, der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europas in ihre Mitte gelockt und zum Antheil an den großen Land- und Seeexpeditionen bewogen, endlich hatte er gar das oströmische Reich über den Haufen gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Da zugleich hier eine Menge kleiner naheliegender Staaten, eine Masse von kleinen Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, eine große Zahl der Macht nach kleiner, dem Charakter nach oft sehr achtungswerther Fürsten, eine wahrhaft griechische Tyrannie, das öffentliche Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und blühend machten, so konnte nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden jenes Streben, die Gegenwart und ihren Reiz zu erhöhen, auf der äußersten Höhe zeigte, und daß zugleich dies Streben überall besonders auf die äußerlichen Verhältnisse, auf Staat,

Politik, Nationalität, Krieg, Feste und dergleichen gerichtet war und dabei poetischer und verständiger Sinn geübt und geschult wurde. Dies hinderte nicht, daß Einzelne das Leben von seiner ernsteren Seite faßten und die religiöse und Herzensbildung vor jener äußerlichen bevorzugend cultivirten.

Wie ganz anders aber sprach sich diese Richtung auf die Gegenwart, dies Streben nach einem Bewußtsein über die eignen Zustände der Zeit, diese Sorge jedes Einzelnen für sein Wohl in Deutschland aus! Hier war kein begeisterter Kampf gegen Religionsfeinde, die gefährdeten, sondern Kriege in Italien um Phantome und für die Ehrsucht der Fürsten, die, so groß und so deutsch sie waren, doch ihrem Deutschland den Rücken kehrten und mit der härtesten Belastung des Einzelnen die schönsten Kräfte des Vaterlandes in einem Lande und für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge, jene großen Begebenheiten, welche damals alle Welt anlockten, gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als sie die glänzendsten Erfolge zeigten, als wirklicher Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhard dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war und sein Zug kostete dem deutschen Lande ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einem Froste, in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen möglichst abstach; und hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier also wies Alles in der Umgebung seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier tritt daher so schnell jene Freude

am beſchaulichen Leben unter die Ritterſchaft und das Aufſuchen einer inneren Weihe wird dem ſinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben dieſe Heiligkeit drängte ſich dann, entſprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzweſen behandelte, eine Frivolität und eine heitere Lebensphiloſophie, die hier, wie überall, wo eine Nation ſolche Innigkeit und Gründlichkeit zur Eigenſchaft hat, einen Gegenſatz bildet, deſſen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erſcheinen ſehen. Daher iſt dann das ewige und ſtets wiederkehrende Thema des Minneliedes und des Epos in Deutſchland der Geſang von Freud und Leid. Sie ſingen vom Sommer und ſeiner Wonne, vom Winter und ſeinen Schmerzen, von der Liebe Luſt und Leid, von ſüßer Maienblüthe und bitterem Reife, der ſie tödtet, ſie klagen, daß Honig und Wermuth, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödſinn und Klugheit ewig auf dieſer Erde wechſeln. Man ſieht daher auch im ſtrengſten Widerſpruche mit jener Selbſtgefälligkeit, dieſem charakteriſtiſchen Merkmal jener Zeiten und namentlich des romaniſchen Südens, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menſchlichen Dinge. Dies Thema, weit entfernt der Idee des Epos zu entſprechen, widerſpricht ihm in dem Maße geradezu, als es dem lyriſchen Wechſel der Empfindungen zuſagt. Dies Thema (joi e marimen) zeigt ſich auch wohl einmal in einem Provenzalen, die überhaupt nach ihrer ruhmvollen Periode auch in ihrer Geſchichte Stoff genug dazu fanden, allein es drang dort in keiner Weiſe ſo tief in das Gemüth noch in die Kunſt. Dieſe beiden Gegenſätze ſcheiden damals Nationen von Nationen; ſie unterſcheiden die provenzaliſche Lyrik von der deutſchen; ſie ſcheiden die einzelnen Individuen unter ſich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden, ſie ſcheiden einzelne große Individuen nach den verſchiedenen Perioden ihres Lebens ſogar in ſich; es ſind die Gegenſätze jener heiteren, antiken, ſelbſtvertrauenden, menſchlichen Weltanſicht, die ſich wie die alte Sprache in jenen ſüdlichen Nationen erhielt, und der düſteren, chriſtlichen, demüthigen und göttlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutſchland ſiegen ſehen. Auf dieſe Gegenſätze werden uns alle möglichen Geſichtspunkte, aus denen wir dieſe Zeiten auffaſſen können, mit ewigen Variationen zurückführen; und wir werden finden, daß ſich der Kampf dieſer

Gegenſätze in die Dichtung eindrängt, und der ritterlichen Epopöe die ſubjective, lyriſche Farbe leiht, der nur das hiſtoriſche Nationalepos mehr widerſtand, was denn die Spaltung zwiſchen den Verehrern und Pflegern des einen und des anderen hervorbrachte. Wie konnte unter dieſem Wechſeln, dieſem Schwanken, das zwar überall in ſolchen Epochen literariſcher Gährung Statt hat, das ſich aber ſonſt verſöhnt, hier dagegen ſtets ärger wird, bis endlich erſt mit dem Ende der ganzen Beſtrebungen zu Arioſts Zeit ſich das ganze Gewirre derſelben zuſammenfaſſen ließ, wie konnte ſich unter dieſem ewigen Unfrieden ein Epos geſtalten, das Ruhe, Beſonnenheit und ſelbſt eine gewiſſe Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt, und wie konnte ſich ſelbſt eine Lyrik geſtalten, die überall das Individuelle liebt und Mannichfaltigkeit ſucht, während ſie ſich hier von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und der ganzen Generation, jener Stimmung zwiſchen Freude und Leid beſtimmen laſſen muß!

Dieſe Stimmung trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyriſche Poeſie pflegt. Aber man betrachte einmal, wie ſie nicht nur in Südfrankreich unter günſtigeren Geſchicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland ſeine Lyriker und ſeine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es von ſeiner Vergangenheit in ſeine Gegenwart rückte, wo es ſeine umgebenden Verhältniſſe beſang, wo es aus kleinen Beſtrebungen in Weltereigniſſe übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Geſang aus den anderen Verhältniſſen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Reſten, die wir übrig behielten. Die damaligen Rieſenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umſturz des perſiſchen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatiſcher Eroberung und endeten mit dem Verluſte des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, der freilich mit dem Uebergange in neue Verhältniſſe Griechenlands Umſturz nach ſich zog, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke, das freilich umgekehrt mit dem jetzt entſchiedenen Uebergange in eine neue Welt Europas Größe und die Reinigung ſeiner Religion nach ſich zog. Auch hier ſieht

man, wie Europas Glück stets in der Ferne, in dem endlichen völligen Heraustritt aus den Trümmern der alten Welt lag, wie eine richtige Ahnung die unruhige Bestrebsamkeit und das Haschen nach einem stets Neuen die Völker unbestimmt leitete, während die Griechen sich stets ihres Besitzes freuten, ohne den weiteren Erwerb zu verschmähen: und daher näherten wir uns in der neuen Zeit zugleich größerer Befriedigung und größerem Glücke, indem wir uns dem griechischen Sinne mehr näherten. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht, bestaunte seine Größe und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es die glorreichsten Siege, die nach Tausenden von Jahren nicht ihres Gleichen haben; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Monarchie, welche die Griechen in Schlachten niederwarfen, an deren Erfolg sie jedesmal selbst verzweifelten, hatte auf sie einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung wie Gott zwischen die Lippe und den Rand des Gefäßes den Tod legt und wie er dem Menschen das höchste Glück oft zeigt, um ihn um so tiefer zu stürzen, daß diese Erfahrung hinfort über die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte das Freud und Leid der Neueren auch; allein nur Schade, daß das Maß von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Fatum und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen ver-

luſtig geht. Die griechiſche Lyrik und Dramatik umſchlingt daher alle möglichen menſchlichen Beziehungen, der Minnegeſang und das Kunſtepos der Deutſchen ſingt faſt nur von der Liebe.

Aber nicht einmal ſo weit her brauchen wir, um die Verſchiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutſchen Minnegeſangs anſchaulich zu machen, die Punkte der Vergleichung zu holen. Der gleichzeitige Geſang der Troubadours zeigt ſchon auf den erſten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwiſchen beiden iſt, die zwar ſonſt ſo viele Verwandtſchaft und gleiche Quelle haben [285]). Mitten unter den erſten glorreichen Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar auch gleich der erotiſche Geſang zur Laute, aber auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten, und der Graf Wilhelm von Poitou ſang ſchon 1101, als er heimkehrte, Lieder von ſeinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten ſie ſo weit die Stoffe ſolcher ritterlichen Geſänge zu ſuchen, ein eben ſo heiliger Krieg war in der Nähe und dieſer noch mehr als jener im Oſten beſchäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die ſchönſte kriegeriſche, chriſtlich-ascetiſche Begeiſterung für die Glaubenskriege brannte. Wer ſollte es wohl glauben! unter ſo vielen Erzählern von heroiſchen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz dabei für ſein „Schildesamt" ſchlägt, während die Anderen alle wie Hartmann bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Heroen zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende [286])! Unter Tauſenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minneſängern aus verſchiedenen Zeiten erhalten ſind, unter allen Producten eines ausſchließlich kriegeriſchen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten faſt ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen dieſen Dichtungen dieſes Standes in Deutſchland iſt nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegeriſche Tugend des Ritters geprieſen wäre! Viele Kreuzlieder, die zu der heiligen Wall-

285) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk des trefflichen Diez über die Troubadours.

286) Hartmann:

Dâ uns mit ir mære
sô rehte wole wesen sol,
dâ tâten in diu were vil wol.

fahrt auffordern, aber keines, das es aus kriegerischem Triebe thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu Hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben; Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Parthei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen, in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen. Gegen einen oder zwei Männer in Deutschland sind hier die Protectoren dieser Kunst zu Hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Poesie müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, wie in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für die französische Literatur. Diese Troubadours rangen

in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politiſchen Oppoſition. Mit ihrer Kunſt, eben weil Rangunterſchied ſelbſt unter dieſen Dichtern war, haben ſich manche emporgebracht aus dem Kreiſe von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent, nicht die Mode, förderte Findlinge und Waiſen. Dieſe Dichter ſind voll von Lebensluſt, von Kraft, von Energie, von Männlichkeit, ſie miſchten ſich froh und heiter in Alles und Alles muß ſich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel ausſetzen. Von ihrem Leben, ihrem Glanz, ihrem Verkehr, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eiferſuchten, Kämpfen, Wallfahrten — ſind ganze Bücher geſchrieben worden; man ſage nicht, von den Deutſchen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten ſein, wenn etwas dergleichen exiſtirt hätte; man ſage nicht es ſeien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben ſich von den Deutſchen erhalten, es ſeien denn jene myſteriöſen Verewigungen der Wolfram und Klinſor im Wartburgkrieg oder jener Meiſtergeſang über der holdſeligen Kunſt Entſtehung, und was Alles ſonſt die Meiſterſänger Erbauliches von den alten Meiſtern dichteten. Die franzöſiſchen Dichter ſind voll von Gelehrſamkeit und ſtets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philoſophie, Roman, Alles erſcheint in ihren Gedichten. Als im Verlaufe der Zeiten die Dichtkunſt und die Schätzung der Sänger ſank, als ſich die Zeiten verſchlimmerten, da beginnt in Deutſchland im lyriſchen Geſang jenes ewige Jammern der Konrad, der Zweter und wie ſie alle heißen, allein in der Provence ſteht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunſt der Zeit ungebeugt läßt, ein feſter Mann, der auch einmal nichts von der Liebe wiſſen will, ein Satiriker voll Kraft und Würde, Lebendigkeit und geſunden Sinnes. So haben dieſe Troubadours unſeren neueren lyriſchen Dichtungsarten, ſchöpferiſch wie die Griechen, Namen, Geſtalt und Autorität gegeben: ſie haben Canzonen und Paſtorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte ſich am Quell dieſer lebensvollen Dichter, ein Petrarca verſchmähte nicht Valencianiſche Dichter zu benutzen, denn dieſe Dichter kennen ächte Kunſtform, und wiſſen was poetiſcher Ausdruck iſt[287]), und die Schäferdichter

287) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 iſt aufs

erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, dagegen sind die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit oft edel, warm und tief. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichterischen Anlagen und Naturen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, unter den Minnesingern kann man Hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein sehr scharfes Auge und eindringendes Studium erfordern würde. Die Troubadours sind reich an Empfindungen, wo die Deutschen in wenigen Empfindungen tief sind und innig, beharrlich ruhen diese auf Einem Gefühle, wo jene leicht hinflattern im Rausche von Bildern und Empfindungen. Die Leidenschaft der Troubadours ist größer und wilder, nichts ist da von der Schüchternheit des Deutschen; seine Leidenschaft bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Unter vielem Leichtsinn erscheint das wenige Edle höher; wo ihre Liebeslieder Treue, Anhänglichkeit und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, wo sich diese Anbetungen und Schwüre im conventionellen Style zu oft wiederholen; unter so vieler Eifersucht, so mancher Obscönität, so mancher gemeinen Gesinnung, zwischen Reibungen, Prüfungen, getäuschten Erwartungen, Uebereilungen, Vorwürfen, Bereuungen, Verfolgungen, Rachen und Strafen, die wir zwischen den Liebenden vorfallen sehen in den Liedern der Troubadours, tritt das wenige Reine eben sowohl schöner heraus als es wahrer erscheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben große Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt sich die Armuth des Lebens, jedoch weit nicht so arg wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns fast kaum in Spuren entdeckt, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, herrscht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Commentar aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das

---

neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur selbst die Lyrik des Orients vergleichen, um zu finden, wie selbst hier Besonderheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit größer ist als selbst unter diesen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Gesang und zum Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden, und man wird uns nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die auch meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. eine des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit kennt, der man Weniges an die Seite stellen kann; ich spreche aber überall hier vom Allgemeinen und kann die Anomalie nicht in Anschlag bringen. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerfahrt[288]) für ein plumper Witz! Bezeichnender aber ist der Weinschwelg[289]), der Monolog eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres, als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traulich machen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er dann am Schluß des Gedichtes, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach einem auch hier wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und so ruhig im Ton der ächtesten Ironie dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß

288) In Laßbergs Liedersaal I.
289) In Grimms altdeutschen Wäldern III.

nur in einem Stande, der die freien Künſte der männlich luſtigen Geſellſchaft nicht kannte, ſondern blos Hofceremoniel und ſteife Frauenzirkel, eine ſolche Materie ſo behandelt werden, und überhaupt nur aufgegriffen werden konnte, da dieſes läſterliche ſtille Zechen ſonſt nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und ſo von Ariſtophanes verſpottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet ſich aber in der Kunſt der Troubadours ſogar wenig, unendlich viel mehr jedoch als in dem Minnegeſang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunſt genannt hat; und welch Wunder iſt's dann, daß dieſer Minnegeſang demnach aller der Lebenskenntniß, der Friſche und Freiheit und des heftigeren Affects entbehrte, den die provenzaliſche Lyrik an ſich trug? welch Wunder, daß er jedem kräftigem männlichen Geiſte nicht zuſagt, daß er erſchlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er wirken kann.

Aus allen Anſprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens muß alſo Jeder weichen, der dieſe Minneſinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geiſt darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf dieſe nicht Jeder. Die Lyrik dieſer Ritter dreht ſich einzig und allein (denn die Ausnahmen verſchwinden faſt) um die Liebe. Es iſt die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß dieſe den Mittelpunkt der Sache ausmachen oder zu den reizendſten Epiſoden dienen müßte. Ich glaube die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieſer Wendung, welche die neue Kunſt im Gegenſatze zu der alten nahm, ganz zu erkennen. In unſerer neuen Welt, wo aus dem Leben die Poeſie völlig entſchwand, wo Bedürfniſſe, verſtändige Richtung, die Schwierigkeit der Subſiſtenz, die getrennten Stände, die angeſtrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, kurz wo Alles darauf hinſtrebt, den Verſtand und den praktiſchen Sinn auf Koſten des Gemüths allein zu bilden, konnte die Poeſie, falls ſie überhaupt ihre Exiſtenz behaupten wollte, nicht beſſer thun, als wenn ſie ſich des eben reifenden Jünglings, wenn die erſte Geſchlechtsliebe ihn ſinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieſer ſeiner inneren Beſchäftigung faſſen, ihm dafür Nahrung bieten, von da aus ſein moraliſches Weſen zu reinigen, von da ihn für alles Gute und Schöne empfänglich zu machen ſuchen. Es frage ſich Jeder unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in ſich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem

Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grundsätzen, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Versenkung bilden und ihren äußeren Impuls gewöhnlich von neuerer Dichtung erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz zu bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Periode, im Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite gegen die materielle Welt, in der wir uns umtreiben, aufrecht; denn jene Zeit setzt sich noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg, und sie setzt den Mann in eine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, wie auf dem männlichen Theile der jetzigen Gesellschaft, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens entzogen, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Erwerbsucht nicht ausgesetzt und weil von Natur schon das Weib mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu vereinen und die letztern nicht dem erkünstelten geselligen Leben aufzuopfern. Die geänderte Gestalt der äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingte sogar diese Art Gefühle, die in diesen Dichtungen so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Hindernisse und Beschwerden unsers Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen [290]), und es wäre eine wunderbare und wohlmeinende

290) Gottfried im Tristan:

Fügung des Schickſals und der Vorſehung, daß, als ſie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerſtörte, ſie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrſchaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Beſtrebungen aufs tiefſte hätte herabſinken müſſen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieſer ſchönen Beſtimmung herauswich, wo es ſeine Unabhängigkeit zur frivolen Licenz misbrauchte, nicht einmal da hat ſich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menſchlich Empfindenden genügte, denn welcher Beſſere unter uns möchte in dem Zuſtande einer Pariſer Welt anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutſchland, das Weib, indem man ihm jene größte und ſchönſte Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrſchaft abſtand, nur wo es dieſer Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der ſich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und ſeiner kleinen Bedürfniſſe pflegend und dienſtfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewieſen hat. Wir dürfen es freudig ſagen, kein Volk der Welt kann ſich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Chriſtenthum und Naturanlage zur Erſchaffung und erſten Geſtaltung dieſes Verhältniſſes in der neueren Geſellſchaft das Frühere und Weſentlichſte gethan haben, ſo iſt es gewiß, daß erſt das ritterliche Leben und dieſe ritterliche Minnepoeſie demſelben ſeine Blüthe gegeben, ſo wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausſtandes erſt die Reife hinzugab.

Dieſelben Regungen, die das Individuum bei dem Heraustreten aus dem thatenluſtigen Knabenalter in die Zeit der erſten geiſtigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, beſtimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben, in den Ge-

---

Diu werlt, diu wære unruoches vol
und lebete rehte als ân ir dank,
wan der vil liebe vogelsank,
der ermant vil dikke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beide liebes unde guotes,
und maniger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.

sinnungen und der Handlungsweise der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein, dem bürgerlichen, der noch kaum existirte, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu idealer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die Vergleichung byzantinischer und orientalischer Cultur, die Kämpfe um ein rein ideales Object trafen den Ritterstand zuerst und zunächst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Christenthum sittigte ihn innerlich, es fing an seine Rohheit zu brechen und sein Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so sächlich behandelt hatte, wie die Kirche feindlich, und von dessen Verehrung unter dem Ritterthume sich eine Geschichte schreiben ließe, die der Geschichte der ritterlichen Frömmigkeit sehr analog ausfallen würde. Je inniger die deutsche Natur von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint, desto heiliger und sehnsüchtiger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten ohne höhere Zwecke, am alten Epos und am historischen Liede, das sich mit äußeren Begebenheiten in ruhiger Erzählung beschäftigte, ab, und wandte sich auf die Geschichte der Seele. Dies begreift der besser, der selbst in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und der wird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten abgewinnen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer nicht aus seiner Jugend und aus der Zeit, in welcher die ersten Regungen der Liebe aufkeimen, Erinnerungen übrig hat, wer in sich kein Mitgefühl mehr spürt mit seinen eigenen Zuständen in jenen Jahren, wer nicht den ganzen Jammer der ersten unbestimmten Sehnsucht noch nachempfindet und die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, und die Qualen und Freuden, mit welchen die feurigste Phantasie uns dann abwechselnd martert und beseligt, wer nicht im Gedächtniß hat, zu welchen unsäglichen Naivetäten und Thorheiten, zu welchen wunderlichen Vorstellungen und Gedanken, zu welchen Selbsttäuschungen und Selbstbetrügen diese glühende Einbildungskraft den aufrichtigsten, gesündesten, natürlichsten Jüngling verblendend verleitet, oder wer

Dantes vita nuova geleſen hat, ohne ſich bei dieſem treuen Abbilde dieſer Zuſtände eines ungefähren Analogons aus ſeinem eignen Leben zu erinnern, oder wer Ulrich von Lichtenſteins Frauendienſt kennt, ohne ſich erklären zu können, wie ein ſolches Liebes- und Sängerleben zu verſtehen ſei, wer durch altkluge Erziehung oder durch Schullaſt oder durch eingeborne Verſtändigkeit und Proſa vor dieſen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir nicht leicht einen Begriff von dieſer Periode des Mittelalters, ſchwerlich eine Vorſtellung von den Quellen dieſer Poeſie, gewiß keinen Geſchmack an dieſer Lyrik beibringen. Dies iſt die Urſache, warum ſich unſere Generation meiſt ſo entſchieden von dieſen Poeſien abwendet, denn der wievielte möchte unter uns ſo unverkünſtelt emporwachſen, um ungeſtört jenes Leben in Innigkeit erfaſſen zu können? und hierin liegt auch die Urſache, warum die Frauen viel leichter ſich mit dieſen Dichtungen ausſöhnen, wenn ſie einmal über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg ſind. Dieſes Seelenleben mit all ſeinen Wundern überwand das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienſt trat über den Ritterdienſt, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreiſe vergaben dieſe, und man diente ihnen mit Geſang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies reine Leben der Einbildung ſtellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verſchwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzuſtände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit, und es gibt nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei dieſen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies.

Dem Ritterſtande alſo gehörte die Minnepoeſie ausſchließlich; dieſe Lyrik iſt der erſte Gegenſtand, in dem wir nicht mehr ſtreitende Stoffe oder Pfleger finden, hier iſt der Sieg und die Herrſchaft dieſer Klaſſe in dieſer Materie ſogleich entſchieden, und an der Grenze des 12. und 13. Jahrhunderts kam dieſe Kunſt plötzlich in ungemeiner Fülle und neuem Glanze zu Tage. War das Gebiet der Erzählung mehr dem geiſtlichen Stande abgewonnen, ſo das des Geſanges mehr dem Volk. Dies zeigte ſich ſchon darin, daß, als die reine höfiſche Kunſt nach kurzer Blüthe ihr ſchnelles Ende nahm, die erzählende Poeſie, ſoweit ſie nicht volksthümlichen Urſprungs war,

auch wo sie noch in ritterlichen Händen blieb, die Eigenschaften des geistlichen Standes, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wieder an sich nahm, die lyrische aber sich den Eigenthümlichkeiten des Volkes näherte. Auch liegt es in der Natur der Sache selbst, wie wir schon oben bemerkten, daß mit dem Eintritte des Liedes und eben des Minneliedes, das den Mittelpunkt der Lyrik jener Zeit ausmacht, der geistliche Stand bei Seite geschoben ward. Es ist eine auffallende Ausnahme, daß ein Pfarrer, der Kirchherr Rost zu Sarnen mit Minneliedern in unsern Sammlungen steht; Bruder Eberhard von Sax hat nur ein geistliches Gedicht geliefert, und außer diesen wären wohl nur noch der Bruder Wernher und Kraft von Toggenburg zu nennen, der nach Ettmüller Probst an der Abtei in Zürich war. Kaum läßt sich eine Gattung der damaligen Lyrik aus geistlicher Poesie herleiten; die Leiche, durchkomponirte und kunstmäßigere Gedichte, von freierem Bau, scheinen auf eine Art des volksthümlichern lateinischen Kirchengesangs zurückzuführen, die Sequenzen [291]); auch blieben sie immer, obwohl sie auch zu Reihen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, vorherrschend ernsten und erbaulichen Inhalts. Das eigentliche Lied aber scheint überall in den Wächter- und Tagliedern, in den Tanz-, Frühlings- und Herbstgesängen den Grund der Volksthümlichkeit zu verrathen, auf dem es gewachsen ist, und es ist interessant genug, wie einer der früheſten und gerühmteſten ritterlichen Sänger (Nithart) sich dem Tone der Volkspoesie und ihrem Inhalte, nur von dem besonderen Standpunkte des Hofmannes aus, nahe hält. Wie dieser Uebergang sich allmählig vermittelt habe, läßt sich nicht genau nachweisen; wir haben von älterer lyrischer Poesie nur wenige Reste, die noch dazu nicht weit ins 12. Jahrhundert zurückgehen, und hier noch mehr als im Epos ist der Fall, daß uns dies Wenige nach Mehrerem lüstern macht. Wir haben von dem Kürnberger, von Walram von Gresten, von Dietmar von Aist, von dem von Nifen einzelne Lieder, die theils im Strophenbau, in ungenauen Reimen, in geringerer Glätte und Gewandtheit auf ein höheres Alter deuten, theils durch eine epischere, romanzenartige Haltung volksmäßiger klingen und von dem Reize der Einfalt und Unschuld überzogen sind. Wie wichtig diese Reste sind, erkennt sich schon daraus, daß man aus denen des Kürn-

291) Lachmann, über die Leiche. Rhein. Mus. 1829. Wolf, über die Lais. Heidelberg 1841.

berg und des von Greſten ſchließt, wie ungefähr die Geſtalt der einzelnen Nibelungenlieder beſchaffen ſein mochte, ehe ſie ihre letzte Zurichtung erhielten, und daß man die eintönigere vierzeilige Strophe hier auch im lyriſchen Geſange findet, die nun ganz plötzlich, unter den Einflüſſen der franzöſiſchen Dichtung, im Liede abgeworfen ward. Die gleichaltrigen Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hauſen ſind ſchon ſo reich an Formen und ſo gewandt in Sprache, als ob ſie ganz mitten in dieſer neuen Kunſt, nicht an ihren Anfängen ſtänden. Jener hat ſich gewiß in dem lyriſchen Liede nicht minder wirkſam erwieſen als in der Erzählung; der andere, ein Pfälzer, der beſonders dadurch intereſſant iſt, daß er ſeine Lieder aus dem Oriente heimgeſandt zu haben ſcheint, wo er auf Friedrichs I. Kreuzzug 1190 in einem Gefechte bei Philomelium in Kleinaſien nach dem tapferſten Kampfe fiel, iſt ihm in aller Art verwandt. Hier ſehen wir plötzlich, wie weiterhin in der geſammten Minnedichtung, an die Stelle der armen Reime die außerordentlichſte Fülle und Eleganz einer mit zahlloſen Künſteleien (auch bei den Beſten) überladenen Reimkunſt treten, die eine große Geſchicklichkeit zeigt, und ſich mit gehäuften, neuen, leoniniſchen, Anfangs- und anderen Arten künſtlicher Reime jeden Schritt erſchwert, ohne daß ſie — es ſei denn in den höchſten Uebertreibungen — irgend einen Zwang verräth; an die Stelle des einfachen Maaßes des Volksgeſangs ſehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkeit der Töne kommen, die ſich faſt der Zahl der Lieder gleichſtellen läßt, und zu deren Erfindung ſchon damals an den beſten Dichtern das Talent bewundert, um deren Vervollkommnung und Erweiterung von jedem Talente gewetteifert ward. „Von weitem meinen wir denſelben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, ſo will keine Weiſe der andern gleich ſein. Es ſtrebt die eine ſich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu ſinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, ſpricht die andere nur halb aus. Dieſe Sänger haben ſich ſelbſt Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgeſangs ihren überreichen nie zu erfaſſenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen.“[292]) Dieſe ſo umgeſtaltete und verfeinerte

292) Grimm, über den altdeutſchen Meiſtergeſang p. 37. Eben in dieſer

Dichtung suchte sich nun auch andere Wohnstätten und Pfleger; sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege von Blinden und Bettlern in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben gewöhnt.

Was diese äußeren Verhältnisse angeht, so haben wir damals Erscheinungen, die den neueren im 18. Jahrhundert sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Protection der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I. wie in neuerer Zeit Friedrich der Große sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte. Heinrich der Löwe schien auf dem Wege, sich des deutschen Gesangs aus innerer Neigung anzunehmen, ihn hemmten aber die Geschicke. Unter den späteren Hohenstaufen dichtete zwar Heinrich VI., wie es scheint, selbst, und Konrad IV. und Friedrich II. entbehren nicht des Preises der höfischen Dichter, allein die Ungunst der Zeiten und Schicksale gestatteten ihnen kein geregeltes und ruhiges Interesse an Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu Friedrich I. und Heinrich dem Löwen wiederholt sich gleichsam in Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleineren Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thüringen und die babenbergischen Herzoge von Oestreich streiten sich bekanntlich um den Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hofsänger zu sein, und dieser Wetteifer ist gleichsam in dem Wartburgkrieg verewigt mit den zum Theil mythischen Namen der Sänger. Wie schön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI. und VII. von Oestreich gewesen sein muß, sagen viele preisende Lieder der ehrenhaftesten Sänger, der Walther und Reinmar; und bethätigt wird es durch den etwas späteren Zustand der Ritterdichtung und des Ritterlebens in Oestreich, deren Fülle und tumultuarische Lebendigkeit wir weiterhin näher beobachten können. Ueber ganz Oestreich, Tirol, Steiermark, Kärnthen, Friaul und Böhmen dehnt sich diese Kunst aus, hier mit aller Anlage eine

anregungsvollen Schrift weist der Verf. nach, wie fast in sämmtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht.

recht fröhliche Kunſt zu werden, wenn nicht die politiſchen Schickſale und der Charakter der ſpäteren Herrſcher entgegengeweſen wären. Auf dem thüringiſchen Hofe und dem Landgrafen Herrmann aber blieb der Hauptglanz hängen; an ſeinem Hofe fanden die früheſten und älteſten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rückſichtsloſe, uneingeſchränkte Gaſtlichkeit war ſo groß, daß es den ernſteren Walther und Wolfram zu weit ging [293]). Nicht allein in der neueren Zeit hat dieſe Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutſcher Talente ſich erworben, auch im 17. Jahrhundert hatte die adlige Kunſt hier ihren Mittelpunkt. Und wie in dieſer Zeit die Adelsdichtung beſonders von Nord und Oſten her dorthin ſich concentrirte, ſo ging ſie in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, die ohnehin ſehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jahrhunderts hat, gleichſam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Weſten und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe von nordöſtlichen Fürſten aus dieſer zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die alle perſönlichen und thätlichen Antheil an der Minnepoeſie nahmen, und zum Theil in Verwandtſchaftsverhältniſſen zu dem thüringiſchen Hauſe ſtehen. Um von den Grafen von Henneberg zu ſchweigen, zu denen Otto von Botenlauben († 1254) gehört, und die in den Wartburgkrieg gleichfalls eingegangen ſind, ſo iſt Herzog Heinrich I. von Anhalt († 1252) Herrmanns Schwiegerſohn, deſſen Neffe iſt der Markgraf Heinrich III. von Meißen († 1288), mit dem wieder Johann I. von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wöringen verſchwägert iſt, der ſogar mehrſeitig mit dem thüringiſchen Hauſe verwandt erſcheint. Alle ſtehen als Dichter in unſeren Sammlungen von Minneliedern, und

293) Parzival 297. Von Dürgen fürste Herman,
etslîch dîn ingesinde ich maz,
daz ûzgesinde hieze baz.
Dir wære och eines Keien nôt,
sît wârin milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc,
etswâ smæhlîch gedranc
unt etswâ werdez dringen.
des muoz her Walther singen:
„guoten tac, bœs und guot.“
swâ man solhen sanc nu tuot,
des sint die valschen gêret.

Meißen insbesondere fing schon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu streiten; Rumeland versicht die Gaben der Sachsen gegen die der Baiern und Schwaben, die sonst als die vorzüglichsten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete schon die berühmtesten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund des Johannes I. von Brandenburg, von dessen Sohn Otto IV. († 1308) gleichfalls einige Lieder auf uns gekommen sind. Er wieder bildet den Mittelpunkt mehrerer befreundeter Fürsten, Wenzel II. von Böhmen, († 1305), Witzlav IV. von Rügen und Heinrich IV. von Breslau († 1290), die alle im Minnesängercodex stehen, obgleich zum Theil aus slavischen Häusern. Ein besonderer Charakter bildete sich übrigens in diesen höfischen Kreisen nicht, nur landschaftlich scheidet sich die sonst vage lyrische Kunst wohl ab. Oestreichs Dichtung wird sich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakterisiren; Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; auch blieb hier immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar ist, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhuser und Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der östreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem zu elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertritt. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (die späteren Hadlaub und ähnliche ausgeschlossen), haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine ansehnliche Gruppe [294]) bilden,

294) Hierunter gehören der Neuenburger, der bekanntlich das einzige Beispiel der Benutzung französischer Lieder (des Folquet von Marseille) gibt;

und ſämmtlich jener ernſten, rein höfiſchen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterſcheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz beſonders zu Hauſe ſcheinen[295]).

Unter denen, die das Minnelied in dieſem typiſchen Charakter behandelt, aufs feinſte ausgebildet und am reinſten gehalten haben, nennt Gottfried von Strasburg den von Hagenau[296]) als den vorzüglichſten; er führt ihn im Triſtan (um 1210) ſchon als einen Verſtorbenen an und ſetzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man ſucht ihn in Reinmar dem Aelteren, dem einzigen älteren Liederdichter, bei dem, vielleicht eben ſeiner Berühmtheit wegen, kein Zuname genannt wird. Wir müſſen dann freilich unſeren heutigen Geſchmack nicht in Anſchlag bringen, wenn wir Gottfrieds Lob begreifen wollen; denn in unſerer Schätzung würde Walther ohne Frage den Rang über ihm einnehmen. Uebrigens repräſentirt er jene allgemeine Gattung des Minnegeſangs neben Heinrich von Morungen am beſten; Walther von der Vogelweide nur mit einem Theile ſeiner Lieder. Von Reinmar und Walther wiſſen wir, daß ſie in Deutſchland weit herumgekommen ſind; ſo ſtehen ſie uns auch äußerlich mehr über der landſchaftlichen Beſonderheit. Sie haben beide Beziehungen zu den öſtreichiſchen und thüringiſchen Höfen; Walther beklagt ſchon den geſtorbenen Reinmar, oder vielmehr die mit ihm geſtorbene Kunſt, und deutet eine Art von Feindſchaft

---

Jacob von der Warte; Heinrich von Sax; Walther von Klingen; der von Wengen; Rudolph von Rotenburg; Gliers; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Stretlingen; Heinrich von Rugge; Ulrich von Singenberg, Truchſeß von St. Gallen, der Hauptſchüler Walthers; Albrecht Marſchall von Raprechtswyl; Otto von Turn; die von Altſteten und Tetingen u. a., ſämmtlich Schweizer.

295) Vgl. Wackernagel über die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. Baſel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

296) Triſtan V. 4780, wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, ſagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil und gnuoc, ich meine aber von ir dœnen,
den süezen unt den schœnen, wâ si der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme sô maniger wandelunge —
ich wæne Orfeuses zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

oder Spannung unter Beiden an; Heinrich von Morungen und der von Johannsdorf stehen aber, auch in ihren Liedern, ganz außer allen solchen materiellen Beziehungen. In den eigentlichen Minneliedern dieser Männer herrscht jener Wechsel von Liebesfreude, Klage und Sehnsucht; von sinnlichen Auswüchsen und Volksrohheiten sind sie ganz frei; hier ist der eigentliche höfische Ton in aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar den anhaltenden Klageton eine Zeit der Lust, um unter den Schatten ein hebendes Licht zu werfen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erscheint, wechselt Mailust und Winterklage, wie Liebesgunst und Verschmähen, ungefähr gleich, und dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens ist das Allgemeine und Gewöhnliche in allen diesen Liedern. Dieses ewige Annähern und Abstoßen, Freuden und Leiden, Klagen und Hoffen wird späterhin mechanisch, und dadurch quälend und peinigend, bei diesen ist Alles noch frischer, neuer, schwungreicher; voller an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch seltnere Kühnheit anziehender; und wenn man auch selbst bei ihnen noch wie in der Wüste nach Oasen suchen muß, und in luftigen Gebieten umwandelt, so fesselt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil seine Schwermuth und seine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erscheinen. Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von moralischer Seite urtheilen, und Schillers empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Stellen nur gar zu sehr vorstechen, wo die Minne nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Nifen ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne, und seinen Liedern sind die des Ulrich von Winterstetten und Burkart von Hohenfels am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die höfischen Lieder stellen sich hier muthwillige Schwänke, neben die

elegiſchen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anſtändigen Frauendienſt im adligen Kreiſe Brunnenliebſchaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger. Die muthwilligen Schwänke und Minnefreibeutereien ſind häufiger bei Niſen, raſche, knappe, reimjagende Tanzlieder mehr bei Ulrich, deſſen Lieder man gern im Volke ſang. Auch Burkart von Hohenfels hat dieſen ländlichen Anſtrich, jedes Bild verräth den Jäger, die Lebendigkeit und Beweglichkeit ſeiner Reihenlieder haben wir ſchon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwiſchen der ernſteren Haltung des gewöhnlichen höfiſchen Minnelieds und der freieren des baieriſch-öſtreichiſchen Kreiſes um Nithart und Tanhuſer herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther von der Vogelweide. Neben ſeine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Style ſtellt ſich eine größere Zahl mehr didaktiſcher Spruchpoeſie, zu der unſere deutſche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu moraliſcher als äſthetiſcher Bildung verrieth. Gleich unter den älteſten Sängern, die nach ihren alterthümlichen Formen und aſſonirenden Reimen noch in das 12. Jahrhundert gehören, haben wir einen Meiſter Spervogel, wahrſcheinlich bürgerlichen Standes, der an der Spitze unſerer Gnomiker erſcheint, der eine kleine Reihe ſolcher Spruchgedichte über allerhand häusliche und öffentliche Tugenden und Gebrechen, voll geſunder Natur, gedichtet hatte, die nicht verloren waren, die ſich fruchtbar weiter bildeten, aus denen die Gattungen von Gnomen, Beiſpielen und Fabeln ſich entwickelten, mit denen wir zur mehr bürgerlichen Dichtung übergehen. Dieſem Zweige Anſehn, der ganzen didaktiſchen Dichtung die mächtigſten Impulſe zu geben, war Niemand geeigneter, als Walther, an den ſich nachher einer der erſten Gnomiker, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geſchmack anſchließt, auf den die Didaktiker wie Thomaſin ſich dem Geiſt und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank ſo angelehnt iſt, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von Sprüchen unter dieſem Titel rühre von Walther her. Dem ganzen Eindrucke nach, die Walthers ſämmtliche Liederdichtung macht, erſcheint dieſer Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minneſingern, vor denen ihn

auch Gottfried von Strasburg[297]) nächſt dem Hagenauer als die Meiſterin aller lebenden Nachtigallen auszeichnet[298]). Der Mannichfaltigkeit ſeiner Dichtungen, der verſtändigen Anſicht von allen Lebensverhältniſſen, der Einmiſchung in die öffentlichen Dinge, der Vielſeitigkeit des Geiſtes nach iſt er den Troubadours näher, die er mit ſeiner ächt deutſchen Natur an Tiefe des Gemüths und der Einſicht, an ſchlichter Natur und Würde des Charakters im Allgemeinen überbietet. Kaum kann eine Vergleichung ſtatt haben zwiſchen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein ſeiner Lieder, das in jedes guten Deutſchen Hand ſein ſollte, und der beſchränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlags, in den endlos gedehnten Epen und welchen andern Werken der Zeit. Wie wäre dieſe ganze Welt voll von Gegenſtänden aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernſten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernſten Gründen des menſchlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu vergleichen mit der ſelbſtgenüglichen Beſchränktheit der meiſten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunſt, mit der Enge ihres Geſichtskreiſes? Wie wäre dieſer wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Feſſel erträgt, der von ſeinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben ſo wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verſchwimmenden körperloſen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe ſchweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen

297) Triſtan 4794.

Wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde? ich wæne ich sî wol vinde,
diu die baniere vüeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide; hei wi diu über heide
mit hôher stimme schellet, waz wunders sî gestellet,
wie spæhe si organieret, wie si ir sank wandelieret!
ich meine aber in dem dône dâ her von Citerône,
dâ diu gotinne minne gebiutet ûf und inne:
diu ist dâ ze hove kamererîn — u. s. w.

298) Ich begnüge mich mit Wenigem über dieſen Mann, da die Urtheile von Uhland über ihn, die Ausgabe ſeiner Lieder von Lachmann, und deren Ueberſetzung durch Simrock und Wackernagel Alles an die Hand geben, was man über ihn ſagen kann.

Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig so eintönig von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, ins Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldeke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und schön gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist das die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung

und keiner moraliſchen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgeſang ſeine alte Würde verlor, und Unſitte eindrang, da zog er ſich, der nie den ſchlimmen Frauen Lob geſungen hatte, aus dem Minnegeſang zurück [299]). Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launiſche Ausbrüche des hohen Alters ſind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzuſehen pflegt, könnte wohl ſein; den Jüngling Walther ſieht man in ſeinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernſt und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greiſenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieſer höfiſchen Dichter zu den Frauen, das im erſten Keim dieſes Geſanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, ſehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von ſelbſt erklärt finden. Auch behagte ihm die düſtere Anſicht der Welt nicht, und er wehrte ſich lange gegen Anderer Klagen über die ſchwindende Zucht, allein er mußte zuletzt ſeiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunſt aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken ſich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er iſt überhaupt kein ſchwarzſichtiger Ascet; vielfach getäuſcht von der Welt zieht er ſich reſignirend auf ſein Inneres zurück und ſagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringſchätzung, ohne Bitterkeit und Härte; er lebt arm in Zufriedenheit [300]), ohne des Wohlſtands Vortheile zu mis-

299) p. 48. Hie vor dô man sô rehte minneclîchen warp,
dô wâren mîne sprüche fröidenrîche;
sît daz diu minneclîche minne alsô verdarp,
sît sanc ouch ich ein teil unminneclîche.
iemer als ez danne stât,
alsô sol man danne singen.

300) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich ſeinen Meiſter nennt und in ernſten Dingen wie in Formen und Reimſpielen nachahmt, ſpricht ſich mit einem Unberufen ein beſſeres Schickſal zu; bei von der Hagen I, 294.

Mîn meister klaget sô sêre, von der Vogelweide,
in twinge daz, in twinge jenz, daz mich noch nie betwank,
den lânt si bî sô rîcher kunst an habe ze kranc,
daz ich mich kûme ûf ir genâde von dem mînen scheide.
sus heize ich wirt, unt rîte heim, da ist mir niht wê,

achten, aber wohl wiſſend, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Er hat der Welt Freuden genoſſen und wendet ihr mit Bewußtſein und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloſer Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel iſt, es lehrt kein ſcrupulöſer Moraliſt, kein Tugendheld, kein Frömmler; er läßt die Welt auf ſich wirken, und tritt ihr entgegen, wie ſie ihn anregt; gerichtet aufs Gute, gibt er ſich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," den treuloſen ballt er ſich in der Hand und rollt ihnen dahin. Ihn hört man gerne von Mäßigung und Bezähmung reden, der die Leidenſchaften kennt; und wenn er ſeinen Blick auf die Gewalt der menſchlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe ſeiner Einſicht, die jetzt Convenienz und Anſtand mit dem Stocke lehrt und dann ſich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo ſie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, misbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Herrmanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut; ein deutſcher vaterländiſcher Mann, nicht weil ihn der Zufall auf dieſe Scholle geworfen hatte, ſondern weil ihn ſeine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies [301]), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenloſigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt deſſen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Chriſtus Lehre: Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers, und Gott was Gottes iſt. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenweſen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geiſtlichen, gegen das Unweſen des römiſchen Hofs, ſonſt aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Menſch. Zufrieden lobt er an ſich ſeine gutartige Natur, die ihn ſelbſt, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er mit erſchütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preiſe, und

dâ singe ich von der heide unt von dem grüenen klê,
daz soltû stæten, milter got, daz ez mir iht zergê.

301) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenſtein ſchon damals in verdientem Ruhm geſtanden zu haben ſcheint.

blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit berichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus dem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poesie erhalten wir wieder, wenn wir von diesen bisher genannten Dichtern zu den bairischen und östreichischen übergehen, die sich an dem babenbergischen Hofe zusammenfanden und in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberleiten. Dort tritt jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen und toleranten Ansicht des Lebens, die leicht das Burleske und Obscöne begünstigt, jener Charakter, den das eigentliche Oestreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in der Richtung seines Geschmacks behauptete, schon in der damaligen Zeit ganz deutlich hervor. Derbere, gröbere, bürgerliche und bäurische Züge, die in den Liedern und größeren Werken der östreichischen Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich sind, zeigen uns einen wohllebenden Mittelstand und unabhängige reiche Gutsbesitzer im Bauernstande, die den Neid und die Misgunst der zum Theil armen und weiterhin immer mehr verarmenden Rittersleute erregten. Ganz eigenthümlich ist daher die Färbung der Lieder des Nithart, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder nicht weiter als 1234 zu verfolgen ist. Er ist ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, scheint in Baiern durch Nachstellung eines „Ungenannten" die Huld des Herzogs und ein Lehen verloren zu haben, und wird dann an dem Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs II. († 1246), gefunden, in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. a. drängten. Unter seinen Liedern finden sich wie überall die conventionellen Minne-

gesänge, schöne und zarte Mai-, Sommer- und Tanzlieder, klingende, fließende, in Form wohlgerathene Klaglieder von edlerer Haltung; aber diese machen nicht seine eigenthümliche Seite aus. Neben sein Frohgefühl, neben seine idyllische Naturfreude, drängt sich Grämlichkeit über die Zeit, Herbheit und Bitterkeit, Neid über den Luxus der Bauern, deren prunkende Tölpelei er dem Spotte der Hofleute preis gibt. Diesen Zug faßten die Rittersleute auf und rühmten den Nithart um sein Verspotten maßloser Ueppigkeit und des Ueberhebens über den Stand, was ohnehin bald ein stehender Artikel der Lehre und Satire wird. Bei all' dem müssen sich die verstimmten Hofleute doch an die ländlichen Feste der Bauern und Dörfer zugedrängt haben, denn dort finden wir unsern Nithart in seinen Liedern am öftersten, bei Tanz und Spiel, und diese Lieder stechen gegen die herkömmliche Zartheit der übrigen Minnedichtung grell ab. Er ergießt frei seine Schmähungen gegen Nebenbuhler; er läßt in den Ton der ländlich häuslichen Unterhaltung blicken, der jenen zarten Frauenbildern und weichen Sängern, die man sonst hinter den gewöhnlichen Minneliedern sucht, unfein und gemein wie er ist, so wenig ansteht, wie der Ton der Unzucht und die Obscönitäten der handgreiflichsten Liebe, die hier im Umgang von Mann und Weib wie im Herbort von Fritzlar erscheinen. „Zuweilen nähern sich diese Lieder dem Tone der wahren Volkspoesie, und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der ländlichen Volkspoesie zu suchen ist. Die Bauern in Oestreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nitharts kaum enger anschließen könnten.“ [302]) Diese Derbheit und Volksmäßigkeit, das Ländliche, das Allegorische (in vielen Namen, die man verkehrterweise auf der Landkarte gesucht hat) machte ihn beliebt; eine Reihe von Nachahmern wie Göli, Stamheim, Geltar, Kirchberg und Scharfenberg gruppiren sich um ihn her; namentlich empfahl er sich der Folgezeit, die das Narrenwesen ausbildete, durch seine Bauernschwänke; seine Lieder überlieferten sich bis ins 16. Jahrh. und seine Person ward in der Ansicht der späteren Zeit zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen. — Zu Nithart gehört un-

302) Wackernagel über Nithart, in den Lebensbeschreibungen der Minnesänger in von der Hagens Sammlung.

trennbar der Tanhuser, der gleichfalls ein Baier und in Oestreich wohlbekannt ist, und der seinen Preis zwischen Friedrich II. von Oestreich und Otto II. von Baiern theilt, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt hat, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts sind. Auch er scheint die Zeiten Rudolfs von Habsburg nicht mehr erlebt zu haben, doch schlägt er einen Ton an, der sehr deutlich die Zeiten des Verfalls der Minnedichtung und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs ankündigt, so daß sich ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadloub näher rücken in Manier und Sinnesart, als die früheren. Wir gleiten bei ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft in ein gemeineres herab, was sich überhaupt in der östreichischen Dichtung am besten beobachten läßt. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten sucht, und daß er auf des Ritterlebens Ausgang und Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenstein, der zwar in diese Klage einstimmt, öffnet uns dieses Ritterleben in einem Zustande, der zwischen Ueberspannung und Abspannung in der Mitte liegt. Die idealen Vergnügungen des sittsamen Minnedienstes genügten nicht mehr, die materiellen selbst widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenlosigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins treten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Wir erwähnten schon vorhin die Wiener Meerfahrt zu einem andren Zweck, sie gehört wie der Weinschwelg chronologisch erst an das Ende des 13. Jahrhunderts und bahnt uns bequem den Weg zu dieser neuen Erscheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenstande der Dichtung zu machen. Dies ist im Tanhuser am deutlichsten und tritt bei ihm zuerst vor. Weiterhin trug Steinmar, ein Schweizer, der in Oestreich wohl bekannt war, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, diesen neuen Styl in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts Hadloub [303]) ihn fortsetzt und gewissermaßen so ausbildet, daß er uns auf die spätere Uebergangslyrik zwischen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrhundert hinführt. Alle drei preisen Gelage und Mahle, und im Gegensatze zu den früheren

303) Joh. Hadloubis Gedichte ed. Ettmüller 1840.

Minneſingern erheben ſie dabei den Herbſt und den Winter mit dieſen ihnen eigenthümlichen Freuden, und dies geſchieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird [304]); ſie liefern uns Zech- und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man ſieht wohl, daß die Klage des Suonenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfiſcher Sang der jungen Welt läſtig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer ſei. Alle ſolche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und der Parodie und ſtellen ſich in ſofern, wie ſo manches Andere, was wir bald werden erſcheinen ſehen, gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; und dieſen Ton theilen im Allgemeinen auch andere unbedeutendere Meiſter, wie der von Scharpfenberg, Goeli, Gedrut u. a. In den Tanzliedern, die bei dieſen Dichtern ſehr gewöhnlich ſind, zeigt ſich ihr Talent mit am ſchönſten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und ſchönere gemacht, als der Tanhuſer und der bewährte Ruhm der Oeſtreicher im Fache der Tanzmuſik wird ſich vielleicht als lange verdient und ſehr alt herausſtellen laſſen. Ueberall tragen dieſe Tanzlieder jene behagliche Sinnlichkeit, jene leichtſinnige Frivolität und Ueppigkeit, jene gutmüthige Obſcönität an ſich, die den Anſpruch macht nicht verargt zu werden, und die auch von den meiſten Menſchen nicht verargt wird. Dabei iſt die ganze Manier im ſchärfſten Contraſt gegen die ernſte Minnepoeſie; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort ſo vorſichtig vermieden werden. Alles was ſich mit dem Tanzliede berührt, trägt dieſelbe Art. Hadloub in ſeinen loſen Ernteliedern [305]), die wie die Feſtivität ſelbſt einen ganz freien Charakter haben, in ſeiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Nebenſchößling der franzöſiſch-italieniſchen Idylle und Schäferpoeſie ſich ganz ſonderbar ausnimmt, in ſeinen Liebſchaften zwiſchen Knechten und Mägden; Steinmar in einem ungemein rohen Tagliede [306]), wo des Hirten Ruf einen Knecht bei ſeiner Dirne weckt; Tanhuſer in ſeiner parodiſchen Anwendung franzöſiſcher Wörter [307]), Alles arbeitet auf das

304) Maneſſ. Samml. II, p. 185.
305) Mann. Samml. II, 193 a.
306) Ebend. II, 107.
307) Ebend. II, 61 a.

Ir persone diu was smal, wol geschaffen über al,
ein lüzzel grande was si dâ, wol geschaffen anderswâ,

Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände ins Gemeine und Burleske hin. Das eigentliche Minnewesen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar werden die Minnelieder grade dieser Dichter nicht so flach, wie bei anderen, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Tanhuser jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusikalische Töne gebracht sind und die an die Reime und Texte italienischer Volkstanzlieder erinnern. Eigenthümlich ist Hadloub durch einen gewissen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher Liebesverkehr, es gibt hier poetische Situationen, die uns theilweise ansprechen, das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte und wird materieller; die Sentimentalität tritt unserem Geschmacke näher. Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken von Schuhen und Linnen. Ebenso zieht der Tanhuser den Liebesdienst herab: „er erzählt, wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen, mit ihr gekoset und gethan habe, wie man den Frauen zu Palermo thut" [308]). Oft übertreibt er verspottend die alten Abentheuerlichkeiten der Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral, und Paris Apfel, Venus Mantel und Noahs Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdenwesen verspottet. Anderswo spricht sich die Richtung gegen die ernste feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhuser mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen seine ländlichen Tänzerinnen und seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Auch seine Poesie des Unsinns zielt hierhin, die Lügenmährchen [309]), die doch wohl eine Parodie des Unglaublichen

---

an ir ist niht vergezzen. Lindiu diehel, slehtiu bein,
ir fueze wol gemezzen, schöner forme ich nie gesach,
diu min Cor hât besezzen. An ir ist elliuvolle,
dô ich die werden erest sach, dô huop sich min parolle.

308) Von der Hagen, im Leben des Tanhuser.

309) Tanhusers Lieder schließen mit einem Stücke dieser Art, und diese Zeiten

ſind, deſſen die epiſche Literatur ſo Vieles brachte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügenſagen und Mährchen in der wirklichen Welt. Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden und ſublimen Manier der Minnedichtung zu dem Vulgaren, Spaßhaften und Materiellen im Tanhuſer auffallend ſcheint, ſo dürfen wir nur einen Blick auf den ernſten, eß- und trinkluſtigen Minnehelden Ulrich von Lichtenſtein werfen, der eben dieſer öſtreichiſchen Zeit und Literatur angehört, um dies ſogleich ganz begreiflich zu finden. Er lehrt uns am beſten, wie bald der Minnedienſt ins Abentheuerliche ausartete, der Minnegeſang ſeine erſte Bedeutung verlor, Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geſchmack aus der Poeſie ſchwanden.

Ulrich von Lichtenſtein († 1275 oder 76) iſt der Minneſinger, von deſſen Leben wir am meiſten wiſſen, eine geſchichtlich berühmte Figur, deſſen äußere hiſtoriſche Verhältniſſe uns einen Blick auf die politiſchen Verhältniſſe in Oeſtreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun laſſen, ſo wie ſeine Gedichte[310]) auf die höfiſchen, ritterlichen, poetiſchen und minniglichen Dinge. Ottokar von Hornek war ſein Freund und liefert uns die geſchichtlichen Notizen zu Ulrichs Leben, eine Reihe von ritterlichen Sängern laſſen ſich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zuſammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker, wie Ulrich, von dem auch Schwänke erhalten ſind, deren einen ihm Lichtenſtein erzählt hat[311]); der von Scharfenberg; vielleicht auch die von Sunecke und Stadegge, und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich ſelbſt ſchrieb ſein ritterliches Leben in einem gleichſam encycliſchen Gedichte, unter dem Titel Frauendienſt (1255 vollendet), und er hat darin alle ſeine Lieder verwebt, als ob ſich die Minnepoeſie zuletzt eben ſo zur epiſchen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyriſche Elemente in ſich aufnahm. Wie in dieſer Zeit ſchon Alles anfängt, herzloſe Nachbeterei zu werden, ſo iſt das auch ſchon hier der Fall; wenige ſeiner Lieder haben in ſich einen Werth, viele zeichnen ſich durch Gewandtheit und Uebung aus, keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der

zeigen dergleichen zuerſt, was ſich weiterhin in den Schwänken von der verrückten und verkehrten Welt ſehr verbreitet findet.

310) Vrowen dienest, ed. Lachmann. 1841.

311) Er wird in von der Hagen's Geſammtabentheuer gedruckt erſcheinen.

Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern paraphrasirt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich ein Beispiel finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten [312]). Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen, indelicaten Zügen des neuen Geschmackes hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken und schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder daß ich wahrer sage, mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und also das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen, das auch an unserer Jugend von früh auf die schönsten inneren Blüthen anfrißt. Früh nimmt er sich denn nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Mode war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt als solche mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an

312) Bei Lachmann p. 442.

seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung, ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste, er will sich ertränken, allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht oder ein solcher Roman (oder wie soll man das Zwitterding nennen) konnte bei uns Lobpreisungen ernten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat, wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer in diesem saubern Dienst und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minneceremoniels der Zeit, was dies Kunstwerk vollends aufs Häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abentheuer eines routinirten Weiberjägers, sondern die sinnigen Träume eines unschuldigen Jünglings der Gegenstand der Erzählung sind; und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit mit der man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, alles Bedeutungsvolle, was man in jeden seiner Schritte und jeden seiner Gedanken legt, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft sein“[313]). Bekommt man schon hier von der platonischen Gedankenliebe dieser Rittersleute einen schlechten Begriff, so noch mehr in dem zwei Jahre später (1257) geschriebenen Frauenbuche. Dies ist ein Gesprächstück, (gegenseitige Klage der Frauen und Männer), wie wir sie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernen. Hier wird die Vernachlässigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen

313) Dante in der vita nuova.

Männer beklagt, die Unsitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt[314]). Von den ersten zarten sinnigen Minneliedern bis zu diesem Punkte übersehen wir in unseren Andeutungen den ganzen Verlauf der Minnegeschichte der Zeit, und die Entwicklung der Epopöen und Romane wird uns denselben Weg führen. Ehe wir scheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beste und reinste Seite des Minneliedes und dessen poetischen Werth zurück.

Jede lyrische Kunst liegt von Natur zwischen den zwei gefährlichen Klippen, daß sie entweder von wirklichen Empfindungen singt, die in dem dichtenden Subject herrschen, oder daß sie solche Empfindungen affectirt. In diesem letzteren Falle war z. B. unsere nachgeahmte Liederpoesie im 17., in jenem war die Minnepoesie des 13. Jahrhunderts. Ein gewisser poetischer Strich lag über dem ritterlichen, höfischen Frauenverkehr dieser Dichter, und dies glänzende poetische Leben wollten sie unmittelbar abschildern in ihrem Gesang. Allein das poetische Leben, dies müssen wir oft wiederholen, macht noch keine poetische Kunst, ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegenzustehen, und dies haben die späteren Dichter die zuerst von der Romantik zur classischen Literatur zurückführten, am lebhaftesten gefühlt, wie man z. B. in der Poetik des Juan del Enzina erfahren kann, wie man auf jenen von dem Leben unmittelbar erborgten Vortrag der Troubadours beim Erwachen des Studiums der Alten herabzusehen begann. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Verhältnisse und Perioden gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die vom Fieber der Leidenschaft zittert, hat ein oft scharfsinniger ästhetischer Denker gesagt, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie unsere neuere Literatur that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien aber, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum und seine Eigenheiten immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten früher

314) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird also S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zu dem Frauendienst p. 676.

eine künſtleriſche Bildung und Aufklärung reifte, konnte man ſich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, die die frühere Dichtung der Franzoſen und Deutſchen nachwies, aber nicht benutzte, an die Hand gab, aber nicht ſelbſt gebrauchte. So wie Arioſt und Taſſo im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoeſie verdunkelten, mit eben denſelben Werken, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht exiſtiren könnten, wie die ganze franzöſiſche Dichtung des Mittelalters nur eine Vorſchule für dieſe großen Italiener ward, welche auf ihren Häuptern faſt allein den Ruhm verſammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugeſprochen werden muß, ſo ſteht Petrarca mit ſeinen Dichtungen auf der Höhe des Minneſangs, und an ſeine Liebe und ſeine Klagen blieb vielfache Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lai oder ein Leich drang. Dies behauptet nicht, daß ſeine Sonette und Canzonen überall und in allen Theilen vorzüglicher ſeien, als die Lieder und Leiche der Minneſänger, allein im Allgemeinen kann man ſagen, daß er in dieſer Art Dichtung die formelle Geſtaltung vollendet und geſchloſſen, und ihren Stoff am reinſten und heiligſten in ſich getragen hat. Was das Formelle betrifft, ſo iſt die ganze reiche, volle, mannichfaltige Kunſt der Töne bei ihm in das eine Sonett kryſtalliſirt, das ſich in der dichteriſchen Welt erhalten hat, während Niemand zu den ſchwierigen, nicht weniger gekünſtelten Maßen der Minneſänger zurückgekehrt iſt. Dieſe Form, nach der manche der Weiſen unſerer ritterlichen Sänger gleichſam hinringen, ſteht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem ſo engen und ächten Verbande, daß man ſich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie ſpricht gleichſam jene unendlich glühende Sehnſucht des Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier ſo oft dem Herzen kein anderer Verkehr geſtattet iſt, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein ſinnlicher Gegenſtand für eine ſinnliche Liebe und den Erguß in ſinnlichen Empfindungen gegeben iſt; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und dieſe Schranken bildet gleichſam die künſtliche und ſcharfe Form des Maßes ab. Dieſes Maß, das jene Flucht aus dem Beſonderen ins Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das Innere, aus dem plaſtiſchen Gelegenheitslied in den eintönigen Monolog, ſo ſehr begünſtigte, legte ſich natürlich jenem reineren Minnegeſang an, der mehr die ſinnige als die ſinnliche

Liebe schilderte; diese letztere ging klüger in den Schwank über, dessen Bocaccio eben so Meister ward, wie Petrarca des platonischen Minnelieds. So rein diese Form bei Petrarca ist, so rein ihr Stoff. Bei ihm dulden sich die Zweifel nicht, ob wir mit einer sinnlichen Leidenschaft oder einem sinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: diese Entschiedenheit ist eben so sehr, wie ihr Gegentheil, der unverholene sinnliche Liebesschwank, ästhetisch besser, als das unbestimmte Schwanken zwischen Seelen- und Fleischesliebe, das in unseren Minneliedern herrscht. Bei Petrarca gehören diese Empfindungen der Lebensperiode an, der sie eigenthümlich sind; mit dem männlichen Alter trat er aus diesen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotischen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber seine mit dichterischem Bewußtsein geschriebenen Lieder über seine Jugendliebe vortragen, als unsere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben unnatürlich von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt gewesen. Dies macht uns den ewig wiederkehrenden Inhalt ihrer Gesänge zuwider, und wer auch ästhetischerseits sich mit ihnen vertrüge, der würde leicht von Seiten des allgemeinen Eindrucks gestört werden, den dieser ganze Liebesverkehr auf uns macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen; und so hat auch diese lyrische Dichtkunst die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Reim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund geben. Ganz anders die griechische Lyrik. Der Grieche, um im Bilde zu bleiben, war ganz Knabe; in seiner jungen Einbildungskraft wälzte sich in Vorahnung schon das ganze Leben, in schaffender Thätigkeit suchte sie den großen Stoff zu bewältigen, warf sich mit ungemeiner Ener-

gie auf jede Erſcheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunſt. Die Poeſie ſchuf die Göttergeſtalten und legte die erſte Hand wieder an ſie; ſie führte fremde religiöſe Vorſtellungen ein und warf ſie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künſtleriſchen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete ſich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn ſeine Productivität übertraf die einer jeden andern Geiſteskraft unter ihnen. Hier rang ſich die Kunſt empor zu einer geſetzgebenden und ſittengeſtaltenden Macht, in Deutſchland und überall in der neuen Zeit kam ſie nie faſt aus der Dienſtbarkeit; Chriſtenthum, Ritterthum, Frauendienſt lenkten die Poeſie auf eine vorgezeichnete Bahn, während ſie in Griechenland je ſchrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre geſammte Kunſt, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrſchende, geſchweige das Einzige iſt, hat ihn eben ſo. Sie ſteht nicht in beſtimmter Beziehung mit dem geiſtigen Leben des Griechen, aber ſie ſteht in der engſten mit ſeinem Auge und ſeiner ſinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verſchiedenheit alter und neuer Kunſt zurückgehen, immer das unterſcheidendſte Merkmal bleiben wird. Dieſe Lieblinge der Natur ſahen und hörten und empfanden ganz anders als wir, die glücklichſte Miſchung von Allgemeingefühl und individueller Selbſtändigkeit gab den Werken ihrer Kunſt und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und ſtreben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen dieſe ihre feine Sinnlichkeit haben die Deutſchen ihre Gemüthlichkeit zu ſetzen, und wenn wir ſtreng ſcheiden wollen, ſo können wir ſagen, jene fehlt den Germanen und dieſe den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, ſo finden wir, daß die ſinnige des Deutſchen mehr dem Weibe, die ſinnliche des Griechen mehr dem Manne entſpricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte ſchildern können, die auch mehr iſt als die natürliche Sprödigkeit und Paſſivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieſes Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimiſch iſt; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungsluſt, ſie ſind immer die Beſiegten, mistrauen ſich ſelbſt und verzweifeln am Gelingen;

dies aber ſcheint ein verkehrtes Verhältniß, und das ſtolze Vertrauen und die Siegesluſt im Anakreon ſcheint der Natur näher und der Kunſt günſtiger. Dieſer tändelt mit ſeiner Liebe, aber er heiligt ſeine Kunſt; der Minneſinger heiligt ſeine Empfindung, aber er tändelt mit ſeinem Gedichte und ſpielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbſtquälerei in der Liebe, wie ſie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, iſt mehr Weiberart; der Mann quält ſonſt eher die Geliebte oder der Edlere fühlt ſich über Mistrauen und dergleichen erhaben, iſt im Siegesbewußtſein eingebildet auf ſeinen Werth, und bricht ſtolz, wo er ſich zurückgeſetzt ſieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenſtande der erſten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgeſetzt wird, iſt ein weiblicherer Zug, das unſtete Flattern des Anakreon iſt männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geſchlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigſtens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche ſeiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher iſt faſt nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenſchaft. Es herrſcht in ihrer Lyrik überall ſtille Glut; ihrer hohen Lieder ſelbſt ſind Erinnerungen voll Sehnſucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe iſt in der Liebe dieſer Ritter ſelten ausgedrückt; Beides iſt dem Manne eigen. Selten ſind ſolche Erſcheinungen, wie wenn bei Walther das im Genuß der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernſtere Mann ſeine Liebe höheren Principien unterordnet. Das wahrhaft geſchlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht ſtreng, ſondern pflegend zu dem Manne ſteht, nicht abſtoßend, ſondern nur weichend, nicht finſter und ſtreng, ſondern heiter, nicht ſtolz, ſondern eher eitel und kokett, iſt hier nicht zu finden; bald iſt das Weib hier abweiſend und unbeſieglich, bald dem Genuß raſch hingegeben. Die Urſache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Triſtan; dieſe Künſtler wählen ſich das Unvortheilhafteſte, ſie ſchildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anſtrengung, ſo wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß ſähe oder ein Leid. Die Weiber ſind hier Männer in der Liebe, die Männer ſind Weiber. Im Epos werfen ſich die Heldinnen ohne Weiteres

gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überließ mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Skulptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmendem innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie zieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eigenen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Diese Gegeneinanderstellung will nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Anger den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr momentaner Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Nisen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu Hunderten von Liedern.

Dies gibt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im ſtricten Gegenſatze zu den lyriſchen Epen einen Anſtrich von Epiſchem; der ſonſt ganz perſönliche Affect der Liebe iſt hier gleichſam ein allgemein nationaler. Im Allgemeinen iſt glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, dieſe zu matt geſchildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweiſen der ſinnlichen Begierden des Mannes. Iſt einmal des Mannes Neigung fixirt, ſo iſt das Vernachläſſigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib ſieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerkſamkeit der Anderen noch gerne; obgleich ſie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenſtand derſelben knüpft, ſo behandelt ſie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernſte und der feierlichen Innigkeit, die dem Mann, obwohl nur in neuerer chriſtlicher Zeit, eigenthümlich iſt: dies iſt ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut ſind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends aus Ungewandtheit, oder aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der äſthetiſchen Form ausgedrückt iſt. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eiferſucht deutlich ausgeſprochen wird, da wird die Wirkung ſogleich vollkommener; nur fallen ſie dann leicht, bei ihrer ſonſt herrſchenden Scheu vor dem Materiellen und Beſtimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beiſpiel war. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenſchaftlichen Affect des Mannes gegenüber, iſt hier und da fein, aber eben ſelten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe ſprechen ſie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere iſt nur ein dünner Duft, der den inneren Zuſtand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch beſtimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der ſogenannten erſten Liebe verſetzen, ſo werden wir finden, daß grade dieſe es iſt, welche jenes Geſchlecht durchdrang und beherrſchte; dieſe aber iſt eine vorübergehende, und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daß dieſe Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt ſeines inneren Seins, Mittel und Zweck für das moraliſche Leben zugleich war, dies hatte auf die Geſtaltung der Lyrik den ſchädlichſten Einfluß. Dieſe Dichter redeten meiſt in Gefühlen, von denen ſie ſelbſt

voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Ein Catull steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet, die freilich keine der ätherischen Figuren unserer Sänger ist. Spielt unklar die zweispaltige Liebe mit seinem Herzen, und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen inneren Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die diese deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den Troubadours findet, Wetteifer im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier so gut wie gar keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwischen Volksgesang und Ritterepos, zwischen Altem und Neuem, und dann zwischen Wolfram und Gottfried. Wo aber ist jemals etwas Tüchtiges geworden, ohne eine solche Rivalität, die den Blick schärft, die die Kräfte reizt, die das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, was nur erst mit Gottfried kam um sogleich wieder zu verschwinden, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergötzen, sie werden von conventionellen Gesetzen in dieser Gesellschaft gebunden und dies drückt sich selbst in allen ihren Gedichten ab,

sie weichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Ceremonie und der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Allerdings scheinen die französischen und italienischen, es scheinen auch eine Masse von deutschen Minneliedern ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet zu sein; dies wäre nun an und für sich nicht eben ein Vorwurf, wird aber dazu, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß, wie ich andeutete, in dem Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den Romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden [315]), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist z. B. jener im Orient und Occident, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hören-

315) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Strasburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiement des Dames)

Par le desir vient au pensser, lor est il pris sans echaper,
par tant li est plesanz et douz li penssers, et tant saverouz,
tant li agrée, tant li plest, que toutes autres choses lest;
boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le pensser.
Li penssers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;
com plus pensse, plus le debris li penssers, et plus le combrise,
qu'en penssant souspire sovent.

ſagen ſehnſüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieſer Jugendempfindungen, die den ſteten Einwirkungen der ungeſtümſten Einbildungskraft ausgeſetzt ſind, ſo ſcharf charakteriſirt, dieſer Zug iſt durchaus nicht eine ſchlechte Erfindung der Poeten, ſondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Die Alten hätten ſo etwas nie aufnehmen können, denn ſie würden einer Leidenſchaft ohne Gegenſtand gelacht haben; ſie kennen nicht das ſehnſüchtige Weſen der neueren Welt, das ſich ſo oft auf ein dunkles Etwas richtet, aus einer Unbefriedigtheit mit dem äußeren Leben, von der der Grieche keinen Begriff hatte. Bei allen den weſentlichen Fehlern, die dieſen Dichtungen anhängen, gewinnen ſie uns auf dieſe Art ein hiſtoriſches Intereſſe ab, und wer für Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unſerer alten Sprache Ohr und Verſtändniß hat, wer mit offener Seele ſich ſeiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Luſt durchlebt hat, der wird gerne einſtimmen, daß dieſer Minnegeſang, voll der geheimſten Züge der Wahrheit, jenen ſchwer zu erfaſſenden, gegen jede Bezeichnung in Worten ſich ſträubenden Zuſtand des erſten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausſpricht, die nur künſtleriſch von Petrarca übertroffen iſt, bei dem dagegen die Naivetät und Harmloſigkeit unſerer ſanften Meiſter bereits verloren ging. Er wird einſtimmen mit Gottfried von Strasburg, „daß dieſe Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre ſüße Sommerweiſe mit lauter Stimme ſangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und ſich ſelbſt läſtig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgeſang dem Menſchen, dem je nach Liebe ſein Herz ſtand, die Freude und Wonne und die mancherlei Luſt ins Gedächtniß riefe, die edele Herzen beſeligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der ſüße Geſang der Welt ihre Freuden zu ſagen beginnt“. Gerne wird man einmal aus dem Anſpruch an männliche Gedanken und Geſinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauſchen und dem Ausdruck empfindſamer, reiner Sinnesart; und wo wir nicht die Muſe verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um ſo reicher von Opfern gekränzt ſehen, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt dieſe Sänger ſo ehrfürchtig zu ſingen wußten, „die alle Enge und Weite umſpannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegen-

wärtig iſt''; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienſt feiert, ſo iſt es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es iſt eine Verehrung des weiblichen Geſchlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutſamkeit dieſes Geſanges in der moraliſchen Geſchichte unſerer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, dieſe Bereitwilligkeit in einem rauhen Geſchlechte von Männern, von dem edleren Geſchlechte, dem Zucht und Sitte eigener ſind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erſte Freude in eine monotone Exiſtenz und es iſt eine herrliche Seite unſeres deutſchen Lebens und unſerer Kunſt, daß dieſe Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Luſt allein misbraucht, ſondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das ſüße Leid, von dem dieſe Lieder ewig klagen, eine ſo ſchöne Bedeutung gewinnt; was Alles in der angeführten Stelle aus Gottfried, bei dem all das Dunkle des Lebens und der Kunſt jener Zeit zum hellſten Anſchauen kommt, auf das Vortrefflichſte ausgedrückt iſt. Selbſt die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an dem Verfertigen ſolcher Lieder, die ganz offenbar der künſtleriſchen Ausbildung derſelben das größte Hinderniß und an ihrer ſchnellen Ausartung die vornehmſte Urſache war, ſelbſt dieſe Verbreitung gewinnt von dieſer Seite her betrachtet ganz ein anderes Licht. Der Ernſt, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieſer Geſänge ſtellte für die langen Jahrhunderte des Meiſtergeſangs dieſe zierenden Eigenſchaften als unverbrüchliches Geſetz auf, und wie viel ſpäterhin Fremdes und Frivoles von Außen ſich eindrängte, ſo hielt das Volkslied, welches meiſt in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unſere Lyrik, auch wo ſie in Uebermuth ausſchweifte, die Zucht und die Würde der Kunſt ganz aus den Augen. Wie ſich in dieſer Hinſicht die franzöſiſche Lyrik zu dem Geſang der Troubadours verhält, ſo die unſere zu den Minneſingern; und auch das wird ſich hier vergleichen laſſen, daß ſich nie unſere Liederpoeſie ſo in alle Lebensverhältniſſe eingedrängt hat, wie die franzöſiſche und wenn in dieſer Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geſchehen iſt, ſo geſchah dagegen in der neueren Zeit von den Franzoſen darin zu viel. Die Kunſt ſoll ſich nicht auf ein vages Idealleben beſchränken, wie damals in Deutſchland geſchah, ſie ſoll ſich aber auch nicht in den

ganzen weiten gemeinen Lauf des gewöhnlichen Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, als das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kennt der Deutsche nicht, der nicht seine Herzensangelegenheiten der Reflexion und dem Scharfsinne unterwerfen will; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen." Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbarn entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste hier gegenüber.

2. Nibelungen und Gudrun.

Grade als die ritterliche Lyrik ihre schönste Blüthe entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke schrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchste Glätte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 [316]) die Sammlung der Nibelungenlieder zu Tage, die wir besitzen, die ehrwürdigen Reste einer heroischen Poesie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimischen Stoff behandelten und in dessen Behandlung wenig Verhältniß zu der neuen

316) Ueber diese Zeitbestimmung siehe Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen.

Hofdichtung zeigten, wie sie denn bisher immer im Munde der Volkssänger und im Besitze der großen Volksmasse gewesen waren. Wir begegnen dieser unserer ächten alten Nationalsage hier wieder nach langer Unterbrechung; wir hatten Anfangs nur von der materiellen Grundlage nach Zeugnissen der Geschichte und nach Vermuthungen aus der letzten formellen Gestalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abfassung erreicht haben und mit der wir uns daher nur in formeller Hinsicht hier beschäftigen. Welche Metamorphosen die Sage seit ihrer ersten Begründung in der Geschichte durchlebt hatte, ließ sich in einer historischen Darstellung, die überall das sichere Allgemeine dem unsicheren Besonderen vorzieht, nur von weitem andeuten; auf die verschiedenen dichterischen Gestalten und Farben, die sie angenommen haben mochte, ließ uns zuerst das Hildebrandlied, dann der Waltharius rathen. Von da an haben wir kein Mittelglied bis zu unserer Sammlung, die wir noch heute lesen. Wir haben oben gehört, daß im 12. Jahrhundert die Zeugnisse in Gedichten und Geschichten häufiger wieder kehren: sie scheinen sich immer auf einzelne Lieder zu beziehen, die von blinden, von fahrenden Sängern noch wie vor Jahrhunderten umgetragen wurden. Daß diese verloren gingen ist wohl erklärlich; ihr Verlust aber ist im höchsten Grade zu beklagen. Wie sie beschaffen sein mochten, ob sie sich schon in größere Gruppen verbunden, in wie weit sich Lieder von Siegfried schon mit denen von Dietrich, Gunther und Attila vereint hatten, darüber fehlen uns sichere Nachweisungen.

Aus dem Zustande aber, in dem wir unsere Sammlung von Nibelungenliedern kennen, lassen sich nicht geringe Vermuthungen ziehen über die Gestalt, die unser Gedicht einige Jahrzehnte rückwärts gehabt haben mochte. Wir wollen auch hier, wo ein so scharfsinniger Forscher wie Lachmann die Hauptautorität ist, unsere eigne Meinung um so mehr im Hintergrunde halten, und mehr die neuesten Resultate der kritischen Untersuchung berichten, als diese von den früheren Ansichten desselben Forschers wesentlich verschieden sind. Dies ist so natürlich, wie daß Niebuhrs Urgeschichte von Rom zu anderer Zeit anders lautete; solche Regionen gestatten keine andere Orientirung; jeder einzelne, der sie durchstreift, geräth auf andere — Richtwege und Irrwege; ein und derselbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge den Ariadnischen Faden verschmäht, den er

ſich beim erſten Male geknüpft hatte, wird daſſelbe Schickſal haben; die Verſchiedenſten ſehen dies labyrinthiſche Gebiet von den verſchiedenſten Seiten und können nur über die allgemeine Beſchaffenheit deſſelben nicht ſtreitig ſein, die ſie alle auf ähnliche Weiſe erfahren haben; im Einzelnen einig zu werden können nur Zwei nicht hoffen, da es Einer und derſelbe zu verſchiedener Zeit nicht kann, es müßte ſich denn der Zweite dem Erſten ganz vertrauen. Dieſe letztere Parthie zu ergreifen, ſich der Führung des Kundigſten ganz hinzugeben, rathen wir jedem, der ſich nicht mit uns bei einer Anſicht dieſer Gegenden in Vogelperſpective beruhigt; wir führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und harren ſeiner Wiederkehr, um ihn unſererſeits in hellen Gebieten der eigentlichen Geſchichte weiter zu geleiten. Da Lachmann nun die Nibelungenlieder nach ſeiner kritiſchen Scheidung und Reinigung zuſammengeſtellt hat, ſo wird Niemand zweifeln, dieſe neue Sammlung in die Hand zu nehmen und den reinen Genuß, den ihm dieſe geſichtete Materie bereiten wird, der klippenvollen Lectüre der nachläſſigen Texte vorzuziehen, die uns überliefert ſind; der Unterſchied wird Keinem entgehen, der das Ausgeſchiedene mit dem ganzen Wuſt vergleicht, wenn er auch noch ſo wenig in die Beſonderheiten der Kritik und des äſthetiſchen Taktes, die bei der Ausſcheidung leiteten, eingehen kann oder mag. Die Gedichte, denen ein ſo ſchlechter Sammler im Anfang des 13. Jahrhunderts zu Theil ward, verdienten es, daß nach ſechs Jahrhunderten in der Zeit eines reineren Geſchmacks ein feinerer und ehrfürchtiger Ordner ſie aufs neue ſichtete. Dieſen Ehrennamen hat Lachmann an dem Nibelungenliede verdient; die Geſchichtſchreibung der Literatur kann ihn nicht würdiger ehren, als wenn ſie ihn, auf dieſe Weiſe betrachtend, in eine organiſche Verbindung mit der Geſchichte dieſer Geſänge bringt, die mit durch ſeine ſorgſame Pflege eine Bedeutung für unſere Nation erhalten haben, die man ihnen im 13. Jahrhundert nicht verſprochen hätte. Ueber dieſe aus den Reſultaten der Kritik gewonnene Frucht freuet man ſich ungeſtört, wie an dieſen allgemeinen Reſultaten ſelbſt. Daß die Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dichters, daß ſie eine Sammlung im Volke umhergetragener Lieder ſeien, wird nun ſo wenig mehr beſtritten, daß es des Eifers gegen die Widerſacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik und Forſchung werden, wo ſo viele Vermuthungen ſtatt haben, die nur dem Vermuthenden zur Ueber-

zeugung werden können, Anderen andere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten sein.

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahrhundert dahin leiten konnte, wenn nicht mußte, einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre, der erleichternd entgegen kam, liegt am Tage. Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fesselnden Begebenheiten kam sich entgegen, die Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungsstoffe führte von selbst zu der Aufnahme der einheimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in rohen Versuchen, in willkührlicheren Gestaltungen sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Style der neuen Erzählkunst und im Ton der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die allbekannten, dem Volke liebgewordenen, uralten Lieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmanns Bemerkung um 1190—1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichts haben mußten. Auf diese Art erklärten sich die Widersprüche, selbst die handgreiflichsten, freilich am einfachsten, was schon schwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine schriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine solche Quelle beruft sich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, sie am kürzesten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeschick der Dichter jener Zeiten so augenscheinlich groß ist, und das unseres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeschick eines Umdichters sein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerspruche in der Gudrun nicht fehlt, worin man sich doch an einer verlornen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren sein könnte. Wie es auch sei: der Ton dieser Gedichte liegt in einem solchen Gegensatze gegen die Literatur des

12. und 13. Jahrhunderts, daß man immer auf die Klage und den Wunsch geführt wird, es möchte uns doch aus frühern Zeiten, und wenn nur aus dem Anfang des 12. Jahrhundert irgend ein Document erhalten sein, das uns eine Vorstellung gäbe, wie diese Lieder lauteten, ehe sie in Opposition zu der höfischen Dichtung kamen, wie sie sich gegen die Färbung des 13. und 12. Jahrhunderts erhielten (welcher letztern die Gudrun nicht so sehr entging), und wie sich die große Kluft ausfüllt zwischen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir besitzen. Denn die Stumpfheit und dorische Schwerfälligkeit des Vortrags in diesen Liedern der südlichen Gegenden, die die Sage pflegten und die noch so gern ihre Mundart in den Nibelungen finden, ist auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in der Schweiz die zierlichsten Minnedichter, in Oestreich die gewandtesten Erzähler zu Hause sind, eben in jenen Gegenden, die am natürlichsten in jenen Zeiten der Zähringischen und Babenbergischen Blüthe sich der alten Stammsage wieder annahmen. Je schwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beschaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, desto mehr hängt man dann an dem Wunsche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch in anderer Gegend entstanden unserem unabhängigen Sammler unbekannt geblieben sein könnte.

Und dies ganz besonders der Winke wegen, die uns das Lied von der Klage gibt, das die Sage anders gestaltet kennt [317]), als unsere Nibelungen. Ueber dieses Gedicht ist Lachmann nunmehr der Meinung, daß die geschriebene Quelle, die der Dichter vor sich hatte, nicht mehr und nichts wesentlich anderes enthielt, als unser erhaltenes Gedicht auch. Auch dieses frühere wahrscheinlich strophische Werk hält er nicht für freie Dichtung eines Einzelnen, sondern für eine Sammlung verschiedener Lieder, weil auch hier sich ähnliche Widersprüche finden, wie in unserer Nibelungensammlung. Die Form der umgearbeiteten Lieder, die Reimbildungen würden alterthümlicher gewesen sein, als in den erhaltenen, aber die Lieder selbst nicht wohl älter als aus den 80er höchstens 70er Jahren, denn es ist ihm nicht wahrscheinlich, daß die Nibelungenstrophe viel früher in Gebrauch gewesen. Das Gedicht ist nun in jedem Falle

317) Vgl. F. Sommer in Haupts Zeitschrift III. 193.

am wichtigſten durch die Andeutungen, nach denen ihm eine andere Geſtalt der Sage vorlag, als uns in unſeren Nibelungen. Weit das Wichtigſte iſt darunter, daß der Dichter der Klage nur in dem letzten Theile des Liedes, dem Untergange der Burgunder, im Weſentlichen mit unſeren Texten, oft wörtlich, übereinſtimmt, daß er dagegen von der Werbung um Kriemhilde und der Reiſe der Burgunder nur ſummariſche Anzeigen hatte. „Wenn wir das durchgehen," ſagt Lachmann, „was in der Klage von den früheren Schickſalen Kriemhildens und ihrer Verwandten vorkommt, ſo wird daraus klar, daß der Dichter nicht den erſten Theil unſeres Liedes, ſondern nur einen kurzen hin und wieder auch abweichenden Auszug der Geſchichte deſſelben vor ſich hatte [318])." Nirgends iſt von Siegfrieds früheren Thaten oder von ſeiner Beziehung zu Brunhilden die Rede, dagegen ſcheint der letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reicher an Beſonderheit, an Kenntniß des Einzelnen und wie es aus den Perſonen des Irnvrit und Irinc hervorgeht reicher an hiſtoriſcher Anlehnung geweſen zu ſein. Lag dem Dichter der Klage ſchon eine Sammlung von Liedern vor, ſo würden wir in ihr alſo eine Zuſammenſtellung beſitzen, die vor der Einführung der vollſtändigen Siegfriedſage läge, und es wäre auch natürlich genug, daß dieſe erſt in jenen Zeiten allgemeiner Sagenverknüpfung vorn wäre angefügt worden, eben wie der Gegenſtand der Klage, die Botſchaft an die Verwandten der Erſchlagenen und die Beſtattung, von hinten angefügt ward. All das Störende und Ungleiche, was die Zuſammenfügung dieſer beiden Theile mit ſich führt, würde alſo wegfallen; ſchon dies würde uns von dem Werthe dieſes verlorenen Gedichtes günſtiger denken laſſen, als von dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch tiefere Blicke in die innere Structur jenes Gedichtes zu thun. Was nämlich die ungeheure tragiſche Kataſtrophe ſelbſt in ganz anderem Lichte erſcheinen läßt, iſt, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehung dargeſtellt iſt und als ein Fluch der auf dem Raub des Nibelungenſchatzes lag, ſo wie wieder Etzel das Unheil, das ihn ſelbſt betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Chriſtenthum verlaſſen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schatzes

318) Lachmann über die urſpr. Geſtalt der Nibelungen p. 63.

aber iſt in unſerem Texte ganz verwiſcht, obgleich ſie immer noch ſo leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Aeußerungen des Dichters der Klage blos perſönliche Anſichten ſein könnten [319]). An einer anderen Stelle aber beruft er ſich ausdrücklich auf einen Ausſpruch ſeines alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Treue entſchuldigt [320]), und dieſer Ausſpruch wie dieſe Anſicht findet ſich allerdings in unſerem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter ſichtbar gegen das Ende eine feindſelige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßigt wird, daß ihr die beſtimmte Abſicht beigelegt iſt, nur an dem Einen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Abſicht — da Weibesſinn nicht über eine Spanne reiche [321]) — fehlgeſchlagen ſei, und das Verhängniß aus der erſten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Rachegefühl das ſchrecklichſte Elend wie eine Lawine anwälzend über die Rächenden ſelbſt hereinbrechen läßt, ſo könnte auch dies wohl in unſeren Nibelungen gelegen ſcheinen, wo ſich auch namentlich die damit eng verbundene Anſicht, daß wenn Etzel von dem wahren Verhalt der Dinge unterrichtet geweſen wäre, die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können, daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, faſt mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet [322]). Allein es iſt eben in unſerem Texte ſo

---

319) Klage V. 96.

Krimhilde golt rôt
heten si ze Rine lâzen. diu zît sî verwâzen,
daz sis ie gwunnen künde. ich wæne si alter sünde
engulten und niht mêre. — Vergl. V. 113 sq.

320) V. 285.

Des buoches meister sprach daz ê. dem getriwen tuot untriwe wê.
sît si in triwe tôt gelac, an gotes hulden manegen tac
sol si ze himel noch geleben. got hât uns allen daz gegeben,
swes lîp mit triwen ende nimt, daz der dem himelrîche gezimt.

321) V. 954.

Ez hætè wol gescheiden
Crîmhilt Hagen von in drin, niwan daz lüzel wîbes sin
die lenge für die spanne gât.

322) Nibelungen Str. 1803. —

Hete iemen geseit Etzeln diu rehten mære,
er hete wol understanden daz doch sît dâ geschach:
durch ir vil starken übermuot ir deheiner ims verjach.

charakteriſtiſch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge ſolcher innerer Verhältniſſe der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausſpricht, und ich würde darin gerade das Charakteriſtiſche unſerer Nibelungen ſuchen, indem man auch in anderen Fällen, am deutlichſten in den ſpäteren Bearbeitungen des Alexanders, wenn man ſie mit Lambert vergleicht, ganz in derſelben Weiſe höchſt deutlich erkennt, wie Alles was noch den Dichtern des 12. Jahrhunderts klar und beſtimmt vorſtand, denen des dreizehnten anfing unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambert mit ſolcher Schärfe durchſchaute, verſchwand vor dem Sinne der Rudolfe und Ulriche.

Bei dieſem Verhalt der Sache darf man, ſcheint es, zwiſchen zwei Wünſchen ſchwanken: möchte doch entweder ein älteres Gedicht in noch ſtrengerer und anſpruchloſerer Form, dieſen einfachen Gang der Fabel wie man ihn aus der Quelle der Klage erräth, verfolgend, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter geglückt ſein, mit der Einführung von ſo vielem Schmucke, der an ſeine ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; ich meine, möchte er lieber das Alte unverändert gelaſſen, oder wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas kecker geändert und wenn auch nur mit ſo viel Geſchick gearbeitet haben, wie, ſcheint es, der dem die Gudrun zuletzt durch die Hände ging. Einen letzten Dichter von einigem bedeutenden willkührlichen Einfluß anzunehmen, ſcheint mir in einer Zeit ganz ſubjectiver Dichtung natürlich, ſo wie nach allen angegebenen Schickſalen unſerer Poeſie faſt unerläßlich; jede andere Vorſtellung führt auf eine wunderbare Entwickelung des Volksgeſangs, die kein Geſchichtſchreiber brauchen kann. Dieſer letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zuſtande, in dem es wie die ritterlichen Romane einen ſchneidenden Contraſt zwiſchen Form und Stoff in ſich trägt, der nicht weniger unangenehm fällt, obgleich das Verhältniß das umgekehrte iſt. Dort finden wir die größte Armuth im Stoffe, aber den prächtigſten

Und Klage V. 142. —

Der Etzeln hete kunt getân
von êrst diu rehten mære, sô het er di starken swære
harte lihteclîch erwant, die von Burgondelant
liezenz durh ir übermuot.

Reichthum in der Darſtellung; hier aber iſt der Stoff viel mannichfaltiger und größer, aber die Darſtellung deſto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armſelige Gegenſtände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet ſich großartig in allen ihren Theilen. Dort ſahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leiht das Gedicht demüthig den koloſſalen Begebenheiten ein allzubeſcheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit ſeinem Feuer, deſſen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einer Materie, die uns ergreift und feſſelt. Die Gegenſtände begeiſtern uns hier, aber der Dichter ſollte uns die Worte dafür leihen; allein ſie ſcheinen ihn ſelbſt kalt gelaſſen zu haben, weil er kein Publikum mehr fand, und keine begeiſterte Aufnahme. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereigniſſe begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenſtänden auf gleicher Höhe halten, allein der faſt peſtriſche Sermon ſchneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergönnt uns keinen freieren Aufſchwung. Im Triſtan reißt die Lectüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, ladet uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erſtaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die ſo viel Kunſt verſchwendet iſt; in den Nibelungen ermüden wir über dem Leſen, über den armen Reimen und der trockenen ton- und klangloſen Sprache, aber wenn wir das Ganze überſchauen und überdenken, ſo erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermiſſen in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geiſtigen Lebens, jenen vollen und ſchwellenden Strom, auf dem ſich reiche Empfindungen und große Leidenſchaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermiſſen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies gibt dieſen ein Recht, ſich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieſes, hätte lange Zeit noch in jener Periode poetiſcher Cultur von Mund zu Mund gehen ſollen, allein damals und wohl ſchon früher, mochte die Schreibkunſt die feine und unermüdete Feile der mündlichen Ueberlieferung vielfach hemmen, die Tauſende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Momenten glücklich änderte. Man ſollte denken, auch ſpäter, auch in unſeren Tagen noch, hätte die Größe der Sache gerade neben der lallenden Sprache von ſelbſt einen Dichter auffordern ſollen, ſich wie Göthe an Reineke Fuchs,

wie Heiberg und Andere an der nordiſchen Mythologie daran zu verſuchen, allein Tieck, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen ſeien, denen heute Niemand mehr gewachſen iſt.

Sobald wir uns aber über dieſen Zwieſpalt wegſetzen, ſobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache ſelbſt gehen, ſo erſcheint uns das Gedicht in jeder Hinſicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutſchen Dichtungsgeſchichte iſt, daß ſie überall einen ſo vollkommnen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeſchichte überhaupt bildet, und einen Abriß, der mit einer ſeltenen Beſtimmtheit ausgezeichnet iſt. Wir finden in dieſem Nibelungenliede die rein plaſtiſche objective Kunſt der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Phantaſie, ohne Einmiſchung der Perſönlichkeit des Dichters, ohne eine ausſchließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Leſers oder auf ſeinen Verſtand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen; und wenn auch die Erfolge dieſes Gedichtes und unſere ganze Natur uns ſagt, daß wir nicht beſtimmt waren, in dieſer Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu ſein, ſo ſteht doch dies Werk in ſeiner grandioſen Anlage ganz allein neben dem griechiſchen Epos und beweiſt unſere Vertrautheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menſchheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden ſtrebten, auch wo wie hier äußere Hinderniſſe ſich entgegenſtellten. Wir gingen von dieſer Art der Dichtung auf die am meiſten entgegengeſetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epiſchen zur ſubjectiven lyriſchen Kunſt. Während wir am meiſten unter den neueren Völkern uns in unſerem Volksepos dem einfachſten Begriffe der Kunſt, der in der Sculptur liegt, näherten, ſo fielen wir jetzt umgekehrt dem entfernteſten zu, der in der Muſik liegt, mit der unſer Minnegeſang, der ſo ganz Empfindung iſt, die engſte Verwandtſchaft hat. Wir ſollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beſchreiben; wir verſtiegen uns in die äußerſten Extreme faſt zu einer und derſelben Zeit. Die größeſte und entſchiedenſte Anlage gab ſich in beiden kund; kein epiſcher Stoff that es dem unſeren an Großartigkeit, kein lyriſcher Geſang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommenere Kunſtwerke zu geſtalten. Es ſchien, als ob wir auch das Unerlernbare uns erſt durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahr-

hunderte der einseitigeren Cultur des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Extreme zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf, und daß sie mit diesem erschwerten Körper noch einen so hohen Flug nahm, dies zeugt von der ungemeinen geistigen Biegsamkeit und Energie der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es sind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entstehung und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nothwendig auseinander entspringen, daß Weniges von äußerer Maschinerie, nichts von Willkühr des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint, daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt, der sich vor uns wie von selbst darstellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns selbst störend erinnert würden. Mit dem griechischen Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse, worin es gegen das Romantische gewinnt; gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht; dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen der Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesen; weder die historische Helle hier, noch der un-

durchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Intereſſe abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, ſondern wir ſtehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menſchen, die nicht die Minne bewegt, ſondern der Zwang der Verhältniſſe, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, ſondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abentheuer ſtürzen, ſondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt geſtürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, ſo würden wir noch beſtimmter das aus dem Dunkel treffende Schickſal der Alten erkennen, das jetzt in unſeren Texten mehr in den handelnden Perſonen ſelbſt liegt, obwohl wieder, wie wir ſehen werden, ſehr merklich verſchieden von der Art, wie auch Parzival ſein eignes Geſchick mit ſich trägt. Bei Homer erſcheinen die Figuren, die gleichſam die Träger des Schickſals ſind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen ſtechen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen ſich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den Verhältniſſen gegenüber wechſelſeitig dieſe und ſich ſelbſt aus dieſen entwickeln, iſt mehr in tragiſcher als in epiſcher Weiſe geſchildert, iſt aber, wenn wir uns dies einmal gefallen laſſen, ganz vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet iſt, im erſten Schmerz ſich verſöhnlich zeigt, ſich wirklich verſöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuſpielen (deſſen Bedeutung ſich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Etzel geboten wird, wie nun der weiblichſte Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbeſonnenſte Offenheit, die größte Hingebung, die zarteſte Verſöhnlichkeit beſaß, nachtragend (lancräche) über Racheplanen jahrelang ſinnt, wie ſie dieſe Rachſucht bei ſteigender Macht und Anſehn nährt, wie ſie endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächſt nur auf den einen Mörder berechnet war, ſich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies Alles iſt zwar nicht mit jenen tauſend individuellen Zügen charakteriſirt, aber doch in großen Umriſſen deutlich gezeigt, und beweiſt wie frühe

uns unſere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Geſtalten unſerer poetiſchen Geſchöpfe aus der inneren Form errathen zu laſſen, ſtatt daß das griechiſche Epos aus jenen dieſe errathen läßt, was dem Begriffe des Epos ebenſo zuſagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber ſteht dann Hagen in einem Gegenſatz, den kein Genius erſter Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann ſucht von dem Augenblick an, wo ſeine Ahnung und die Weiſſagung des bevorſtehenden Schickſals ihn grimmig, wild, gottlos und rückſichtslos macht, Alles auf, was ihn und ſeine Geſellen recht tief in das unvermeidliche Geſchick ſtürzt, als wolle er wenigſtens ihren Fall ſo koloſſal als möglich machen. Er verſucht den Mord des zur Rettung beſtimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in ſeinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdigers Tochter bleich macht, als ſie ihn küſſen ſoll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm feſter binden läßt, als Kriemhilde den Giſelher allein zum Willkommen küßt, er unterläßt nichts was ſie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringſchätzung und erinnert ſie gefliſſentlich an Siegfried, er geſteht ihr den Mord, er regt die Hunnen ſelbſt zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Loſung gegeben war, mit dem Mord von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie ſich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüſtung ſelbſt ſein Charakter groß erhebt, in dem Maße wie Kriemhilde ſinkt, wie er dem Rüdiger gegenüber edel erſcheint, wie er Dietrichs ehrenvolles Anerbieten ausſchlägt und jetzt geſtählt iſt, ſich ſelbſt mit dieſem zu verſuchen, dies iſt ſogar in der Ausführung theilweiſe eben ſo vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden iſt, weil das hereingebrochene Unheil ſich bis zum letzten Momente ſo trefflich ſteigert, daß nachdem ſchon die ungeheuerſten Niederlagen erfolgt ſind, noch auf den Kampf der Berner Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchſte Wildheit der Kampfſchilderung geſpart iſt, wo dem faſt ermüdeten Leſer durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackerſten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der ſchauderhafte Untergang Gunthers und Hagens noch überbietet.

Man ſieht wohl, dies iſt die Kataſtrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem äußerſten, zu dem wir hier geführt werden, bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer iſt der unendliche Hintergrund das Große;

die Aussicht auf den Fall Trojas, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechers, auf Achills und Priamus Tod mit allen Söhnen, auf Hekubas Verzweiflung und Andromaches Sclaverei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand der Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheurern Cyclus erscheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epischen Charakter gegeben. Jenen engeren behielt, sahen wir, die Siegfriedsage im Norden; diesen weiteren erhalten die Nibelungen nur durch die allmählige Anknüpfung der Helden des letzten Theils. Dietrich, Hildebrand und Etzel sind, man möchte sagen, schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig interessiren, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennten, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesammtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie, in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. An und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen, ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kennte, ganz wunderlich erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, den Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen zu interessiren, in die sie gestellt sind. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wir wissen, welchem großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschicke der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer

Verwandten und ihrer Heimath, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und ahnen das Ende ihres traurigen Loses. Ja selbst mit dem Innern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Nausikaa, die spätere Dichter trösten zu müssen glaubten, indem sie ihr den Telemach zum Gatten gaben. Allein ein ähnliches Interesse uns einzuflößen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Brunhilde, die wir theilnahmlos vergessen, gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntniß anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben gibt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hektor oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Misstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile wegfielen und blos angedeutet und vorausgesetzt würden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit geworfen werden. Dies sollte nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen, die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche

in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug ſind. Stellen ſie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homeriſche Gedicht, den menſchlichen Charakter überhaupt in ſeinen Haupteigenſchaften dar, ſo kann man uns doch ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd ſo ſehr geſchieht wie hier, und ich zweifle, daß man ſelbſt den Arioſt hier nennen darf. Wenigſtens erſcheinen die Hauptſeiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried argloſe, harmloſe Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weiſe, ruhige, faſt bedächtige Ueberlegung und beſonnene Kraftübung, im greiſen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.

Wer unſere obigen Erörterungen über das Entſtehen des Volksepos in Deutſchland im Gedächtniß hat, und die wenigen Betrachtungen hier mit dem dort Geſagten vergleicht, dem glauben wir hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Nibelungen, und über die Umſtände, die dieſen erhöhen und beſchränken können, richtig zu urtheilen. Soll ich auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung ſagen, ſo möchte ich denen, die blos poetiſchen Genuß und Unterhaltung ſuchen, es nicht ſo unverträglich verargen, wenn ſie ſie gering ſchätzen, deſto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntniſſe gegeben iſt, die hier unentbehrlich ſind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unſer ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabſehen und je unwiſſender ſie ſind, deſto anmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, ſo hat Schlegel[323]) ganz vortrefflich darauf hingewieſen, daß dieſes Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten, den alten Geſchichten unſeres Volks einen poetiſchen Hintergrund zu geben, daß durch ſie dem Alterthume der Nation die Seele wieder eingehaucht werden könne, die wir in den lateiniſchen Chroniken vergebens ſuchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unſeren deutſchen Geſchichtſchreibern, ſcheint es, ein Räthſel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangt, daß man das Gedicht in Schulen einführen, ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen, es dem Gedächtniß der Jugend einprägen

323) Deutſches Muſeum I, p. 32. sqq.

ſolle, ſo möchte ich dabei zur äußerſten Vorſicht rathen und es höchſtens in der oberſten Klaſſe räthlich finden, wo ſchon die Vorkenntniſſe da ſind, die dem Werke ſeinen hiſtoriſchen Werth abſehen können. Zur Bildung der Frühjugend halte ich ſeinen Gebrauch — um es offen zu ſagen — eher für ſchädlich als für nützlich. Die Jugend, aus ſich ſelbſt, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer dem widerſpricht, der wird ſeine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müſſen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meiſt durch einen begeiſterten Kenner geſchieht, deſſen Antheil und vielleicht geiſtvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr feſſelt als die Sache ſelbſt, während Homer das einzige Buch der Welt iſt, dem in einem irgend ſinnigen Knaben auch die Mishandlung des ärgſten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Wenn man uns doch nicht mit dem ‚ſchönen' Gedanken einer Nationalerziehung ködern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die ſich am beſten Mark der ganzen Menſchheit nähren will, eine ſolche Nation kann einem ſolchen Werke, wie die Nibelungen, keinen ſo bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; ſie bleibt trotz ewigen Widerſprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit feſter Ausdauer, während die Begeiſterung für unſre alten Poeſien von heute und geſtern iſt, und aus Zeiten, die von einer Deutſchthümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man verſuche nur den Geiſt unſerer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren ſcheint, das engere Nationale zu verſpotten; ſie lernt erſt dann ihr eignes Volk ſchätzen, wenn ſie ihrem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel geſunder und kräftiger Sinn, wie viel beſonnene Weisheit in dieſem Volke iſt; und erſt wenn ſie dies beurtheilen kann, kann ſie auch richtig von dem Werthe unſerer alten Dichtungen urtheilen, die ſie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmuckloſigkeit, mit all dem friſchen unverwüſtlichen Kerne, mit all der unſchuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft ſchmutzigen Versmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachtet wird. Aber verrücken wir ja nicht dieſen Geſichtspunkt, den einzigen, der der Sache gemäß iſt; und trachten wir nicht mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da iſt: die Folge iſt immer, daß man ſtatt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil her-

vorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menſchen, können die Helden der Nibelungen die achäiſchen des Homer nicht erſetzen. Die Strebſamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menſchliche Kraft, von dem dieſe beſeelt ſind, kann allein Menſchen von tüchtiger Art bilden, die Paſſivität dieſer alten Germanen, die ihre heidniſche Unruhe ſchon mit einer gewiſſen Schläfrigkeit vertauſcht haben, kann uns nicht das Geſchlecht ſchaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig iſt. Wie auch Nationalſinn durch dies Gedicht geweckt werden ſoll, wäre mir ein Räthſel, und die Hoffnungen, die man darauf in dieſer Hinſicht baute, konnten nur in einem ſo begeiſterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer ſo begeiſterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns ſchwerlich dieſen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Mittelalter nicht einmal der Name exiſtirt. Wenn man vollends den poetiſchen Werth im vaterländiſchen Dünkel dem Homer entgegenzuſtellen kühn genug war, ſo muß man bedauern, daß ſo wenig Kunſtſinn unter uns herrſcht, daß Ausſprüche der Art nur eine Möglichkeit ſind und man wird aufs neue darauf aufmerkſam, wie ganz entſchwunden in uns Neueren das Verſtändniß und die Erkenntniß der ſinnlichen Formen iſt und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweiſe in unſerer Nation) der Schönheitsſinn der Alten in entſchiedener Schärfe ausgebildet ward. Homer hat im Gebiete der Künſte die Rolle des prophetiſchen Offenbarers geſpielt, und mit entſchiednerer Wirkſamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch ſeine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, ſo wagte man niemals ſein geheiligtes Anſehn und die ewige Gültigkeit ſeiner Geſetze anzutaſten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte ſich rühmen, ſo gleichmäßige Anerkennung für ſo unendliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in ſeiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieſer Hinſicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden und mit Recht hat man ihm hart neben dieſen ſeine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechiſche Poeſie, Sculptur und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Revolution er in unſerer Poeſie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geſchichte der Dichtung nie vergeſſen. Ihn nur zu faſſen (dieſer alte Ausſpruch des Quintilian gilt heute in

noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humbold müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, keck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer „bescheidenen" Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederhole ich, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setzen wir die Gudrun[324]) entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, wenn ich diese beliebte und allerdings anwendbare Bezeichnung gebrauchen soll. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes in tiefem Dunkel. Entschieden ist, daß schon im 12. Jahrhunderte Bearbeitungen existirten; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen[325]) und mehrere deutsche Gedichte dieser Zeit enthalten Zeugnisse, die auf mehrere sehr verschiedene Recensionen deuten. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich überdieß ältere Anspielungen[326]), so daß die volksmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel dürftig sind, sie zu verfolgen[327]). Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland, Dietmarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ist's, daß bald der Ton, bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist

324) ed. Vollmer, mit Einl. von Alb. Schott. Leipzig 1845. — Uebersetzt von Ad. Keller. Stuttgart 1840.

325) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal: als uns diu buoch kunt tuont.

326) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm p. 325 sqq.

327) Vgl. die Abhandlung in San Marte's Bearbeitung der Gudrun, und Alb. Schott l. l.

der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, scheint um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkührlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man nun jemals den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweifle ich nicht im Geringsten, daß man in diesem Gedichte im Norden, wie an der Graalsage in der Provence, die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung dieses Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die wir immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchten, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wie wir hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sälde u. a.) treffen und den Ton dänischer Kämpeviser, den Styl des deutschen Epos und die Lieblingsfabeln der Waliser mit einigen noch entlegneren Zügen, so würden wir dort arabische Astrologie, britische Irrende, neben den französischen Heidenkämpfen und dem sonst Einheimischen beisammen finden. Wie die Tafelrunde des Arthur schon einen weltlichen Gegensatz zu den Graalrittern, ja schon zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, so würden diese Raubfahrten der Normannen in Gudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge darstellen, wie die Graalsage ihre ideellere erfaßt. Man würde die totale Entfernung der Graalsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Gudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; man würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit finden; die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen hat es mich immer beschäftigt, woher die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Gudrun und dem Wolfram'schen Bruchstück des Titurel rühre, ohne daß ich darüber zu einer Befriedigung hätte kommen können, so nahe es liegt, viele ganz Wolfram'sche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm

herzuleiten. Einen durchgreifenden Unterſchied bedingt immer die auſſerordentliche Einfachheit unſeres Nordens und die gröſsere und unmittelbare Volksmäſsigkeit, obgleich man auch hier bemerken muſs, daſs die Gudrun eine viel kunſtmäſsigere Feile erhalten hat als die Nibelungen, daſs poetiſcher Ausdruck, ſprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, vorzüglicher ſind als in den Nibelungen, daſs alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweiſe noch feſter gezeichnet, wenn auch nicht ſo groſsartig entworfen ſind, daſs überall dies Gedicht wieder eine ganz eigne Mitte zwiſchen Kunſt- und Volksepos einnimmt, wie auch die Sitte moderner ritterlich iſt, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, ich möchte ſagen wie Lamprecht, im kritiſchen Eifer[328]) und in dem Ton des inneren Verſtändniſſes der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte iſt.

Bei den Nibelungen fand ich es überflüſſig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyſe zu geben; bei der Gudrun glaube ich dies nicht verſäumen zu dürfen. Einmal würde ich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieſes Gegen- oder Seitenſtücks der Nibelungen nicht beſſer anſchaulich machen können und dann ſcheint dieſes vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern ſollen, das wenn es in unſerer guten Dichterzeit bekannt geweſen wäre, wohl zuverläſſig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieſes Gedicht, ſage ich, ſcheint unbillig vernachläſſigt und ſelbſt Männern unbekannt zu ſein, denen es nicht hätte entgehen ſollen. So vielen Einfluſs, ſieht man, hatte die dichteriſch begeiſterte Schule der Romantiker und die vaterländiſch begeiſterte Zeit der Befreiung auf die gröſsere Verbreitung der Nibelungen und unſerer alten Dichtung überhaupt, daſs alles ſpäter bekannt Gewordene, eine Gudrun, ein Alexander, unbeachteter liegen bleibt.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant iſt König von Eyrland (man hat die Wahl zwiſchen Irland und Eierland, wie in den Nibelungen

328) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobeliche, ez ist dem mære niht geliche.

zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Hagen Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und jenen nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorüberſegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie des Hagen, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt; wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Antikes erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und romanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft zu dem ihm jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen

und ſich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieſer Täuſchung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagens Gunſt. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten ſie gerne ſehen, beſonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Geſicht ſagt, daß ihm nie bei ſchönen Frauen ſo ſanft geweſen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenſpiel treiben, fragt ihn dieſer, ob ſo tüchtiger Kampf auch in ſeinem Lande zu finden ſei; da lächelte Wate ſpöttiſch, er habe es nie geſehen, wünſche es aber wohl zu lernen. Der König ſelbſt verſucht ihn zur Kurzweile zu lehren und geſteht bald, daß er nie einen ſo gelehrigen Jünger geſehen. Nachdem Wate auf dieſe Weiſe den Hof mit ſeiner Stärke, und Frute mit ſeiner Pracht in Erſtaunen geſetzt, thut's Horrand durch ſeinen Geſang. Wie er anhebt, ſchweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde ſaßen und lauſchten, die Schlafenden ermunterten ſich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr ſingen zu heißen. Dies iſt eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenſpiel, die ſo ſchön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnſucht nach dem holden Geſang ſolche Wirkung gemacht, daß ſie den Horrand zu ſich rufen läßt und dieſem Gelegenheit gibt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, ſie beſucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, ſcheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, ſtoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erſcheint, ein Kampf erhebt ſich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen beſteht, und der mit einer Verſöhnung endet. Nun ſaß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautſtuhl und als ihr Vater ſcheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Geſpielin ſeiner Frau, zurück. Dies iſt die zweite Sage von Högni und Hedin, die im Norden mehrfach ſich erwähnt und verſchieden erzählt findet.

Jetzt erſt beginnt eigentlich unſer Gedicht, zu dem das Bisherige ebenſo ein Vorſpiel bildet, wie die Epiſode von Rivalin und Blancheflur zu Triſtan; die Geſchicke der Eltern wiederholen ſich wie ein Erbſchickſal im größeren Maße bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Wate erzieht, und

die Gudrun, der ſchönen Mutter ſchönere Tochter. Und ſie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewieſen. Unerkannt beſucht er ſeinen Hof, gibt ſich der Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl ſie ihm doch gewogen iſt. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, ſich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunſt der Gudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um ſie geworben und ſich darauf entſchloſſen, mit den Waffen ſeine Werbung ſelbſt anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetels Mannen zu den Waffen, er ſah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Gudrun aber ſcheidet den Streit und wird Herwigs Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und ſendet zu Gudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt und raubt die Gudrun und Hildburg und läßt Hetels Stadt und Land verwüſtet zurück. Hetel und ſein Heer, ſobald ſie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wülpenwert[329]: dort erfolgt ein trefflich geſchilderter Kampf, auf den ſich auch Lamprecht in ſeinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber und Manchen dahin bringt, wo er immer bleiben ſollte, wo bis in die Nacht geſtritten wird, daß ſelbſt die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles iſt hier in der Lebendigkeit, wie in dem Beſten des 12. Jahrhunderts und in der mehr nordiſchen Kraft gehalten, an die uns alle dieſe vom Niederdeutſchen herſtammenden Dichtungen erinnern. Am andern Tage iſt die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute ſollen liegen bleiben, oder begraben werden; man räth, den Chriſten dieſe Ehre anzuthun; man ſingt den „Sturmtodten" ſorgfältig Meſſen und baut ihnen ein Kloſter auf dem Wulpenſande. Hier ſieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geiſtlichen gegangen iſt, der ſich auch gleich im Anfange durch ſeine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchriſtlichem Volke verräth. Die Hegelinger fahren

329) Nach J. Grimm an den Ausfluß der Schelde, auf den ſogenannten Caſſand zu ſetzen. S. Haupt's Zeitſchrift II, p. 4.

heim; der gerade Wate verkündet ſchonungslos ihr Mißgeſchick und heißt Hilden ihr Klagen zu laſſen, ſie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geſchlecht erwachſen ſei (ein ganz nordiſcher Zug wieder), dann wollten ſie ſie rächen.

Indeſſen ſucht der alte Ludwig die gefangene Gudrun für Hartmut zu gewinnen, und als ſie ihn entſchieden abweiſt, wirft er ſie in die See, aus der ſie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies iſt den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht ſollte mit dieſer Rettung dem Hartmut ein Verdienſt beigelegt werden, um ihn Gudrunen annehmlicher zu machen, allein es iſt nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit der Gudrun gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies iſt wieder Verdienſt und Mangel dieſer Dichtungen, daß ſie dergleichen feine Züge ſtets andeuten, nie aber ausführen, ſo wie ihre Charaktere oft mit den verſprechendſten Linien zu zeichnen angefangen ſind, aber nicht beendet. Da Gudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, ſo zwingt ſie die wölfiſche Mutter Hartmuts, die Dienſte der Wäſcherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schickſal, und Niemand als Hartmuts Schweſter Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüſtet ſich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hildes Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen ſich, üben die Roſſe, die ſich „verſtanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als ſich die Sonne ſenkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waſchenden Jungfrauen erſcheint am Strande in Vogelgeſtalt ein Engel, der ſie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnſucht, mit der ſich die gerührte Gudrun, ehe ſie für die freudige Ausſicht auf die Löſung ihres elenden Geſchickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horrand und dem alten Wate erkundigt, iſt ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hauſe kommen, werden ſie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die ſie heißt, morgen mit dem Früheſten an ihr Tagewerk zu gehen; Feſtzeit nahe und Gäſte ſollen kommen, wie ſie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Oſtern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müſſen die Gequälten ihre Wäſche zum Strande tragen. Als ſie vielfach nach den verheißenen Boten ausgeſpäht und

ſie herbeigewünſcht hatten, erſcheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen ſie zurück, befragen ſie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Froſt ſtarrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Gudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen ſeiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausſpricht, ſei Gudrun noch am Leben, ſo müſſe es dieſe ſein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Gudrun, ſie zu prüfen, gibt ſich für todt aus. Die Erkennungsſcene iſt an Wirkung dem beliebten Gegenſtande der griechiſchen Tragiker, dem Wiederſehen der Elektra und des Oreſtes, gleich. Ortwin will ſie nicht auf der Barke mit ſich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht ſtehlen. Sie fahren hinweg, im ſtolzen Selbſtgefühle wirft Gudrun die Kleider, die ſie waſchen ſollte, in die See, und als ſie heim kommt, wendet ſie die drohende entehrende Strafe ab, indem ſie ſich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet ſich, ſie heißt Hartmut liſtig Boten nach ſeinen Freunden ausſenden, um die Zahl der Vertheidiger zu ſchwächen, ihr freudiges Lachen verräth ſie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden ſie, wie wunderbar ſie auf Gudrun geſtoßen, und wie ſie ſie waſchend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate ſieht ſie zornig an und ſagt: ihr geberdet euch wie die Weiber; ſorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaſchen haben. Des Nachts noch ſollen ſie aufbrechen nach Hartmuts Burg, die Luft ſei heiter, der Mond ſcheine hell. Dies geſchieht; als der Morgenſtern aufgeht, ſpäht eine von Gudruns Frauen, die den Preis verdienen wollte, den ſie derjenigen verſprochen hatte, die ihr des nächſten Tages Schein zuerſt verkünden würde, aus dem Fenſter und ſieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwigs zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß ſie heute der Gudrun Lachen theuer bezahlen müſſe, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erſtenmal ſeinen Zorn über Gudruns Mishandlung, und weiſt ſie an ihr Weibergeſchäft, als ſie ihm räth ſich belagern zu laſſen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig beſteht ſchlecht beim Zuſammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal ſchlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut ſchneidet Wate von dem Thore ab, als ſchon das Wehegeſchrei aus der Burg über

Ludwigs Fall ihm Böſes verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr die Gudrun erſchlüge und ſchon wollte einer ihrer Leute dieſen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeſchrei der Gudrun in den Fenſtern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun bittet die Gudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, ſie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen ſucht. Hartmut wird gefangen, Wate ſtürmt die Burg und grundſätzlich ſchont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchſen ſie auf, „ſo würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachſen.“ Ortrun und Gerlinde ſuchen Schutz bei Gudrun; als der grimmige Mann mit knirſchenden Zähnen, mit forſchenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortrun zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben, und ſo übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Gudrunens, welche die Rolle der Melantho ſpielte, die Rache des ſchonungsloſen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache verſöhnende Verbindung zwiſchen Hartmut und Hildburg, Herwig und Gudrun, Ortwin und Ortrun.

Man wird aus dieſer kurzen Angabe des Gangs der Handlung, ſo wie aus den wenigen Zügen, die ich aus der Darſtellung einfließen ließ, die Aehnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Lamprecht und jener Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die volksthümliche Manier der Nibelungen herrſcht. Es iſt eine gewiſſe Lockerheit in der Zuſammenſetzung der verſchiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen ſelbſt hängen feſt zuſammen, wie auch die Charaktere, und von den Widerſprüchen in den Nibelungen findet ſich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend in der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die ſich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenſchaften dieſes Liedes möchte man den Nibelungen wünſchen; es legt die trockne Farbloſigkeit mehr ab, ohne die leere Prunkſucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte
373 dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichſam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Geſinnungen hinüber, aus denen die Stimme der misgeſtimmten römiſchen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläſſigkeit, die Zucht und Keuſchheit unſerer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir dieſe Dichtungen voll geſunder Kraft, voll biederer wenn auch

rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem ſchamloſen, eklen und windigen Inhalt der britiſchen und neben den ſchalen, läppiſchen und zuchtloſen Stoffen der franzöſiſchen Romane, ja neben dem bigotten fränkiſchen Volksepos, ſo werden wir ganz andre Zeugniſſe für die angeſtammte Vortrefflichkeit unſeres Volkes reden hören, als die dürren Ausſagen der Chroniſten, und im Keime werden wir bei unſeren Vätern ſchon die Ehrbarkeit, die Beſonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenſchaften finden, die uns noch heute im Kreiſe der europäiſchen Völker auszeichnen. Dieſe herrlichen Stoffe uralter Dichtung laſſen, wenn ſie auch nicht geiſtige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poeſien jener Zeiten beſſer können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine geſunde Beurtheilung aller menſchlichen und göttlichen Dinge ſchließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben ſind, das mit jedem neuen Umſatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächſt.

3. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg.

Der Contraſt der epiſchen Volkslieder gegen den neuen Minnegeſang konnte kaum ſtärker ſein, als der des Nibelungenliedes, wie es uns im Ganzen vorliegt, gegen die franzöſiſch-britiſchen Romane und Rittererzählungen oder Epopöen, wie ſie gleichzeitig von den bedeutendſten und größten Dichtern jener Zeiten bei uns behandelt wurden. Wir gehen zu dieſen über und dürfen ihnen jetzt unſere Aufmerkſamkeit ungetheilt widmen. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfiſche Kunſt auf ihrer höchſten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die ſie bewegten, in ihren reinſten Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Dieſe ſind Hartmann von der Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus dem Sagenkreiſe des Königs Artus nach franzöſiſchen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete ſich raſch jene Gattung einförmiger Romane, die wir oben in roherer Geſtalt in den Händen des Ulrich von Zazichoven und Eilhart von Oberg ſahen, zu der möglichſten Vollendung, deren ſie fähig war. Bei dieſen Behandlungen ſchreiten

die Dichter regelmäßig in Geſchicklichkeit, Selbſtvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich hatte noch ganz ſein Auge auf dem Buche und er und Eilhart hatten noch viel zu ſehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um ſich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein ſeinen franzöſiſchen Quellen[330]) mit gewandter Treue, und flicht blos ſolche leiſe und unmerkliche Wendungen ein, die ihm ſein ungemein zartes und feines deutſches Gefühl eingab. Er läßt die Erzählung unangetaſtet, trägt aber ſeine Seele hinein. Bei Wirnt ändert ſich dies; er läßt ſich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[331]), er bekämpft und wehrt ſich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung, tritt überall mit ſeiner Perſon keck in das Gedicht, was Hartmann nur ſehr wenig gethan hat, jeden Augenblick läßt er recht arg den deutſchen Dichter neben der fremden Materie hören, und es begreift ſich wohl, daß ſein offenbarer Leichtſinn uns fatal ſein muß, wenn wir gern von der Treue jener Dichter und ihrer Achtung vor dem Stoffe größere Begriffe faſſen möchten. Bei Wolfram und Gottfried iſt dann das Hervortreten der Perſönlichkeit am entſchiedenſten; bei ihnen verſchmilzt die Lebensanſicht mit dem Sagenſtoffe, dieſer wird ſichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen geſtellt und geſtaltet. Weiterhin ſchwindet dieſe kühnere Behandlung wieder aus dieſen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epiſchen Erzählung nichts geſucht ward als Unterhaltung und Zeitvertreib, ſo hielt man es in der Wahl der Gegenſtände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes und obwohl die ſubjectiven Einflüſſe der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verſchmähung dieſes oder jenes Zweigs der Dichtkunſt bedingte, ſo war man doch noch weit entfernt von dem Punkte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunſt, von einem eigentlichen Kunſtprinzipe aus, ihrer Dichtungen Materie

330) Chretien von Troyes hat beide Gegenſtände behandelt. Den franzöſiſchen Erek wird Haupt herausgeben; er hält ihn bei zwar großen Uebereinſtimmungen nicht für Hartmanns Quelle.

331) Vers 11686.

Ich wil daz mær volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie,
der mirz ze tihten gunde. Niuwan von sînem munde
enpfie ich die âventiure.

gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel oft unverständig abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, (der auch damals, wie Diez bemerkt hat, von unten herauf, von Bürgerlichen und vom niedrigen Adel ausging, während in Frankreich, wie auch später, die Fürsten den Ton angaben und daher auch dort ein Rangunterschied zwischen Troubadour und Jongleur allgemein wird, der in Deutschland nur in der Ferne sichtbar ist) diese größere Würde also, welche der Stand jetzt allmählig erhielt, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt deren innige und edle Richtung auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden Beides verlassen und abgelegt werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Styl der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldeke noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldeke für Reinheit des Reims und der Sprache und Lambert für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war, und möchten doch das diejenigen recht überdenken, die allzu freigebig die Ehrentitel der größten Dichter an diese und Aehnliche verschwenden. Kann man ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst allem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist? An das Größte zu rühren, war in

allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch selbst seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[332])? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrhunderts gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete: es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man es bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede ähnlich empfindet, wie unsere Lyriker des 18. Jahrhunderts, die mit vollem Vertrauen ihre Gedichte dem kritischen Ramler zur Feile zuschickten, wie er deshalb den Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, der jeden kräftigeren Rittersmann der damaligen Zeit, die so sehr der ritterlichen Thatkraft des 12. Jahrhunderts zu ermangeln begann, hätte bewegen sollen, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe[333]), von diesem Gedanken voll, sah er die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte natürlich zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ihm nicht genügenden Producten, auf die ihn zwar seine Neigung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet, und der abermals im vorigen Jahrhundert namentlich unter unseren theologischen Dich-

332) — swenner sîne stunde niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac —.

333) Wigalois V. 2873.
Wan mit gemache niemen mac grôze êre erwerben;
von rehte sol er verderben, der dâ heime sich verlît,
und sich flîzet zaller zît, daz sînem lîbe sanfte sî;
wan bœser gmach ist êren frî. Swer sich an êren wil erholen
der muoz benamen kumber doln und under wîlen arbeit.
ez wirt vil selten hirz erjeit mit slâfendem hunde.
træges wolves munde geschiht von spîse selten guot.

tern ſich wieder zeigte. So las Wirnt einen Roman von Liſort Gawanides, der ihm zu ſonderbar, zu wunderlich und ſchwierig dünkte, als daß er ihn mit ſeinen Dichtergaben zu bemeiſtern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes ſchien, zu der er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweiſung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme ſeines erſten Jugendgedichtes abhängig, ob er ſich nicht dennoch an das ſchwere Problem wagen werde[334]). Wir werden es alſo begreifen, wenn man damals und in neuerer Zeit im Anfange ſich auf dem betretenen Pfade hielt und vorſichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das ſchwerere Große wählte. Daher liegen denn die Stoffe der beiden Männer, von denen wir hier reden, und von denen der zweite des erſten Nachahmer, jedoch bei ſehr verſchiedener Perſonalität, iſt, nebeneinander und ſind faſt alle aus dem Kreiſe der britiſchen Dichtung gewählt. Denn dieſe Erzählungen ſind das einfachſte, was man damals wählen konnte; ſie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anſpruch als das des Erzählens, und dieſe Kunſt zu ihrer klarſten und lauterſten Entfaltung gebracht zu haben, iſt das hauptſächlichſte Verdienſt Hartmanns.

Hartmann, Dienſtmann zu Aue (im Schwäbiſchen) reicht noch in die Zeit der älteren Minneſänger zurück, und hat Friedrichs I. Zug nach dem Orient mit gemacht. Wir beſitzen, ſeitdem Haupt ſeine „Lieder und Büchlein“[335]) neben dem armen Heinrich herausgegeben hat, ſeine Werke ſämmtlich im Druck. Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegeſangs heraus; ſein Büchlein (ſo benennt er eins dieſer Stücke ſelbſt) beſchränken ſich auf einen Minnemonolog und auf ein Geſpräch zwiſchen Leib und Herz (wer von beiden Urſache und Kummer einer nicht begünſtigten Liebe mehr trage); ſie zeigen, wie dieſe mehr redſeligen als ſingſeligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen ſtrebten, und das letztere konnte etwa als ein Anfangspunkt der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in ſpäteren Zeiten eine herrſchende Gattung werden. Wir wollen uns bei dieſen kleineren Werken nicht

334) Siehe den Schluß des Wigalois.

335) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. ed. Haupt. 1842.

aufhalten, ſondern ſogleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir dieſe ohne Rückſicht auf ihre muthmaßliche chronologiſche Reihe und der geringeren oder größeren Reiſe der Erzählgabe, nach ihren Stoffen betrachten, ſo weiſt uns der Gregor vom Steine[336]) ſeinem legendariſchen Inhalt nach noch ganz in den Geſchmack des 12. Jahrhunderts zurück. Ganz ſo wie in einigen Legenden, die wir dort fanden, ſind hier neuere Verhältniſſe und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutſchänder im 11. Jahrhundert und Gregor VII., der ihr geſteuert haben ſoll[337]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiſerchronik mit der römiſchen Kaiſergeſchichte, in den Gestis Romanorum mit der römiſchen Rechtsgeſchichte geſchah. Ein Geſchwiſterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinſchaft einen Sohn. Der Vater geht ans heilige Grab und ſtirbt, die Mutter ſetzt das Kind, den guten Sünder, der unſchuldig ſeiner Eltern Erbſünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da beſagt, daß ſeine Mutter ſeine Tante ſei und ſein Vater ſein Oheim. Das gerettete Kind wächſt auf, erfährt ſein Schickſal, will erfahren weſſen er ſei, zieht aus, und Wind und Wetter tragen ihn in ſeiner Mutter Land. Die unglückliche Frau ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert, er befreit ſie, und ſie heirathet ihn, ihren Sohn, da ſie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu ſpät entdeckt ſich das Verhältniß beider; ſie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt ſich zuletzt von einem Fiſcher mit einem Fußeiſen an einen Felſen im See feſtſchmieden, und lebt hier 17 Jahre ohne Speiſe. Jetzt ward der Papſtſtuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnet den Römern unſern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fiſcher den Schlüſſel zu dem Fußeiſen in einem Fiſche wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel beſtimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Papſt Troſt und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch ſeine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: ſo ſehen ſie ſich noch wieder. Wem ein ſolcher Gegenſtand erbaulich iſt, mit dem iſt nicht über den Werth von

336) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838.

337) S. bei Greith p. 158.

deſſen Behandlung zu ſtreiten; der wird dann Philoſophie und Weisheit hinter dieſer kahlen Erfindung ſuchen und die alten Oedipusgedichte gegen die ungelenke Legende herabſetzen. Geſchichten dieſer Art, ganz abgeſehen von aller legendariſchen und religiöſen Beziehung, ſind an ſich immer ekel; die Alten verſteckten ſie in ihren Tragödien, gingen raſch an dem widerlichen Factum vorbei, und verweilten auf den entſetzlichen Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen und auf dem Fall des Schickſals, während hier ein ſo grauſiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verſtändeleien dieſer Dichter, und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen iſt, die nur darum nicht Proſa iſt, weil ſie in Verſen auftritt, und die es ſehr wohl verräth, warum ſie gerade die britiſchen Romane ſo vorzüglich gerne aufſuchte.

Paſſender für dieſen Erzähllon und für die ſanften Gemüther dieſer Dichter iſt ſchon die ſchwäbiſche Volkslegende vom armen Heinrich [338]) die kürzere Erzählung eines heimiſchen Stoffes, wie ſie die ſpäteren Konrad und Rudolf von Ems gerne wählten. Ich will mich nicht allzuweitläufig dabei verweilen, indem durch vortreffliche Ausgaben und auch durch Moderniſirung für Verbreitung und Verſtändniß geſorgt iſt, und da auch namentlich für dieſes Werkchen ſich mehrere Stimmen ſo vortheilhaft ausgeſprochen haben, daß man nur mit Scheu ein etwas mäßigeres Lob wird äußern dürfen. In der That, die Liebenswürdigkeit dieſer Dichter hat jeden feiner fühlenden Leſer der neueren Zeit ſo beſtochen, daß man eine ſo gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie ſie die frauenhafte Zartheit der Sänger ſelbſt von jedem galanten Kritiker zu verlangen ſchien. Auf Frömmigkeit und Güte iſt das Gemüth dieſer ſinnigen Menſchen gerichtet und auch den Hauch des Falſchen und des Böſen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen ſie die Feder zum Dichten, ſo kehren ſie den Läſterern und Tadlern den Rücken, ſie wenden ſich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böſeſte aufs inniglichſt Gute und will es allen Harmloſen und Biederen als das Beſte empfehlen. Sie

338) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmanns Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13. Jahrhs. Berlin 1820. Ueberſetzt von Simrock und früher von Büſching.

wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wiſſen, ſie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beſte Seite herausgeſtellt haben, ſie wollen das Böſe verſchwiegen, das Gute laut geprieſen haben, ſie wehren ſich gegen jede harte Weltanſicht, gegen jedes zwiſtige Weſen, und wer dergleichen nur mit Klarheit auffaſſen, ihm ins Auge ſehen ſollte, der mußte ſchon ein Wolfram von Eſchenbach ſein. Die Einleitung des Triſtan darf man als den Schlußſtein und als die bewußteſte Ausführung alles deſſen anſehen, was ſeit Ulrich von Zazichoven jeder dieſer Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange ſeiner Werke ſagte, jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltanſicht liebten, denen der Friede der Geſellſchaft und der ungeſtörte Fluß des gewöhnlichen Lebens lieber war, als große Colliſionen und enorme Begebenheiten. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, ſagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geſchieht, ſo wäre Alles was Gutes geſchieht ſo gut wie nicht vorhanden. Wer was der Güte in guter Abſicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald iſt einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, deſſen man doch bedürftig iſt, zu loben und ſich wohlgefallen zu laſſen, was uns wohl gefallen ſoll. Theuer und werth iſt der, der Gutes und Böſes unterſcheiden und jeden nach ſeinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterſtützen die Kunſt, die zu Lobe geſchaffen iſt, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und ſeines Lobes nicht verluſtig geht. Es ſind aber deren ſo viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten.“ Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den Dichtungen dieſer Zeiten etwas früher den frommen chriſtlichen Glauben und religiöſen Sinn zu bewundern, wenn wir dann die ſchönen und ſanften Regungen in der Herzenswelt dieſer Dichter beobachteten und lieb gewannen, ſo haben wir hier die weichſten und feinſten Geſinnungen in Bezug auf das geſellige Leben, auf den menſchlichen, und, wenn man es ſagen darf, auf den literariſchen Verkehr. Nirgends ſind dieſe Geſinnungen nach allen dieſen Richtungen ſo innig, ſo warm und ſo unſchuldig dargelegt, als in Hartmanns Werken, den man überhaupt unter-

den epiſchen Kunſtdichtern ebenſo dem Morungen und den reinſten Minneſingern der beſten Zeit vergleichen möchte, wie ſich im Wirnt eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Walther erkennt. Hat nun dieſer Dichter, mit dem kurzen Eingangsſpruch ſeines Iwein zu reden, ſo ſehr an rechte Güte ſein Gemüth gewendet, ſo wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben ſeine Geſinnung angeht, wer würde ſich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth, die über ſeinen Dichtungen liegt und der großen Innigkeit, die ihn auszeichnet? Wer ſollte ſich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabſetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unſchuldig zu nennen ſind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Anſichten auch völlig frei hält, wie er denn z. B. den Wankelmuth der Weiber aus der Quelle ihrer allzugroßen Güte herleitet, ohne den Ausfall zu machen, der bei ähnlichen Entſchuldigungen anderer Dichter den Männern gewöhnlich die Sündenſchuld für die Fehler der Frauen aufbürdet? Wer ſollte ſich nicht an der Lauterkeit weiden, die in dieſen Dichtern gleichſam aus der ganzen Zeit ſpricht, an eben jenen ſchönen Geſetzen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Beſcheidenheit, und jeder geſelligen Tugend, die hier gelehrt und beobachtet iſt? Und wer würde nicht fühlen, wie ſich das ganze edle und ſchöne Naturell dieſes Mannes in der ganzen Form ſeiner Werke abſpiegelt, in ſeinem netten und reinen Vortrage, ſeinem bewundernswerthen Reime, in ſeiner gewandten, zierlichen, ſchlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried ſo ſchön charakteriſirt, wenn er die Klarheit der Hartmanniſchen Poeſie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt [339]), als

339) Triſtan V. 4619.

Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu maere
beide âzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchverwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der aventiure meine! wie lûter und wie reine
sîn kristalliniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

die Eigenschaften, die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte. q. Lachm. Iw. p. X.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspunkten angepriesen verlangen, aus Gesichtspunkten, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpunkte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren [340]) — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns existiren, die sie ihrerseits wieder nach ihren Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Producte einer abgeschlossenen Menschenclasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern hätten haben können. Den Griechen war es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen, der sich in den christlich-orthodoxesten Zeiten in der Kunst behauptete; sie stellten eine Weltansicht auf und lehrten eine Moral, die sogar

340) Dies heißt nun freilich nicht, aus meinen, einzelnen, zufälligen Ansichten. Ich urtheile in den einzelnen größeren Perioden unserer Dichtungsgeschichte aus dem jedesmaligen Höhepunkte, der erreicht worden ist; in dem Ganzen stehe ich zugleich auf dem Standpunkte, den die ästhetische Bildung und Wissenschaft in unserer Zeit, nicht in meinen, sondern in den Ansichten unserer größten Dichter erhalten hat. Jede Geschichte muß von einem solchen höchsten Standpunkte aus urtheilen, wie mich auch dies Gesetz, wenn ich es nicht selbst finden konnte, der größte unserer Dichter gelehrt hat. Für das philologische Verständniß hat Lachmann in der neuen Ausgabe des Iwein (p. III.) ein anderes Gesetz aufgestellt, unter dessen Herrschaft die Kenntniß unserer alten Sprache und Literatur vortrefflich gediehen ist, das Kunsturtheil dagegen unstreitig gelitten hat. Und dies wohl natürlich. Denn alles Urtheil bildet sich aus Vergleichung; es wird sich nirgends sicherer bilden, als wo es auf dem weiten historischen Boden, auf dem Gesammtgebiete der Vergleichung, gewachsen ist; das philologische Verständniß aber hat seine glänzende Höhe gerade nur unter der liebevollen Hingebung an die Werke Einer Zeit, unter dem Verweilen auf antiquarischem Boden erreichen können.

den tüchtigſten Männern dieſer ritterlichſten Zeiten und den wackerſten Charakteren der Reformation imponirte, in Zeiten alſo, wo man gewiß in jener verſchiedene Weltanſichten, in dieſer eine verſchiedene herkömmliche Moral hatte. Allein wenn es uns heute ſchon ſchwer hält, jenes ascetiſche Chriſtenthum ſelbſt von religiöſer Seite her nur zu begreifen, ſollen wir es denn moraliſch gut heißen oder gar äſthetiſch bewundern? Wenn wir uns heute beſtreben, endlich und endlich den Menſchen wieder von all der Unnatur, die das Ceremoniel und Rang und Titel ſeit dem heidniſchen und dem heiligen römiſchen Reiche in die Welt brachten, zu entkleiden und das Leben von all der Jämmerlichkeit zu befreien, die daran klebt, ſollen wir da das ſchönſte Hofleben, das immer auf nichts als auf Ceremoniel ruht, preiſen, wo es uns gilt, endlich wieder die Handlungen der Menſchen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von Grundſätzen geleitet zu ſehen, aber nicht von Regeln, die, ob ſie auch noch ſo richtig und vor jedem Richterſtuhle gültig ſind, doch nur eingelernte Verhaltungsbefehle ſind, denen im Inneren von zehn Menſchen gegen Einen nichts entſpricht! Jede Kunſt, die bildende wie die redende, ſoll darauf ausgehen, den Menſchen, oder was ſie ſich ſonſt zum Vorwurfe wählt, von dem Zufälligen zu reinigen und ihn in ſeiner Urform darzuſtellen. Der Grieche litt ſchon nicht die natürliche Hülle der Individualität zu ſtark über ſeinen dichteriſchen Geſtalten, was würde er aber ſagen, wenn er hier die paradoxen Eigenheiten des orthodoxen chriſtlichen Glaubens und ſeine wunderthätigen Einflüſſe auf die menſchliche Seele in der Dichtung fände, wenn er die ohnehin ſo ſchwer zu ergründende Natur des Menſchen hier mit der Decke der religiöſen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgeſetzes ſo verhängt fände, daß ſie faſt jeder Betrachtung ganz entzogen wird? Für unſeren heutigen Verſtand iſt es (mit Ausnahme derjenigen, deren eigene innere Organiſation ſie mehr zu Menſchen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geſchöpf, das mit ſeinem Blute ſeinen ausſätzigen Herrn retten will, nicht ſowohl aus Mitleid, oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu ſeinem eigenen Seelenheile gereichen werde, ſich zum Tode drängt, wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmeſſer ſchon geweſen und wieder erhalten wird, über dieſe Rettung verzweifeln will,

wenn es ſich von den heiligſten Banden der Natur, von Vater und Mutter losſagt, deren Stütze es ſein ſollte, um des ewigen Lebens deſto ſchneller theilhaftig zu werden, wenn es jede jugendliche Lebensluſt auch nicht der Spur nach kennt, wenn es zum Tode wie zum Tanzſaale geht und indem es ſeine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtſamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geiſt eingeben konnte; für uns, ſag ich, iſt dies Alles nicht allein wunderbar, ſondern Wunder; Wunder aber duldet die Poeſie, wie die Geſchichte, nur da, wo ſie ſelbſt nicht weiß was Poeſie und Geſchichte iſt, und ſelbſt das Wunderbare iſt ſchwerlich erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet iſt, die nicht gemeinſame Sympathien der Menſchen anerkennen. Nicht, als ob ich die Legende ſo gar verwerflich fände; ſie iſt vielmehr eine ſo ſchöne Seite in der alten Volksſage, und Hartmann hat für ſie einen ſo offenen Sinn, und trifft gerade den Geiſt dieſer Sage von Häuslichkeit und Treue und Hingebung ſo ſchön mit dem idylliſchen Ton ſeiner Erzählung, daß, wenn man einmal dieſen Stoff als gegeben und als unantaſtbar betrachten müßte, man die ſinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter ſoll den Stoff an und für ſich erſt geſtalten und wie man aus dem Schlechteſten mit wahrer Kunſt das Beſte zu machen fähig iſt, hat Gottfried in ſeinem Triſtan bewieſen. Wie reine poetiſche Wirkung die Legende machen kann, haben ſo verſtändig-ſinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Götterſöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichſten Tagsgeſchäfte und Begebenheiten verſetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte faſt ſagen bei uns der Kritik dieſer Dichtungen geſchadet. Und doch iſt es eine ganz evidente Thatſache, daß je weiter unſere oben berührte Dichterreihe ſich von ihrem Stoffe entfernt, um ſo trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich iſt jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Motive auf menſchliche Empfindungen, durch Vertauſchung der miraculöſen Entwickelung mit einer pſychologiſchen, wäre vielleicht dem Gedichte als Ganzem abzuhelfen geweſen, obgleich ich mich wohl erinnere, daß Göthe ſchon an dem ekeln Gegenſtande des Miſelſüchtigen und gewiß nicht mit Unrecht Anſtoß genommen, was dem Geſchmacke eines noch höfiſcheren Dichters gleich ſieht, der dieſem Lieblingsgegenſtande damaliger Volksſage und

Hofpoeſie abgeneigt iſt, der ſich in ſo mancherlei Geſtalt damals eindrängte; wie denn Reminiſcenzen an Ausſätzige, die mit Kinderblute geheilt wurden, in vielen Erzählungen ſind, die bei Grimm und Simrock angezeigt findet, wer von dieſer Seite unſer Gedicht zu betrachten liebt.

Dieſen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[341]) und Iwein[342]) (um 1203) gegenüber, bei denen ſich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britiſchen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmann'ſchen Dichtung; im Erek iſt die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein. Der Herausgeber hat ſchon hervorgehoben, daß im Versbau noch Härten unterlaufen, daß auch die Sprache nicht die Reinheit zeigt wie im Iwein, wo unhdſiſche Ausdrücke und franzöſiſche Worte, die hier noch vorkommen, mehr vermieden ſind. An die Beſchreibung eines Pferdes werden im Erek gegen 500 Verſe gewandt; und ſo würde auch die Lobpreiſung eines Pflaſters, das die Feimurgan hinterlaſſen hatte, und die Schilderung dieſer Zauberin nicht mehr in dieſer Weiſe im Iwein vorkommen. Die Charakteriſtik des Keye in beiden Gedichten lehrt wohl am beſten, wie der Dichter im Zeichnen innerer Zuſtände und Charaktere, und überhaupt an Tiefblick und Einſicht zunimmt. Beides war bei dieſen Stoffen ſo nöthig, die ſo viele Lücken im innern Zuſammenhang ließen und ſo vieles Unverſtandene darſtellten und erzählten, ſo daß man über den Mangel an hinreichenden Motiven den deutſchen Dichter ſchwerlich tadeln darf. Es iſt ganz eigen, wie ſich Hartmann hier bei den Unwahrſcheinlichkeiten der Erzählung wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber ſo wenig wie im Lanzelot ausgeführt iſt. Der Held erwirbt ſich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den erſten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag ſich bei ſeiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, ſie grämt ſich darüber und läßt es ihn wiſſen. Da reitet er auf Abentheuer und Thaten aus, und zwingt die Tadlerin mitzugehen, und verbietet

341) Ausg. von Moritz Haupt, 1839. Eine verdienſtliche Arbeit, da nur eine Hſ. aus dem 16. Jahrh. exiſtirt.

342) Ausg. von Benecke und Lachmann.

ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; ſie warnt ihn. Weil ſie geredet, muß ſie die Pferde der Getödteten pflegen. Dieſe Geſchichte wiederholt ſich mit fünf anderen Räubern und ſo fort, und Erek wird ſtets zorniger über den häufigen Bruch ihres Verſprechens. Nun fragt ſich der Dichter, warum doch die Frau immer beſſer hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, ſie nicht, erklärt er es. Aber warum ſie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl ſelbſt keinen pragmatiſchen Grund, und ſo ſchwieg er darüber. In einem Kampfe wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will ſich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Oringles, der es verhindert. Dieſe bequeme Maſchinerie fällt dem nüchternen Bearbeiter auch auf und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler des ganzen Romans fiel wohl dem deutſchen Dichter gar nicht ein. Offenbar iſt am Schluſſe das Abentheuer vom Baumgarten in einen beabſichteten Gegenſatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mobonagrin iſt der Held dieſes Abentheuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen laſſen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne, und ſie ſeine Liebe genießen laſſe, bis er vor ihren Augen beſiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß ſo hoch zu ſchätzen, daß ſie ihrem Manne lieber Abentheuer zu Hauſe bereitet und ihn grauſam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres Mannes ſorgſam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als ſeinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem ſie lebte. Beides ſoll, ſcheint es, nicht das rechte ſein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Ob nun dies in Chretiens franzöſiſchem Gedichte, das auch in Paris zum Drucke vorbereitet wird, Alles ſo gelegen iſt, muß man abwarten. In dem wälſchen Mährchen von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Gueſt's Sammlung, findet ſich dieſe feinere Auffaſſung der Sage, und folglich auch der gegenſätzliche letzte Theil derſelben noch nicht. Es iſt das Misfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten allerdings angedeutet; dieſer aber legt ihr ihren Tadel ſo aus, als ob ſie einen Anderen liebe und ſeine Entfernung wünſche, um andere Geſellſchaft zu haben. Die Eiferſucht des Gatten iſt dann das Thema. Darum zwingt er ſie mit

ihm zu gehen, und darum gehn die Abentheuer hier dahin, ſie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was dieſe Erzählung einfacher und zuſammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[343]) angeht, ſo wollen wir auch ſeinen Inhalt, da das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England, Schweden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verſchiedenen Drucken und zahlreichen Handſchriften verbreitet iſt und da es durchweg den Charakter dieſer britiſchen Dichtung trägt, nicht näher analyſiren. Von epiſcher Anlage oder innerer Bedeutung iſt darin nichts zu ſuchen, und wenn ich bei wiederholter Anerkennung der ſchönen Natur des Dichters und ſeines ſchönen Talentes wiederholt den poetiſchen Werth dieſes ſeines jüngſten Werkes gering anſchlage, ſo glaube ich, daß beides ſich einfach aus der Art dieſer Dichtungen herleitet, die mehr durch das Gemüthvolle der Dichter als durch deren Kunſtſinn wirken. Täuſcht mich nicht das Gedächtniß, ſo hat auch Grimm in kurzen Zwiſchenräumen ein ungünſtiges und ein günſtiges Urtheil über den Iwein gefällt, und nichts ſcheint natürlicher als dies, bei den meiſten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte Stimmung mitbringen muß, da ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, in die beſtimmte Stimmung zu verſetzen, die ſie verlangen. Dies liegt darin, daß neben der durchaus ſchwachen und matten Form zugleich der ähnliche Inhalt uns abſtößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Geſinnungen muß man in dieſer Dichtungsreihe vergeſſen, wie ſollte der beſte Dichter hier etwas Gutes leiſten? Alle gewaltſamen Eingriffe des Schickſals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Situationen, was intereſſante Wendepunkte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Colliſionen in der Poeſie wie im Leben ſchafft, Alles iſt hier ganz verſchwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, ſondern auch die ganze Maſſe dieſer britiſchen Epen, was ein kräftiges Herz locken oder begeiſtern könnte. Eine Liebesintrigue, ſo matt, ſo leicht wie ſie nur eine dürftige Romanphantaſie erſinnen kann, iſt Alles;

343) Die wälſche Quelle in Lady Gueſt's Mabinogion. t. I. Ebenda auch der Chevalier au lion von Chretien von Troyes aus der Hſ. der k. Bibl. N. 1891. Suppl. fol. 210.

die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst hier ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien von Troyes und das Wenige, was Hartmanns Eigenthum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte; und schon Dichter jener Zeiten haben sich bei seiner Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann wie bei Chretien von Troyes durch die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorstieht. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Gleise, in dem wir seine Vorgänger gehen sahen. Es ist, als ob ein Ceremoniengesetz auch hier jeden Schritt der Abentheuer vorgeschrieben hätte; es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon, daß es sich in Glück auflösen, es darf eine Gefahr drohen, so weiß man, daß sie überwunden wird; man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Cirkel. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleser einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, so wie umgekehrt solche verirende Compositionen, wie sie z. B. Hermes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich so unleidlich wie unnatürlich sind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (man sieht hier die Bedeutung von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von socialer Stille ausgehenden, auf ruhige, gesellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenstörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts interessanter, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Figuren umzusehen, die sich in den mittelaltrigen Poesien ähnlich sehen: hier

gewahrt man am deutlichſten ihr gegenſeitiges Verhältniß. Im alten Volksepos ſehen wir überall ein böſes Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutſchen iſt es das Schickſal, was den Samen der Zwietracht ausſtreut, in den Nibelungen iſt es Hagen, der ſeinen Arm leihen muß; die Verhältniſſe, ſeine Neigung, menſchliche Schwäche, Dienſttreue, das Verſchiedenſte greift zuſammen, ſeine Handlungen zu beſtimmen und die ganze Geſtalt iſt bekanntlich eine der bedeutendſten und trefflichſt gehaltenen, die irgend eine Poeſie aufzeigen kann. Wie gewaltig iſt dieſer Hagen noch gegen den Ganelon des franzöſiſchen Epos! Und dennoch ſahen wir, daß auch dieſer noch in wahrer Heldennatur auftritt. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Keye dagegen: er hat weder die Tugend noch die Laſter von jenen, aber er iſt ganz eigentlich das böſe Prinzip der guten Geſellſchaft. Nichts charakteriſirt die abgeſchwächte Natur dieſer britiſchen Dichtungen ſo genau. Im deutſchen Epos iſt es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander aufregt und die eigene Kraft des Verräthers adelt ihn gleichſam noch in ſeinem Verbrechen; im Ganelon iſt ſchon heimtückiſche Verrätherei an der Stelle, aber immer noch große Verhältniſſe; dieſer Keye aber iſt ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der ſich mit ſeinem Haſſe gegen jeden Guten am meiſten ſelbſt ſchadet, der dadurch, daß er den Böſeſten zum Beſten, den Beſten zum Böſeſten macht, es dahin gebracht hat, daß ſein Lob ein Tadel und ſein Tadel ein Lob ward. Dazu iſt dann dieſer Keye ſchon ein ſtehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten hier ſtehend ſind. Wie wunderbar iſt die Zeichnung des Hagen nach den verſchiedenen Stufen ſeiner moraliſchen Würde: Ganelon's Verrath wird zwar ſeiner Natur zugeſchrieben, aber wie vortrefflich motivirt das äußerlich Beſtimmende, daß dieſe Anlage zur Verrätherei, zur That wird; allein in Keye gibt es keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu ſchwach wäre, ſondern blos der gemeine Fehler der Klatſcherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Impuls des giftigen Herzens [344]).

344) Iwein Vers 190.

Ez ist umbiuch alsô gewant, daz iu daz niemen merken sol,
sprechet ir anders danne wol. Mir ist ein dinc wol kunt:
ez ensprichet niemens munt wan als in sîn herze lêret.

Wir laſſen abſichtlich dieſe Sätze der früheren Ausgaben dieſer Geſchichte im Weſentlichen unverändert ſtehen und fügen einfach hinzu, was die Vergleichung der ſeitdem bekannt gewordenen wälſchen und franzöſiſchen Vorbilder des Iwein ausweiſt. Das waliſiſche Mährchen von der „Frau des Brunnens" zeigt uns die Erzählung von dem Löwenritter in der nationalen und urſprünglicheren Geſtalt; es iſt die nähere oder entferntere Quelle Chretien's von Troyes, und von deſſen engliſcher (Ywaine and Gawin, bei Ritſon) und deutſcher Bearbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abentheuern, Verlängerung ohne Zweck iſt, zum Theil aus der Freude an den Heldenthaten des Löwen entſprungen, zum Theil aus der Abſicht, Gawan (hier Gwalchmai) und Iwein im Kampf gegeneinander zu ſtellen (was die waliſiſche Erzählung ſchon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieſes letzten Viertheils iſt die Anlage des wälſchen Mabinogi im Weſentlichen dieſelbe, wie noch die in unſerm deutſchen Gedichte. Nur iſt der Vortrag kurz, roh, einfach, urſprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzoſen und Deutſchen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den germaniſchen Vortrag in dieſen Romanen charakteriſirt, der in den erſten Verſuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieſes prätenſiöſen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Styles rathen ließ. Alles Detail, Reden, Scenerie und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, lautet anders und iſt anders gefärbt, aber durchaus ſo, wie man es ſich nach den übrigen Quellen waliſiſcher Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatſächlichen, wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und geſpreizt, wie man es von der urſprünglichſten Ritterdichtung erwartet. Es iſt ſelten, aber es kommt doch vor, daß ſich Ausdruck und Sinn der Reden

---

Swen iuwer zunge unêret, dâ ist daz herze schuldec an.
In der werlde ist manec man valsch unt wandelbære,
der gerne biderbe wære, wan daz in sîn herze enlât.
Swer iuch mit lêre bestât, deist ein verlorn arbeit.
Irn sult iwer gewonheit durch nieman zebrechen.
Der humbel der sol stechen; ouch ist reht, daz der mist stinke, swâ der ist; der hornuz sol diezen u. s. w.

noch bis in den deutſchen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beſchreibung, Putz und Waffenzier iſt von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epiſche Erzählform iſt hier und da urſprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewiſſenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Waliſen an Triaden und Trilogien ſpielt auch in dieſe Erzählungen herein; als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, ſucht ihn Arthur nach drei Jahren (im franzöſiſch-deutſchen Iwein nach 14 Tagen) auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfeſt zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein auf drei Monate mit ihm, bleibt aber ſtatt deſſen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, ſo iſt im Wälſchen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geſchichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt iſt, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Verſöhnung zwiſchen Beiden raſch und kurz, ſo daß man den Mittelpunkt der Sache nicht im geringſten verliert, der in den fränkiſchen Bearbeitungen ins Irre ſchweift. Man gewahrt die geſchichtliche Erweiterung, das Einſchieben fremder Abentheuer, das Ausmalen und zweckloſe Verfolgen von Nebenſcenen ſchon hier, das im Verlauf der Romanbildungen ſo ungeheuer überhand nahm. Was den Punkt der Seelenmalerei angeht, ſo wird auch in dieſer Beziehung, nur immer noch einen Grad tiefer, beſtätigt, was wir in der Analyſe des Lanzelot beibrachten. Es iſt eine Abſicht da, pſychologiſche Probleme zu löſen, allein die Kenntniß der Seele iſt nur in ihren roheſten Anfängen bei dieſen Dichtern zu finden. Die ganze Aufgabe: die ſchnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, iſt an ſich ſelbſt ein pſychologiſches Problem. Hier hat Chretien von Troyes ſeine Kunſt entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünſtigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirath mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und ſpreizt ſie ſich bei Chretien und ſucht allerhand feine Windungen, die hier allerdings nicht zu finden ſind. Doch iſt andererſeits in rohen Verſuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem erſten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt ſie die Gräfin, ruft ſie aber gleich wieder, da ſie etwas verlauten läßt, als hätte ſie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem franzöſiſch-deutſchen Iwein

ſchlägt die Dienerin (Luned im Wälſchen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und ſtellt ſich dann, als laſſe ſie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälſchen ſtellt ſie ſich, als reiſe ſie dahin, um irgend einen paſſenden Ritter zu holen, und als ſie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Sieger ihres Mannes iſt, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe iſt auch hier ſchon betont, aber ohne den ſentimentalen Nachdruck der Minnedichtung. Es iſt Alles ſtumpfer, Gemüth, Geiſt, Geſichtskreis; und es hat ſich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatiſchen Wendungen der franzöſiſch-deutſchen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in dieſen waliſiſchen Quellen zu erſetzen ſtreben. So iſt Kai's Charakter hier nur angedeutet, der im franzöſiſchen Iwein ſchon ganz ins Feine ausgemalt iſt; übrigens tritt der Grundzug ſeines Weſens auch in unſerm Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn) deutlich heraus. Durch den Abdruck des franzöſiſchen Löwenritters von Chretien von Troyes in der Sammlung der Lady Gueſt können wir nun auch Hartmanns Bearbeitung vergleichen und dadurch ihren Werth und Verdienſt beſſer beſtimmen. Wenn unſer Urtheil über dieſen Ueberſetzerdichter früher hier und da beleidigt hat, ſo muß man ſich nun wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geſchehen, ſondern daß ihm, wenigſtens in Bezug auf den Iwein, ſogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Ein jeder wäre bisher gewiß der feſten Meinung geweſen, daß jene zarten Erörterungen und Ergüſſe über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene ſubtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der waliſiſchen Sage Hartmann's Eigenthum ſeien, da ſie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters', wie man es allerwege erkennt, ſo innig verwachſen ſcheinen, wie nur ein Eigenthum ſein könnte. Dies erweiſt ſich anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzoſen ihren Löwenritter allerdings nicht ſo lange zurückzuhalten brauchen; denn faſt Alles, was im Iwein durch Bildung, Geiſt, Menſchenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienſt anzieht, gehört dem Franzoſen. Das Raiſonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537 an), die Seelenſchilderung in dem ſich anſpinnenden Verhältniſſe Iwein's und Lau-

dinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erſte Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Citation des Erec), der Inhalt des Geſprächs mit der Minne (V. 2971 ꝛc., das ſich im Franzöſiſchen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortſpielt), und ebenſo das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet ſich dem Weſen nach bei Chretien und nur die Form des Geſprächs mit Frau Minne iſt Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Die Art der Erzählung iſt copirt; Reim und Vers, ihr Bau und ihre Reinheit haben bei Chretien ihr Vorbild; alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechſelreden und Stichomythien, die Häufung von refrainartig gebauten Verſen, das Ballfangen mit dieſem oder jenem Worte, Alles iſt dort wie hier. Nur iſt in dem Vortrage größere Weichheit, wie in dem durchſcheinenden Gemüth des Deutſchen, ſogar die Sentimentalitäten, die Freude am Vogelgeſang, die Minnegefühle ſind bei aller Uebereinſtimmung etwas verſchieden gefärbt, und man kann ſagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterſchied von Handlung und Färbung der erotiſchen Scenen und Empfindungen bei dem Franzoſen und Deutſchen gelegen iſt. Einzelne Abweichungen in dem Thatſächlichen und der Auffaſſung fehlen nicht. Sie erklären ſich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's [345]). Doch konnte dieſer auch eine andere Recenſion des franzöſiſchen Gedichtes vor ſich gehabt haben; die vielen Handſchriften ſollen in Kleinigkeiten von einander abweichen. So ſtimmt der Name des erſchlagenen Gatten (Ascalon bei Hartmann, Elcador bei Chretien) nicht; ſo iſt die Epiſode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover (Gwenhwyvar im Wälſchen) bei

345) Wie Lunete ihrer Herrin räth, ſich einen neuen Vertheidiger zu wählen, ſagt Chretien:

La dame si sest bien et pense,
que cele la conseille a foi.
Mes une folie a en soi,
que les autres dames i ont,
et a bien pres toutes le font,
que de lor folies s'escusent,
et ce qu'eles volent refusent.

Der Franzoſe läßt es bei dieſem Tadel; der Deutſche kehrt aber dieſe Thorheit den guten Frauen zum Guten, und wirft einen Seitenblick auf die, die es übel deuten.

Hartmann weit ausgeführt, bei Chretien nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höherer Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Wir gehen zum Wigalois[346]) des Wirnt von Gravenberg über. Es wird erlaubt sein, in Bezug auf das Wenige, was wir von den Lebensumständen des Dichters wissen, was wir auf die Zeit der Abfassung des Werkes (vor 1211) schließen können, in Bezug auf seine Quellen, Verbreitung und spätere deutsche Behandlungen auf die Einleitung des trefflichen Herausgebers zu verweisen. Ueber das Verhältniß der Bearbeitung des Wirnt zu älteren Quellen bemerken wir, was schon oben berührt ward, daß unser deutscher Wigalois von einem englischen Gedichte, das über diesen Gegenstand existirt, durch Umfang und Zusätze verschieden ist, und daß wir hier das erste Beispiel haben, wie sich eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen schmückt und wie das Kreuzwesen und die Sarazenenkriege in dem Schlusse, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire, Eingang finden. Eigen trifft dies mit der freieren und subjectiveren Behandlungsweise des Dichters zusammen, der nicht einmal einem Buche folgt, der sich von einem Knappen oder Pfaffen die Geschichte erzählen läßt, nach mündlicher Quelle also frei arbeitet, der auch, wo er von seiner Absicht redet den Roman vom Gawanides zu behandeln, äußert, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen, und der in Wigalois dem berühmten Grafen Hoyer von Mannsfeld, einem deutschen in Liedern berühmten Helden aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, ein Denkmal setzte, indem er ihm in diesem Romane eine Rolle zu spielen gibt. Dazu kommt dann seine Manier, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, Sagen- und Dichterkunde und moralische Prinzipien eingeben, zu begleiten. Dieser Zug unterscheidet ihn von seinem Vorbilde Hartmann wesentlich, so wahr es ist, wenn ihn Benecke den treuesten Widerschein[347]) desselben

346) ed. Benecke. Berlin 1819.

347) Dieser Ausspruch wird nun eher auf den Dichter der „guten Frau" (ed. E. Sommer, in Haupt's Zeitschr.) übergehen, einer an die karolingische Sage geheften Erzählung von Entsagung und freiwilliger Hingabe weltlicher Freuden und Ehren, die ganz in Hartmann's Spuren zu treten sucht.

nennt, wenn er „dieſelbe reine und richtige Sprache, dieſelbe Klarheit, Einfalt und Anmuth", wie im Iwein auch hier findet, wenn er die Uebereinſtimmung vieler einzelner Stellen und mehr noch im Ton des Ganzen hervorhebt, und kein „Paar zu nennen weiß unter unſeren altdeutſchen Gedichten, das uns mit einer ſolchen Familienähnlichkeit überraſchte, wie der Iwein und der Wigalois." So enthält gleich ſein Eingang eine Variation von dem Thema ſämmtlicher Einleitungen in dieſe Gedichte, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter ſelbſt. Er wendet ſich, wie ſeine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falſchen. Sogleich aber geht er über auf ſeine Fähigkeiten und Beſtrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunſt und dem Beifalle der Weiſen geſucht; ſein großes Unheil und ſeine geringen Geiſtesgaben hätten das gemacht. Dankend müſſe man ſein gutes Beſtreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche ſeinen Schatz verſchließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiſte, man es darum um ſo mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „ſein Gold vor die Schweine werfen," er ſpricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geiſtiges Heil; zu den Böſen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er ſeine Rede in den Wald ſchreien und ſich am Echo ergötzen. Da alle dieſe Männer an Beſſerung der Böſen verzagen, ſo iſt die einzige Aufgabe ihrer Kunſtwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden ſüße Linderung zu ſchaffen. Nicht einmal die Franzoſen haben den Zweck ihrer Poeſien ſo eingeſchränkt; im Gerard de Rouſſillon leiht man den Romanen eben ſo die Wirkung auf Beſſerung der Schlimmen; und dies iſt auch der Zweck der Griechen, wie ihn Ariſtophanes dem Aeſchylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachſenen anſieht, der ſie ſtrafen und ermahnen und auf Beſſerung der Menſchen ausgehen läßt und jede gute und weiſe Einrichtung und jede edle und ſchöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man ſieht, es iſt das duldende weibliche Prinzip in dieſer Dichtkunſt, was hier im Moraliſchen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt und was die poetiſche Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus deſſen armen Heinrich jene letzten Worte des Wirnt entnommen ſind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, verſenkte, ſinnige, beſchauliche Stimmung vorzüglich berechnet nimmt.

Die Erzählung — ich will nämlich einen blos fragmentariſchen Auszug geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielſeitig der Dichter ſeinen Stoff verläßt, um ſich ſeinen Betrachtungen zu überlaſſen — die Erzählung beginnt mit dem Erſcheinen eines Ritters an Artus Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen koſtbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er gefangen mit ſich führt. Auf ſeiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schweſterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit ſo vielem Aufwande beſchrieben wird, daß ſich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetiſchen Erzählung zu ſcherzen; man ſolle es ihm nicht übel deuten, daß er ſie ſo ſchön kleide: es ſchade ja Niemand, wenn er noch ſo viel Seide und Borden und Zierat auf ſie häufe — mit Worten. Zwiſchen dieſer Jungfrau und Gawein kommt, wie häufig ſchon da war, eine ſchnelle Heirath zu Stande, ſchnell aber auch wieder eine Trennung, denn einſt reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geſchenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden iſt, wo Florie wohnt. Dieſe erhält nachher einen Sohn, unſern Wigalois, den ſie erzieht, und mit dem Gürtel ausſendet. Er kommt an Artus Hof, empfiehlt ſich gleich durch Beſtehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu beſonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieſer kennt. Einmal erſcheint eine Magd, die zu einem Abentheuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet ſich die Uebertragung, jene aber verſchmäht ihn wegen ſeiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erſt in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Rieſen Beweiſe von ſeiner Tapferkeit ab. Schon bei dieſer Gelegenheit legt Wirnt ſeine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen.“ Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Paſſion der britiſchen Heldinnen iſt, ſo fängt es Wigalois und gibt es der Jungfrau, und erſticht ſogleich einen Mann, der es in Anſpruch nimmt und ihn ausfordert, wobei doch Wigalois einige Worte erſt fallen läßt, daß man ſich doch nicht um eine ſolche Kleinigkeit das Leben nehmen ſolle, ein Zug, der ohne Zweifel von Wirnt herrührt, der an ſeiner Sage gerne rückt und ſtellt, der einmal ſelbſt ſagt, daß er mit dem Pfaffen, deſſen Erzählung er ſie verdanke, gehadert habe, ob ſich dies oder jenes wirklich ſo verhielt. Wirnt

preist die Treue jener Zeiten, wo der eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es auch ihrem Rufe geschadet hätte und blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abentheuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, bei dem er gleich eine schöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen, die neben anderen Stellen ihn, wie Walther, als einen Mann darstellen, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben ausgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, an der er wie unzähligemal sonst seine Menschenkenntniß verräth. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen mußten. Nachdem endlich die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abentheuer auf Burg Korentin gegen den zauberischen Helden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung einer Stelle in Hartmanns Iwein, wo sie in ein Gespräch zwischen der Minne und dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strenge Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es scheint, bei so vielen Remi-

niscenzen, bei seiner Bewunderung des Wolfram neben der Nachahmung des Hartmann, daß große Selbständigkeit, vielleicht seiner Jugend wegen, noch nicht sein Eigenthum war, allein seine Unbefangenheit und seine noble Gesinnung entschädigen dafür in aller Weise. Es mag ihm an einer strengen Richtung, wie Wolframs oder Gottfrieds, fehlen, wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat, er mag nicht die consequente Lebensphilosophie des einen noch des andern besitzen, allein er erkennt das herkömmliche, volksthümliche Sittengesetz einer so schön auf das Sittliche gerichteten Nation, die damals einen Schatz von Lebensweisheit schon besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn sehr gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther, um von Thomasin zu schweigen, eignet, ist damals das einzige, was in unserer Poesie neben dem Volksepos eigenthümlich ist und original, und bekanntlich zeichnet sich hier unsere Dichtkunst so sehr vortheilhaft aus. Wirnt hat daher auch schon Hartmanns Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Didaktischen tritt hier zugleich Mismuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch ist es aber nicht eine so aufgebende und verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern das unter den Umständen angemessene Missfallen an dem einreißenden Geiste des Interregnums. Noch theilt sich Walther und Wirnt und Thomasin zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung und der letztere wie der Winsbeke tadelt das Finsterſichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß Beständigkeit nun zum Spotte wird, die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Habsucht eingerissen, das Recht verhöhnt, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann; und wo er, den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das

Verliegen aus den Ansichten und sogar mit einzelnen Ausdrücken des Winsbeke. Ja eben das Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, scheint mir am meisten noch im Wigalois erkennbar. Es ist das Charakterlose der älteren britischen Romanhelden durch den deutschen Dichter oder irgend einen Vorgänger etwas vertilgt, es herrscht auf der anderen Seite weder die Frivolität und Weichlichkeit des Tristan, noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume wie im Parzival. Der Winsbeke[348]) ist unstreitig einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weniger als poetisches Werk, denn als eine Reihe von Lebensregeln und Maximen, die dem schönsten, dem edelsten und allgemeingültigsten an die Seite gesetzt werden dürfen, was über Moralität und würdiges Leben gesagt ist. Vielfach kommt die Sammlung weiser Sprüche der Lebensphilosophie im Mittelalter in diese Form der Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn gekleidet vor, eine Form, die vielleicht durch die Disciplin des Petrus Alfonsi und die Distichen des Dionysius Cato, die auch in Deutschland mehrfach bearbeitet oder vielmehr ganz ins Unkenntliche entstellt sind, Verbreitung fand. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol[349]) und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte der Tugendspiegel u. s. w. Nirgends aber trifft man auf eine so sinnvolle Behandlung wie die im Winsbeke, die so tief den ganzen Menschen erfaßt, die das Gleichgültige der äußeren Sitte und Convenienz so verlassen und den Blick auf das Ewige gerichtet hätte. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone dieser Ermahnungen, mit dem der greise Vater den Sohn ins Leben

348) In Beneckes Beiträgen Bd. 2. und ed. Haupt. Leipzig 1845.

349) Der König Tyrol von Schotten und sein Sohn Fridebrant sind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte zum Gegenstande dienten, auf welches mehrfache Beziehungen existiren, und wovon J. Grimm geringe Fragmente bekannt gemacht hat, in der Strophe des Lehrgedichtes, das aus der guten Zeit des 13. Jahrhs. und älter ist als das epische Fragment. Das erzählende Gedicht berührt sich mit den Geschichten Gamuret's. S. Haupt's Zeitschr. I, 1.

ſchickt; es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung ſeines Lebens abgeſchloſſen hat, deſſen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet iſt, der ſein Leib, der ſein Troſt, deſſen Leiden ſein eigener Kummer iſt, dem er, nachdem er ſelbſt mit Ehren ſeines Hauſes gewaltet, die Pflege deſſelben vertraut, mit herzlicher Innigkeit, mit edler Beſcheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beiſpiel ſeines eignen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es ſeinem Erben auf Erden und im Himmel nicht miſſegehe, ohne einen anderen Wunſch, als daß ſein Name und ſeines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchſte Religioſität ſpricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, die uns, wenn wir ſcheiden, nichts mitgibt als ein linnenes Tuch unſere Blöße zu decken, ohne darum aber die irdiſche Laufbahn grollend zu verachten. Es iſt jene ſchöne und ſeltene Frömmigkeit, die herzliche und innige Liebe und Vertrauen auf Gott feſthält, auch nachdem ſie den Lauf der Welt hat kennen gelernt und die geheimſten Falten des ſündigen Menſchenherzens durchſpäht, dieſe ſchöne Verbindung von tiefer Menſchenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die ſtets zu Geringſchätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menſchen, aber nie zu Verachtung der Menſchheit und des Lebens führt, die das Beſondere und die falſche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und ſeine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit frivolem Leichtſinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die ſtets jene wechſelnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und der Exiſtenz ewiger Zwecke nährt, die dem vollkommeneren Menſchen gleichmäßig nicht fremd ſein dürfen und die zuſammen jenen Ernſt des Lebens hervorrufen, der ein ſo edles Eigenthum unſeres Volkes iſt. Am Gottesdienſte, empfiehlt der weiſe Vater ſeinem Sohne, ſollen ihn nicht die Werke der Prieſter irren; ihre Worte ſeien gut, auf die ſoll er achten und um ihre Thaten ſich nicht kümmern. Im Frauendienſte ſollen ihn die Sitten der Vielen nicht ſtören, um des Geſchlechtes willen ſoll er ſie ehren, ſeinen Dienſt ihnen weihen und nur Gutes von ihnen ſprechen. Nirgends iſt die Frauenliebe und die Verehrung dieſes Geſchlechtes ſchöner gefaßt, als hier: ſie ſind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit ſeiner Gnade, als er ſich dort Engel erſchuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unſere Seligkeit liegt, die mit der Krone geſchmückt

ſind, in die viel edle Steine mit Tugenden geſenkt ſind, deren Liebe unſere Herzen heilt und reinigt und heiligt, vor der unſer Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei iſt es hier klar ausgeſprochen, was in allen ächtdeutſchen Gedichten liegt, was der kerndeutſche Lampert im Alexander eben ſo klar ſagt, daß die ſinnige und heilige deutſche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachſen iſt [350]), daß ſie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf ſinnliche oder geſellige Freude, wie bei Franzoſen und allen Südländern. Hier iſt auch einmal Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verſchmähen des guten Gemachs und des weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen ſei. Es ſind nicht chimäriſche Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt, ſondern was das Leben fördert und Ehre des Hauſes mit ſich führt. Mit den Armen ſoll er ſein Brot brechen, am Fremden und Reiſenden gaſtliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienſtfertigkeit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend ſoll er geringer achten als den Niederen, der nach Ehre ſtrebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne ſie ſei wie das Korn in den Fluß geſäet. Hoffahrt und Habſucht ſoll er ſchwinden laſſen, das Gut möge er lieben, aber ſich nicht von ihm beherrſchen laſſen, denn Wahnſinn ſei's, das Gut über Gott zu lieben und ſich um beides zu bringen, ehe man das eine aufgibt. Den Zorn ſoll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen und in Maße leben; ehe er ſich der Lüderlichkeit und dem Spiele ergäbe, liege er beſſer im Grabe. Sein Wort ſoll er in Ehren halten, ſeine Rede ſei Ja und Nein. Vorſicht der Welt gegenüber wird mit feinen Vorſchriften empfohlen; nie ſoll er thun wie der Vogel, der fliegen will ehe er kann, und was zu ſchwer iſt ſolle er liegen laſſen. Aber frühe ſolle

350) ed. Haupt Str. 11. Sun wilt dû zieren dînen lîp
sô daz er sî unfuogen gram,
sô minne und êre guotiu wîp.
ir tugent uns ie von sorgen nam.
si sint der wunne ein berender stam,
dâ von wir alle sîn geborn.
er hât niht zuht noch rehter scham
der daz erkennet niht an in,
der muoz der tôren einer wesen,
und het er Salomônes sin.

er die Kräfte regen, denn früh brenne was eine Neſſel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er ſoll gutem Rathe folgen, auf Verleumder nicht horchen, „zu rechte ſchweigen, zu ſtatten reden", nicht zudringlich ſein, den Riegel vor die Zunge ſchließen, und der Rede Ausgang bewachen und nicht anderes ſprechen als was den Weiſen behage, und das Geheimniß ſoll er wahren, denn leicht ſei Dreien zu eng was Zweien gerecht ſei.

Das Alles, dieſe praktiſche Weisheit, dieſe milde und zugleich kräftige Geſinnung, theilt — um doch endlich auf unſern Wirnt und ſein Gedicht zurückzukommen, dieſer Dichter als Perſon, allein wie iſt es doch Jammer und Schade, daß von dieſem tüchtigen Geiſte in die Gedichte dieſer letzten Dichter nichts übergegangen, daß von einer ſo durchempfundenen Geſinnung ſo wenig aus dem Leben in die Poeſie überging, daß wir ſie nur eben in Lampert hervorſcheinen und ſogleich verſchwinden, daß wir ſie im Wigalois nur gleichſam außerhalb des Gedichtes hingeſtellt ſehen, um ihren Mangel in dem Gedichte ſelbſt deſto ſchmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt ſeinem Wigalois grundſätzlich dieſen edlen Frauendienſt leiht, wo könnte er in dieſen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch ſo zu charakteriſiren, wie er ihn ſich denken mochte? wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit leiht, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie ſollte das nicht mitten in den Abgeſchmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abentheuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korentin zu beſtehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und deſſen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm geſtorben iſt? Wer würde je eine ſo totale Scheide zwiſchen der Geſinnung in dieſer epiſchen und jener didaktiſchen Kunſt für möglich halten, wenn man nicht die Documente vor ſich ſähe? Wer würde ſelbſt dann die Thatſache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Phantaſie gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe ſeit den alten Heroenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht abſank, daß mit dieſer die ächtepiſche Poeſie ihren Werth ſtets mehr verlor, daß man ſich kaum in der Zeit der Hohenſtaufen ein wenig wieder zuſammenraffte, um ſogleich die einen in Rohheit zu verſinken, die anderen erſchreckt ſich auf ſich ſelbſt zurückzuziehen, daß man ſich nun hinter Grundſätze flüchtete und dieſe deſto reiner bei den Beſſeren ausgebildet erſcheinen, je mehr ſich Andere der Charakterloſigkeit, die herrſchend

war, frei überließen, daß dem entſprechend die Poeſie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen ſuchte, ſondern blos in der Denkungsart und Geſinnung, wie z. B. im Parzival man den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht ſieht —, oder auf der Gegenſeite blos in der Darſtellung von Handlungen, abgeſehen geradezu von aller und jeder Geſinnung; ſie ſei gut oder ſchlecht, wie im Triſtan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Dieſe Gegenſätze ſcheinen ſich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation zwei ſo merkwürdige Dichter aufzuſtellen, wie Wolfram und Gottfried, die jene ſo vollendete Oppoſition bildeten, wie ſie in allen Zeiten einer hohen Bildung ſichtbar wird, zwiſchen der ſtrengeren Lebensanſicht, die im Sparen der Bedürfniſſe, und der leichteren und gefälligern, die im Reichthum der Bedürfniſſe und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menſchen ſucht.

4. Wolfram von Eſchenbach.

Je mehr nun der Sagenſtoff in den Dichtungen unſerer ritterlichen Sänger unter dem Hervortreten größerer Subjectivitäten und einer ſtrengern künſtleriſchen Behandlung unbedeutend wird, je freier man damit verfuhr und je mehr die dichteriſche Form über die Materie ihr Recht zu behaupten anfängt, deſto ſchneller gehen wir über die Quellen der Sage des Parzival und Triſtan, der zwei Hauptgegenſtände, die wir zunächſt betrachten, ſo wie über die ausländiſchen Behandlungen hinweg. Daß ich auch auf das Biographiſche der Dichter wenig oder keine Rückſicht nehme, mag der Plan meiner Arbeit und das Mangelhafte der Notizen, die wir darüber beſitzen, entſchuldigen; ich verweiſe auf einen Aufſatz von von der Hagen über Wolfram [351]), wüßte aber in einer Arbeit, wie dieſe, nur dann von den Lebensgeſchichten der Dichter einen Gebrauch zu machen, wenn ſie einen deutlichen Einfluß auf die Werke derſelben verriethen. Was die Quellen des Parzival angeht, des Hauptwerks Wolframs, ſo trifft es ſich glücklich, daß die Ausgabe von Lachmann, der wir

351) In der Sammlung ſeiner Minneſinger Th. IV. Vergl. die Einleitung zu der Ueberſetzung des Parzival, von San Marte. 1836; und das Leben Wolframs in deſſen 2. Theil, Buch IV.

die eigentliche Wiederbelebung dieſer Gedichte zu danken haben, die früher nur in völlig ungenießbaren Drucken exiſtirten, zugleich in der Einleitung die nöthigen Ausweiſungen darüber gibt. Es würde eine vergebliche Mühe ſein, der Gralſage auf den Grund kommen zu wollen [352]), denn nach meinem Urtheile hatte ſie keinen anderen als die Phantaſie eines wahrſcheinlich ſüdfranzöſiſchen oder ſpaniſchen Poeten, der etwa eine koſtbare Reliquie den erſten Anſtoß gab. Wilken mochte vielleicht erwartet haben, daß er im Laufe ſeiner Unterſuchungen über die Kreuzzüge Aufklärungen über dieſe Sage erhalten werde, weil er ein indirectes Verſprechen gab, auf dieſelbe zurückzukommen, was nicht geſchehen iſt und ſchwerlich geſchehen konnte. Aller Bezug auf die Ritterorden und auf die ſmaragdene Schale von Cäſarea iſt durchaus ins Myſtiſche und Symboliſche gezogen, und beruht auf nichts anderem, als auf der Einführung von neuen Zeiterſcheinungen in alte Gedichte, die den Franzoſen ſo eigen iſt, wie den Deutſchen die Anknüpfung alter Heroen an neue Namen. Nichts ſcheint klar, als daß das Gedicht einer früheren Geſtalt nach dem britiſchen Kreiſe und der britiſchen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine ſolche Figur geſpielt haben mag wie Lanzelot oder Wigamur oder Fergus. Dieſe Sage aber möchte, wenn man aus dem Mittelpunkte des Locals, aus dem sacro catino, aus der Verehrung des Tempelordens, aus der Verherrlichung des Hauſes Anjou und dergleichen mehr ſchließen ſollte, eine begeiſterte Aufnahme in dem ganzen Strich der hochfranzöſiſchen Dialekte gefunden haben, wo alle dieſe Dinge angeknüpft wurden, die uns jetzt der Mittelpunkt der Sache ſcheinen, und die wohl zuverläſſig früher ſo wenig der Sache angehörten, wie der Gral der Tafelrunde Arthurs, mit der man ihn ſpäter verband. Gewiß iſt aber, daß dieſe Sage durch unendlich viele Hände muß gegangen und vielleicht ähnliche Schickſale muß gehabt haben, wie die Rolandſage in ihrer Ausbildung bis zu Arioſt, in der man ebenſo von der älteſten Grundlage entfernt iſt, wie wir uns im Parzival von der muthmaßlichen britiſchen Urquelle entfernt ſehen würden, wenn uns dieſe erhalten wäre. Ein ungeheurer Wuſt von Geſchich-

352) Wenigſtens wäre es gewiß weiſe, daß man Urtheil und ſelbſt die bloße Zuſammenſtellung verſparte, bis man des vorhandenen Materials mächtig wäre. Ein Fragment ohne viel Belang hat Fr. Michel, le roman du St. Graal, Paris 1841, herausgegeben.

ten und Sagen muß darin zuſammengetragen geweſen ſein, wenn wirklich, wie es mehr als wahrſcheinlich iſt, Alles was wir jetzt im Parzival und Titurel getrennt geleſen und vielleicht noch Mehreres dazu, in dem Werke des Kyot, Wolframs Quelle, beiſammen lag, und mit Recht ſagt Lachmann, daß ſchon unſerem Dichter das „Ganze, wie uns, ein Gewirr unverſtändlicher ſchlecht verbundener Fabeln ſcheinen mochte", ſo daß er daraus die anſprechendere Epiſode des Parzival ſich zu abgetrennter Behandlung herausnahm, die auch Chretien von Troyes, deſſen Parzival erhalten iſt, und bei vielfacher Uebereinſtimmung der Abentheuer doch Alles das entbehrt, was den Wolfram'ſchen auszeichnet, allein bearbeitete, deſſen Behandlung übrigens von Kyot, wie es Wolfram bezeugt, angegriffen ward [353]). Was übrigens das Werk vor Kyot und Chretien für Schickſale gehabt, iſt nicht auszumitteln; der Dichter weiſt uns hier auf Quellen, die man wohl nicht für etwas anders als eine Fiction halten wird, indem er die heidniſche Schrift eines Flegetanis in Toledo, wie es ſcheint, als die Verkünderin des Geheimniſſes des Grals und, wie der Titurel, lateiniſche Chroniken von Britanien, Frankreich und Irland nennt, die Kyot nach der Geſchichte von den Gralpflegern durchſucht hätte, die er in Anjou gefunden habe [354]). Es iſt Schade, daß das Werk des Kyot verloren iſt, das hier vielleicht mehr Licht ſchaffte, als Wolfram thut. Wir kämen dann vielleicht auf mannichfaltige Spuren vielfacher Quellen, die es noch beſſer zeigen würden,

353) Parzival 827, 1.
Ob von Troys meister Cristjân
disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt,
der uns diu rehten mære enbôt.

354) Parzival 454, 17.
Flegetânîs der heiden sach, dâ von er blûwecliche sprach,
im gestirn mit sînen ougen, verholenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl: des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez. „ein schar in ûf der erden liez:
diu fuor ûf über die sterne hôch. op die ir unschult wider zôch,
sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht mit alsô kiuschlîcher zuht:
diu menscheit ist immer wert, der zuo dem grâle wirt gegert."
Sus schreip dervon Flegetânîs. Kyot der meister wis
diz mære begunde suochen in latînschen buochen,
wâ gewesen wære ein volc dâ zuo gebære,
daz ez des grâles pflæge unt der kiusche sich bewæge etc.

daß man auch in dieſem encycliſchen Gedichte, wie im Arioſt, die Sagen aller Welt benutzte, ſo daß man nun den Urſprung deſſelben bald aus Spanien, bald aus Frankreich, bald aus Arabien und Griechenland holt. Bei dieſer Lage der Sachen kann ich nichts thun, als ſie auf ſich beruhen laſſen, und den neugierigen Leſer auf Büſchings Auszug der Gralgeſchichte aus unſeren beiden deutſchen Gedichten [355]), dem Parzival und Titurel, oder auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweiſen, mit welchen Aufſätzen, wie auch mit dem was Hammer und Andere geſchrieben haben, ich für meine Zwecke gleicherweiſe nichts anzufangen weiß. Wenn ſchon Wolfram ſelbſt, ſo wenig wie ſein Vorgänger, die geheime Bedeutung des Grals und den Zuſammenhang der Sagen verſtand, wie man annimmt, ſo mußte ihm ja für den Plan ſeines Gedichtes durchaus nichts darauf ankommen, und ſomit kommt mir für den Plan meiner Geſchichte noch weniger darauf an.

Auch dieſe Sätze über die Gralſage haben wir unverändert aus den erſten Ausgaben beibehalten, um unſern Leſern wo möglich fühlbar zu machen, daß auf dem ſo ſehr unſichern Boden der Mythen- und Sagenforſchung, vielleicht ſelbſt mit dem vagen hiſtoriſchen Tact mehr ausgerichtet wird, als mit der angeſtrengteſten antiquariſchen Unterſuchung. In die Geſchichte und die Verhältniſſe dieſer räthſelhaften Sage vom Gral iſt durch die Auffindung des waliſiſchen Mährchens von Peredur, dem Sohne Farawcs [356]), ein natürliches Licht gekommen, welches mannichfaches Dunkel zerſtreut und die Erleuchtung der ſymboliſchen Ausleger weit überſtrahlt. Dieſe britiſche Erzählung rechtfertigt auf eine ganz eclatante Weiſe unſere dreiſt ausgeſprochene Behauptung, daß dieſe Sage „in einer frühern gänzlich verlorenen Geſtalt dem britiſchen Kreiſe und der britiſchen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine ſolche Figur geſpielt haben möchte, wie Lanzelot oder Wigamur oder Fergus"; daß dieſer Sage dann in der Provence erſt die Herrlichkeiten von der Reliquienlegende, dem sacro catino, dem Tempelorden, dem Hauſe Anjou u. ſ. angeknüpft wurden, die uns der Mittelpunkt der Sache ſcheinen. Man könnte in der That keine Quelle zum Parzival erfunden haben, die dieſe Ausſprüche beſſer bewährte, als es das gefundene Mährchen

355) Im altdeutſchen Muſeum I.
356) Im 2. Bande der Mabinogion von Lady Gueſt.

von Peredur thut. Die tiefſinnigen Forſchungen und Görres'ſchen Phantaſien über die Gralſage fahren damit zum größten Theile in alle Lüfte. Als ich dieſen ganzen Plunder ſchon mit aller Beſtimmtheit verwarf und die ganze Grallegende im Weſen auf die Fiction eines phantaſievollen Kopfes ſchob, ſo konnte dies die mittelalterigen Mythologen nur entſetzen und San Marte[357]) erörterte die ganze Sache noch einmal mit aller Ausführlichkeit, in Görres' Spuren fortgehend. Doch iſt er unbefangen genug, nach der Erſcheinung der Mabinogion die Sache zum guten Theile aufzugeben; denn in dem Mährchen von Peredur ertappt man leider den höchſt elenden Anlaß, der zu der ganzen Anknüpfung der sangreal Legende auffoderte. Wäre dieſe Legende, für ſich, in ſelbſtändiger Abtrennung, irgendwo vorher nur einigermaßen ausgebildet oder gepflegt geweſen, ſo würde man ſie gewiß nicht an eine ſo äußerſt dürftige und geringe Erzählung wie die von Peredur angeknüpft haben, und es wird wohl dabei bleiben, daß irgend ein großer Geiſt die zwei vielleicht gleich unbedeutenden Sagenelemente mit einander zu verbinden wagte, weil er ſich bewußt war, eines mit dem andern adeln und zur Würde eines wahrhaften Gedichts emporheben zu können. Noch im Parzival des Chretien von Troyes ſoll der Gral eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen; in einer engliſchen metriſchen Romanze über dieſen Helden, in dem Thoratenmanuſcript der Lincolner Cathedralbibliothek iſt gar nichts davon zu finden; man ſieht alſo, wie dieſe Anknüpfung in verſchiedenen Gegenden auf verſchiedene Weiſe Statt gehabt hat. Die Kenner des Parzival mögen aus der Analyſe des waliſiſchen Mährchens von Peredur, die wir nothwendig finden im Anhange zu dieſem Bande beizufügen, urtheilen, aus welch geringen Anfängen ſich das ungeheure Werk des Kyot von Provence aufgebaut hat. Die ganze Richtung unſerer deutſchen Alterthums- und Dichtungsforſcher, nach der ſie gerne im Hintergrunde unſerer alten Epen eine Reinheit der Sagen ſuchen, in ältern Quellen auf den „urſprünglichen Sinn" einer Sage hindurchzuſchauen hoffen, erhält hier einen argen Stoß, und der hiſtoriſchen Anſicht bleibt der Sieg, die den Sagen erſt in den abſchließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Geſtalt geliehen findet und in den ältern überall nur die rohern Elemente ſucht. Es iſt vergebens, nach der Auffindung des Peredur

357) Der Mythus vom heil. Gral, von San Marte. 1837.

noch auf andere Quellen zu warten, die vielleicht den Sinn der Sage von Parzival urſprünglicher darbieten würden; denn leider bieten ſich hier die Anfänge aller der weſentlichen Fäden dar, aus denen das Thatſächliche im Parzival fortgeſponnen iſt, und überall finden ſich in dem ſinnloſen Rudimente dieſer Sage die Schlingen, an die ſich gerade das Sinnvolle der Gralgeſchichte erſt ſpäter angeknüpft hat. Wenn die böſen Hexen von Glouceſter noch immer ſpukten und dem Tiefſinne unſerer Mythologen hätten Streiche ſpielen wollen, ſo hätten ſie es nicht beſſer und einfacher machen können, als daß ſie dieſes Mährchen von Peredur ans Tageslicht förderten.

Wenn wir in der Behauptung nicht irren, daß vielfache Berührung verſchiedenartiger Völker und ihrer Vorſtellung das Romantiſche nährten, ſo werden wir uns leicht erklären, warum gerade eine in dieſen Gegenden gereifte Sage plötzlich einen ganz anderen Charakter, eine viel größere Pracht, einen viel bedeutenderen Aufwand, einen viel weiteren Umfang annimmt, als alle die britiſchen Romane, unter denen die erſte Grundlage des Parzival eine Stelle einnimmt. An dieſen Ufern des mittelländiſchen Meeres hatten ja ſchon in Urzeiten jene Iberer geſeſſen, die ſchon in ihren phantaſtiſchen Mährchen, die Strabo erwähnt, ganz orientaliſchen Charakter verrathen; hier drängten ſich zu Land und See neben ihnen Kelten, Phönicier, Ligurer, Phokäer, Tyrrhener, Karthager und Römer. Die Herrſchaft der Gothen, der Mauren und Franken folgte einander und erhielt ſich nebeneinander. Die Kriege mit den Sarazenen führten zu den engſten Verbindungen mit Mauren, mit Afrika, Aegypten, Syrien und Griechenland; die Catalonier gehörten zu den früheſten See- und Kaufleuten, die alle Welt befuhren, die Kreuzkriege in Spanien führten zahlloſe Maſſen von Rittersleuten aus aller Welt unter die zahlloſen kleinen Lehnsleute und Fürſten von Südfrankreich und Nordſpanien. Was Wunder, wenn die Provence, deren eigenthümliche Lyrik wir ſchon kennen gelernt haben, keine britiſche Dichtungen von jener Einförmigkeit vertragen konnte, die wir hier überall antrafen und die ja ſelbſt in der Normandie und in England von den Trouveres gleich erweitert und verändert wurden, wo wir einen ähnlichen, nur nicht einen gleich glänzenden Zuſammenfluß von Stämmen gewahrten, wie hier. Ueberall hin, wo eine ſolche Miſchung der Nationen nicht Statt hatte, drang der Geſchmack an dieſer romantiſchen Kunſt weniger, oder erſt nachdem ſie anfing in claſſiſchere Form gebunden zu werden. Dieſe Dichtungen, auf ſol-

chem Boden entſtanden, wo kein ungemiſchter, altnationaler Stamm als Träger einer Sage da war, wo alle alte Sage eigentlich fehlte und nur neue Begebenheiten den Stoff hergaben, bilden daher den ſtrengſten Gegenſatz gegen alle eigentliche Volksepen, gegen Homer oder die Nibelungen. Was zuerſt die Dichter angeht, die ſich dieſer Stoffe annahmen, ſo iſt in ganz Europa damals ein einziger großer Rückgang von der Objectivität der alten Kunſt zu der vollendetſten Subjectivität erkennbar. In den Nibelungen, oder noch mehr im Hildebrandliede und im Walther führt der Dichter, wie Homer, den Leſer nur ein, dann läßt er ihn mitten unter ſeinen poetiſchen Geſtalten allein, die ſich von ſelbſt vor ihm bewegen, deren Handlungen ſich aus ſich ſelbſt entwickeln. Im franzöſiſchen Epos gleitet die plaſtiſche Schilderung der ſinnlichen Geſtalten ſchon auf die der Charaktere über und der Dichter wird laut dabei. In den britiſchen Romanen iſt weder das eine noch das andere, weder anſchauliche, ſinnliche Figuren noch pſychologiſche Wahrheit der Charaktere. Wo alſo ein Geſchlecht ſo ſehr dem Leben entfremdeter, aller Wirklichkeit entfernt ſtehender, nur in der Welt des Gemüths lebender und von da aus ihre dichteriſchen Schöpfungen geſtaltender Poeten, wie unſere Minneſinger, war, wie froh mußten dieſe nach einem Stoffe greifen, wo ihnen Raum gegeben war für Alles was ſie nur ändern, weglaſſen oder einſchieben wollten, wo keine Handlungen von ſolcher Größe waren, daß ſie ihren tiefen Empfindungen imponirt hätten, wo keine feſten Geſtalten eines Nationalepos ſie verſcheuchten, ſondern wo ſie bloße Nebelfiguren trafen, denen ſie jede beliebige Seele einhauchen konnten! Wir ſehen daher Franzoſen und Deutſche gleich wohlgemuth in dieſen Gebieten wirthſchaften und im Parzival und Triſtan iſts ſo weit gekommen, daß die deutſchen Dichter ganz unverholen ihre eigne Weltanſicht ihren Helden leihen, und im Dante hat dies Alles ſeine höchſte Spitze, wo geradezu die Seelengeſchichte des Dichters ſelbſt den Stoff des Gedichts macht. Sein großes Werk bildet daher auch zu aller antiken Kunſt den grellſten Gegenſatz und wie ſich die Extreme überall nahe liegen, ſo beginnt auch geradezu mit ihm ſelbſt und mit Petrarca die Rückkehr zum Altclaſſiſchen in ähnlicher Stufenfolge wie bis zu ihm die Entfernung davon zugenommen hatte.

So iſts mit den Dichtern; mit den Gegenſtänden iſts nicht anders. Wir rücken beſtändig aus der alten, heroiſchen, wirklichen

Welt in die neue, ideale Gemüthswelt; die alte Heldenzeit der Nibelungen, die alte Glaubenszeit des Kaiser Karl geht verloren; in den britischen Gedichten ist alle sinnliche Anschaulichkeit wie aller historische Boden verschwunden, im Tristan zieht durch Gottfrieds Kunst das getreuste Abbild des feinsten gegenwärtigen Lebens ein, in Wolfram das der größten gegenwärtigen Ideen; so wie Dante unverholener sich selbst zum Mittelpunkt seines Gedichtes macht, als jene, so nahm er auch unverholener die Gegenwart auf und schied aus seinem Gedichte das sinnliche Object gerade aus oder behielt es nur in Episoden. Die Wahrheit in allen diesen Dichtungen ist hinfort nicht mehr jene gleichsam historische im Homer und wenn man will in unserm Nationalepos, die sich strenger an den Gang des gewöhnlichen, wirklichen Lebens hält und an dessen Gesetzen selbst im Gebrauch des Wunderbaren festhält, an jene Wahrheit, die gleich jedem gesunden Verstande verständlich und faßbar ist, sondern es tritt eine andere Wahrheit ein, die sich diese Männer, abgesondert von eben jener wirklichen Welt, vertieft in ihr Inneres, schufen, die erst historisch psychologisch erforscht werden muß, durch Studium jener Zeit oder durch allgemeine Menschenkenntniß; die so ächt und groß sie sein mag, doch nie eine allgemeine, sondern nur getheilte Anerkennung finden kann, was diesen Gedichten, den Dante nicht ausgenommen, als Kunstwerken sowohl ihren Werth als ihre Verbreitung nothwendig schmälern mußte, so hoch das Interesse der Zeit und des historischen Forschers der Nachwelt immer daran war. Nur ein Geschlecht, das so allmählich und so gründlich von der äußeren Welt und jeder alten Erinnerung, die daran fesselte, sich entfernte bis zu seiner Umgebung, und das sich selbst in dieser in Orden und Einigungen und Stände, und endlich jeder Einzelne in sich selbst verschloß, nur ein solch Geschlecht konnte zu solch einer totalen Entfernung von dem sinnlichen Elemente aller Kunst gelangen, und konnte wieder auf der anderen Seite seine neue Art von Kunst an den alten Stoffen ummöglich, sondern nur an jenen britischen Werken ausüben, die, selbst ohne historische Wahrheit, jede beliebige hineinzutragen gestatteten, die selbst von allen Ideen und Empfindungen wie entblößt jede beliebige aufnahmen, die als eine Reihe von zweck- und planlosen Begebenheiten die Veränderung derselben zu planmäßiger Handlung einer geübten Hand und einem glücklichen Kopfe möglich machten. Man kann nächst Lampert erst bei diesen zwei Dichtern Wolfram und Gott-

fried ſagen, daß ſie mit einem beſtimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Parzival noch Triſtan erhalten können. Dort ſind ſie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe iſt überall klar. Vielleicht nur mit Ausnahme der Roncevalſchlacht tragen alle franzöſiſchen und britiſchen Romane dieſen Namen mit vollem Recht, ſie ſind auch eben darum alle in proſaiſcher Geſtalt beliebter geworden, die dem Romane weit beſſer anſteht, als die poetiſche; die Trojaner- und Alexanderſage war zum Roman geworden, Lampert aber gab ihr den Anſpruch auf den Namen eines epiſchen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder, und es iſt das größte Zeichen von der genialen Tiefe unſerer trefflichen Meiſter, daß ſie der Sage von Triſtan und Parzival eine ſolche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt, ſie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müſſen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unſerer Dichter lag, können wir, was den Triſtan angeht, an Eilharts Bearbeitung ſehen, und was den Parzival angeht, ſo liegt das in unſeres Wolframs Werke (1212) ſelbſt klar am Tage [358]).

Denn in ſeinen meiſten Theilen finden wir all das Planloſe der britiſchen Gedichte wieder. Vieles was hier geſchieht und vorfällt, ſcheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht ſich an Begebenheit ohne inneren Zuſammenhang; wir ſehen Menſchen bald in dieſem Zuſtande bald in jenem, ſie benehmen ſich in dieſer Lage und in jener, ohne eine Tendenz, ohne beſtimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier nicht; die Menſchen unterſcheiden ſich zwar durch Verhältniſſe, Naturen und Anſichten, allein es fehlen die tauſend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Individualität erſt zeichnen; es fehlt zwiſchen dem inneren und äußeren Leben der Helden und Heldinnen jener geiſtige Verknüpfungspunkt, der jene griechiſchen Heroen zu ſo herrlichen Figuren macht, der jenen ſchönen weiblichen Geſtalten die ſchönen Seelen einhaucht. Alles Handeln iſt daher hier charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, alles Thun fließt aus Launen, wie jede Bege-

358) Wolfram von Eſchenbachs Werke, ed. Lachmann. 1833. — Parzival und Titurel, überſ. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842.

benheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Beſungenen entſtehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne iſt eine Kirke und Kalypſo, ohne als ſolche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie ſie iſt, iſt darum weder geeignet, unſere Bewunderung als Tapferkeit, noch unſeren Abſcheu als Rohheit auf ſich zu ziehen, ſo wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es ſind Automaten, deren Handlungen wir ſelten aus einem inneren Triebe vor unſeren Augen entſtehen ſehen. Wie der Dichter mit ſeiner Erzählung, ſo prahlt der Held mit ſeiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Quelle nirgends ſehen, aus der ſie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrſucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britiſchen Romanen und an dem Meiſten was das Mittelalter hervorgebracht hat, misfallen, ſtören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die ſtolze Beſchränktheit des Standes, der dieſe Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; dieſe Menge ward grauſam verachtet, und ſo ward ſie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die zwar auch die unteren Klaſſen drückten, aber in älterer Zeit das Sklavenweſen nicht ſo ausgebildet hatten wie ſpäter, laſſen ſelbſt den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle ſpielen und das Volk iſt überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poeſie und Natur die Fabel der Ilias ſich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Epiſoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausſchließlichen Kaſte eine ähnliche kaſtenartige Dichtung verknüpft ſein, die uns mishagen müßte, denn die Dichtung ſehen wir am wenigſten gerne ſich in Einem und demſelben, und gar in einem ſo beſchränkten Kreiſe bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorſcheint, während im Homer der ganze Anſtrich des Lebens, das uns geſchildert wird, auf Armuth, Naturzuſtand, kindliche Einfalt, große Unſchuld und wenn man will ſelbſt auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe

Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Mahle ein koſtbares Gefäß, durch ihre ledernen Waffenſtücke ein goldnes Rüſtzeug durchblicken ſehen, ſo finden wir uns überraſcht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menſchen und die Verhältniſſe ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere; bei Homer iſt Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geiſtes; hier aber öffnet ſich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feſte, Waffen, Kleider, Edelſteine, die Ausſicht auf geiſtige Dürftigkeit; die äußere Erſcheinung ſpannt ſtets die Erwartung, die immer getäuſcht wird, während ſie bei dem Griechen durch die induſtriellen, künſtleriſchen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturſtand hervortauchen, freudig überraſcht wird. In dieſem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unſeres Mißfallens an dieſen ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meiſterhafter den hohlen Dünkel dieſer Klaſſe perſifliren, als indem er die praktiſche Realität recht derb daneben ſtellte. So günſtig die Quellen dieſer ritterlichen Dichter ihrer ſubjectiven Behandlungsart waren, ſo ſchroff hielt ſie doch eben dies in einem Contraſte mit ihrem Stoffe. In dieſem herrſcht die ſpärlichſte Armuth, in ihnen ſelbſt aber das Streben nach dem größten Glanz. Für ſinnliche Erweiterung des Stoffes haben ſie kein Geſchick; für Einſchränkung ihrer Prachtſucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben ſie keinen Sinn; ſie bleiben alſo mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit ſprudelnder Redſeligkeit dem trockenen und ſchalen Stoffe gegenüber ſtehen; ſie wollen aufhelfen und können nicht; ſie gehen immer mit einer Begeiſterung dem Leſer voran, die dieſer nicht verſteht, weil ſie nicht in der Sache liegt, ſondern blos in dem Dichter. Da dieſe nicht alte halbvergeſſne Zuſtände objectiv ausmalen, ſondern neue allbekannte ſubjectiv andeuten, ſo fehlt die ſinnliche Belebtheit und Vollſtändigkeit; wie in neueren Geſchichtswerken wird ſtets etwas vorausgeſetzt, und dies iſt freilich in Werken der Phantaſie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verſtandes. Der Dichter ſpricht zu Leſern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu ſagen unternimmt: er leiht ihnen gleichſam nur Pinſel und Farbe und läßt ſie ſelbſt ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwieſpalt und Widerſpruch.

Dies träumeriſche Hinleben ohne Prinzip, dies dünkelhafte Weſen

ohne Grund, dieſe tapferen Thaten ohne Zweck, dies Gewirr der Abentheuer ohne Ende, dies innere Drängen ohne Ziel und Gegenſtand, was Alles wir ſo ſtehend finden in dieſen Romanen, iſt alſo auch im Parzival zu treffen. Wie alſo ſollte ſich damit das Verdienſt, das man dem Wolfram als Dichter einräumt, verbinden laſſen? Sollte es nicht? Oder wäre nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei ſinnlicherer Behandlung, daſſelbe Gewirr planloſer Abentheuer und das Treiben prinziploſer Helden im Arioſt, der doch heutzutage für einen großen Dichter unbeſtritten gelten wird! Wie, wenn unſer Dichter ſich in einer ähnlichen Art wie Arioſt, dieſes ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Abſicht, dies Chaos beizubehalten, um das ganze vage, wilde, ungezähmte Getriebe dieſer ritterlichen Welt eben zum Gegenſtande ſeiner Muſe zu machen? Bewundern wir eigentlich im Arioſt etwas anderes, als daß er uns jene Ritterwelt eben mit all den tauſend ſich durchkreuzenden Launen der Geſchicke wie der Menſchen ſo meiſterhaft ſchildert? Er, der mit dem Einen Fuße noch in dieſen Zuſtänden weilte, indem der andere ſchon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunſt, der Feuergewehre, der claſſiſchen Gelehrſamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunſt, der entdeckten neuen Welt überſchritt, Er konnte es unternehmen, von ſeinem höheren Standpunkte in Italien aus, das dieſen Zuſtänden des Ritterthums ohnehin am früheſten entwuchs, der neuen Generation dieſe Welt der Contraſte mit den kühnſten Strichen und hellſten Farben zu ſchildern, mit all ihrem Freud und Leid, mit ihren ſchönen und dunklen Seiten, in ihrer Schuld und Unſchuld. Indem er auf die Materie gewandt iſt, greift er mit erſtaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sagen den charakteriſtiſchſten Stoff und trifft mit gleicher Gewandtheit den rechten Ton für das Geſchlecht, dem er ſein Gedicht bietet und hinterläßt, deſſen geheimſte Empfindungen er mit meiſterlicher Geſchicklichkeit zugleich mit ſeiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Betäubt er uns mit der Pracht ſeiner Feenreiche, mit der üppigſten Sinnenluſt, mit der tollſten Welt der Wunder, ſo leitet er uns winkend an, dies allegoriſch zu deuten, falls wir nicht im Stande ſind, uns in dieſen fremden Räumen einzubürgern, und dieſen Geſtalten Leben und Wirklichkeit zuzuſchreiben. Breitet er recht das grellſte Gemälde von Uebertreibungen, von Monſtroſitäten und Rieſenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendſte Leſer aus der Mancha den Kopf ſchüt-

teln müßte: plötzlich kreuzt er die Erzählung mit einem ſcharf überraſchenden Zug des Witzes und des komiſchen Effects, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Tollheit. Leiht er am kühnſten den Menſchen und der Natur übernatürliche Geſtalten und Kräfte, ſo läßt er ihnen innerliche Wahrheit und verſöhnt eins mit dem andern; ſchlingt er ſeine Abentheuer am beſchwerlichſten in einander, dann eben muß man ſich nur in die Ferne ſtellen und achten, wie er damit Licht und Schatten in ſeine Gemälde bringt; regt er Empfindungen und Gedanken mit ſeiner Materie in uns an, ſo ſchenkt er uns ſelten die Befriedigung, daß wir ſie deutlich werden laſſen und ausſprechen können: ehe wir ſo weit gelangen, erſchreckt er uns durch die magiſche Geſchicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt; wenn eben es ſcheint, als ob er mit gewaltſamem Effect die Phantaſie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung ohne uns wehe zu thun. So überlegen und ſo ſicher lenkt er die Einbildungskraft des Leſers nach ſeinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den ſchönſten und wahrſten Ueberblick über eine Welt die ſcheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planloſen Gewirrs iſt, mitten im dunklen Drang die höchſten Ideen nährt, mitten im Taumel der Sinne die ſchönſten und innigſten Empfindungen pflegt. So hoch über dieſe Welt konnte ſich freilich ein deutſcher Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts nicht ſtellen, der noch mitten darin befangen war; ſo ſinnlich belebt und ſo mannichfaltig geſtaltet, konnte er dieſe Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus ſo großen Zügen und langen leicht überſehbaren Erfahrungen, nicht aus ſo endloſen und ſchon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte wie Arioſt. Allein er konnte ſie, wenn er anders das Geſchick dazu hatte, den Verhältniſſen nach beſſer in ſeinem Gemüthe abgeſpiegelt zeigen, als Arioſt, und damit freilich nicht einen ſo großen poetiſchen, aber doch immer hiſtoriſchen und pſychologiſchen Werth erhalten, und es kam nun nur darauf an, ob dies Gemüth des Dichters reich genug und menſchlich genug geſtimmt war, um die ganze Fülle der Beſtrebungen ſeiner Zeiten ihrem tiefſten Gehalte nach aufzunehmen. Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, ſie mit ſeiner Kunſt in das Reich der Ideale zu rücken verſtand, und da ſein Gemüth dabei einmal betheiligt ſein ſollte, ob er dazu eine Nei-

gung in sich trug; oder ob er sich Ideale in sich gebildet hatte und diese in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie sie war, missfiel; ob er sich also mit der Wirklichkeit in Harmonie oder in Opposition setzen, ob er sie aus einem heiteren oder ernsteren Gesichtspunkte, mehr für die Phantasie oder für den Geist und das Herz auffassen und darstellen wollte. Man wird errathen, daß der Erstere der liebenswürdigere Dichter, der Andere der achtungswerthere Mensch sein wird, daß Jener eine lockendere, Dieser eine strengere Weltansicht darlegen werde. Wir haben in Deutschland an Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eschenbach die schönsten poetischen Vertreter dieser beiden Lebensansichten, wie in neuerer Zeit, unter sehr bedeutenden Modificationen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfrieds Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolframs Parzival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchsten Reize zu versammeln, die schönsten Genüsse zu bereiten, die heiterste Umgebung aufs lachendste zu gestalten, dies Eine nöthigte diesen, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrengter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei seiner Fahrt nicht ein natürliches von selbst verstandenes gegeben ist. In dem Parzival liegt denn auch viel deutlicher ein bestimmter Gedanke zu Grunde, [p. 428] als im Tristan; dadurch, daß die Handlungen des Parzival aus einer einzigen Quelle fließen, in einem einzigen Zusammenhange stehen, mit dem Schicksale im Kampf liegen, wird dieser ein vollkommen epischer Charakter, wenn man auch im strengsten Sinne das Gedicht selbst nicht eine Epopöe nennen wollte (was es doch wenigstens so gut verdient wie Miltons und Klopstocks Dichtungen); im Tristan auf der anderen Seite ist der Charakter des Helden und die Materie überhaupt dem Begriffe eines Epos strict entgegen, es ist eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein kühne Behandlung ächt episches Interesse verliehen ward. Die künstlerische Behandlung und der ästhetische Werth zeichnet auch den Tristan vor Allem aus, den Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Ehe ich aber hier weiter gehe, will ich versuchen, diesen Plan darzulegen.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäßig zu suchen, so würde ich wiederholen, was bereits angedeutet ward, die

Zeit der Minneſänger und ihr geiſtiges Treiben iſt ein ſolches, das den Regungen entſpricht, welche ſich in dem Individuum bei der erſten Entfaltung des Jünglingsalters einſtellen. In das wilde Spiel der Frühjugend miſcht ſich plötzlich eine Sehnſucht nach einem unbeſtimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen ſich in die ungeſtüme Luſt, in die rohe Uebung der phyſiſchen Kraft ſpielt geiſtiges Bedürfniß über, und ſinnige Verſenkung lähmt und ſpannt abwechſelnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben unſerer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zuſammenhält, wer ſich erſt in ihren Sagen und in der wirklichen Geſchichte umſieht und dieſe Männer bald egoiſtiſch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbſtverleugnung für das allgemeinſte Wohl der Chriſtenheit Gut und Blut opfern ſieht, wer ſich dann vertieft in ihr geiſtiges Leben und Weben, wo ſie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unſchuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen und Symptome einer ſolchen Periode erſcheinen. Geſetzt nun, der Parzival ſtrebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Eſchenbach gegeben iſt, die allgemeinſte Seite der zwieſpältigen Natur einer ſolchen Periode zu ſchildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der univerſellen, der in den Jugendjahren, wenn ſich die weltumfaſſenden Träume ſtrebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre und die Proſa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings ſtreiten, ſo gewöhnlich iſt, geſetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der dieſen Kampf darſtelle, ihn vom Verhängniß ſo führen zu laſſen, daß dieſer Kampf zugleich groß und feſſelnd würde, geſetzt, wir erhielten auf dieſem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darſtellung, mehr durch das Verdienſt des behandelnden Dichters als der behandelten Sage und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetiſche Veranſchaulichung ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menſchen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein ſehr großes Lob ſein, das wir einem dichtenden Manne ſprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem ſolchen Werke ehrfürchtig neigen müſſen. Der Parzival aber ſcheint dieſe Aufgabe zu löſen, und Jedermann wird Lachmann gerne beiſtimmen, wenn er den epiſchen Plan dem deutſchen Bearbeiter, und

nicht dem provenzaliſchen Dichter vindicirt, unter dem ſchwerlich der bekannte Guiot de Provins zu verſtehen iſt, der ſeiner Bibel nach ein Mann von ganz anderem Sinne war, oder wenn ja beide Werke von ihm ſein ſollten, ein Mann von gewaltigen Eigenſchaften ſein müßte, wogegen freilich in jener Bibel nichts ſpricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer zielloſen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbeſtimmte Thätigkeit mit Bewußtſein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Intereſſe zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegeriſchen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Ueberſinnlichen gemildert, indem das Irdiſche nicht mehr genügend gefunden, ſondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches geſucht wird, welches letztere in einer ſolchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie ſie eben der Sache einzig gemäß iſt; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das dieſen inneren Bewegungen eigen iſt, liegt über dem Gedichte eben ſo vortrefflich, wie der grelle Widerſtreit und Zwieſpalt, der ſie charakteriſirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor deſſen Sturm kein Herz und keine Rüſtung beſteht, und den die Unruhe jener Thatenluſt von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem ſie das Kind in der Einſamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo ſeine ſinnigere Natur in der Sehnſucht durchblickt, mit der er dem Geſange der Vögel lauſcht, eine heilige Freude, die er ſich aber durch Ungeſtüm und Einfalt, eben wie ſein ſpäteres Lebensglück, hier und da verſcherzt, indem er die Sänger erſchießt. Das Größte, was ihm in ſeiner Wüſte den Geiſt beſchäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm ſeine Mutter über Gott gibt, den ſie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einſt die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens ſtreifend an ihm vorüber, als er die erſten Rittersleute an ſeinem Aufenthalte vorbeiziehen ſah, die ihm ſtrahlend ſchienen wie der Gott, von dem ihm ſeine Mutter geſagt. Nun hält ihn nichts mehr, ſich in dies reizende Leben zu werfen, und ſeine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu ſich zurückzuführen, wenn ſie ihn recht lächerlich in die Welt ſchickt, die ihm ſo feier-

lich lockend ſchien; ſie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greiſen, und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppiſcher Unbeholfenheit wirft er ſich nun in Abentheuer, voll des Thatentriebs friſcher Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erſte Eintritt in die Welt wegen des Contraſtes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komiſches und zugleich Rührendes an ſich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern ſeiner jugendlichen Phantaſie entſpricht, zieht er ſich bei der erſten Täuſchung, als ihn an dem erſehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abſtößt, in ſich zurück und ſeine erſte Unbefangenheit ſchwindet, da die Rathſchläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt deſſen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenſtand finden, deſſen ſie ſich, aber noch mit der ganzen Unſchuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit ſich beſchäftigt und in ſich zurückgeſcheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht ſchnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuſchung, je näher der junge Abentheuerer dem gewünſchteſten Ziele war, deſto mehr warf er ſich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und ſtille Selbſtverſenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorſchriften, das Streben nach weltlicher Ritterſchaft, der Reroup, das Erwerben einer Gattin und ſeine keuſche Liebe den Geſetzen nach des Grales bald würdig bald unwürdig machten, ſo wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der ſich ihm ſo wenig günſtig zeigen wollte, bewahrt aber ſeine treue und reine Liebe, verſchmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Caſtel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn ſeine ſinnigere, gottesdienſtliche Natur auf dieſen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun dieſen, der mit irdiſchem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüſtet, dem Parzival entgegengeſetzt wird, ſo daß die lange anſcheinende Epiſode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenſtand des Gedichts iſt. Ihn wirft der

§. 44.

Zufall und die Verhältniſſe auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber ſein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm iſt ſein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einſamkeit zu Trevrizent und hören die Geſchichte ſeiner geiſtigen Reinigung und Zerknirſchung; vor jenem thut ſich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Parzival umgibt ſie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöſer; er klärt ihn über den Gral auf und über ſein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden; er heißt ihn den weltlichen Ritterſinn ablegen, indem er ihn ſein Wegziehen von ſeiner darum geſtorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heißt, er nimmt ſeine Sünden über ſich [359]), wirkſamer, als er es einſt vermocht hatte, da er für ſeinen Bruder Amfortas der Welt entſagte. So wird er denn zum König des Grals beſtimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb ſeiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und ſeinem Bruder Feirefiz gebracht, die ſich ihm ſämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunſt gleich, ja überlegen beweiſen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier alſo ſehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie ſonſt im Volksepos, umgeben von einer Maſſe gleichſtrebender Menſchen mit ihnen geſammt im Kampfe mit dem Schickſale, ſondern wir ſehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menſchheit iſt hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, ſondern dieſer einzelne Menſch zu dieſer Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, ſo ganz epiſch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht ſtreng epiſch ſcheinen ſollte; er ſteht zwiſchen den ſteifen, bewegungsloſen Figuren des Gedichtes mit einem ſeelenvollen Ausdruck, der ſo oft auch in altdeutſchen Gemälden für die hölzernen Gruppen

359) Parzival 502, 25.

Er sprach „gip mir dîn sünde her:
vor gote ich bin dîn wandels wer.
und leist als ich dir hân gesagt:
belip des willen unverzagt.“

entſchädigen muß; und wie man dieſe über jenem vergißt, ſo intereſſiren uns auch die Epiſoden im Parzival gegen ſeine Seelengeſchichte faſt gar nicht, und es iſt nur Schade, daß dieſe zwar wahr aber nicht ſcharf und klar genug geſchildert iſt. Es iſt hier zum erſtenmal eine innere Charakterform geſchildert, und ſahen wir dazu zwar in allen jenen Helden britiſcher Romane eine Anlage, ſo fanden wir doch zugleich, daß weder die geringſte Kunſt in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig ſo gefaßt waren, daß ſie als Repräſentanten großer Beſtrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an ſehen wir in den Epen und Romanen Gegenſätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britiſchen immer nur Einen zum Mittelpunkte nehmen, ſo werden ſeit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meiſt in ſcharfen Contraſten nebeneinander geſtellt, und man kann es in der franzöſiſch-italieniſchen Romanenliteratur ſehr deutlich lernen, wie erſt ganz allgemein die romantiſche Kunſt des Arioſt zu ſolch einer Mannichfaltigkeit der Individuen gelangen konnte. Wenn man neben alle dieſe Charakterſchilderungen in den britiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Gedichten unſern Parzival hält, ſo wird man erſtaunen, wie überlegen dieſer iſt. Dieſer Jüngling der Tölpeljahre iſt ein Thema oder eine Hauptfigur zahlloſer Romane jener Zeit. Noch in Wolframs Willehalm iſt jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Geſichtspunkte angelegte Geſtalt dieſer Art, und von den erſten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Arioſts Roland, der dieſe Reihe ſchließt, können wir in einer großen Maſſe für eine phyſiologiſche Schilderung der Menſchheit dieſe kritiſche Periode ihres Jünglingsalters ſtudiren. Ich behaupte geradezu, daß für dieſen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendſte und am tiefſten erfaßte Figur iſt; nur koſtet es Studium und Anſtrengung, einer ſo eigenen uns fremdartigen Zeit Productionen von ſolchen Seiten her kennen zu lernen. Man erräth, daß ich dem, der auf poetiſchen Genuß ausgeht, den Parzival nicht ſo ſehr empfehlen will, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun iſt; für einen ſolchen iſt die tiefſinnige Behandlung berechnet, nur ein ſolcher wird die Geduld haben, ſich durch die vielen Tauſende von Verſen und durch die ſchwierige, aber jede neue Anſtrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verſtändniß aber

macht uns dann, weil es zugleich unſere moraliſche und intellectuelle Erkenntniß bereichert, Dichter wie dieſen oder Dante ſo außerordentlich werth, und dies erklärt die ungemeine Wärme und Begeiſterung der wenigen Kenner, neben der das grundloſe Verſchmähen der oberflächlichen Näſcher nur ihre eigne Beſchränktheit und Flachheit bloßſtellt, ohne daß ich damit den kunſtſinnigeren Beurtheiler treffen wollte, der im Gedichte zuerſt das Gedicht und erſt dann Belehrung und Nahrung für den Geiſt ſucht. Im Parzival geht auch jener nicht leer aus, doch iſt dies ſein kleinerer Vorzug. Es iſt z. B. ganz überraſchend, wie ſchön und wie entſprechend dem neueren Charakter der Dichtkunſt, das Fatum im Parzival eingeführt iſt. Der Held des Gedichtes trägt es in ſich ſelbſt mit ſich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er ſich umtreibt. Dies iſt der ganzen (damals ſo grellen) Anſicht der neueren Zeit höchſt angemeſſen. Ganz vortrefflich iſt dabei das ſcheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in ſeiner inneren Entwickelung in Beziehung und Verknüpfung geſetzt, in der räthſelhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menſchen ſo oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen iſt, weiſt ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnſucht, wie wir ſehen, auf etwas außer dieſer oder über dieſer Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den erſten Eröffnungen des Trevrizent freut er ſich, daß die Gralpflege den Kampf nicht ausſchließt [360]); dem Drang ſeines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unſer fränkiſcher Rittersmann und Dichter ſelbſt ſein Schildesamt vor ſeinem Sängeramte preiſt [361]), ohne ge-

360) 472, 1.
Mac rîterschaft des libes prîs unt doch der sêle pardîs
bejagen mit schilt und ouch mit sper, sô was ie rîterschaft mîn ger.
ich streit ie swâ ich strîten vant, sô daz mîn werlîchiu hant
sich næhert dem prîse. ist got an strîte wîse,
der sol mich dar benennen, daz si mich dâ bekennen:
mîn hant dâ strites niht verbirt. Dô sprach aber sîn kiuscher wirt:
ir müest aldâ vor hôchvart mit senften willen sîn bewart.
iuch verleit lîht iwer jugent, daz ir der kiusche bræchet tugent.
hôchvart ie seic unde viel.

361) 115, 11.

wiß das größere Glück ſeines Lebens jenem zu danken, geſchweige ſeinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter das Parzival die Erklärung zu dieſem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Beſtreben, ſondern auch in dem Zeitalter der Menſchheit die Erklärung der Entſtehung eines Gedichtes, wie dieſes, das gleichſam das erſte Beiſpiel des vollſtändigen Wegwendens von aller ſinnlichen, phyſiologiſchen Dichtkunſt der alten zur geiſtigen, pſychologiſchen der Neueren iſt. Sobald die Dichter den inneren Menſchen zu ihrem Gegenſtande nahmen, mußten ſie natürlich die äußeren Formen und die alte Plaſticität verlaſſen. „Die Abſonderung unſeres Weſens von der Natur iſt eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unſeres Geiſtes, welche die ſinnlichen Formen verlaſſend, ſich allein an den reinen Gedanken hält. Aber ſie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günſtige Umſtände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichſam gezwungen in uns ſelbſt verſchließen und dieſe beiden Gründe wirken nothwendig zuſammen, ſobald die Menſchheit ihr erſtes Jünglingsalter verläßt. Aus dieſem Zuſtande nun entſpringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegenſatze der naiven die ſentimentale nennt, und hier iſt es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Dieſe Trennung konnte nicht anders als auf die Kunſt einen entſchiedenen Einfluß ausüben; ſie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn ſie von modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde [362]).“ Wie ſehr aber dies letztre gerade in jener Zeit und wie ausſchließlich es der Fall war, haben wir ſeit dem Abſinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich geſehen. Hier nehmen wir alſo wieder das Verhältniß des Parzival zum Alexander des Lambert auf. Hat dieſer dem antiken Sinne und der antiken Form gleichſam noch das letzte Denkmal geſtiftet, ſo ſtiftet der Parzival das erſte dem modernen Geſchmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Geſinnung. Allein ſo wie Dante den ſtrebenden Odyſſeus in der Hölle ſchmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußerſten

Schildes ambet iſt mîn art: swâ min ellen sî gespart,
swelhiu mich minnet umbe sane, sô duncket mich ir witze krane.

362) Aeſthetiſche Verſuche von W. v. Humboldt. p. 159.

Grenzen der Welt zu durchforſchen und der Menſchen Tugenden und Laſter zu ergründen, ſo nannte auch Lambert den Alexander in ſeinem unerſättlichen äußerlichen Beſtreben dem Schlunde der Hölle gleich. Allein dieſer erleſene Held ward, wie wir ſahen, auf der Höhe ſeines ſündhaften Begehrens einer beſonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöſte. Von nun an gibt er ſeinen weltlichen Sinn auf, er widmet ſich dem inneren Wohl ſeines Volkes und dem Heil ſeiner Seele. Man ſieht, wie dies nach einer Fortſetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieſer Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten ſelbſt hätte thun laſſen ſollen, er hätte uns zeigen müſſen, wie ſie vorgegangen ſei, wie ſie innerlichſt in dem Menſchen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in dieſem ſo gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambert aber, ſehen wir, änderte ſich die Welt gewaltig; jenes innere Gähren nahm in der folgenden Generation ſo plötzlich überhand, daß wir nun ſo ſchnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival ſtellt alſo einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltſtürmerei der Heroenzeit, aber von ſeiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuer Sinnesart. Es bricht ſich daher in ihm dies Weſen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm ſelbſt dies ſtreitende Weſen nicht genug verſinnlicht iſt. Der Dichter läßt uns ſeinen Helden in ſeinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug ſehen, er rückt einen großen Theil ſeiner Thaten ganz außer unſern Geſichtskreis; gab Lambert die geheiligte Zeit des Alexander nur an, ſo deutet auch Wolfram auf die ſündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns ſeine innere Reinigung und purgatoriſche Entſündigung ſehen, indem ihm an der Menſchwerdung Gottes und der Entſühnung des Menſchengeſchlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrſchaft werth. Aber hier ſtehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wiſſen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühſelige Ringen den ſinnigen Dulder? was gab ihm ſein neues Leben zur Entſchädigung für die Opfer, die er brachte? Allein auf

diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Allein Dante schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf, macht sich, macht seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Komödie dieser Trilogie entsprechen. Lambert wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lambert'schen Alexander wie die Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung und weniger mit Abstractionen und Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrodte wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann." Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht blos ein scheinender Gedanke ohne alle Realität sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den ja jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer ge-

ſtaltet, während im Dante alles geiſtiger, verflüchtigter iſt, weshalb in der Oreſtiade Alles nach dem der Kunſt viel günſtigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt; das Handeln iſt dort das Herrſchende, wie es in aller epiſchen und dramatiſchen Kunſt ſein ſollte, aber hier herrſcht der Gedanke. Im Agamemnon iſt die nämliche Herrſchſucht, das Ueberheben der menſchlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zarteſten Bande überſpringt und zerreißt; den kindermördriſchen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein das Motiv gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, die ihn leiten, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Losſprechung. Die alte Welt, die in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poeſie von ruhiger Beobachtung ausging, kannte nichts von der Sehnſucht nach etwas Künftigem, ſondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelſt Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte ſich alſo aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand ſie dort begonnen und vollendet, und ſtellte ſie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo ſogar die Geſchichte, die Fabel nach ſteter Erweiterung rang, ſo iſt es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in dieſen Dichtungen. Wir verfolgen dieſe in ihrem Werden, von den Griechen beſitzen wir nur das Fertige; dies ſtellt uns das Alterthum in ein ſo ſchönes Licht; die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böſes und Gutes aufdeckt, raubt dieſer dagegen einen ſolchen Glanz; daher dort Alles, was mit der ſinnlichen Erſcheinung zuſammenhängt, ſo unendlich herrlich iſt, und für den äſthetiſchen Genuß nur dort der ächteſte und würdigſte Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forſchen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zuſammenfaſſen des Erforſchten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel beſſere Anleitung geben. Ich wiederhole es hier auf einem anderen Gebiete, die Menſchen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein ſie ſind ihnen häufig nicht gewachſen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der ſie bemeiſtert. Wer die neue Geſchichte mit leichtem Blicke zu meſſen verſteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht ſo concentrirt iſt, wie in der alten Geſchichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und ſich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungeſtümen Wünſchen preis gibt, die die Zeit

nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ist's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthes Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende, objective Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, will ich kurz sein. Was den Titurel angeht, so werde ich nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titurel gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß uud der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Fragmenten sein kann, und wahrscheinlich nur diese Bruchstücke und nichts weiter in diesem Stoffe

arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unſerem Dichter an dem jüngeren Titurel, dieſem horriblen, lichtloſen Monſtrum, auch nur irgend einen weitern Theil zuſchreiben konnte, iſt allerdings ſchwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Fragmente irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man ſollte meinen, weil dieſer Albrechtiſche Titurel am Ende ausruft, daß nichts ſo Würdevolles und Bedeutendes in deutſcher Sprache jemals gedichtet ſei, müſſe nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Myſteriöſen des Inhalts, ſich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefſten Ehrfurcht davon zu reden, wie das auch mit dem Wartburgkriege der Fall iſt. Erklärlich iſt's übrigens, daß ein Fragment, wie der Titurel des Wolfram jenes ſpätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt ſeine dunklere Sprache, ſeine tiefſinnigen Gedanken, ſeine ernſtere Haltung die ſpätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrſamkeit ausging, die ſchon ſeine Zeitgenoſſen an Wolfram, wie kunſtlos und ungelehrt er ſich zwar ſelbſt bekennt, rühmten und bewunderten [363]). So erhielten eine Menge ſpäterer Dichtwerke Wolframs Namen und der jüngere Titurel brüſtet ſich recht auffallend damit und weiß wohl auch recht gut nachzuahmen, wie wir ſpäter ſehen werden. Das Wolfram'ſche Bruchſtück iſt unſtreitig einer der herrlichſten, vielleicht der ausgezeichnetſte Reſt altdeutſcher Dichtung. Ob man daſſelbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titurel behandelt hätte, zweifle ich ſehr; ſelbſt dieſe wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein ſteriler Stoff bleiben mußte. Es ſcheint höchſt merkwürdig und für Eſchenbachs Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in dieſen Reſten die Auswüchſe ſeiner früheren Manier beſeitigte. Darf man aus Fragmenten überhaupt urtheilen, ſo möchte man behaupten, daß dieſer Gegenſtand ihn aufrichtiger feſſelte, daß er ihn lehrte, ſeine Perſon aus dem Gedichte zu entfernen, mit ſeiner Perſon zugleich ſeine ironiſche Behandlung und ſeine ſatiriſche Bitterkeit; ſelbſt ſeine Bilder ſind zwar noch ſo keck, aber nicht mehr ſo ſonderbar, und wo noch ſonderbar, möchte man

363) — Her Wolfram, ein wîse man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
Wirnt, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

meinen, dennoch ſchüchterner als ſonſt. Das Fragment entwickelt überall eine viel größere Objectivität, ja faſt eine völlige Verleugnung des Dichters; ſeine Kunſt zu charakteriſiren iſt unendlich vorgeſchritten. Mit wenigen Worten, die die Anfangsſtrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild gibt er uns nicht von dem greiſen Helden! Seine Sigune iſt auch ſchon im Parzival ſo ſchön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe geſchildert, aber wie unausſprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur dieſe Scenen mit ähnlichem in Flos und Blankflos, um zu ſehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppiſchen und Kindiſchen entfernt bleibt, in das hier ſo leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichteriſchem Ausdruck der Empfindung kann ſich mit jenem Geſtändniß der ſehnſüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unſerer alten Literatur, auch nichts im Triſtan vergleichen und nichts unter allen Minneſingern. Es iſt hier ein Thema behandelt, das die Minnelieder manchmal berühren: man halte nur Alles dagegen, was wir Aehnliches ſonſt beſitzen, wie Alles zerſtäuben wird vor dieſer Kunſt, die ahnende Angſt und die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu ſchildern, und in dem geſtändigen Kinde die wundervolle Unſchuld, und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entſtellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei ſo voller überſtrömender Empfindung das Hervorblicken der Verſtändigkeit und des Anſtands, was ſo wahrhaft weiblich iſt, dieſen ſchwermüthigen Blick auf den Verluſt ihrer kindiſchen Freude und Harmloſigkeit gegen die peinvolle Angſt, die ſie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, ſo zarte Seelenzuſtände ſo lebendig zu malen, ſo geſchickt zu belauſchen, und für ſo feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menſchlichen, den naturvollen Griechen ſo hoch bewundern. Wie Schade, daß uns gerade dieſes Fragment nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maas der kurzen Verſe zu ſprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu ſchaffen, und daß man unter unſern Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entſcheidende Schritte, ſcheint es, in Vervollkommnung der poetiſchen Sprache

und Rückkehr zu objectiverer Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Willehalm (um 1215—20) wählte Wolfram einen volksthümlichen französischen Stoff (denn bekanntlich ist der heilige Wilhelm von Narbonne schon früh der Gegenstand von Volksliedern gewesen), und obgleich er in seiner Manier hier noch derselbe ist wie im Parzival, abgerechnet, daß die Ausführung, wie auch Lachmann bemerkt, feiner und gebildeter ist, so ist doch der Ton im Allgemeinen ein anderer und erinnert unmittelbar, nur auf einer anderen Stufe, an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volksromane überhaupt. Es war wohl natürlich, daß dem frommen, christlichen Sänger diese fränkischen Sagen mehr anziehen mußten, als diese hohlen britischen Romane; und daß auch die Zeitgenossen diesen weitberühmten Stoff mit Liebe aufgriffen, beweisen zwei Fortsetzungen und eine lateinische Uebersetzung, die Wolframs Werke im 13. Jahrh. erfahren hat. Ich gehe übrigens auf den Willehalm um so mehr nicht näher ein, weil er unvollendet ist, indem nach dem was wir sahen, Plan und Anlage bei Wolfram die Hauptsache ist, die hier nicht überschaut werden kann. Zudem ist uns auch hier die unmittelbare Quelle, die Landgraf Hermann dem Dichter verschaffte [364]), verloren und aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Eschenbach hat nämlich auch hier, scheint es, seinem gesunden Sinne folgend, blos einen Theil der massenartigen Sage behandelt, so daß er deren Anfang mit Absicht ausschied [365]), das Ende aber liegen ließ. Ein Ulrich von dem Turlin hat nun dem Willehalm den Dienst erzeigt,

364) Willehalm 3, 8.

Lantgrâf von Dürngen Herman
tet mir diz mær von im bekant.
er ist en franzoys genannt
kuns Gwillâms de Orangis.

365) Lachmann bemerkt Einleitung p. 40, daß Wolfram gewiß nicht wegen der Existenz eines älteren deutschen Gedichtes den Anfang des französischen Wilhelms übergangen habe, obgleich zwischen dem Pfaffen Konrad und ihm kärlingische Sagen in Deutschland bearbeitet wurden. Bruchstücke eines niederrheinischen, auch aus dem Französischen stammenden Willhelm sind in Kitzingen gefunden, (s. San Martes Wolfram II, p. 81) und in Gent, vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 2. Lief.

ihn von vorn zu ergänzen [366]); ein ſo elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding, wie man nur denken kann; und Ulrich von Türheim hatte ſchon um 1250 das Ende weder in Wolframs Geiſte noch Manier hinzugedichtet, zwei Arbeiten, auf die ich weiter keine Rückſicht nehme. Auch wenn wir ſie ausſcheiden, ſo bleibt doch der Willehalm in jener ungeheuren Breite uns beſchwerlich, die den franzöſiſchen Romanen eigen iſt, und namentlich treffen wir hier auf jene Titurelſchlachten, jenes Namen- und Völkergewirr, die ungeheuren Erweiterungen der Schlachtbeſchreibung im Rolandsgedicht, zu dem ſich dieſer Willehalm und die romans de geste aus dieſer Zeit des Anfangs des 13. Jahrhunderts ſo verhalten, wie etwa der Ruother zu den Nibelungen; ſo wie wieder die ſpäteren Malagis und Ogier, die wir auch in Deutſchland kennen, zu dem Roman des Hugo de Villeneuve und ähnlichen ſich verhalten, wie der Wolfdietrich zu Ruother. Außer Schlacht und Belagerung finden wir im Willehalm nichts, als das nicht ſehr rühmliche, noch auch ſehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlaſſen hatte, um dem Chriſtenthum und dem chriſtlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Modificationen eben ſo ein ſtehender Artikel in den franzöſiſchen Romanen dieſer Klaſſe iſt, wie wir überall in den ſpäteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieſer Art fanden. Das hier erwähnte hat etwas beleidigendes, da die Entſchuldigung ſolcher Schritte mit dem Chriſtenthume nothwendig zu ſo ſittenloſen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin iſt [367]), führen mußte, obgleich ſonſt in dem Gedichte eine mildere Anſicht von dem Heidenthume herrſcht, als in der Roncevalſchlacht. In einem Fürſtenrathe vor der Schlacht ſpricht Arabele zu den Rittern und ermahnt ſie der Heiden zu ſchonen. Ein Heide ſei der erſte Menſch geweſen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verſtoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbruſt ſeine erſten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht ſeine Kinder zum ewigen Verderben beſtimmt haben; die Menſchen ſeien durch Gott erlöſt worden, weil ihr Sündenfall durch böſen

366) In Caſparſons Ausgabe. Bd. 1. Wolfram hatte mehreren Aeußerungen zu Folge dieſe Anfänge abſichtlich weggelaſſen.

367) Cod. Pal. Nr. 353.

Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anſchlag. Sie ſollen den Heiden gedenken, daß auch Gott ſeinen Mördern vergab, der für die Sündigen ſein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um deſſen willen ſie ihre Götter verlaſſen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen ſelbſt, ſie Haß trage: den Chriſten aber darum, weil ſie wähnten, ſie habe dieſen Schritt um menſchlicher Liebe willen gethan, ſie hätte auch dort Liebe gelaſſen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem ſie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge ſie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutſchen Dichter vielleicht mehr als dem franzöſiſchen angehören; ſonſt finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Geprieſen wird, wer „um Gott ſich in Noth läßt finden, denn ihm ſind die himmliſchen Sänger hold, deren Ton ſo hell erklingt.“ Dem Vivians erſcheint ein Engel in ſeiner Todesſtunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei ſich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Prieſter ſind hier ganz verſchwunden; wie im Parzival die Tempeleiſen gottberufene Ritter ſind, ſo macht dort der Laie Trevrizent den Prieſter, hier ſtreben die Ritter nach dem Himmel und verheißen ihn, ſie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gyburg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, ſo ſind die Verhältniſſe geändert; der Marquis erſcheint hier wie die ſpäteren übermüthigen Vaſallen, greift der Königin in die Haare im Zorn und zerbricht ihre Krone. Die feſte Charakterzeichnung iſt noch die alte. Dieſer ſchwache König Ludwig, die liebliche Alyze, der ſtille, räthſelhafte Rennewart ſind mit Wenigem vortrefflich geſchildert; auch die Wirkung, welche Arabele, dieſe chriſtliche gerechtfertigte Helena auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, iſt ſehr fein beobachtet.

5. Gottfried von Strasburg.

Berühmt iſt jene Stelle im Triſtan[368]) (der um 1210 gedichtet iſt), in der Gottfried von Strasburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eſchen-

3 68) Ausgaben von von der Hagen 1823; von Maßmann 1843; übertragen von Hermann Kurz. 1844.

bach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichteriſchen Ehrenkranz weigert, und ſich ſcharf gegen den barocken Vortrag und das Trockne und Dunkle der Eſchenbachiſchen Manier erklärt[369]). Wie in den Fröſchen des Ariſtophanes Euripides dem tiefſinnigen Aeſchylos die Gewalt ſeiner Sprache und die ihm unverſtändlichen Bilder und Anſpielungen vorwirft, ſo auch Gottfried dem Wolfram, deſſen glühende Phantaſie nichts von dem ſteten Feuer des Gottfried kannte, aber immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichniſſe band und für neue und fremde Gedanken eine neue und ſchwierige Sprache erſchuf, ſtatt daß Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in ſchlichter und einfacher Rede ſpreche, an der ein Mann mit ſchlichten geraden Sinnen nicht ſtrauchle. Keine Forderung iſt gerechter als dieſe; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in einem Manne wie Eſchenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerſpruch nicht entging, der zwiſchen der inneren träumeriſchen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben iſt, ſo werden wir ſogleich begreifen, daß dieſe Einſicht ſich irgendwie in ſeiner Darſtellung nicht minder abſpiegeln werde als in ſeinem Entwurfe. Je mehr ſich die Zeiten über ſich ſelbſt aufklärten, je mehr man ſich aus den alten Zuſtänden des reinen Ritterthums entfernte, deſto klarer ward dieſer Widerſpruch und deſto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Contraſte angewandt finden. Je heller die ſpäteren dieſe Welt überſchauten, deſto entſchiedener wählten ſie die ironiſche und launige Darſtellung mit Abſicht. So in verhältnißmäßiger Steigerung Arioſt

369) Triſtan 4663:

Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
die bernt uns mit dem stoke schate, niht mit dem grüenen linden blate,
mit zwîgen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. op man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an;
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tiutære
mit ir mære lâzen gân; wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Arioſt will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend einen dieſer Zwecke zu haben oder auch nur haben zu können, klar und einfach die Natur ſeines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben dieſe treue Schilderung denſelben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menſchen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwiſchen
9. Lächeln und Rührung; und das iſt auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine ſo ſeltſame Erſcheinung iſt, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtſein dieſes ſtreitende Weſen der erſten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle ſeine Werke faſt hindurchſpielen ließ, was uns in unſerer Zeit weniger zuſagen konnte. Es iſt ſchon, eben weil die komiſche Seite mit dem ganzen Geſchlechte jener Zeit und ſeiner Denkungsart beſonders für uns, die wir unſere Subjectivität mit einmiſchen, ganz eng verknüpft iſt, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unſchuld ſichtbar, theils wie bei Gottfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie faſt in allen Gleichniſſen und Bildern, durch das Zuſammenhalten des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in ſich widerſpruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichungen ſinnlicher und unſinnlicher Gegenſtände ſind in dieſen Poeſien, und in anderer Art in Jean Paul, eben ſo gewöhnlich, wie ſie bei den Griechen unerhört ſind. Bei Wolfram aber iſt viel Komiſches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Pauliſche „Ungleich" launig anwendet: „Iſt etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Beſonderen ſtatt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung ſteigert den komiſchen Effect; dergleichen findet ſich mehrfach, wie wenn er von einem ſeiner
z. 285. Helden ſagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends iſt der Rhein ſo breit, ſäh er am andern Geſtade kämpfen, er würde das Bad nicht ſcheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komiſche Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr geſtorben wäre." Wenn beim Homer Ajas mit einem Eſel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Geſicht und Wuchs ſeiner Heldin mit Haſen und Ameiſen vergleicht; oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänſe-

lein, das „an dem Angriff linde" iſt. Wenn er den lächerlichen Contraſt empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzivals phyſiſche Kraft in demſelben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe ſteigt, als er über den Anblick von drei Tropfen Gänſeblut im Schnee ſeiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren ſcheint, ſo hält er die Frau Minne an und fragt ſie ernſtlich, warum ſie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth ſo „enſchumpfire." Und endlich bekennt ſich Wolfram ſelbſt zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung ſpricht, mit denen ſich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten [370]; und ſeine eigne Unkunde des Franzöſiſchen, ſein krummes Deutſch, ſeine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei ſo vielen witzigen Schriftſtellern aller Zeiten, nicht ſeinen eigenen Bemerkungen [371].

Wenn nun ſo weit dieſe humoriſtiſche Manier, die von ſeinem ſonſtigen Ernſte oft hart abſticht und einen unverſöhnten Contraſt bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerſtört, etwa entſchuldigt werden möchte, ſo läßt ſich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das Allerunangenehmſte und Grellſte oft das höchſt Zarte mit dem Allerekelſten, das Innigſte und Ergreifendſte mit dem ſtärkſten Bombaſt und ſchlechteſten Geſchmacke, das Entfernteſte mit dem Entfernteſten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze

---

370 Swaz dâ was spîse für getragen,
beliben si dâ nâch ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.
Ich wil für mich geheizen,
man möhte mit mir beizen,
wær ich für vederspil erkant,
ich swunge al gerude von der hant,
bi selhen kröpfelînen
tæte ich fliegen schînen!
— Wes spotte ich der getriwen diet?
mîn alt unfuoge mir daz riet.

371) Herbergen ist loschiern genannt. sô vil hân ich der spræche erkant:
ein ungefüeger Tschampânois, kunde vil baz franzois
dann ich swiech franzois spreche. seht, waz ich an den reche,
den ich diz maere diuten sol; den zæme ein tiutschiu spræche wol,
mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump, er mac mir lîhte sîn ze tump,
den ichs niht gâhs bescheide: dâ sûme wir uns beide.

ſo liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild[372]). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichſte ausgedrückt iſt, miſcht ſich unter die ächteſten Empfindungen ein Bild wie dieſes: ſolche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeſchmack müßte ganz zuckermäßig ſein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo ſoll der Glanz des Heeres von Poydjus beſchrieben werden, das unter ſeiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all ſeinen Reichthum angelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodenſee zu trinken komme „trünkern gar, daz taet im wê.“

Wer nur wenige Seiten im Triſtan zur Vergleichung mit dieſer Wolfram'ſchen Manier geleſen hat, ſchon der wird begreifen, woher die feindſelige Stimmung dieſes klaren geſchmackvollen Mannes rührt, der dem ritterlichen Stande nicht angehört zu haben ſcheint. Man darf nur ſehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darſtellung, die in allen Dichtern dieſer Zeit nicht zu leugnen iſt, entfernt ſteht, mit welcher beneidenswerthen Leichtigkeit er ſeine eintönigen Verſe und Reime in einander ſchlingt und mit ſeinen künſtlich und kühn zugleich gebauten Perioden und leichten Reimen das Langweilige und Eintönige dieſer Versart faſt vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entſtrömt, und wie wenig er von dem Zwang, der Aengſtlichkeit, dem erkünſtelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteſte Redſeligkeit und Weichheit, die an und für ſich gerade auch nicht zu loben iſt, gleichſam durch ſeinen Plan und Gegenſtand ebenſo gerechtfertigt wird, wie die planloſen Abentheuer im Parzival. Allein ſein Vortrag wäre offenbar das Geringſte, wenn nicht hinzukäme, daß Gottfried offenbar der ganzen herkömmlichen Poetenmanier geradezu entgegenträte und überall oft den pikanteſten Spott gerade über die herrſchendſten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgöſſe, die auch im Parzival noch ſo vielfältig begegnen. Bekanntlich iſt die Art der beſchreibenden Dichtkunſt, die prächtige Gegenſtände, oder glänzende Anzüge und Waffen, oder die ſchöne Körperbildung eines Menſchen mit Aufzählen der einzelnen Theile derſelben zu ſchil-

372) Man möht ûf eine wunden ir kiusche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bî: belibe diu niht vor schaden vrî,
si müese enkelten wunders . . .

dern ſucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Leſſing im Laokoon ſo vortrefflich gezeigt hat, auf die poetiſchſte Weiſe mit merkwürdiger Conſequenz aus dem Wege geht. Dieſe Manier herrſcht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebenſten Weiſe. Gottfried iſt der erſte und letzte, der dies fühlte, ja einſah, obwohl die Uebertreibungen dieſer Art auch ſchon Wolfram aufgefallen waren. Wo er ſeinen Triſtan und Rual zur Schwertleite kleiden und feſtlich ſchmücken will, war die bequemſte Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und ſetzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geiſtigen Schmuck und den Zierat der Seele ſeines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde ſo ſchön geſungen habe und von reichem Geräthe, daß er mit zwölffachem Talente nicht beikommen, mit zwölf Zungen nicht erreichen werde, was man Herrliches geſagt. Dies ſchwankt zwiſchen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich ſein ſollen, weil in der That an ſolche Stellen oft der ſchönſte Fleiß der beſten Dichter verſchwendet iſt. Der Dichter bahnt ſich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung ſeines Feſtes, indem er gleichſam die berühmteſten Dichter ſeiner Zeit in die Geſellſchaft ladet, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir ſo manche ſchöne Notiz verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Beſtimmtheit der Charakteriſtiken wegen ſo ſehr bewundern, ſo daß wir z. B. aus ſeiner Schilderung von dem duftigen und harmoniſchen Gedichte des Blikker von Steinach[373]) (dem Umhang) mit Gewißheit ſchließen dürfen, unſere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, ſollte dies je noch aufgefunden werden[374]). Wenn er alsdann den geladenen

373) Wackernagel wieß ihn in einer Lorſcher Urkunde von 1165 nach.

374) Vers 4696.

Er hât den wunsch von worten;
sînen sin den reinen, ich wæne daz in feinen
ze wunder haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet; er ist benamen gefeinet;
sîn zunge diu die harpfe treit, sî hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremdem prîse. der selbe wortwîse,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet

Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern ſeiner Zeit bekannt gemacht hat, ſo nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe ſo redereicher Männer das Wort im Munde gar erlöſche und er nicht wiſſe, wie er ſeinen Triſtan zur Schwertleite bereiten ſolle. Er müſſe denn ſein Gebet zu dem Helikon ſenden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauſcht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Kamönen würden, da ſie ihre Gaben ſo reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht verſagen. Geſetzt aber, dieſe ſeine Bitte ſei ihm gewährt und reichlich beſäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth ſanft zu ſtimmen, ſeine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu laſſen, dennoch würde er ſich nicht beſtimmen laſſen, ſich an dem zu verſuchen, woran ſich ſo Mancher verſucht und verprieſen hat: denn gäbe er ſich alle Mühe, wie ſo Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Triſtan die Waffen und Kaſſandra den Kleiderſchmuck bereitet, ſo hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Geſellſchaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein ſelbſtändiger Kunſtſinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poeſie hier durchblicken, die es erklären, wenn er blos auf die Forderungen der Kunſt gerichtet abſieht von allem Moraliſchen und allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu ſuchen gewohnt war. Ganz ſo wie an dieſer Stelle die Feſtbeſchreibung, ſo ſchiebt er ſogleich auch die Beſchreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere ſie zerbrochen hätten, das ſollen die Knappen ſagen, die ſie zuſammentrugen. So will er ſich auch nicht mit dem Preis von Morolts Stärke befaſſen, indem er, ohne es zu ſagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im beſonderen auf die des Morolt, dem die alte Sage, der er opponirt, mehrfache Manneskraft beilegt, ſticheln und ausdrücklich beifügt, daß er ſeine Kunſt nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großen Schmerzes und inniger Klage ſcheut,

---

mit behendeklîchen rîmen: wie kan er rîme lîmen,
als op sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unde buochstabe für vederen an gebunden habe;
wan wellet ir sîn nemen war,
sînin wort diu sweiment als der ar.

hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflours versteinerndem Schmerz über Rivalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristans redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren misfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Seine Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, ist, wie wir noch näher sehen wollen, im höchsten Grade ausgezeichnet, ja er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Figuren der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die mit der Härte und der Strenge des Wolfram so gewaltig contrastiren, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von der des Eschenbach eben so scharf absticht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je diametraler sich diese Weltansicht beider Dichter entgegensteht, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je totaler jede einzelne in Jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte

anzuziehen pflegt, deſto erklärlicher wird das verſchiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwieſpalt über den Werth ſolcher Werke und ſolcher Dichter wird ſo lange dauern, als Menſchen Menſchen bleiben. So lange es Menſchen geben wird, die das Leben mehr von der ernſten Seite, und andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, ſo lange das Ebenmaß zwiſchen moraliſcher und äſthetiſcher Bildung der Seele nur in ſo Wenigen beſtehend gefunden wird, ſo lange werden ſich die Urtheile über dieſe und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geiſt ſucht oder Geſchmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewiſſe Trilogie künſtleriſcher Form, die darum ſich in den Literaturgeſchichten der Völker mehrfach wiederholt, weil ſie eine natürliche iſt und den Menſchen gemeinſam. Die Dichtkunſt erſcheint anfänglich, den großen Beſtrebungen und Gedanken der Völker angemeſſen, in ſchwerem und tiefſinnigem Ausdruck, und ſucht mehr die Sache als die Darſtellung; dieſer erhabnere Charakter ſinkt mit der Zeit zu ſeinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichteriſche Genuß ſteigt, die moraliſche Befriedigung und Erhebung fällt oft weg. Zwiſchen dieſen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen ſteht das eigentlich Schöne inne, erſcheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch ſcheint in Aeſchylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommenſten ausgedrückt. Aehnlich würde ich Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander ſtellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall iſt, mehr negativ die Extreme ausſchließt als poſitiv in ſich harmoniſch verbindet. Es iſt daher natürlich, wenn dieſe Mitte zwar von keiner Parthei je abſolut verworfen, aber auch ſelten ſehr leidenſchaftlich bewundert wird, und wenn Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen zwiſchen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunſt den nicht erſcheinenden Sophokles in ſtiller Entfernung emporhebt, ſo iſt das etwas, was unſer inneres Gefühl mit eben der überraſchenden Wahrheit trifft, wie wenn Göthe erzählt, daß er ſich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphaels geſtritten; man habe ſich nie verſtändigen können, aber am Ende habe man ſich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So iſt auch bei Ariſtophanes unter jenen Griechen Aeſchylos zum Anerkennen des Sophokles eben ſo bereit, wie Gottfried den Hartmann

von der Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „Vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann ersetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, will ich so kurz als thunlich dem Tristan und seiner inneren Structur folgen, und der Leser möge meine Analyse dann nur mit der des Parzival vergleichen. Ich sehe hierbei noch mehr, als irgendwo sonst von den Quellen [375]) ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt und weil dies geradezu als ein so originaldeutsches Product angesehen werden darf, als ob dem Dichter selbst der Stoff eigen sei. Die Geschichte der Sage [376]) kann in der Dich-

375) Die wälschen Triaden kennen die glühende Liebe Tristans zu Ysault, das Weib seines Oheims March. Schon im 12. Jahrh. sind alle französischen Troubadours voll davon.

376) Neues und correcter edirtes Material für die Tristansage gibt: Tristan; recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par

tungsgeschichte nur als Stoff der Poesie interessiren und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die dichterische Thätigkeit der Individuen wird. Mein Vorsatz ist in dem einen wie im anderen dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lasse ich bei Seite. Es ist ein mäßiges Interesse, was ich an dem geschichtlichen Stoffe von Göthes Werther nehme; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einer Materie bereitet, die noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist', die nichts ist als eine bloße Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn auch z. B. in den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem anderen auch ein einzelnes Abentheuer im Tristan vorkommt, indem Gottfried überhaupt mehrere allgemein verbreitete Lieblingsstücke der Art hat, die noch im Eilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst. Wenn wir uns im Parzival in das Gedankenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Opposition setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegesang und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvoll-

---

Fr. Michel. 1835. 2 Thle. Chretien von Troyes' Tristan scheint verloren.

kommen davon ſingen und ſagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines ſolchen höfiſchen Ritters eingeführt, der im Gegenſatze zu dem einſam emporgewachſenen Parzival mit feinen Manieren, mit liberalem Unterricht, mit weltmänniſchen Sitten aufgezogen wird; der Dichter will ihn uns von jener einen Empfindung der Liebe beherrſcht zeigen, von jenem ſo räthſelhaften und für uns fremden Gefühle, das ſo manches unter ſich Streitende verſöhnt, ſo manches Heterogene verknüpft, das hier Treue und treuloſen Verrath, Dienſtpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtſinn und Innigkeit in einem und demſelben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieſer Dichter mit faſt unbegreiflicher Ueberlegenheit einen ſo ſchwierigen Vorwurf zu bemeiſtern das Geſchick hat, uns würde die ganze Zeit ohne ſein Gedicht viel unbegreiflicher ſein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, wunderbaren, zauberiſch wirkenden Regungen der erſten Liebe, er zeigt dieſe, mittelſt des Zaubertranks, in ihrer unwiderſtehlichen Stärke, er zeigt, wie ſie den Todhaß zweier Seelen verſöhnt, und an ſeine Stelle Treue bis zum Tode ſetzt, wie ſie auf der anderen Seite den ſchönen Bund zweier Verwandten trennt und zu ſchmählichem Verrathe verleitet, wie ſie den reinſten Charakter verdirbt, wie ſie den thatenluſtigen, umgeirrten Triſtan, den Retter ſeines Oheims, den Eroberer ſeines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht, wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen ſtille ſtehen, nur die kleinen Machinationen nicht, die ihm ſein neues Bündniß mit Iſold eingibt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieſer Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geſelligen Bande gepaart zu ſein und verſöhnt oft das Schmählichſte mit dem Erhabenſten und Edelſten. Dies iſt ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geſchichte jedes innerlichen Menſchen beſtätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einſamkeit, wo er mit Arioſtiſcher Laune ſogar meint, ſie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieſer Spitze des Glücks das an Täuſchungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuſchen ſucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach ſich, bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophiſtik der Liebe treibt den Helden ſogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophiſtik des Schickſals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte

uns ſagen können, ob der Dichter wirklich die Abſicht gehabt hatte, ſeinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenſchaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtſinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Triſtan ſelbſt heißt, Liebe für ein ſo ſeliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die alſo eine Leidenſchaft an die Stelle eines Lebensgrundſatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Abſicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, ſo liegt es in ſeinem genialen Gedichte um ſo deutlicher, nur daß ſelbſt die warnende moraliſche Wendung vermieden iſt, die wir gern dabei unterſchieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht ſowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier ſeine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters ſpricht ſich gleich im Eingang mit der Totalität aus, mit der ſie das ganze Werk bis in die kleinſten Theile aufs innigſte durchdringt. Er ſpricht ſein Lied zu den Liebenden, auch er ſingt von Freud und Leid, aber er ſingt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unſer Beginnen ſei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen", ſondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, ſein Vater fällt vor ſeiner Geburt, ſeine Mutter ſtirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei ſeiner Geburt. Dies iſt das Vorſpiel zu ſeinem eigenen Schickſal und der Keim ſeiner Natur. Die erſte Schule aber vollendet ſogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht den Triſtan als ſeinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätſchelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienſtmannes begleitet iſt. Er reiſt in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfiſchen Edlen oder im heutigen Ausdruck zu einem Gentleman oder Routinier gehörte. Das war, ſagt der Dichter, das erſte Opfer ſeiner Freiheit und er trat in den Jugendjahren, wo alle ſeine Freude und Wonne erſtehen ſollte, in peinliche Sorgen und ſein beſtes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der ſo mancher Jugend ſchadet und er verdorrte ihm die

Blüthe ſeiner Freuden.“ Dies war die Folge der Bücherbeſchäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die heute in unſerer Welt der Proſa nicht ſcharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr wie die leichtſinnige Klage unſerer ſchwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule, auch wo keine Urſache zur Klage iſt. So erſcheint nun dieſer Triſtan mit jener Welttournure, mit jener glänzenden Außenſeite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, welche — wer kennt das nicht? — die Welt, wie ſie nun iſt, immer am bereitwilligſten tolerirt, die Jedermann und beſonders die weibliche Geſellſchaft einnehmen und gewinnen, wenn auch nicht innerlich feſſeln, die Jeden, der ſie beſitzt zum Liebling Aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenſtand der Achtung machen. Die Zeichnung dieſes Charakters ſucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie er das redſelige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte Bürſchchen an Markes Hof einführt, iſt ganz vortrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geſelligen Toleranz und Beſcheidenheit iſt überall ins Licht geſtellt; es iſt ein allgemeiner Satz, den auch die Strengſten der damaligen Dichter und Moraliſten loben, daß den Mante nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht iſt, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falſchen rund ſein ſolle, eine Maxime, die nur ein Ascet und Einſiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre ſehr feſten innerlichen Prinzipien verlangt, wo ſie nicht zum Laſter werden ſoll. Allein Gottfried ſieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß ſein Triſtan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu ſingen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend ſolle. Jugend hat nicht Tugend, iſt ſeine Predigt; auch das iſt recht; es iſt ein Satz, dem ein geſunkenes, ſchwächliches, für ſeine Kinder ängſtlich beſorgtes Geſchlecht wie das unſere ſo gern ſeine Wahrheit nähme, allein auch dies iſt eine Einſicht, die in einem Zeitalter der Umbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe ſteht, obgleich ſie bei Gottfried durchaus rein iſt, da er nicht ſo weit geht, daß er auch der Böſen Lied ſingen lehre, vielmehr den Haß der Böſen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darſtellt. Die Heldenthaten des

Triſtan, die Wiedereroberung ſeines Landes, ſein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er ſieht jene Iſold zum erſtenmal kalt, er räth ſelbſt dem Marke um ſie zu werben, er ſelbſt übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet ſie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitſpielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenſchaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu ſchildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte und verſinnlicht das Plötzliche eines ſolchen Uebergangs von nothwendiger äußerer Verſöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunſt der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Iſold iſt ganz vortrefflich; die Kenntniß der Natur der Geſchlechter, die dabei entwickelt wird, iſt zum Erſtaunen. Das Weib wallt zuerſt über von ihrer Empfindung, ſie hat volle Augen, ſie läßt das Haupt auf Triſtan ſinken und ſagt ihm ein Räthſel als halbes Bekenntniß, und der Mann, den gleiche Gefühle beſtürmen, hat jetzt, ſeines Sieges ſicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, ſie mit abſichtlicher falſcher Auslegung ihrer Worte zu quälen, ſie zum vollen Geſtändniß zu zwingen. Was von nun an folgt, iſt nicht geeignet, etwas anderes als unſeren Abſcheu zu wecken, obgleich es in der menſchlichen Natur nur zu begründet ſein mag, daß, wenn nun einmal namentlich im Weibe nach einem ſolchen Kampfe Scham und Zucht überwunden iſt, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen, Täuſchungen und Verationen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen iſt, daß auch hier das ganze Talent des Dichters ſich entfaltet. So iſt die reine liebe gute kindliche Iſold denn gleich, nachdem ſie den Trank der Schuld gekoſtet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den ſchmählichſten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der ſchauderhafte Satz ausgeſprochen, daß ſie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grauſigen Anſchlag dient, den ſie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künſten der Schlangenliſt und des Betrugs die raſcheſten Fortſchritte zu

machen; bald macht ſie eine Thorheit, die ſie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunſt der Weiber ſpielen, wie der Dichter ſagt, daß ſie weinen können ohne Anlaß und Ernſt, ſo oft ſie es gut dünkt. Bald bedarf ſie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen, ſchnell weiß ſie mit eigner Kunſt die Lauſcher zu täuſchen (in Scenen, die des Pinſels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer ſonſt hierin Meiſter iſt, vollkommen würdig ſind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meiſterſchaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achſelzucken und Seufzen den ängſtlich ſchwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuſpielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als ſie ihm bei ihrer Zuſammenkunft mit Triſtan im Garten das Lauſchen auf dem Baume ablauſchte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die ſie da mit Triſtan zu ſeiner Täuſchung ſpielte: nein, ſie nicht; ſie ſagt ihm nur die leichte Lüge, daß Triſtan das, was er ihr vor Markes Ohren ſelbſt geſagt, zu Brangäne geſagt hätte, und reſervirt ſich alſo ihm gegenüber das Recht der Heimlichkeit vor dem Gatten. Es geht ſo weit, daß ſelbſt das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer liſtigen Erfindung der Iſold, die ihr in Noth und Gebet und Faſten der gnädige Chriſt eingegeben hat! ſie richtet die Liſt zu, ſie betet dann in „göttlicher Andacht", ſie ſchwört dann den Eid, ſie hält das glühende Eiſen: da ward es offenbar, „daß der heilige Chriſt windſchaffen wie ein Aermel iſt!" Man ſieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier ſeinen Spott treibt und dies würde man am Ende heute ſo gut hingehen laſſen, wie Friedrichs II. freigeiſtige Scherze über das gelobte Land[377]); aber wie iſt doch auch die Anſicht von dem ganzen Verhältniß die ſonſt durchgeht! Wenn er von den untreuen Hausgenoſſen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, ſo ſollte man Wunder meinen, welche treff-

377) Dâ wart wol geoffenbæret und al der werlt bewæret,
daz der vil tugenthafte Krist wintschaffen als ein ermel ist:
er füeget unde suochet an, dâ man'z an in gesuochen kan,
als gefuoge und alse wol, als er von allem rehte sol:
er ist allen herzen bereit, ze durhnehte unt ze trügeheit!
ist ez ernest, ist ez spil, er ist ie, swie man wil.

liche Anwendung werde gemacht werden: am Ende ſind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man Gottfried von der Liebe reden hört, von der Kraft und hohen Wirkung, die ſie übt, von dem Verfall der ächten Liebe in der Zeit, und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig ſei, ſo denkt man, die herrlichſte Schilderung reiner und heiliger Gefühle ſolle das Alles bewähren, wo gleich hernach die ſchandbarſten Anſchläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgeſtellt wird, weil auch freilich die Iſold an dem Gegenſtande ihrer ſündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die ſich ſogar jede andere Freude verſagt, ja zerſtört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuſcht war, täuſcht ihn doch ſein eigenes geſundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit anſehn, läßt die beiden Liebenden von ſeinem Hofe gehen und überläßt ſie ſich ſelbſt. In der Schilderung ihres Zuſammenlebens im Walde wandelt den Gottfried Arioſtiſche Laune und Uebermuth an und er überläßt ſich dem höchſten Schwung ſeines Genius. Die ſinnige allegoriſche Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitſpielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendſten Schmucke bekleidet iſt, Alles befähigt dieſe Stelle mit dem Höchſten der romantiſchen Poeſie zu wetteifern. Man reiße dies einſame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für ſich und nur von Seite der poetiſchen Kunſt, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurückſteht; oder man nenne uns irgend ein Schäfergedicht oder eine idylliſche Epiſode der Spanier und Italiener, in der ein ſo zarter Duft ungekünſtelter Unſchuld weht, über die ſo friſche, geſunde Freude an dem Leben in der Natur und ein ſo reiner Hauch der Naivetät gebreitet iſt. In dieſem Leben der Wonne ſtört ſie Marke wieder. Dieſer arme Mann iſt von dem Dichter vortrefflich gezeichnet; ein Gemälde menſchlicher Schwachheit und Leidenſchaft, das troſtlos ſchön entworfen iſt. Jetzt bereut er ſeine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen ſie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwiſchen ſich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unſchuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einſamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt ſie wieder an den

Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um ſie ſtand, aber wollte es nicht wiſſen. Das braucht nun der Dichter zur Entſchuldigung. Wem ſoll man, fragt er, die Schuld an dem ehrloſen Leben der Beiden geben, da Begierde und Luſt den Marke ſo blendeten, daß er Alles vergeſſen wollte, was ſie ihm thaten? er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und ſie damit nur um ſo mehr reizt; er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren ſei, da man die Böſe nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; ſie hüte ſich ſelber; jeder andere Hüter ſei ihr verhaßt; und wenn gute Geſinnung auf dieſe Weiſe zum Uebeln gebracht werde, ſo trage ſie noch üblere Früchte, als die ſtets übel geweſen iſt. Die Liebe erzwingen ſei ja nicht möglich, man löſche die Liebe mit dem Verſuche; man müſſe nichts verbieten, denn Manches geſchähe durch Verbot, was außerdem nicht geſchehen wäre: dies ſei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten geweſen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die ſich ſelbſt und Gott verlören. Das Weib, das *aus dieſer Art* ſchlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, ſei ein Mann an Geſinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieſer Art verſchwendet er nun ſein größtes Lob; nun ſollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müſſe zwiſchen dieſem Ideale der Weiblichkeit und der Iſold geſchieden werden, allein im Gegentheil, dieſe Iſold wird als ein ſolches Muſter geradezu aufgeſtellt. Vor einer ſolchen Logik des Frauendienſtes jener Zeit muß die unſere natürlich die Segel ſtreichen. Und man darf ſich nur in dem welſchen Gaſte umſehen, um zu finden, daß dieſe Denkart damals die würdigſten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geſchichte wird dann Triſtan aufs neue überführt und macht ſich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Iſold. Leichter in ſeiner Leidenſchaft als das Weib, wird der Mann von der Schönheit dieſer angeregt, daß er ſogleich beginnt, mit ſeinem Herzen zu ſpielen, ſich ſophiſtiſch hinter den Namen zu verkriechen, um ſeine Treue ein wenig zu betäuben. Als er ſieht, daß es in *ihr* Ernſt wird, kommt er wieder zur Beſinnung und nun hält er, ein eben ſo vortrefflicher dem Schwächling abgelauſchter Zug, zurück; er ſieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, ſie mit Anderem, mit Geſang und allem

Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal zieht ihn seine Treue ab; aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herz wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isold ward die alte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung in sich macht, so macht er nun gleich seine Qual und die Trauer um die frühere Isold als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an, daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welches der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und ich will nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Soll ich zum Schlusse ein Urtheil über Gottfrieds Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Moral und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasins, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprüchwörtlich

Triſtan und Iſolde als Beiſpiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Juſſuf und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der ſo viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunſtwerk keine Forderungen der Moral zu ſtellen? Dies ſind Fragen, die wohl immer von verſchiedenen Menſchen verſchieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Triſtan unſere damalige Kunſt auf ihrer höchſten Höhe geſehen. Die Nation und ihre Dichtung iſt aus dem Zuſtande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies ſetzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegenſtehenden. Statt daß früher die Menſchen ihre moraliſchen Geſinnungen wie ihre poetiſchen Productionen ohne Befragung des Verſtandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pflegten, ſo lernen ſie ſich jetzt erkennen und vergleichen und ſchaffen ſich Grundſätze und Regeln. Allein bei dem erſten Verlaſſen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei der Kluft der früheren Stärke des Inſtincts und dem Aufſuchen von Prinzipien, geräth der Menſch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einſeitigen, erſt thätig werdenden Verſtandes, und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis erſt allmählig und ſpät ſich die neu aufgehende Erkenntniß ſo ausbildet und erweitert, daß ſie ſich mit der urſprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unſeren beiden Gedichten aufs treueſte und wahrſte ausgeprägt; allein ſo wie wir dieſe Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menſchen nie ohne die Sorge betrachten, ob er ſich auch zum Guten löſen werde, ſo hat auch dieſe ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Beängſtigendes für uns, weil uns dieſe Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszuſtand hier vorliegt. Erſt wir, die wir auf dieſe Zeiten zurückblicken, nachdem ſich dieſer Kampf in der Menſchheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löſte, können dieſe Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unſer Gefallen daran und unſere Bewunderung dafür iſt aber nur zum Theil die Frucht des poetiſchen Genuſſes und mehr die des hiſtoriſchen Studiums.

6. Didaktiſche Poeſien.

Vier Männer haben wir oben genannt als die, welche der Dichtung dieſer Zeiten Werth und Charakter gaben; ſie thaten noch mehr, ſie beſtimmten die Richtungen der Folgezeit genau und ſcharf, und haben mittel- und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine iſt Walther von der Vogelweide, der ſich mit ſeiner Didaxis gleichſam dem Leben und Handeln, dem Singen und Sagen dieſer ritterlichen Welt gegenüberſtellte, den Standescharakter ablegte, allgemein das Menſchliche ins Auge faßte, und ſo eine gewiſſe Gattung von poetiſcher Lebenskritik, moraliſcher Didaxis und Satire eröffnete, die zunächſt von zwei Hauptwerken fortgeſetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig ſind und in ſo offener Beziehung zu ihm ſtehen, daß wie ſchon geſagt von W. Grimm die Identität Walthers mit dem Verfaſſer des Freidanks behauptet ward. Dieſe Werke ihrerſeits gruben ſich in die Nation ein und bilden mit den ähnlichen Schriften, die ſie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der erſten Zeit, die nach dieſer ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unſere Culturgeſchichte wird. Dieſe ganze Gattung lagerte ſich der Erzählungspoeſie gegenüber und zerſtörte ſie allgemach. Was dieſe ſelbſt angeht, ſo bewegte ſich das Volksepos in ſich ſelbſt und in dem herkömmlichen Style fort bis es ſich alternd überlebte, und neben ihm gingen die franzöſiſchen Volksſagen hin, die bei uns in Ueberſetzungen niederländiſcher Gedichte unterhalten wurden. Dieſe beiden Zweige laſſen ſich nicht auf perſönliche Manieren und Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt ſich in die zwei grellen Richtungen, die Hartmann, Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Faſt Alles, was der Blüthezeit der ritterlichen Kunſt näher lag und der höfiſchen Sitte und Art treu blieb, ſchloß ſich an den künſtleriſch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt ſich die ganze Nachblüthe dieſer Zeit. Alles was in Leben und Kunſt tiefere Beziehungen nach Wiſſenſchaft und Religion und mehr Verwandtſchaft mit der didaktiſchen Poeſie ſuchte, lehnte ſich an Wolfram und ſchob in der Zeit vorwärts, ſo daß Wolfram und Walther im Andenken der Meiſterſänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergeſſen waren mit aller Poeſie, die ſie gepflegt hatten. Die Wolfram'ſche Richtung nach einer gewiſſen Myſtik, nach Religioſität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen

Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſo, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriediſcher Schule ſelbſt noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, ſo doch der Sinnesart, des Geſchmackes und der Wahl der Stoffe ſichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geiſtlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weichern und frommen, von der muthwilligen und freien des Gottfried zu einer verzagten und ängſtlichen. Ehe wir dieſe Veränderungen in den erzählenden Poeſien betrachten wollen, wo wir nur mehr das Thatſächliche beobachten können, machen wir uns mit den didaktiſchen Dichtungen, die ohnehin chronologiſch folgen, zuerſt bekannt, wo wir zugleich näher auf die Gründe dieſer Wandelung hin geleitet werden.

Schon Leſſing hatte zu der didaktiſchen Poeſie unſerer Vorfahren eine ſo große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten ſtellte. Dies kam nun wohl ſchwerlich aus einem anderen Grunde, als weil er von dieſen übrigen wenig oder nichts kannte. Indeſſen wenn wir überlegen, daß ſchon im Walther jenes lehrhafte Element erſchien, das ſich bei dem weltkundigen Mann zum Theil als Satire darſtellte, wenn wir uns erinnern, daß der erſte Dichter, der in ſeine Ueberarbeitung eines fremden Romans ſeine eigne Weisheit einmiſchte, eine ſtarke Neigung zum Moraliſiren verräth, wenn wir an die Trefflichkeit des Winsbecke zurückdenken, wenn wir im Wolfram die Gelehrſamkeit des Laien rühmen hörten, ſo wird man ſchwerlich leugnen können, daß gerade die nationalſten und tüchtigſten Dichter ſchon damals allerdings einige Vorliebe für das Lehrmäßige erkennen laſſen. Jeder Tiefere mochte das Ungenügende in den ſchalen britiſchen Romanen empfinden und jeder älter werdende Mann mußte zu Anſichten, zu Bedürfniſſen, zu Einſichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald ſich einmal die Poeſie den inneren Menſchen ausdrücklich zur Aufgabe nahm, pſychologiſche Probleme gleichſam zu löſen anfing, lag der Uebergang zum Nachdenken über menſchliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menſchen nur gar zu nahe. Sobald ferner neben allen Zweigen geiſtiger Thätigkeit auch die Philoſophie jetzt die lateiniſchen Schulen und den Klerus, denen ſie bisher ausſchließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, ſo war es ganz natürlich, daß ſich Mancher unter dieſen, der ſich vielleicht zum Lateinleſen aber nicht zum Lateinſchreiben fähig

fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß die Mutterſprache zur Hülfe zu nehmen, um ſeine Weisheit durch ſie zu verbreiten, und da er hier keine Proſa, wohl aber die vollendetſte Vers- und Reimkunſt vorfand, ſo war es nicht minder natürlich, daß er dieſer Weisheit ein poetiſches Gewand gab. Von dieſem Geſichtspunkte aus, alſo von einem ganz anderen als von dem man andere didaktiſche Poeſien anſehen muß, betrachten wir den wälſchen Gaſt[378]), eines der bedeutendſten Werke, die uns aus jenen beſten Zeiten, den zwei erſten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts (und dieſes zwar in vielen und guten Handſchriften), übrig geblieben ſind. Dieſes Gedicht überhebt uns der Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiſte unſerer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthſelhaft und höchſtens zu errathen war, die Erklärung weither in anderen, namentlich philoſophiſchen Fächern zu ſuchen; indem es uns in den verſchiedenſten Punkten ein überraſchend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich wie kein anderes Document aus jenen Zeiten einen Aufſchluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer ſchönſten Blüthe ſelbſt, die wenn ſie nicht allgemein gültig iſt, doch immer die Anſicht einer gewiſſen Klaſſe von Leſern ausſpricht, die keineswegs eine verächtliche
1.276. ſcheint. Der Dichter iſt Thomaſin Zirkler, oder Zerclar oder wie der Name ſonſt zu ſchreiben iſt, aus Friaul gebürtig; er ſchrieb in wälſcher Sprache ein Werk über höfiſche Sitte, was nicht, wie Eſchenburg meinte, das nämliche mit unſerm deutſchen Gedichte iſt, ſondern woraus nur Einiges in dieſes auch aufgenommen ward[379]) und dieſes ſpätere deutſche Werk, das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten ſchrieb), benannte er ſeiner Geburt nach den wälſchen Gaſt und bittet auch um Nachſicht für ſeine Sprache[380]). Eſchenburg iſt ſehr irre[381]), wenn er meint, es ſeien keine Spuren zu finden, daß er der Sprache minder kundig wäre, als Andere ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen in

373) Cod. Pal. Nr. 389. Wir haben eine Ausgabe von Frommann zu erwarten.

379) Fol. 19. Alsô ih han hie vor geseit an mînem buoch von der hûfscheit,
daz ich welihisehen hân gemaht —.

380) Fol. 2. — wan ich vil gar ein walich bin,
man wirt es an mîner tiusche in.

381) Denkmäler p. 121 sqq.

Deutſchland, und wenn er deshalb die ganze Wendung ſich für einen Fremden auszugeben für erdichtet nimmt. Vielmehr iſt aus ſeinen hiſtoriſchen und localen Kenntniſſen ganz klar, daß er in der Lombardei wie zu Hauſe iſt, und was die Sprache angeht, ſo würde es einem Kenner nicht ſchwer fallen, die Eigenthümlichkeiten des Fremden und die ungenauen Reime, deren er ſich ſelbſt beſchuldigt, aufzufinden, ja, hätte Eſchenburg das Ganze geleſen, ſo würde er geradezu gefunden haben, daß dem Dichter deutſche Worte und Benennungen für entlegnere Gegenſtände fehlen. Der Dichter gibt gleich im Eingange das Verhältniß ſeines Werkes zu den Dichtungen ſeiner Zeit an: nachdem er lange den poetiſchen Preis edler und ſchöner Thaten gehört, ſo wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht ſei. Die Mährchen und Abentheuer der ritterlichen Poeten ſind ihm wie Bilder und Beiſpiele, an denen man die junge Phantaſie ſchulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich ſind. Von dieſem Geſichtspunkte aus warnt er vor den Geſchichten von Helena und jedem anderen böſen Vorbild, und empfiehlt ſtets das Beſte zu leſen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenoe, von Galien und Blancheflur, die Jungherren aber ſollen an Erek und Iwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Triſtan Beiſpiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß dieſe Dichtungen durchaus blos vom moraliſchen Standpunkte aus aufgefaßt werden, ſo erinnert man ſich ſogleich, wie faſt jeder einzelne Dichter, der ſich über dergleichen ausließ, auch von keinem Anderen gefaßt zu werden verlangte, wenn man Gottfried ausnimmt, der unſtreitig über dieſen engeren Beruf der Kunſt hinaus war. Sobald man ſich ferner erinnert, wie oft nur junge Leute auf gutes Glück hin ſich im Dichten verſuchten, wie leicht es mit dieſem Berufe genommen ward, ſo wird man auch die weiteren Anſichten Thomaſins ganz folgerecht finden und ſchwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Moraliſten anſehen, die wenig verfangen könne. Alles was von jenen Helden geſungen und geſagt iſt, ſcheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Als ob die ganze Dichtung jener Zeit, wie ſie dem Jünglingsalter der Menſchheit entſprang, ſich um das Jünglingsalter der Romanhelden faſt ausſchließlich dreht, von Jünglingen hauptſächlich gepflegt worden zu ſein ſcheint, ſo auch nur für die Jugend zur Lectüre beſtimmt geweſen wäre! Wer zu Verſtand gekommen iſt, ſagt Thomaſin, der wird

billig in anderer Weiſe belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man dieſe erzog, verlaſſen. Er tadle darum keinen Dichter von Abentheuern, denn ſie ſeien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geſchlecht. Der Bauer, das Kind freue ſich an den Bildern im Buche, wenn es nicht leſen könne; der Pfaffe aber ſieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht faſſen könne; der ſolle die Abentheuer leſen und ſich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geiſtig beſſere. Wer aber Schwieriges zu verſtehen vermöge, der ſolle nicht ſeine Tage mit Mähren verlieren; er ſoll ſich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abentheuer ſeien mit Lügen geſchmückt, darum ſchelte er ſie nicht eben, denn ſie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit;“ ein hölzernes Bild ſei kein Mann, Jeder aber wiſſe, daß es einen Mann bedeuten ſolle: ſo bezeichnen auch die Abentheuer was Jeder thun ſolle. Dankbar alſo nimmt er die Ueberſetzungen aus dem Wälſchen an, wollte aber doch noch dankbarer ſein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man ſieht wohl, daß Thomaſin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Geſichtspunkte gerade das vorwirft, was die lateiniſchen Geſchichtſchreiber dem deutſchen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß ſogar in Dichtern, die ſich in ihrer Jugend leidenſchaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, ſpäter dieſelbe Anſicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieſer Romane, daß ſie wie eine mahnende Stimme des Gewiſſens zu ihnen ſpricht und ſie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der Geiſtesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verſtändig gereifte Thomaſin begnügt ſich nicht mehr mit den Phantaſiebildern, die ſeinem Jugendalter und ſeinen kindiſchen Vorſtellungen genügt hatten, er ſucht das Weſen der Dinge und den Menſchen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift ſie in ihrem Kern an. Er ſah, daß die ganze Zeit leidenſchaftlich fortgeſtürmt würde von einem zum andern, und daß nirgends ein ſittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensſchickſalen unſerer Dichter, wir würden wahrſcheinlich auch aus ihnen lernen, was ſich in der neueren Periode unſerer Literatur ſo deutlich darſtellt: religiöſe, moraliſche, äſthetiſche,

philoſophiſche, politiſche Tendenzen durchkreuzten ſich ſo arg, daß es die größten und tiefſten Charaktere am meiſten irrte und oft erſchütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen ſorglos hinſchwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Affecten das Mittel zur Sittigung geſucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, ſagt Thomaſin, iſt von Natur ſo beſchaffen, daß ſie den Weiſen wohl weiſer, aber den Thoren auch thörichter noch macht[382]), und wie die Sporen das zaumloſe Roß durch die Bäume treiben, ſo führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu ſpielen meint ohne ſie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem alſo tritt dieſer Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zuſammentrifft, an deſſen Gedichte er auch große Freude zu haben ſcheint, ſieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu ſcheitern droht. Den Mittelpunkt ſeines Werkes bildet daher die Lehre von der Stete, um die ſich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus ſeinem Werke über höfiſche Sitte entlehnt, ſieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorſtellung jeder ariſtokratiſchen Welt iſt, wie im höfiſchen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand gehe, und daß, wie noch heute in England, die poſitive Regel des Anſtandes ſo viel Geltung habe als das ewige Sittengeſetz, das in des Menſchen

382) Dieſe doppelſeitige Natur der Liebe kannten auch die Romandichter, allein ſie kehrten die gute Seite hervor, wie hier der Sittenrichter die böſe. Hartmann im Erek:

Vil manegen man diu werlt hât
der nimmer in kein missetât
sînen fuoz verstieze,
ob ins diu minne erlieze.
Und gæbe se niht sô richen muot,
sô wære der werlt niht sô guot
noch sô rehte wæge,
sô ob man ir verphlæge.
nû hât ab niemen solhe kraft,
und ergrîfet in ir meisterschaft,
er enmüeze ir entwîchen.
Swer ab ir gewislichen ze rehte kunde gephlegen,
den lieze sî niht under wegen,
im wær der lôn von ir bereit
daz in sin arbeit niht dorfte riuwen etc.

Bruſt gepflanzt iſt. Hier alſo ſucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieſer Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt ſeines wälſchen Buches; in dieſem deutſchen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der ſich durch ſeinen Adel groß dünke; edel ſei nur der, der ſein Herz und Gemüth an das Gute wende. Iſt ein Mann edel geboren, und gibt ſeiner Seele Adel Preis, der ſchändet ſeine Geburt. Vaters halben iſt jeder edel, wenn man's recht verſteht: denn Gott iſt unſer Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt ſeinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfiſch iſt nur, wer in dieſer Weiſe wahrhaft edel iſt; Rechtthun iſt Höfiſchkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, unter gleichen Zuſtänden, ſo auch jeder Tüchtige jener Zeit, und wenn Thomaſin dem Herrn vorſchreibt, im Diener den Menſchen zu ehren, weil er nicht wiſſen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einſt höher in unſeres Herrn Hauſe ſitzen werde, als er, ſo ſtimmt er da mit Walther zuſammen, den der milde und ruhige Mann ſonſt wegen ſeines Eifers gegen die päpſtliche Kirche tadelt; denn auch Walther ſagte ſchon: „wir wachsen ze gelichem dinge; wer kan den herren von dem knechte scheiden, swa er ir gebeine blozez fände?“ Wenn Sokrates heute erſchiene, ſagt Thomaſin, ſo würde er manchen Freien als Sklaven der Laſter finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Muſtern der alten Geſchichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechiſchen Philoſophen bekannt, iſt er wie Hans Sachs bei ſeinem erſten Bekanntwerden mit dieſen reizenden Anekdoten, die auch für die moraliſche Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel ſind als die Sprüche des Katechismus, iſt er wie der energiſche und kräftige Satiriker Guyot erregt von dem Geiſte, der ſich hier kund thut, erſtaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundſätzlichen Tugend, die hier ſo einheimiſch zu ſein ſcheint, als er ſie in ſeiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Dieſe grundſätzliche Tugend zu lehren, iſt darum Thomaſins eigentliche Aufgabe, mit ihr ſucht er dem Wechſel der Welt gegenüber dem Menſchen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er ſich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball ſoll werfen laſſen, ſondern im Unglück Faſſung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete

und Unſtete, iſt nichts anders als eine Lehre von ſittlichem Grundſatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, ſie führt auf dem geradeſten Weg in den Kern ſeines Buches.

An Stetigkeit, lehrt er, ſoll ſich der Menſch vor Allem kehren, ohne ſie ſind alle Tugenden nichts. Zuerſt will er von der Unſtete ſprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erſt die ſchlechte alte hinweg und dann erſt baut er die neue. Was iſt Unſtete? Stetigkeit an böſen Dingen. An ſeine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich ſpäter bei ſeiner Erklärung von der Stete klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundſatz, indem er Stete die Erfüllung alles Guten in ſtets gleicher Geſinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, ſondern in dauernder Uebung findet[383]). Die Unſtetigkeit, fährt er fort, iſt nicht frei, ſondern der Untugend Sklav; jede Untugend pflegt ſich auf einen eigenthümlichen Gegenſtand zu richten, die Unſtetigkeit allein iſt ſtets mit Allem zugleich beſchäftigt; was ſie heute thut, dünkt ſie morgen ſchlecht; ſie baut jetzt was ſie dann zerbricht; ſie verkehrt ſchnell das Viereck in einen Kreis; ſie iſt wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Beſitze von Büchern iſt, halte ſich an eines, alle zugleich kann er nicht leſen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte ſich feſt, wo er des Sinnes Aſt ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre ſtehen, ſondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieſer Unſtete bezeichnet er ferner, was wir das ſtete Thema des Geſangs fanden: ſie iſt mindeſtens in Vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; ſie iſt zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folget, ſchilt den, den er dann loben muß und wer ihm heute läſtig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall ſtreift der weite Begriff von Unſtetigkeit in Untreue und Falſchheit, Unzuverläſſigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun auf der Gegenſeite jede Tugend ge-

383) Fol. 68.
Dehein man ist tugenthaft, ern habe an stête kraft.
Der ist ein tugenthaft man, der stête an guote wesen kan.
Ob ein man zeinem mâle rehte tuot, er hât tugenthaften muot
niht dâ von; ern sî stête, in hilfet klein ein guot getête,
ist aver er stête dar an, er ist ein tugenthaft man.

ſucht wird, ſo liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Triſtan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laſter Mutter iſt die Unſtete: vor allen der Lüge, die zweigetheilt in der einen Hand Sorge, in der anderen Leid führt, mit der einen hilft, mit der anderen ſchlägt, zugleich ſtreichelt und rauft, herzt und ſchlägt, gut verſpricht und übel lohnt. Die Unſtete geht durch alles Thun und Treiben des Menſchen, ſie iſt der Fluch, der ſeit Adams Fall auf uns ruht, während ſelbſt die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewieſenen Lauf in ſteter Ausdauer vollenden, rein antike Sätze, die ſchon eben ſo bei Plutarch u. a. vorkommen. Vom Menſchen auf bis zum Himmel ſind die Planeten ſtets ihrer Natur treu geblieben, vom Menſchen herab auf die Erde die Elemente eben ſo; nur der Menſch, weil er Willen und Vernunft, Einſicht und Wahl des Guten und Böſen hat, ändert und wechſelt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälſchen Gaſte entlehnt); er leitet das Sehnen der Menſchen aus einem Stande in den andern aus Ungenügſamkeit her und er predigt Zufriedenheit und beſcheidene Bedürfniſſe. Armuth und Reichthum ſei gleich zu ertragen. Das Gut ſei ein Ding, das mit Unrecht ſo heiße; weiß mache doch weiß, und ſchwarz ſchwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend ſei das rechte Gute. Vortrefflich ſchildert er hier den Armen, der ſchnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen ſei, wie er ſich nun verſchanze, ſein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit ſeinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in ſeiner Sphäre glücklich ſein, Unterthan und Gebieter; ja jener vor dieſem harmloſe Zufriedenheit voraus hat. So ſei auch Herrſchaft kein Gut von Natur: ſonſt würde ſie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was ſie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn ſie nicht feſt ſtehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen ſanft und ungeſtört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und ſchlanken. Er zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das ſtille Vergnügen eines Bedürfnißloſen, den keine ſchwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander, Cäſar, Hektor, Troja und Hannibal, wie ſchnell

die Herrlichkeit und Macht ſich verkehrt, nirgends im Styl des moraliſchen Gemeinplatzes, ſondern in dem eindringenden und überzeugenden Ton, der überall verräth, daß nicht halbverſtandene Floskeln nachgeredet, ſondern Erfahrungsſätze aufgeſtellt werden, die eine tiefe und geſunde Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe, und das Studium der Geſchichte eingegeben hat, und die auch durch die redliche Meinung und überführende Beredtſamkeit, mit der ſie vorgetragen werden, ihre Wahrheit und Trefflichkeit beglaubigen. Je öfter man dieſe anthropologiſche Weisheit, den Scharfblick in dieſen Betrachtungen, die einfältige Natur und den ſchlichten Verſtand in dieſen Erfahrungen überdenkt, um ſo mehr muß man erſtaunen, daß von allen dieſen Gaben in den Gedichten jener Zeiten ſo Weniges ſichtbar wird und man kann nur ſagen, daß der einreißende Geſchmack am Fremden den Verluſt dieſer nationalen Richtung herbeiführte, denn das Volksgedicht, wenn es in die Hände kunſtmäßiger Bearbeiter gekommen wäre, hätte überall dieſe Eigenſchaften geweckt, genährt und in Anſpruch genommen, während über dem britiſchen Roman aller Verſtand ſtille ſtand, alle Natur unterging, alle Menſchenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das didaktiſche Element in unſerer altdeutſchen Dichtung hervorzuheben, ſo wie ſich auch auf dem Grunde dieſer Beobachtung des inneren Menſchen die erſten Gedichte von welthiſtoriſcher Wichtigkeit, eine göttliche Komödie, aufbauten, auf die unſer Thomaſin mit ſeinem Beſtreben nach ſittlicher Reinigung des Menſchen, mit ſeiner Beurtheilung der Zeitereigniſſe, mit ſeinen Sinnbildnereien und Allegorien noch näher faſt als Wolfram mit der Idee ſeines Parzival hindeutet, wie er mit ſeiner Heimat und Kenntniß des Italieniſchen und Deutſchen, des Alten und Neuen ſelbſt äußerlich gleichſam eine Brücke für dieſe Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unſer philoſophiſcher Dichter oder dichtender Philoſoph auch alle andere Laſter, die aus der Unſtetigkeit entſpringen, die, wenn ſie ihr nicht verwandt, doch verſchwägert ſind, durchgegangen, Habgier, Uebermuth, Wolluſt, Spiel u. ſ. w., ſo wendet er ſich zu ihrem Gegentheile, der Stete, der grundſätzlichen Tugend und er ſchildert ſie ſogleich mit ſokratiſcher Würde und Dialektik, ja ſogar mit vollkommen ſokratiſchen Ideen in ihren Wirkungen. Dem böſen Manne, lehrt er, muß mislingen was ihm geſchieht, es geſchehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt ſelig, ihm geſchehe lieb oder

leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen, so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du solleſt Beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende ladet große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absolon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche Selige, die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein Thörichter

ſagt vielleicht, es ſollte dem Böſen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide ſollen gleich ſtehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde ſtetes Glück der Liebe Gottes ſicher machen, ſo ließ er es leicht, an Gott zu halten; ſo aber iſt Keiner ſo weiſe, daß er wiſſe, wie ihm dort geſchehen ſolle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird ſo ſeine kleine Sünde, die doch Jeder hat, abgebüßt, ſo hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Böſen hier nicht ſo viel Glück geſchehen, das ihm nicht gegen ſein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böſer iſt auch ſo böſe, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, ſein hieſiges Glück iſt dafür ſeine kurze Belohnung. Alſo iſt Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft iſt gut. Unglück aber beſſert den guten Mann, ſo iſt's ihm gut; beſſerts ihn nicht, ſo geſchieht es ihm recht, das Recht aber iſt gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt ſchneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilſam iſt; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt ſeiner Tugend keine Stete bei; ſtete Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem ſolchen ſein Gut, ſo nimmt man ihm doch nicht ſeine tugendhafte Geſinnung; ſeinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht ſeinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er ſelbſt ſich nehmen. Denn was innerlich iſt, weicht niemals dem Aeußeren. So mag den Guten nichts erſchüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm laſſen was ihm das Theuerſte iſt, und in ſeiner Tugend iſt er ſtets zu Hauſe; kein enger Kerker bringt ihn um das ſchöne Haus, das er in ſich trägt, kein Dunkel des Gefängniſſes löſcht das Licht ſeiner Tugend. Er ſcheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch ſei, denn je ſchneller er kommt, je ſchneller erlöſt er ihn aus der Noth. Du ſprichſt vielleicht: aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was iſts? den ein Stein decken ſoll, den deckt der Himmel eben ſo wohl. Wer da ſtirbt, fährt zur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, ſondern wie er lebe; Jeder weiß, daß er einſt dahin muß, in allen Landen iſt der Weg zu Himmel und Hölle: drum bereite ſich Jeder wohl.

Im fünften Buche verſinnlicht er mit einem Bilde den Weg

zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberstes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein gewisses Fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs indifferenten Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen misachtet und von den Bösen verfolgt. So steht's mit den Rittern, nicht besser mit den Pfaffen, sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft (chunst) und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander, der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis, die Bösen sind im Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Moorgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen daraus verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles

anders war, ſtand es um die Welt weit beſſer. Wie mochte es jenem Alexander mislingen, der ſich von Ariſtoteles zu allen großen Dingen anweiſen ließ? Aber heute verſchmähen die Herren weiſer Leute Rath, und die Biſchöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß ſie ſeine Gebote und Geſetze vollziehen, wie erfüllen ſie ihre Pflicht? Sie können ſelbſt nicht predigen, und wo ſie einen Mann wiſſen, der es gerne lernte, dem helfen ſie nicht! Wißt ihr warum dies geſchieht? ſie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wiſſen ſind, wie ſie ſelbſt! das thut doch ſonſt kein Blinder, der ſich doch wenigſtens einen Sehenden zum Geleitsmann ſucht! Die mit Gier nach Gewinn ſtreben erhalten vom Biſchof, was die, die ſich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten ſollten. Kommt dann einer dieſer Armen, die ſich redlich um Kenntniſſe mühten, an den Hof, ſo zieht man ihm das erſte beſte Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt ſehen, wollen wir böſe ſein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlaſſen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt er dann im ſechſten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laſter waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geiſtlichen Streite[384]) und ſonſt oft geſchieht; allein ich fürchte zu breit zu werden, wenn ich dies Alles weiter ausführen wollte.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich ſein, daß Thomaſin in der Geſchichte der alten Philoſophie eine wichtigere Rolle ſpielen müßte, als in der der Dichtkunſt; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, ſeiner Philoſophie einen poetiſchen Körper zu verleihen, ſondern umhüllt ſie blos mit dem Gewande der dichteriſchen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darſtellung. Auch bin ich mehr darum ſo ausführlich über ihn, um aus dieſer näher liegenden Quelle mehr als aus entfernteren gleichſam noch einmal zu recapituliren, was den ganzen Geiſt jener Blüthezeit der Dichtung charakteriſirt, und dafür iſt Thomaſin ſo wichtig, wie Kant für die neuere Dichtungsgeſchichte, wie Sokrates für die der griechiſchen Bühnenſtücke, für Tragödie und Komödie. Denn wenn man Kleines zu Großem vergleichen will, ſo erſcheint er gerade wie jener und dieſer, da ſie die Philoſophie aus der Schule

384) Diutisca I, 2.

auf den Menſchen zogen und dem Gemüthe wie dem natürlichen Menſchenverſtande ſein Recht wiedergaben. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien hinaus, obgleich es ihm einmal nicht Recht ſcheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen ſuche. Sonſt aber iſt er ſtets für allgemeine Verbreitung der Kenntniſſe, aber nicht für ſchulmäßige, ſondern lebendige Verbreitung. Dies ſpricht er nirgends naiver aus, als wenn er im 7ten Theile von den ſieben freien Künſten ſpricht. Wer ſich in dieſen Gebieten nie umgeſehen habe, ſei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wiſſen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich iſt der, der keine Kunſt verſteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen ſei. Wer recht lebt wie er ſoll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen ſchlicht iſt und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl verſteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe ſeine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er ſoll, der iſt der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, ſoll an Zahl des Guten viel thun nach ſeiner Macht; wer ſeine Worte mit den Werken einhellig ſchön macht, der verſteht Muſik, und Aſtronomie, wer ſich ziert mit dem Sterne der Tugend. Iſt der Grammatiker ein Mann, der recht redet, ſo iſt der ein beſſerer, der recht thut; der Dialektiker erkennt das Falſche und Aechte, ein beſſerer iſt, der ſtets wahr redet; iſt der ein Rhetoriker, der ſeine Rede ſchön färbt, ſo iſt der ein geſchickterer, der ſie einfarbig läßt; der weiſere Geometer iſt der, der ermißt, was ſeinem Leben frommt; der beſſere Arithmetiker, an dem man der Tugenden Schaar zählt; ein tieferer Muſiker als der klangreiche Töne ſingt, der, der ſeine Geſinnung mit ſeiner That einhellig macht, ein größerer Aſtronom der, der Gott kennt, als der die Sterne. Zunächſt wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Phyſica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat ſich feſt das Ziel geſetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl ſeien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrſamkeit iſt nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da ſtand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolemäus und Nectanebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius.

Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt, wie Künſte und Wiſſenſchaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beiſpiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der leſen kann, iſt gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was ſie bedeuten. Geſetzt aber, der Pfaffe ſei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiſer Arzt ungeſunde Speiſe, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen laſſen! Niemand ſoll ſich entſchuldigen, Gottes Geſetz nicht zu wiſſen, Niemand ſich mit ſeiner Laienſchaft entſchuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menſchen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht ſehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künſte nicht ſelber faſſen kann, der ſoll einfältig glauben.

Gerne würde ich auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo er über Maß und Unmaß ſpricht, über Milde und Argheit[385]), wo wir finden würden, daß er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüſteten und immer die entgegengeſetzten Tugenden mit beſonderem Eifer empfiehlt, wo wir durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Geſundheit der Anſicht, die gelinde Milde und Toleranz bei aller Schärfe, Beſtimmtheit und Rückſichtsloſigkeit antreffen würden; allein ich glaube zur Würdigung des ganzen Werkes genug geſagt zu haben. Auch in dieſem Manne ſehen wir das freudige Annähern ächt deutſcher Geſinnung (denn als recht deutſch geſinnt zeigt ſich der Dichter überall, vorzugsweiſe in ſeinem Preiſe des deutſchen Adels) an das Alterthum, das ſich damals, wenn nicht im Kunſtprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch im Moralprinzip deſto entſchiedener ausdrückte.

Iſt zwar Thomaſin offenbar von den Lebensbeſchreibungen, den Lehren und Schriften der alten Philoſophen zu ſeinem Werke angeregt und in ſeinen moraliſchen Sätzen geleitet und beſtimmt, ſo liegt doch in ſeiner Geſinnung ſo viel ächt Deutſches oder Modernes, in ſeiner Tendenz ſo viel Populäres, in ſeiner Darſtellung ſo viel Bildliches und Gnomologiſches aus der volksmäßigen Moral, daß man deutlich ſieht, wie ein gleichmäßiges Studium des Alten und Neuen ſich in ihm vereint, was wir genauer beurtheilen würden, wenn ſein

385) Einiges daraus in meinen kleinen geſammelten Schriften p. 579 sqq.

Buch von der Höfischkeit, der Gegensatz zu dem wälschen Gaste, erhalten wäre. Dort würden wir wohl alles das ausgeführt treffen, was der Winsbecke und Aehnliches andeutet, wir würden eine ritterliche Moral, eine aristokratische, der griechischen, rein menschlichen gegenüber sehen, wir würden deutlicher den Unterschied eines conventionellen und eines ganz humanen Sittengesetzes finden. Wenn wir uns aber nun den Winsbecke und seinen Inhalt zurückrufen, so werden wir uns noch des Eindrucks erinnern, daß trotz einiger Vorneigung zur Verachtung dieser Welt durchweg eine kräftige Lebensansicht und eine Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft hervorschien. Dies nun ist ein Zug unserer Nationalität, der sich mit der antiken Denkart berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum und die Entartung des Christenthums zu Zeiten bis aufs Unkenntliche verwischt ward. Wir finden daher diese Verwischung stufenmäßig in dem bisher durchlaufenen Zeitraume im Zunehmen; wir konnten sie in den Poesien beobachten; und können hier in den moralischen Gedichten das Aehnliche wahrnehmen, und dies ist um so wichtiger, je bedeutender die verschiedenen Einwirkungen dieser griechischen und christlichen Weltansichten auf die Dichtungen waren. Wir dürfen nur aus der „Bescheidenheit" von Freidank[386]) (vor 1229) das volksthümliche Element, das rein Sprichwörtliche, ausscheiden und mit dem, was noch unsre jetzt gebräuchlichen Sprichwörter charakterisirt, zusammenhalten, so werden wir auf das Ursprüngliche dieser Art von Weisheit unserer Nation wohl schließen können. Wir würden dann finden, daß dies Ursprüngliche und Eigenthümliche

386) Ausg. von W. Grimm, 1834. Der Dichter heißt Bernhard Freidank, und war wahrscheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hause, ein weitgewanderter Dichter (die annales Colmarienses des 13. Jahrhs. sagen von ihm Frydankus vagus fecit rithmos theutonicos gratiosos), der, nach seinem Begräbniß in Treviso zu urtheilen auch in der Lombardei bekannt war. Seine Sprüche sind viel genannt und weithin bekannt; Willems im belgischen Museum 1842. 2. p. 184 weist eine niederländische Bearbeitung derselben nach. Dennoch scheint es Jakob Grimm (Gedichte des Mittelalters auf Kaiser Friedrich I. Berlin 1844) unwahrscheinlich, daß er seinen großen Ruhm blos seinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthet aus einer bekannten Anführung in Rudolfs Wilhelm, wo ihn dieser unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epische Zeitgedichte auf Absalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe, welche Rudolf dort in einer etwas verderbten Stelle erwähne.

unſerer deutſchen Spruchlehre, dem Weſen nach, in der verſtändigen Klugheitsregel liegt, die auf Menſchenkenntniß vor allem Anderen hinarbeitet, während der Mittelpunkt der griechiſchen Gnomologie Selbſterkenntniß iſt und Maß und Beſonnenheit im Wandel, den Menſchen und Göttern gegenüber[387]). Vergleichen wir die unter Salomons Namen geſammelten Proverbien der Hebräer, ſo haben wir einen anderen Gegenſatz. Hier geht Alles auf eine poſitive Moral mit einer dogmatiſchen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem ſprichwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutſchen Sprichwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf geſtützte Ausſprüche ſich finden; es ſind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorſchriften als Erfahrungen. Der Lehrer ſpricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in beſtimmten Lehrſätzen, dieſer in Winken; jener mit Verweiſung auf den Beifall Gottes, dieſer mit warnender oder rathender Andeutung des bequemſten Wegs durch die Welt wie ſie iſt. Der Jude ſieht auf die Menſchen und auf eine beſſere Menſchheit gleichſam herab, ſicher ſie mit ſeinen Regeln zu bewältigen; die Ausſicht iſt

---

387) Zell Ferienſchriften Band 1. Ueber die Sprichwörter der Griechen. — Die obige Unterſcheidung hat Widerſacher gefunden. So in der Einleitung zu den „Sprichwörter und Sinnreden des deutſchen Volkes" von Eiſelein. 1840, der beſten und gründlichſten Sammlung, die wir haben. Ich möchte dabei erinnern, daß bei allgemeinen Sätzen über das Sprichwort, das veränderlich iſt wie das Leben, vor allem die ſprichwörtlichen Vorſchriften zu beachten ſind, daß man die Worte nicht auf die Wagſchale legen darf und Alles cum grano salis verſtehen muß. Sage ich, das deutſche Sprichwort ſei zu keiner feſten Form gediehen, ſo hätte ich deutlicher ſagen ſollen: es begnügt ſich nicht bei einer feſten Form — und das ſagen unſere Priameln, unſere Sprichwortreihen, wie ſie Eiſelein nennt, am beſten, und Fiſcharten iſt es ſchon aufgefallen. — Zum Beweiſe, daß ich nicht eigenſinnig bin, ſchreibe ich nun auch Sprichwort, obwohl ich nicht bürgen will, daß mir nicht noch Sprüchwort entſchlüpft. Wird nicht ein vielgeſprochenes Wort ein Spruch? Hat nicht die neue Zeit und ihr Gebrauch auch ihr Recht? Die alte deutſche Benennung ſcheint übrigens Beiwort (im Engliſchen by-word) geweſen zu ſein, wie Beiſpiel u. A. Im Pfaffenleben heißt es (Altd. Bl. 1836. Heft 3.):

ich wæne, die pfaffen unt die nunnen
ein gemeinez bîwort chunnen,
daz si sprechent: post pirum vinum,
nâch dem wîne hœrt daz bibelinum.

genommen, mit Gott und ſich in Frieden zu leben, der Deutſche aber ſteht mitten unter den Menſchen und will ſich blos durchſchlagen. Die Tugend wird dort mehr generell geprediget, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Der Menſch lehrt mehr als die Sache, und wäre auch in der Lehre ſelbſt Uebereinſtimmung, ſo iſt der Vortrag ungefähr im deutſchen und hebräiſchen Sprichwort eben ſo verſchieden, wie in der orientaliſchen Thierfabel und im deutſchen Thiermährchen. So ſchwierig es aber war, dieſe eben genannten volksmäßigen Stoffe, ihrer heimatlichen oder fremden Entſtehung nach, zu ſcheiden, eben ſo ſchwierig und noch ſchwieriger iſt's, die Sprichwörter, das Volksmäßigſte, was es überhaupt nächſt der Sprache ſelbſt geben kann, in ihren Beſtandtheilen zu trennen. Denn in Deutſchland wurden ſchon ſo außerordentlich früh alt- und neuteſtamentliche Sprüche und Gleichniſſe, griechiſche und lateiniſche Sentenzen aufgenommen; ſie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren älteſte bei uns gerade in nichts beſtehen, als in einer Zuſammenreihung ſolcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die ſo leicht ins Sprichwörtliche überſtreifen konnten. Daher miſchte ſich denn wohl ſo früh zwiſchen jene feinſten und ſchlauſten Beobachtungen und Lebensregeln, die ich, wie z. B. beſonders die vielen eigenthümlichen Anwendungen der Eigenſchaften von Pflanzen oder Thieren auf die Menſchen, für national halte, eine Gattung von religiöſen und moraliſchen Ausſprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung ſind, und deren ſtrengere, düſtere Farbe ſich nun überall, wenn auch noch ſo innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimiſchen miſcht, wie wir im Winsbecke und im Freidank ſehr wohl bemerken können; und ſo war es mit Thierfabel und Mährchen. Was aber die Form unſerer deutſchen Sprichwörter angeht, ſo zeigt ſich auch hier wieder ein entſprechender Unterſchied mit dem Fremden. Das Individualiſiren der neuen Welt ſpricht ſich hier in den endloſen Variationen eines und deſſelben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Verſuche, ſich dem Begriffe mit den mannichfaltigſten Bildern zu nähern. Die Griechen ſuchten lieber dieſen Gedanken in der einfachſten Form ſo prägnant als möglich auszudrücken, hielten dann daran feſt und wollten ſie ihn ja verſinnlichen, ſo griffen ſie nach den ihnen ganz eigenthümlichen, und ungemein charakteriſtiſchen hiſtoriſchen Sprichwörtern, die wir in Deutſchland ſo gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden

von Europa ſich noch heute an der conventionellen Redensart feſtklammert, ſo freut er ſich auch der eigentlichen formell feſtſtehenden Sprichwörter, und Italien und Spanien iſt daher ſo ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutſchland aber gilt bis jetzt noch die Phraſe in der Unterhaltung nichts; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Corrigiren eines in unſerer Sprache ſtammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt; wir corrigiren den Fehlenden nicht um des Modeworts, ſondern nur um des zweideutig ausgedrückten Begriffes willen. Ganz genau ſo iſt auch das Sprichwort im Ganzen nicht bei uns zu einer feſten Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieſes oder jenes Gedankens nicht dies eine Sprichwort, ſondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen; wir begnügen uns an der ſprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck, ſchaffen deren noch jeden Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modewitze haben, und es iſt vielleicht bezeichnend, daß wir jene Redensarten oft mit dem Sprichworte ſelbſt verwechſeln. Sie mögen die noch ältere Quelle vieler ausgebildeten Sprichwörter ſein, und ziehen wir ſie in Betrachtung, ſo hat wohl keine Nation der Welt einen ſolchen Schatz von bildlichen Ausdrücken, wie die Deutſchen, von Sinnbildern und Tropen, tautologiſchen Formeln, paraphraſtiſchen Redensarten und poetiſchen Figuren, und wie ſich dieſe poetiſche Vorſtellungs- und Ausdrucksweiſe aller Zweige des Lebens bemächtigte, iſt ſchon an einzelnen Fällen geiſtreich gezeigt worden[388]). Was das Sprichwort angeht, ſo darf man nur die bekannte Sammlung von Agricola[389]) aufſchlagen, um mit einemmale zu überſehen, wie außerordentlich der Reichthum an ſolchen Varianten, wie productiv die Phantaſie unſeres Volkes in Erſchaffung ſolcher Varianten war.

Die Beherrſchung der Welt mittelſt Welt- und Menſchenkenntniß, neben der Verachtung der Welt vermöge Sehnſucht nach einem künftigen Leben, ſehen wir alſo aus einer urſprünglich größeren Oppoſition ſich mehr und mehr mit einander verſöhnen und in einer andern Region begegnen wir alſo den früheren Gegenſätzen der Vergnüglichkeit und der Trauer in den ritterlichen Dichtern wieder. Nicht

388) Siehe Grimms Aufſatz über Poeſie im Recht.
389) Auslegung deutſcher Sprüchwörter.

allein der mehr ſprichwörtliche Theil des Freidank zeigt dieſe Eigenthümlichkeit, die wir auch ſchon im Winsbecke trafen, ſondern auch der Theil, den der Dichter ſelbſt mehr von ſeinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz daſſelbe nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomaſin. Er miſcht bibliſche Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte, religiöſe Myſtik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens, unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menſchen, die ſchwärzeſte Anſicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngſten Vergeltung, die auch Thomaſin hereindrohen ſieht, unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die dogmatiſchen Sätze, die Vorſtellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt alſo mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang ſei, daß wer um dieſes kurze Leben die ewige Freude gibt, ſich ſelbſt betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, ſich ſelbſt müſſe fahren laſſen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwiſſenheit, Glauben an ſeine Vorſehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen ſchreibt er dem Menſchen vor, der, wie der Topf gegen den Meiſter, nicht gegen Gott ſprechen ſoll und ſeine Gebote, der nicht verwegen an Gottes Wundern zweifeln ſoll, oder, an der Unſterblichkeit der Seele, denn jeder Ketzer, der dies leugne, ſähe doch täglich größere Wunder, ſähe aus Aſche Glas werden und begriffe es eben ſo wenig; und mehr Wunder ſei, daß Gott Menſchen ſchüfe, als daß er ſie auferſtehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit ſucht er mit populären Bildern und Gleichniſſen beizukommen und beruhigt ſich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menſchen trägt er die verbreiteten Vorſtellungen vor, die auch im Thomaſin vorkommen, die im Dante anklingen: daß alle Geſchöpfe der Natur ſich ſelbſt treu geblieben, daß nur der Menſch ſeine Natur vermöge ſeiner freien Wahl verlaſſen habe, daß er wie das Feuer, das ſeinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es ſich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, ſeine urſprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menſchen ſeien geweſen, Adam, Eva und Chriſtus. Der eine wie der andere ſeien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Chriſtus aus der jungfräulichen Maria, und dieſer ſei für die ganze Menſchheit wieder rein geworden. Der Glaube an dieſe Erlöſung des Menſchen iſt zur Beſſerung des Menſchen nothwendig; daher fand dieſe Lehre Eingang in den Parzival, an jener Stelle,

wo durch Trevrizent die Reinigung des ſündigen Menſchen erfolgt, und ſolcherlei Vorſtellungen, Deutungen, Symbole und Allegorien finden jetzt häufiger Eingang in die weltlichen Mähren, wie ſie ſchon früher in die Naturgeſchichte der Thiere, Pflanzen und Steine eingegangen waren. Wenn die Menſchen ſich gewöhnen könnten, im Hellen Licht zu ſuchen für das Dunkle, das ſie aufklären wollen, ſo würden die Verfechter des mythiſchen Urſprungs der Sagen hier mit Leichtigkeit ſich eines Beſſeren belehren können. Niemals wird einer ſo wenig hierüber, als über die Religionsgeſchichte des Orients und der Griechen eine Stimme haben, der nicht am Chriſtenthum und ſeiner Geſchichte die Geſetze der Entwickelung religiöſer und myſtiſcher Vorſtellungen gelernt hat. Sie entwickeln ſich wie die Sage und Geſchichtserzählung für ſich und beide verknüpfen ſich nur zu Zeiten, und je nach der Neigung der Völker, loſer oder enger; jeder Theil iſt gleich urſprünglich und meiſt wird ſelbſt wieder das Philoſophem oder das Symbol, wie hier in der vorgetragenen Anſicht von der Menſchenerlöſung, auf Geſchichte ruhen. Der Dichter des Parzival hätte nur weniger deutſch, weniger verſtändig und einfach ſein dürfen, ſo hätte er mit größter Bequemlichkeit ſeine Erzählung, indem er jene Vorſtellungen ausdehnte und den Mittelpunkt, den ſie bilden, erweiterte, zur völligen Mythe machen können, in der die tiefſinnigen Deuter nichts als die Verkörperung einer uralten religiöſen Vorſtellung gefunden hätten. Der Freidank alſo nimmt dieſe Anſicht in ſeinen Lebensregeln auf, wie Andre Andres der Art, wie Wirnt manche dieſer Lebensregeln ſelbſt, in die Romane und Epen. Er geht von da auf die Beſſerung des ſündhaften Menſchen über, und empfiehlt Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlaſſe den theuer erkauften Menſchen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat ſie ſelbſt gemacht, wie ſo viele andere Minneſinger, die jetzt erſt die mehr fromme Begeiſterung für dieſe Züge erhalten, als ſchon die mehr kriegeriſche der Troubadours erloſch und als eben der Kreuzzug, der ſo Viele unſerer Sänger in ſeinen Heeren ſah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit dieſem frommen Eifer entſprach. Doch hier tritt der ſchlichte Verſtand des Deutſchen wieder herein. Reue ohne Werke iſt nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig iſt. Er eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Papſt von Sünden löſen, ohne Reue und Buße, ſo ſollte man ihn ſteinigen,

wenn er nur einen einzigen Menſchen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Chriſtenheit, den Grimm gegen die ſchlechte Geiſtlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde [390]), den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Anſicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren iſt, theilt er mit Thomaſin. Er eifert wie dieſer gegen die Fürſten und ihre ſchlechten Rathgeber. Er nennt ſie Menſchen wie ſich, die ſich des Ungeziefers ſo wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomaſin, auf die Verhältniſſe des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutſche Land iſt voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut ſagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürſten wiſſe er, die nach Gottes Willen lebten; ſollte Jeder nach ſeiner Tugend Gut beſitzen, ſo wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige ſich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur anderen ſteigen ſolle, ſo wie der Nagel das Eiſen hält, das Eiſen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus dieſen Zügen ſieht man, daß in der Geſinnung des Dichters wie in ſeinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, ſo wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genaueſten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klaſſen ſteht. Daher ſahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in ſtetem Abſinken. Die erſten Spuren der epiſchen Zuſammenfaſſung und Aufſchreibung jener Thierſage, die das Volk mit beſonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in ſo engem Bezuge mit dem freien Bürgerſinne ſahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entſprechend der politiſchen Geſchichte dieſer Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entſtehung der Communalrechte ſchon im 10. Jahrhundert zu ſuchen iſt. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkiſchen Kaiſer in Deutſchland zum erſtenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu ſuchen anfingen, die hernach die Hohenſtaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben.

390) Diu sunne schînet den tiuvel an, und scheidet si doch reine dan:
Als ist zswa der priester begât, diu reine messe bestât,
die kan nieman geswachen noch bezzer gemachen.

Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maßregeln der Hohenstaufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II., das alle Communalräthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenstaufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist reißend anfing überhand zu nehmen, wo im 13. Jahrhundert noch fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt sehen wir auch diese didaktische Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der größeren Masse war, die in der Dichtung keine andere als moralische Belehrung kennt und sucht. Wie sich das Thierepos mit dem republicanischen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieser Periode in Deutschland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Vollendung erhielt, so entwickelt sich auch diese didaktische Poesie fortgehend und bekanntlich hat der Freidank mit dem steigenderen Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten, ward übersetzt und bearbeitet, und hat selbst den Sebastian Brandt beschäftigt, und die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satirischen Gedichten des 14. und 15. Jahrhunderts und den moralischen Gedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unser Thema zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgierigen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Ablässe, und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer, die sich hier zuerst entgegensetzen mit Maximen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen in der Poesie eine Klasse von Dichtungen oder

riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen Dichter reden, dem Stricker, der um die Zeit der Abfassung des Freidank (1230) oder wenig später gedichtet haben muß, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann den Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Hauptpoeten ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des ästhetischen Geschmacks, der moralischen Gesinnung und der Kunstproducte werden anschaulich machen können.

Wir reden von Strickers Umarbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Konrad[391]), die durchaus werthlos neben dem Originale ist, nicht weiter, als daß wir darauf aufmerksam machen, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Martyrologien des 12. Jahrhunderts wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lamperts Alexander dem verweichlichten Geschlechte zu mishagen anfing. Die Zeit fängt jetzt an, wie schon angedeutet ist, Alles zu reproduciren, was die gute Periode, die nun unterging, hervorgebracht hatte; sie nahm erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Plane der Vergangenheit auf und copirte ohne eignes Vermögen. Wo diese Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, im Alexander oder gar in der Ueberarbeitung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, halten wir uns dabei nicht weiter dabei auf; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker Aufnahme ähnlicher Poesien ist, müßten wir allerdings eher darauf eingehen und würden dies auch an dieser Stelle thun, wenn von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Nyerup davon drucken ließ[392]) und wenn er nur in irgend etwas von dem Charakter jener britischen Romane abwiche, über die wir oben weitläufig genug waren. Ohnedies bedeutet auch das Unge-

391) In Schilters Thesaurus.

392) Symbol. ad lit. teut. antiq. Eine Ausgabe ist zu erwarten.

druckte von Strickers erzählender Poeſie nach dem Urtheil der Kenner ſo wenig wie das Gedruckte. „Man ſieht" ſagt Wilhelm Grimm „bei Strickers Rolandslied, wohin eine bloß äußerliche Ueberarbeitung führt. An Gewandtheit der Sprache fehlt es ihm nicht, wohl aber an Kraft, ein ſolches Gedicht mit dem Geiſte zu erfaſſen. Er war für den ernſten epiſchen Styl nicht gemacht. Wie ſehr er in ſeinen Beiſpielen und dem humoriſtiſchen Amis gerühmt zu werden verdient, ſein Daniel von Blumenthal iſt ein ſchwaches Gedicht, das eine an ſich dürftige Fabel mit weitſchweifiger Rede auseinanderzieht, und in den Stellen, in welchen mit unerhörter Tapferkeit Aufwand getrieben wird, völlig gleichgültig läßt. Im Rolandlied, wo er ſich auf einen Vorgänger ſtützt, und der Gehalt der Sage bleibt, kommt ſeine Schwachheit nur weniger zu Tage." Wir dürfen uns alſo blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche uns die Bemerkungen über die didaktiſchen Poeſien dieſer Zeit fortſetzen laſſen. Es iſt nun ſehr charakteriſtiſch, daß dieſer Dichter, der ſich der ritterlichen Poeſie noch feſt anſchließt, der in ſeinen Fabeln ſelbſt oft ſehr naiv den Minneſinger verräth, und den Ritterorden noch hoch preiſt, ſich auf eine eigene Weiſe eine milde Anſicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten ſucht. Es wird jetzt Styl unter dieſen Dichtern, vom Verfall der Kunſt und der Sitte heftig zu klagen. Dies iſt nicht allein in Deutſchland, auch in Frankreich um dieſe Zeit allgemein, wo Rutebeuf ebenſo über die Armuth klagt, in der ihn ſein Talent läßt, und über den Ausgang aller höfiſchen und tapferen Ritter, die der Wolf gefreſſen haben müſſe. Die alten Schützer der Kunſt gingen aus; ehedem, ſagt unſer Dichter, hätten ſeine Herren, die Fürſten von Oeſtreich, ſo um Ehre geworben, daß man alle Kunſt nach Oeſtreich zu tragen begann, daß dort alle kunſtreichen Männer zuſammenſtrömten [393]). Er entwirft ein ähnliches Bild von

393) Cod. Pal. 341, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloſter Mölk und ſonſt vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren ze Osterrîche,
die wurben hie vor umbe êre, der geluste si sô sêre,
daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, si wolten ir dennoch mê beiagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterrîche brâhte, der ie dehein man gedâhte;
die gulten si âne mâze. Do geschah in als dem vrâze,

ihnen, wie Andre von Herrmanns Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen mögen es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sieht an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da sie alle mild waren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutert wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[394]). Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mismuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zu-

---

der az unz in der hunger lie und im mitalle zegie.
Swer ir genâden ruochte, der vant dâ swaz er suochte;
daz triben si unz an die stunde, daz ir sô vil begunde
nâch guote ze Osterrîche streben, durch daz unmezliche geben,
daz si sich heten an genomen, des begonde ir dar sô vil komen,
heten si al der Kriechen guot, sine möhten al der gernden muot
mit gâbe niht erfullet hân, daz si unmâze muosen lân.
des wart verkêret ir leben, sô daz in vreude unde geben
sô ungefuoge widerstuont, daz si des dâ nû minner tuont,
denne man in andern landen tuo.

Wir haben auch nun eine Sammlung kleiner Gedichte von dem Stricker von K. A. Hahn 1839.

394) Cod. Pal. Nr. 341. Fol. 283.

reden: dennoch will er verſuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer ſein möchte. Dabei aber fühlt er, daß das Thema der Frauenehre ihm nicht zukäme; wäre er weiſe, ſo würde er die Frauen gar nicht nennen; ſein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu ſchaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand ſtünde beſſer in ſeinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte ſelbſt darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er ſich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über dieſen Gegenſtand ſagte; und ſelbſt zu dieſen zwingt er ſich ordentlich. Deſto mehr geht ihm ſein Gedicht, die Klage[395]), von Herzen; es iſt ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einſt die ſchöne Zeit des Geſangs, des Frauen- und Hofdienſtes auszeichnete, ſieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren iſt, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen ſtehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und ſeine Gebete vergeſſen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie ſo üblen Dienſt bot, daß die Herren nach Gewalt ſtreben, den Kaiſer machtlos machen, um vor ihm ſicher zu ſein, daß vom Hofe die Stühle der Weiſen, der Alten und Armen verdrängt ſind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten verſäumen, daß die Herren ſiech liegen, und an Jagd und Beize, an Saitenſpiel und Geſang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Kronen und Kränzen, an Gut und Land, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß ſie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Luſt waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgeſang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienſt zu reden kommt und das Laſter eingeriſſen ſchildert, um das einſt Sodom und Gomorrha zerſtört wurden, ſieht man freilich, wohin es mit der höfiſchen Geſellſchaft gekommen war und findet beſtätigt, was man auch ohne Zeugniſſe von dem üppigen Zuſammenleben der höheren Cirkel bald erwarten mußte. Bei dieſer Einſicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterſchaft, die Welt nicht mit

395) Ibid. Fol. 225. Bei Hahn p. 52.

ſchwarzen Augen anzuſehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdiſche Freude aufgeben wollte, man nicht wenigſtens die himmliſche dafür einzutauſchen ſuche. Er tröſtet ſich aber mit dem Chriſtenthume; Buße, Reue, Beichte ſind das Thema einer Menge ſeiner kleinen moraliſchen Gedichte, am deutlichſten in dem von drei rathgebenden Freunden, in denen jene Dinge allegoriſirt ſind; er hat die feſteſte Zuverſicht und Ausſicht auf Rettung und Heil; da ja jener Schächer am Kreuze für die kürzeſte Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie ſollte Gott nicht dieſe Gnade auch an Anderen üben! wenn auch die menſchliche Beſſerung fehlt, die chriſtliche Barmherzigkeit wird ſchon durchhelfen; „wem das Herz auch trocken iſt und wer eignes Waſſer der Reue nicht kennt, dem kann dieſen Mangel das Gedächtniß an jenes Waſſer erſetzen, das Chriſtus in ſeinem Schweiße und Blute oder in ſeinen Thränen vergoß!" Man ſieht, dieſe Denkart bildet den ſchönſten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die in dieſem Jahrhunderte zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahlloſen deutſchen Heiligenleben und Märtyrergeſchichten in der Poeſie aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müſſen. Der Stricker übrigens kennt von Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürſprache für uns noch nichts oder wenig, ſein Vertrauen ſteht noch direct auf Gott. Die Gedichte, die er in ein Sammelwerk, die Welt, vereinigt hat und in denen er dieſe und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beiſpielen (denn ich weiß keinen bezeichnenderen Namen, als dieſen in der alten Sprache ſelbſt gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichſte begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beiſpiel gibt den Stoff oder die Veranlaſſung zu einer umſtändlichen Ausführung über irgend einen Gegenſtand der allgemeinen, durch die Lehren des Chriſtianismus modificirten Anſicht der ſittlichen Natur; eine höchſt einfache Form, man möchte ſagen, ein kurzer Sermon in Verſen[396])." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieſer Gedichte; viele erinnern an die Gleichniſſe des neuen Teſtaments, und dieſe ſtehen ſolchen Sermonen am nächſten; viele ſind bloße Allegorien und dieſe tragen dann ganz das Gepräge, daß ſie die Fabel nachahmen ſollen; oft iſt's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der

396) Docen Misc. II, 209.

eine Moral abgewonnen wird; mehrmals ſind es Stücke, welche Stände und Claſſen charakteriſiren und dieſe leiten dann die ſpäteren Satiren im Renner und Narrenſchiffe ein; die Ehe, das Haus, die kleineren, niederen Verhältniſſe ſind der Mittelpunkt mancher ſchwankartigen Erzählung (die aber immer eine moraliſche Lehre trägt, denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Amis [397]), ſcheint er ſonſt nur ſehr wenige kleinere [398]) gemacht zu haben); endlich ſind es Mährchen zu Fabeln, oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle dieſe Gattungen bindet nur die moraliſche Nutzanwendung zuſammen, die nirgends fehlt; und einmal ſagt er ſelbſt, man ließe die Erzählung der Mähren beſſer ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu ſagte. Die Stücke ſind von dem ungleichſten Werthe [399]). Alles was feierlicher, chriſtlicher, ernſter ſein ſoll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieſer Zeit dann etwas ſo farb- und glanzloſes als dieſe Lehrgedichte. Aber wo er ſich ſeinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis, (auf den wir ſpäter noch einmal zurückkommen) mehr aber noch in ſeinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt ſich ſein Talent am ſchönſten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine ſehr gute Wahl getroffen [400]). Wie ſich hier das einheimiſche Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, iſt höchſt merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Anſicht von dem Unterſchiede zwiſchen beiden bei, ja es iſt vielleicht das Merkwürdigſte, um deſſen Willen die Geſchichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Moral, dann iſt er, je nach ſeiner Laune, bald ganz kurz äſopiſch, bald dehnt er ſeinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt ſie nicht, iſt bald zu eng oder zu weit, oder wenigſtens ſteckt ſie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne ſo charakteriſtiſch ſind, wie bei Leſſing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden,

397) In Beneckens Beiträgen Bd. II.

398) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterſcheidet übrigens ſelbſt, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

399) Das ſcheint auch Rudolf von Ems ſagen zu wollen in der Alexandreis:

Swenn er wil der Strickære,
sô machet er guotiu mære.

400) In den altdeutſchen Wäldern. Bd. 3.

dann verſchwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder ſie paßt nur halb auf die Moral. Am originellſten ſind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Turſen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie ſelten hier mit Moral beizukommen war, oder wie überhaupt eine Erzählung, die ſchon ganz in ſich ſelbſt ihren Werth und in ſich ſelbſt ihre ganze Bedeutung hat, nur ſchwer eine weitere Beziehung duldet.

7. Gottfrieds Schule.

a) Weltliches.

Die didaktiſchen Dichter, die wir hier kennen gelernt haben, bereiten uns ſchon auf eine Erſcheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten ſehen: ſie ſammeln und ſchließen ab, ein äußeres Merkmal einer ſich vollendenden Periode. Freidanks Beſcheidenheit und Strickers Welt ſind Sammelwerke, Thomaſins Gaſt iſt ein ſyſtematiſches Buch; gegen Walthers Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entſtanden, ſind ſie die Werke reflectirender und denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten ſchon weiterliegende Zwecke verbinden. Die Manier dieſer älteren Didaktiker iſt noch, ſahen wir, die klare, einfache, wie ſie in den höfiſchen Kreiſen am beliebteſten war; ſehr bald ſchließt aber dieſer Zweig unſerer Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolfram'ſchen Manier, und dies wollen wir in der zweiten Periode unſerer ritterlichen Lyrik ſpäter betrachten, die durchaus als eine gnomologiſche und ganz verſchiedene abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reimar von Zweter machen, der ſeinen Dichtungsgegenſtänden nach ganz von Walther angeregt iſt, deſſen Manier aber ſchon zu dem Myſtiſch-Allegoriſchen neigt, das bei Wolframs Nachahmern vorherrſcht. Daſſelbe allgemeine Merkmal der klaren Verſtändlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann, und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preiſt, eben das Merkmal, das dieſen vom Wolfram, und die angeführten Lehrdichter von den ſpäteren, gelehrten, ſcholaſtiſchen Gnomologen trennt, ſcheidet auch die nächſtliegenden erzählenden Dichtungen von den ſpäteren, als deren Mittelpunkt der Titurel, hart an Wolfram angelehnt, erſcheint. Alles was ſich noch in dem Geiſte der

ächthöfiſchen und ritterlichen Dichtung fortbewegen wollte, ſchloß ſich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunſt an, an Gottfried, „der nie einen falſchen Tritt in ſeiner Rede that," an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges iſt." Der Dichter, von dem dieſe beiden Ausſprüche ſind, Rudolf von Ems, ſteht neben Konrad Flecke und Konrad von Würzburg, als einer der beſten Vertreter dieſer Nachblüthe und Nachahmungskunſt, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen ſeiner Alexandreis und ſeines Wilhelm von Orleans eine Reihe von Zeitgenoſſen verſammelt und genannt, die in den Kreis ſeiner Freundſchaft und dieſer Schule gezählt werden dürfen. Mit dieſem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, ſondern nur das Schülermäßige jener großen Gruppe von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meiſtern ſuchen, ohne ſie erreichen zu können, die ſich an das Mechaniſchſte und Materiellſte halten, an die bloße Erzählgabe, an das bloße Conventionelle des höfiſchen Vortrags und ſelbſt dieſes nicht mehr erreichen[401]; wenigſtens dann nicht, ſobald es gilt etwas Größeres zu leiſten, wo der Inhalt der gegebenen Form nicht abſolut ſich unterwerfen will, oder auch nur der Maſſe nach zu groß iſt, um das Einförmige der herkömmlichen Manier, ungewürzt durch geiſtige Gaben, zu ertragen. Dieſe höfiſche Kunſt war gleich Anfangs conventionelle Nachahmung, weil ſie meiſt nur Ueberſetzungskunſt war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen ſelbſtändigen Werth geben; ſie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es dem Rudolf von Ems, der ein talentloſer aber beſcheidner Mann iſt und dem ſeine heutigen lobpreiſenden Verehrer vielleicht mehr Gutes nachſagen als ſeine damaligen kritiſchen Freunde (Meiſter Heſſe von Strasburg und Vaſolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem kanoniſchen Beiſpiel der guten alten Meiſter „gar unſchämlich gefunden, wenn Jemand in guter Meinung ſeine Sache ſo gut macht wie

401) Rudolf von Ems, von von der Hagen Minneſ. IV. 866. citirt:
Wir tichten unde rîmen, wir wænen daz wir limen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:
dar an sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen;
wir gern, daz wir steinen den edeln unt den reinen
geliche unser gunterfeit, allin unser arbeit
ist nû an wildin wort gedigen, din vor uns wæren ie verswigen
unt selten ie mê vernomen, an din wellen wir nû komen.

er kann," aber er hat es doch auch ſelbſt ſehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geiſt der Kunſt ſelbſt zu Grunde ging, und daß je gemeinſamer ſie erſchiene, deſto vereinſamter ſie ſei[402]), ein Ausſpruch über eine Erfahrung, die wir im reichſten Umfang in unſerer neueſten Zeit nach der Abblüthe unſerer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unſelbſtändig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jahrhunderts ſind, ſpricht ſich am deutlichſten in den Fortſetzern aus, die Gottfrieds und Wolframs unvollendet hinterlaſſene Werke completirten. Für Ulrich von dem Turlin, der Wolframs Willehalm von vorn vervollſtändigte, eine Arbeit, die er für den König Ottokar (1252—78) machte, iſt ſchon das ein Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenſtand aufnahm, den Wolfram mit Abſicht fallen ließ. Früher ſchon (gegen 1250) hatte der Thurgauer Ulrich von Turheim da, wo Eſchenbachs Willehalm abbricht, die Geſchichte von des Helden Schlacht- und Mönchsleben, von Rennewart und Aliſa hinzugedichtet, nach der wälſchen Quelle, die ihm Otto der Bogener in Augsburg mitgetheilt. Dieſe Arbeit mochte in Wolframs Entwurf durchgeführt ſein, keineswegs iſt ſie es in ſeiner Manier; der unentſchiedene, um Sagenkritik wie um Schreibſtyl gleich unbekümmerte Mann, hing ſich eben ſo bereitwillig dem Gottfried von Strasburg ins Schlepptau und ſetzte deſſen Triſtan fort. Hier iſt das Verhältniß umgekehrt; die Erzählart ſucht ſich hier dem Vorbilde zu nähern, aber er geht aus dem Entwurf, und wie der andere Fortſetzer des Triſtan, Heinrich von Freiberg, folgt er einer anderen dem Eilhart'ſchen Triſtan verwandteren Quelle. Beide dieſe Nachzügler haben auch eigne, ſelbſtändige Arbeiten gemacht: Freiberg ein Gedicht von des böhmiſchen Ritters

402) Ebend. p. 865.
Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in allen ziten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sî gemeine,
aleine, als ich iu sagen will. kunstrîcher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlîcher spruche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sî gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. f.

Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[403]), und eines vom heiligen Kreuze[404]). Turheim hat nach Rudolf von Ems „neulich einen Mann von Griechenland an Artus Hof geſchickt," und er rühmt dieſen nicht erhaltenen Roman von Clies, wahrſcheinlich eine Nachbildung des Cliges von Chretien von Troyes; es iſt aber Freundeslob, denn Beide ſtehen auf gleichem Fuß mit Konrad von Winterſteten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beſchäftigen ſorgte.

Nächſt dieſen Angehängten zeigt ſich Gottfrieds und Hartmanns Anhang am meiſten in den Dichtungen aus dem Sagenkreiſe von Artus, und dies werden wir erſt beſſer überſehen, wenn Alles aus dieſer Reihe gedruckt iſt, was aufgefunden ward, und aufgefunden, von deſſen Exiſtenz wir wiſſen. Den Daniel von Blumenthal des Stricker haben wir ſchon erwähnt; von ihm ſpricht auch Rudolf von Ems in den angeführten Stellen, die uns hier gleichſam den Weg weiſen können, und die geradeſo den erweiterten Zirkel dieſer Nachzügler mittelmäßigen Schlags verſammeln, wie Gottfried nur die erſten Meiſter um ſich her ſtellte. Eine Anzahl von ſolchen britiſchen Romanen beſitzen wir, die Rudolf nicht nennt. Wigamur[405]) gehört wohl noch in die beſſere Zeit, indem eine Geläufigkeit der Sprache darin ſichtbar und poetiſche Routine wahrzunehmen iſt, die an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts ſchon ſelten wird; ein Gedicht des ganz gewöhnlichen Schlags dieſer Gattung, was den Inhalt angeht. Konrad von Stoffels Gauriel von Montabel[406]), oder der Ritter mit dem Bock, hat ſich gefunden. Der Dichter lebte

403) In den N. Jahrb. der Berliner Geſellſchaft. II, 92.

404) Wiener Hſ. N. 119.

405) In der Sammlung von Büſching u. v. d. Hagen.

406) Die Handſchrift der fürſtl. Fürſtenbergiſch. Bibl. in Donaueſchingen iſt mir durch Herrn Fr. Pfeiffers gütige Mittheilung bekannt geworden. Des Dichters Name iſt Konrad, nicht Kunhart. Laßberg wies die Brüder Pilgrin und Konrad von Hohenſtoffel urkundlich nach; der Name Konrads, der Domherr in Strasburg war, kommt zuletzt 1284 vor. Gegen Ende des Gedichtes nennt er ſich:

Von ſtoffel maister Cuonrat der was ein werder fryer man,
hat daz buoch geticht, zuo hispania er daz puoch gewan.
mit rimen bericht,

Wie er nach Spanien kam, erzählt Arx, Geſch. des Cantons St. Gallen. I, 366.

in Strasburg, in dem Vaterlande Gottfrieds, nach welcher Gegend uns auch die Rudolf und Konrad, die Vertreter dieſer Gottfried'ſchen Richtung führen. Er bezieht ſich im Anfange des Gedichtes auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, und es macht ihm Ungemach, daß ihrer Keiner ſeines Ritters gedacht; in ſeiner Erzählung dagegen treffen wir auf die guten Bekannten Iwein, Erek u. A., wie auf die bekannten Abentheuer aller britiſchen Romane. Von dem Pleiâre, von dem früher nur Tandarios und Flordibel[407]) bekannt war, hat Karajan in ſeiner Frühlingsgabe einen Garel vom blühenden Thale nachgewieſen. Die Reihe ſeiner Werke vermehrt ſich nun noch durch einen von Franz Pfeiffer aufgefundenen Meleranz von Frankreich[408]), den er, mit Beſcheidenheit auf die Meiſter Wolfram und Hartmann zurückblickend, aus dem Franzöſiſchen übertrug. Vielleicht übergibt nun Jemand die drei Werke zuſammen dem Drucke. Ein eben ſo fruchtbarer niederdeutſcher Dichter iſt gleichfalls erſt in neuerer Zeit bekannt geworden, in Berthold von Holle. Die Bruchſtücke, die von ſeinem Crane erhalten ſind, deſſen Stoff ihm von Herzog Johann von Braunſchweig (regierte 1252—77) erzählt ward, weiſen auf den früher erwähnten Grafen Rudolf zurück; Wilh. Müller, der dieſe zuerſt veröffentlichte, wies nachher noch kleine Fragmente zweier anderer Gedichte nach, von Demantin und Darifant, die er gleichfalls Berthold von Holle zuſchreibt[409]). Nach Karajans Mittheilung in dem Schatzgräber hat ſich ferner ein Werin von Lothringen gefunden; und ſo ſcheint ſich der Kreis der Werke aus dieſer fruchtbaren Zeit der Nachblüthe unſeres Ritterepos noch fortwährend erweitern zu wollen. Alle die bisher genannten Gedichte nennt Rudolf von Ems nicht, wohl aber andere Dichter und Dichtungen, die uns unbekannt geblieben ſind, wie Albrecht von Kemenat und Heinrich von Linowe's Waller, unter dem Laßberg Eggen Liet ſuchte. Das Nachholen der verſäumten Helden, das Erweitern des Artus'ſchen Ritterkreiſes verräth nun wieder etwas von dem Sammelgeiſte, den wir gegen das Ende des 13. Jahrhunderts immer mehr vorſpringen ſehen werden, wo nach dem Zeugniſſe des Hadloub die Minnelieder

407) Cod. pal. 370.

408) Hs. in Donaueſchingen vom J. 1480. Der Dichter nennt ſich am Anfang und am Ende des Gedichtes.

409) Haupts Zeitſchrift I, 1. und II, p. 176 ff.

in Zürich angehäuft wurden [410]), wo vielleicht nach Wilhelm Grimms Meinung ſchon die Vilkinaſage zuſammengeſetzt wurde, was freilich Müller mit gewichtigen Gründen erſt ein Jahrhundert ſpäter geſchehen glaubt. Abgeſehen aber von obigen einzelnen nachträglichen Behandlungen von Artusſagen, gewahren wir das Sammelweſen auch ſonſt in dieſem Gebiete.

Daß man bald im Lohengrin und ſonſt die Tafelrunde zum Hüter des Grals macht, zeigt ein Zuſammenſchieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Arthur mit ſeinen Rittern einen weltlichen Gegenſatz gegen die Tempeleiſen bilden. Wäre uns des Gottfried von Hohenlohe Gedicht von allen Rittern des Arthur erhalten [411]), ſo würden wir aus dem britiſchen Sagenkreiſe, wie dieſer überhaupt am früheſten vollendet war, auch ſchon aus früher Zeit ein ſolches Sammelwerk beſitzen, und zwar eines, das wahrſcheinlich um Arthur, wie die Vilkinaſage um Dietrich, die verſchiedenen berühmten Helden des Sagenkreiſes zu gruppiren ſuchte. Da aber dieſes Werk verloren iſt, ſo müſſen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich's von dem Turlin [412]) Gedichte von der [Abentheuer] Krone begnügen, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abentheuer, als Helden und Abentheurer zuſammenzuſtellen. In dieſem Werke, das wohl über 30000 Verſe ſtark iſt, und ſich in ſofern ganz würdig an den fortgeſetzten Willehalm und Konrads trojaniſchen Krieg anreiht, begegnet uns nichts, als was wir aus den frühern Romanen dieſer Gattung ſchon längſt wiſſen, und in der Behandlung ſteht Alles um etwas tiefer.

---

410) Man. Samml. II, 187.

Wâ vund man sament sô manig liet,
man vunde ir niet
im künigrîche,
als in Zürich an buochen stât.
Des prüefet man dik dâ meistersang.
der Manez rang
dar sâch endliche,
des er diu lieder buoch nu hât etc.

411) Rudolf von Ems erwähnt ihn im Wilhelm von Orleans:

Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
die hât uns wîsliche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch etc.

412) Nicht zu verwechſeln mit ſeinem Namensvetter Ulrich.

Der Zeit nach gehört es noch in die erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts (nach Haupt 1220). Heinrich kennt noch Keinen der gnomologiſchen Dichter, er beklagt als Geſtorbene lauter Namen, die ſogar in die gute Zeit Friedrichs I. theilweiſe gehören[413]; auch iſt ſeine Manier mehr die des Rudolf von Ems, der ihn in der Alexandreis rühmend erwähnt. Von Gelehrſamkeit iſt noch geringe Spur, am wenigſten von einer Abſicht, damit zu prunken; er lehnt ſich dicht an die ſämmtlichen ältern Bearbeiter der Arthurſage, iſt von der ganzen Art der Wolframiſten frei, preiſt den Wirnt und gebraucht ſeine Abſätze, die mit drei gleichen Reimen ſchließen, und hat den Hartmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt[414]. Alles erinnert an die Nachahmer des Gottfried. Wie Konrad freut er ſich der franzöſiſchen Worte, der griechiſchen Mythologie, freuet ſich der Prachthäufung und übertriebenen Beſchreibung, wie Er zwingt er ſich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was ſich nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetiſcheren Ernſt des Konrad; es ſcheint, er ſtrebt nach Gottfrieds Heiterkeit, er will in ſeine leichte Manier eingehen, allein er weiß dabei Gottfrieds Würde nicht zu halten, ſo wie umgekehrt die Wolframiſten die Feierlichkeit und den Ernſt ihres Meiſters feſthalten, aber darüber den ironiſchen Hauch fallen laſſen, oder auch wieder andererſeits ſeine komiſchen Situationen nachahmen und darüber ſeinen Ernſt vergeſſen und gemein werden. Wo Heinrich von ſeiner Erzählung

413) Cod. Pal. N. 374. f. 39.
Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und di andern die dâ wâren ir sûl und ir brucke,
Heinrîch von Rucke, und von Hûsen Friderîch,
von Guotenburc Uolrîch, und der rein Hûc von Salzâ.

414) Ib. f. 40.
Si habent in vor getragen tugende bilde und werde lêre.
Swer wîbes lop und ir êre sô mêret als si tâten,
der ist unverrâten von mir wider wîbes namen.
si kunden stillen unde zamen, swaz von wîbes valscheit flouc,
swâ man wîbes güete belouc, dâ stuonden dise zwêne ze wer
wider der valschære her. Wîbes güete dir ist geschehen,
kuntestuz ze rehte spehen, daz dir nie grœzer schad geschach;
dîn lop wirt val unde swach, wan si valioent lîplôs,
an den diu freude ir reht verlôs und wîpes lop aller meist.

in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern dem Charakter der Arthursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir schon so schnell einer derberen Zeit zurücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein[415]). Als Quelle dieses Werkes wird Chretien von Troyes wohl mit Unrecht angegeben[416]). Das Ganze ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abentheuern, als deren Mittelpunkt Gawan zu betrachten ist, ein elend zusammengestoppelter Haufen jener ordinären Situationen und Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, Lanzelot, aus den Abentheuern des Gawan im Parzival und sonst so überreichlich kennen; manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Variationen zwei, dreimal wiederholt; alle Plan- und Zwecklosigkeit dieses Zweiges der Romanliteratur, alle seine Absurditäten und Gemeinheiten, alle seine Uebertreibungen und Extravaganzen kehren hier wieder, aber alles das um ein Bedeutendes noch einmal übertrieben, noch einmal breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite; so wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als dieser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke

---

415) Ib. f. 364.

Ob ich nu wolte pfrengen und dise rede lengen
von adelîchen sprüchen als ich kan, sô würde mir vil lîht dar an
von etelîchem gesagt undank, ob ich iu ze lank
die rede von nihte-machte, und mîn kunst swachte
diu zuo iglîchem ist bereit, daz si von kurzen mæren seit
ein lange rede und ganzen sin, und lûter machet als ein zin,
swie lang ein âventiure schin.

416) Ib. f. 377.

— anders sol ich si niht verswîgen wan in franzoys
ir meister Christiân von Troyes si gar mit lobe prîset —

Vergl. f. 393. Lachmann findet es in der Abhandl. über den Eingang des Parzival glaublich, was er früher selbst nicht geglaubt zu haben scheint, daß Chretien von Troyes der Verfasser dieses Werkes sei.

mehrfach beklagt haben[417])! Iſt etwas in dieſem im Allgemeinen ganz dem hergebrachten Geſchmack noch angehörigen Gedichte, was leiſe in einen neuen Geſchmack überführt, ſo iſt es die unverholenere Art, mit der hier ſchlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt, aufs üppigſte zugerichtet und bis ins Gemeine und Ekle getrieben werden, um die ſtumpfer werdenden Sinne der Romanleſer zu reizen. Solche Stellen werden jetzt in allen Romanen faſt aufgenommen; ſolch eine iſt hier die Kußſcene zwiſchen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, beſonders aber die freche Schilderung von Gaſozins Angriff auf die entführte Ginevra, die an das Stärkſte ſtreift, was das Mittelalter dieſer Art hervorgebracht hat. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwiſchen Achill und Deidamia begegnen. Ganz beſonders auffallend iſt, wie im Titurel dergleichen eingeht. Der Dichter, der dort ſo heftig gegen Ovidius loszieht[418]), der einen ſo andächtigen Ton annimmt, ſo zart und fromm thut, ſeine ganz poetiſche Welt ſo heilig ſtellt, daß er ausſagt, die Zucht jener Zeiten und Menſchen ſei ſo geweſen, daß ſolche Dinge ſelbſt den bloßen Worten nach verborgener geweſen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, ſo daß denn die liebe Unſchuld der Longus'ſchen Idyllen noch unter den Geſchlechtern geherrſcht habe, dieſer Dichter bringt doch mehrfach eine ſehr lüſterne Scene, in der ſein reiner Held Schionatulander ſich zum Abſchiede eine ſehr raffinirt-unſchuldig ausgedachte Gunſt von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art iſt das Gedicht von der Heidin[419]) (oder Wittig vom Jordan), deſſen eigentlicher Mittel-

417) lb. f. 385.
Ich möhte iu wol michel wunder sagen von heimlichem siuftzen unde klagen,
daz von den frouwen ergie; waz töhte daz, wan daz sie
dâ von würde gelenget diu rede, des niht enhenget
dirre âventiure langiu sage, und daz ich die selhe klage
und daz gemeine frowen leit dâ vor ê hân geseit.

418) Cod. Pal. N. 383. f. 8.
Und daz sich nieman kêre an Ovidium den lecker,
der nam den frowen êre und gab in meil, daz lêbart nie sô schecker wart, danne er die frowen hât gemeilet:
ich zel imz gên unprîse, und hazz in, swer im prîs dar umb erteilet.

419) Nach Püterich iſt es von Rüdiger von Hindhofen. Gedruckt iſt ein Auszug in Jacobs und Ukerts Beiträgen zur älteren Literatur.

punkt ſolch eine lüſterne Obſcönität iſt. Im Wolfdietrich iſt das Abentheuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenſtück zu dem erwähnten in der Abentheuer Krone, und dieſe Dinge ſind nur mit dem ärgſten in Boccaccio oder Arioſt zu vergleichen. Je ſpäter hin, deſto mehr vergröbert ſich der Geſchmack der Liebesgeſchichten. Im Malagis werden im Gegenſatz von den kindiſchen Neigungen in Flore und Blancheflur, und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die ſehr füglich ihre Mütter ſein könnten; im Gedichte von Dietrichs Flucht wird geradezu von den alten Zeiten geprieſen, daß man damals vor dem dreißigſten Jahre nicht liebte, und daß darin die Kraft jener Zeit ihre Quelle hatte; und ſo ſinkt dies in den franzöſiſchen und deutſchen Sagen bis zum völligen Verſchwinden der Liebe in den Romanen herab.

Noch frei von dergleichen Auswüchſen ſind die drei Dichter, die wir oben als Hauptrepräſentanten der Gottfried'ſchen Schule, des Spätherbſtes der höfiſchen Kunſt nannten, und die die meiſte individuelle Bedeutung haben. Auch ſie aber zeigen uns, wie fein und verſteckt es ſei, daß die erzählende Poeſie ſchon mit Gottfried auf der gefährlichſten Spitze ſtand, und daß ſie nothwendig bei dem vorſichtigſten Weitergehen, bei dem entſchloſſenſten Stehenbleiben in der alten Manier ſogar, ſinken mußte. Wenn man dies beobachten will, ſo darf man nur den Roman von Flore und Blancheflur[420]) neben Triſtan halten. Wie geſchickt Gottfried ſeiner einfachen Erzählung ein großes Intereſſe zu geben wußte, haben wir ſo eben geſehen; dem Konrad Flecke[421]), dem gemüthlichen Dichter oder Ueberſetzer des genannten Romans (um 1230) gelang das nicht. Und doch iſt ſein Gedicht eine ſo liebliche Erſcheinung, wie wir deren wenige haben, ſo freundlich erzählt, ſo mild gehalten, wie man nur immer einen ſolchen Gegenſtand behandelt ſehen möchte. Es macht den Deutſchen (und dies muß man bei dieſen aus der Fremde ſtammenden

420) In der Sammlung von Müller. tom. II. Eine Ausgabe wird von E. Sommer vorbereitet.

421) Auch ihn preiſt Rudolf von Ems und nennt ihn ſeinen Freund und ſein Muſter:

des rât suoche ich,
swâ min unkunst sûmet mich,
sîn hebete min friunt alsô lôn
an gefüeger sprüche dôn,
die sint genuoc guot unde reht.

Dichtungen beſonders hervorheben) außerordentlich viel Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geſchmack bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Triſtan, und Alles, wo es nur möglich iſt, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir ſtets mit erſtaunlichem Takte das Beſte griffen und das Einfachſte feſtſtellten oder herſtellten, was meiſtens bei den Nationen ſelbſt, aus denen wir ſchöpften, verloren ging. Den franzöſiſchen Quellen unſerer beſten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieſer vielbehandelte Roman von Flore und Blancheflur, der den Boccaccio beſchäftigte, der in alle Sprachen, ſogar ins Neugriechiſche überſetzt iſt, und in Deutſchland in mehreren Dialekten und in neueren und neueſten Proſen und Verſen exiſtirt, nirgends [422]) eine ſchönere, einfachere, reinere Geſtalt als bei unſerem Flecke; der ſpaniſche und franzöſiſche Roman, nach dem Treſſan ſeine Bearbeitung machte, iſt dagegen ein ganz ſchales Machwerk, viel abentheuerlicher, wunderlicher und anſpruchsvoller, und eben dadurch weit hinter der ſchmuckloſen Darſtellung des Deutſchen zurück, der übrigens auch einer franzöſiſchen Quelle, Ruprecht von Orbent, folgt. So vortrefflich nun dieſes Gedicht oder dieſer gereimte Roman iſt, ſo vortheilhaft die große Verbreitung für ihn ſpricht, die der Zeit nach vielleicht noch größer iſt als wir wiſſen, indem es trotz den vielen Nachforſchungen noch nicht gelungen iſt, Zeit und Ort ſeines Urſprungs auszumitteln, ſo iſt doch ſein Werth ein weit eingeſchränkterer, als der des Triſtan, deſſen Helden unſer Dichter zu einem Repräſentanten der Zeit, zu einem epiſchen Charakter zu bilden wußte. Allein Flore und Blancheflur iſt eine jener Dichtungen, die, wer weiß wie lange und wie oft und in wie unzähligen Umarbeitungen die Leſewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben, und ſie trägt daher auch ſchon eine Einkleidung, die dieſem ganz angemeſſen iſt. Stoffe wie dieſe, wie die Erzählungen von Genoveva und Meluſine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder

422) Es ſei denn in der kleinen naiven Erzählung des Dirk von Aſſenede, die noch aus dem 13. Jahrhundert iſt. In Hoffmanns Horae belgicae 3. Ueber die Verbreitung in fremden Sprachen: Altd. Muſeum II, 330. 349 sqq. Eſchenburgs Denkmäler. Ellis specimens 1. 3. p. 105 u. A. Den franzöſiſchen Roman der Pariſer Hſ. 6987 hat J. Bekker herausgegeben. Berlin 1844.

aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tiecks Bearbeitungen das meiste Interesse unter Allem erregten, was wir aus dem Mittelalter reproducirten; mit Recht: denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfremdet waren, und eben daher wieder das größeste und nur nicht eben das tiefeste Publicum fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die großen und vielfältigen poetischen Erzeugnisse aller Art, die nun herumliefen, mehr Geschmack am Lesen und größeres Bedürfniß nach poetischen Genüssen erhielt, so war das mehr eine Aufforderung zur Production von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Wir glauben nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben, regeneriren sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der jedesmaligen Gegenwart zu dienen, während sich an den Meisterwerken Niemand versucht; weil, wer im Stande wäre, die Nibelungen oder Gudrun oder den Reineke Fuchs zu bearbeiten, schon ein Dichter von ungemeinen Anlagen sein müßte. Von der Geschichte der Dichtung kann aber billig nur verlangt werden, bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung anzugeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Was wir bei den größern Dichtern dieser Zeit von Werth fanden, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder intellectuelle Tiefe vermissen wir hier, und behalten nur die Kunst der leichten und gewandten Darstellung übrig, die den Ruin der Kunst nicht aufhalten, wenn sich selber überall aufrecht halten konnte. Wir gehen daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abentheuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, wie in allen diesen Romanen, mit vielen Schilderein und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man sieht, die Provence oder Spanien muß die Pflegerin des Gedichtes gewesen sein. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der Erde

aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet ſind, allein der Geiſt ſeiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die ſchon im Triſtan misfällt. Man vergleiche nur, wohin es ſchon mit aller kräftigeren Anſicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeſchichte der beiden Kinder, die theilweiſe wohl ein Eigenthum des Deutſchen iſt, die man immer als das Gelungenſte im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichſte und Verwöhnteſte ſtets am vortrefflichſten gefunden hat, iſt die verhätſchelnde, conventionelle Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen ſtatt zu Menſchen macht, doch aufs allerweiteſte getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verſtehen ſich — man denke — ſchon im fünften Jahre ſehr wohl untereinander, herzen ſich und küſſen ſich, leſen der Minne Bücher zuſammen, und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie ſie dem Menſchen wechſelnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mismuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh; aus der Schule gekommen unterhalten ſie ſich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und laſen zuſammen, ſchrieben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie ſie aufgingen, von den Vögeln, wie ſie ſangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als ſie nachher getrennt werden ſollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht iſt; das Mädchen gar will ſich mit ihrem Griffel erſtechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da ſo ſchnell dieſer Frauendienſt, der im Anfange ſo ſchöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu ſehen, wie ſchnell jene Einfalt und Unſchuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald ſteht Rudolf von Ems ſchon dem Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch ſang, daß Kindheit und Minne ſich einander fremd wären. Und ſoll man daran zweifeln, daß jene Scenen den wirklichen Zuſtänden einigermaßen entſprechen, da in dem Gedichte von Grave Meie und Belaflor[423]) gradezu geſtanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. ſ. w. frühzeitig verzärtelt wur-

423) Ich verdanke die Kenntniß dieſes Werkes der gütigen Mittheilung Dr. Vollmers, der daſſelbe wohl dem Druck übergeben wird.

den? Auch dies Gedicht iſt von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Triſtan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weiſe, in jener redſeligen und beſchreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, der dem Verfaſſer aus einer ungereimten Chronik den Inhalt mittheilt. Als Schilderung einer reinen und treuen Eheliebe, die von Gefahren und Abentheuern geſtört und geprüft wird, reiht ſich auch dieſer Inhalt an den von Flore und Blancheflur an; und wie dieſes Gedicht bildet auch Meie und Belaflor eine jener beliebten Novellen, die der Büheler bei uns ſpäter wieder bearbeitete und die in unſere Volksbücher (von der geduldigen Helene) übergegangen iſt.

Dicht hierneben ſtellen wir den Wilhelm von Orlens [424]) (vor 1241) des Rudolf von Ems, Dienſtmannes zu Montfort, weniger beſorgt um die chronologiſche Reihe der Werke dieſes Dichters, als um die Zuſammenſtellung des Gleichartigen. Des Dichters Vorliebe für Triſtan und Gottfried iſt in ſeiner Alexandreis ſo nachdrucksvoll ausgeſprochen, daß man ſich den Seitenblick dabei auf Wolfram [425]) eben ſo gut erklärt, wie die Beſchaffenheit des Gedichtes, von dem wir reden. Der Wilhelm von Orlens iſt wie ſo Vieles unſerer alten Literatur früher ganz unverſtändig überſchätzt worden, indem man ihn wohl über den Willehalm des Eſchenbach geſetzt oder gefunden hat, daß er ſich „unter allen übrigen Aventiuren am nächſten dem Triſtan anſchließe," daß man ihn eines der ſchönſten Denkmäler der altdeutſchen Poeſie genannt hat. Edelſtein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraklius, und dieſe Aehnlichkeit der Werke der Meiſter und der Nachahmer hat vielfach unſere

---

424) Cod. Pal. Nr. 323. Eine Ausgabe wird Fr. Pfeiffer beſorgen.

425) Daz ander rîs ist drûf gezogen, starc und manige wîs gebogen,
wilde guot doch spæhe, mit fremden sprüchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —

dagegen heißt es von Gottfried:

— der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat; wie ist eben sleht gesat
sîn funt, sîn sin sô rîche; wiest sô gar meisterlîche
sîn Tristan; swer den ie gelas, der mac wol hœren, daz er was
ein schrôter süezer worte und wîser sinne ein porte,
wie kunde er sô wol tihten, getihten krümbe slihten,
brisen beiderhande lîp, beide man unt werdiu wîp u. ſ. f.

altdeutſchen Forſcher getäuſcht. Wir dürfen wieder, obwohl hier nur ſtellenweiſe, die zierliche Diction rühmen, die dem Gottfried nachgeahmt, und deſſen Ton oft ſelbſt in Nachbildung ſeiner kühnen verſchlungenen Perioden wohl getroffen iſt; was aber die Mähre ſelbſt angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung des Grafen Johann von Ravensburg erhaltenen franzöſiſchen Gedichte überſetzt ward, das unſtreitig völlige Erfindung eines matten Poeten iſt, ſo hat der Deutſche doch darin ſo viel plump und ungeſchickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus dieſem ſeinem Eigenthume die Hülfloſigkeit ſeines dichteriſchen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerſt iſt (um von jener Einladung der alten Poeten und Aehnlichem zu ſchweigen) der Tod der Blancheflur in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, ſie geht ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, im Gegentheil fröhlich zu ſeiner Leiche, erhebt eine Klage und ſtirbt. Das verſteinerte Herz der Blancheflur bleibt hier unglücklicherweiſe bis zum Tode beredt und geſchwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweiſe aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beiſpiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den engliſchen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen ſich gegenſeitig von Puppen- und Jagdſpiel, und die Weichlichkeit des Triſtan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe ſeine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einſt um die Urſache ſeiner Trauer und begreift, als er ihr nun ſeine Eröffnungen macht, ſeine Sehnſucht und die Art ſeiner Liebe nicht: eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er ſpricht von Wunden, die ſie ihm ſchlage, aber, ſagt ſie, ſie habe ja keine Waffen; ſie liege ihm an ſeinem Herzen, beſchwört er; aber ſie ſäße ja da und er dort, wirft ſie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke iſt weg; und dieſe Scene verhält ſich zu dem Geſpräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blancheflurs. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieſer Zeit, vom Dageweſenen, ohne im Stande zu ſein, es zu erreichen; es ſchreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, kleines productives Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, ſoll man den Dichter oder ſeine Geſchöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck und man ſieht ihm das Nachdenken auf der Stirne,

wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei dieſem quält ſich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen und bis zum Unmuth empfindet ſie die Schwierigkeit, ſolch ein luſtiges Weſen in ein Bild zu bringen, allein hier iſt die Zeit ſchon merklich fortgerückt, dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das ſchon beſſer, und wie Amelye gar nicht verſtehen will, wie ſie ihn lieben ſoll, ſo erklärt ers ihr aufs praktiſchſte: ſie ſolle ihn zum Manne nehmen! Man ſieht wohl, wie leiſe hier die Poeſie in Proſa hinabgleitet und dies iſt dann wie im Ulrich von Lichtenſtein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde ſich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will, und dergleichen mehr. Zeigt ſich nun das proſaiſche Gemüth des Dichters ſchon in ſolchen Zügen, ſo zeigt es ſich in der Wahl des ganzen Gegenſtandes noch mehr. Dieſer Roman fängt eine neue Klaſſe an: er dreht ſich um ganz moderne Perſonen, um ganz neu ritterliche Sitte, um die perſönlichen, häuslichen Verhältniſſe, um das Mein und Dein, um Lehnſitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinſung; und wenn der Held reiſt, ſo zieht er nicht mehr als Irrender, ſondern mit einer Hofdienerſchaft, er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit dieſem Gelde hübſch ſparſam zu ſein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich ordinär zu. Dies hängt mit der Quelle dieſes Gedichtes zuſammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu ſuchen iſt und wo der ritterlichen Poeſie ſtets eben ſo gut das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologiſchen Gemälden der Rubens das Caricaturartige der niederländiſchen Kunſt. Genau ſo verhält es ſich mit Konrads Schwanritter [426]). Auch da herrſcht neben der Abentheuerlichkeit des Stoffes, über deſſen Quelle wir auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweiſen, der Ton des gemeinen Lebens und die trivialen Verhältniſſe der Gegenwart, und im Lohengrin ſelbſt iſt dies ganz der gleiche Fall. Statt daß ſonſt die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, ſo treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein. Gleich in dieſem Gedichte fällt übrigens eine Stelle auf, die uns zeigt, daß es unſerm Rudolf nur noch halber Ernſt ums Dichten war, wie dem Stricker, deſſen Zweifel wir

426) In den altdeutſchen Wäldern. Band 3.

ſchon kennen gelernt; auch ihm ſind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten aufgäbe [427]). Nichts erklärt das Mechaniſche der Arbeiten dieſer Männer beſſer, als dieſe Beobachtung, die wir gleich weiter bis zu viel ſchlimmeren Symptomen werden verfolgen können; nichts erklärt beſſer, als dies Mistrauen in ihre eigne Kraft, wie dieſe Dichter, wie unſer Rudolf im Laufe der Zeit ſtatt Fortſchritten Rückſchritte in ſeiner Kunſt macht. Zufolge einer Stelle im Wilhelm von Orlens hat Rudolf ſchon vor dieſem Gedichte (nach Haupt nach 1229, nach Pfeiffer aber wahrſcheinlich weit früher) den guten Gerhard [428]) gedichtet; ihn und den Barlaam beſitzen wir; ſeine Bekehrung des heiligen Euſtachius hat ſich noch nicht gefunden. Ich gebe gern zu, daß der gute Gerhard das gelungenſte von Rudolfs Werken ſei, daß er meine wohlerwogenen Urtheile über den Dichter zurückzuweiſen fähig ſei gebe ich nicht zu. Man hat mit Recht ſchon darauf aufmerkſam gemacht, welch zweideutiges Talent das ſein müſſe, das mit der Zeit ſtatt vorwärts immer rückwärts ging! Das Mittelmäßige lobt man allezeit zu frühe und ungern ſähe ich den aufs Tüchtige und Gründliche gerichteten Herausgeber dafür Parthei nehmen. Ebene, klare Erzählung macht keinen Dichter; iſt ſie vollends nicht einmal original, ſo iſt auch dies bloß formelle Verdienſt noch geſchmälert. Nach einem Boccaccio kann ein zweiter, von ganz gleichem Werthe, früh oder ſpät, nie hoffen das gleiche Lob zu ernten, und was iſt am Ende ſelbſt das Lob des Boccaccio? Was war ſelbſt unſer Lob des Hartmann, an deſſen armen Heinrich die einheimiſche Legende vom guten Gerhard am eheſten erinnert. Wir wollen unſeren gutmüthigen Rudolf ſo rügen, wie er es ſelbſt wünſcht: daß unſer Rath freundlich ſei; wir wollen ſeiner Mähren nicht ſpotten, und ihm zu

427) Wilhelm von Orlens Cod. 323. Fol. 183: Er dachte oft:

lâ varen dîn getihte, man hât ez ze nihte;
ich mir ditz gedenke, ze hant ich widerwenke
und denke in dem sinne mîn: nû, wer sol dir lieber sîn,
denne dû dir selben bist? Waz, ob ze tegelicher frist
dir ein dane noch widervert, dâ von dir lîhte wirt beschert
êre, sælde, wirdikeit? sô liebet mir diu erbeit
und tihte aber fürbaz. Uf den gedingen tuon ich daz,
daz ich in deste werder sî, den selhiu fuoge wonet bî,
daz ich in durch mînen sin, lihte deste werder bin etc.

428) Ausgabe von M. Haupt. 1840. In den lit. Handbüchern ſteht das Gedicht ſonſt gewöhnlich unter dem Titel Otto der Rothe.

gute annehmen, was er in guter Meinung schrieb; wir können aber doch nicht die Wahrheit verschweigen, die sich so stark aufdrängt, denn auch sie ist, in guter Meinung gesagt, gut. Kann man aus einem höheren Gesichtspunkt selbst diese Erzählungskunst nur billigen, oder gar diese Charakteristik, da hier der bescheidene Mann, der dem ruhm- und prahlsüchtigen Kaiser Otto dem Rothen entgegengesetzt und dessen Selbstbescheidung und Entfernung von Selbstanrechnung seiner Gutthaten in so starken Zügen hervorgehoben ist, zuletzt sein eigen Lob ganz in dem freigebigsten Ton eines Dritten, die Geschichte seiner Bescheidenheit ganz in dem wortreichsten Flusse eines Dichters erzählt? Sieht man von diesen eigentlichen poetischen Anforderungen ab, so ist der schlichte Vortrag im Gerhard gefällig, und hiermit vergleichen sich die kleinen Erzählungen des Konrad von Würzburg († 1287 in Basel). Konrad ist wie Gottfried bürgerlichen Standes; er fällt später als Rudolf, der ihn in der Alexandreis noch nicht unter den berühmteren Dichtern nennt; er hat seine poetische Laufbahn erst nach Rudolfs Tode († 1254) begonnen. Er steht mit seinen kleinen Gedichten ganz in der Reihe der Marner und ähnlicher späterer Lyriker, Frauenlob setzte ihm in seiner überschwenglichen Weise ein Monument, und Leuten wie ihm und Trimberg empfahl er sich mit seiner Gelehrsamkeit. Ueberall sehen wir ihn an der Grenze der früheren und späteren Zeit erscheinen; seine lyrischen Gedichte führen zu den geschraubten und gekünstelten Poeten am Ende des Jahrhunderts über; seine erzählenden, die in Reim und Vers meist tadellos gefunden worden und dadurch von einer eigenthümlichen Wichtigkeit sind, deuten rückwärts und suchen sich an die reine höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. Unter ihnen sind die kleineren, die von der Hagen in seiner noch nicht erschienenen Sammlung „Gesammtabentheuer" aufgenommen hat, die aber nun auch einzeln größtentheils in reineren Ausgaben zu lesen sind[429]), das empfehlendste. So urtheilt der Herausgeber des Otto mit dem Barte, daß unserm Konrad „zumeist die Erzählung gerecht war, und zwar diejenige, die ihn nicht zwang, sich zu schrauben, und mit seinen Kenntnissen das zu ersetzen, was ihm an ächt poetischem Geiste abging; bei der er nicht Gefahr lief,

429) Engelhard, ed. Haupt. 1844. Otto mit dem Barte, ed. Hahn. 1838. Der werlte tôn, ed. Fr. Roth. 1843, der auch den Schwanritter und das Turnier von Nantes herausgeben wird.

ſich zu erſchöpfen, in breite Reflexionen einzulaſſen und platt oder gar gemein zu werden; die kurze Erzählung alſo, die ihm einen ſchlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Verſen darſtellte.“ Eben um dieſes formalen Verdienſtes willen, auf das es ja ſelbſt den größeren Dichtern der Zeit in ihren größeren Werken faſt allein ankam, und das in dieſen kleineren Mähren offenbar die Hauptſache ſein mußte, preiſt ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „ſein Blick beherrſche keinen weiten Geſichtskreis und dringe nicht in den innerſten Kern menſchlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit beſonderem Geſchicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus.“ Und wie wir Neueren ſein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, ſo ſcheint auch ſchon die damalige Zeit geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geſchah, ſo Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer mit demſelben fälſchlich zu ſchmücken und zu empfehlen. Neben dem Schwanritter, den wir vorhin ſchon erwähnt haben, iſt die umfangreichere Erzählung von Engelhard und Engeltrut (die Sage vom Amicus und Amelius) das willkommenſte unter dieſen Werken, ſowohl das Talent des Dichters in das beſte Licht zu ſtellen, als auch neben Wilhelm von Orlens, Meie und Belaflor und den ähnlichen letztgenannten Erzählungen den leiſe ſich wandelnden Zeitgeſchmack anzudeuten. Dieſe Mähre von ächter Freundestreue erzählt, wie die zwei an Seele und Körper gleichen Freunde Engelhard und Dietrich am Hofe des Königs Frute von Dänemark Dienſte nehmen, wie Beide deſſen Tochter Engeltrut lieben und von ihr geliebt werden; wie ſie ſich für den Erſtern blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entſcheidet; wie ſie den Geſtändigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweiſt, dann ihm, als er todtſiech niederliegt, geſtändig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth ſein Glück; Engelhard leugnet ſeine Sünde; ein Zweikampf ſoll entſcheiden; ſchuldbewußt fordert er ſein Ebenbild, ſeinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieſer ſiegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr durch das ſcheidende Schwert getrennt; wie Engelhard bei Dietrichs Weib indeſſen, deſſen Rolle er dort vertritt. Bald ſtirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauſcht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Neiſelſucht; nur das Blut von Engelhards Kindern ſoll ihn heilen, und

Engelhard bedenkt ſich nicht, dieſen die Köpfe abzuſchlagen; ein Wunder ſtellt ſie aber wieder her. Man ſieht leicht, wie fein ſich hier unverträgliche Dinge anfangen zu miſchen, Form und Inhalt ſich zu widerſprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenſtück zu den weichen Minnegeſchichten, die wir zuletzt erwähnten, doch iſt der ſonſtige Schmelz dieſer Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentauſch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Style der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf ſcheint eine Beſtätigung der Gottfried'ſchen Anſicht von den Gottesurtheilen werden zu ſollen, wie windſchaffen der heilige Geiſt ſei, aber der ernſte Ausgang iſt ſchon ganz in dem Sinne der Zeit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo man in der Literatur die religiöſe Aengſtlichkeit und Zerknirſchung hervorſtechen ſieht, und in dem Sinne des Dichters, der in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Perſon des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu laſſen um die Seele zu bewahren. Der letzte Zug endlich, die Ermordung der Kinder, bereitet, wie die Ermordung der Mutter durch den Sohn in Graf Meie, wie im Otto mit dem Barte, die Züge der Vaſallenrohheit, ſchon auf den Charakter der größeren Dichtungen dieſer und der folgenden Periode vor, wo die anarchiſche Zeit dergleichen Härten zu herrſchenden Beſtandtheilen macht, die ſich hier in den glatten, geleckten Formen der ſanften guten Tage Hartmanns und Gottfrieds eigenthümlich fremdartig ausnehmen.

Wie die Dichter dieſer Uebergangszeit in die Proſa herunterfielen, ſobald ſie ſich an größere Gegenſtände wagten, haben wir ſchon in Rudolfs Behandlung des Wilhelm ſehen können, wir können es aber in weit größerem Umfange beobachten, ſobald wir die umfaſſenderen Werke dieſer Männer betrachten, die zum Theil den Weg von dem Roman zur Reimchronik, von der Dichtung zur Geſchichte bahnen. Konrads trojaniſcher Krieg[430]), den er für den „werthen Sänger Dietrich von Baſel" dichtete, iſt ein Rieſenwerk, das ganz den Sammelcharakter einer Zeit ausſpricht, die nichts mehr von productiver Kraft beſitzt und nichts von jener edlen Selbſtthätigkeit, welche kein anderes Vorbild braucht als das Leben ſelbſt. Der Dichter ſelbſt

430) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller. Bd. 3. Das Ganze wird durch Frommann herausgegeben werden.

vergleicht dies Werk mit einem Fluſſe, in dem wohl ein Berg verſänke, oder mit einem bodenloſen Meere von Sagen, in das ſich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Wie ſo viele ähnliche Producte, die wir ſchon trafen und fortan treffen werden, hat auch dieſes das Charakteriſtiſche, daß es auch der Schilderung nach copirt, wie dem Stoffe nach, und dort wie hier zu überbieten ſucht. Man darf nur aufſchlagen, um an der Beſchreibung des Kampfes zwiſchen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwiſchen Jaſon und Medea, zwiſchen Achill und Deidamia zu ſehen, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden ſoll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Ganz ſteht der Dichter mit dem Einen Fuße ſchon in all der proſaiſchen Plattheit, die jetzt neben dem hochpoetiſchſten Schwulſt allgemein wird, wie ja auch immer die ärgſte Proſa im Geſchmacke einer Zeit nur das Ueberladenſte für Poeſie hält. Die Einleitung in den trojaniſchen Krieg iſt in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichteriſchen Geiſtes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Muſteranſicht von Geſchichte geprieſen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit ausſprechen und ſie konnte nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die ſchwindende Kunſt, wie er auch ein eigenes Gedicht über dieſen Gegenſtand verfertigt hat [431]), über die wenige Pflege, die ſie noch findet, über die Seltenheit ächter Meiſter. Er klagt über die Theilnahmloſigkeit mit der ſich nun Alles von Rede und Geſang abwende; doch wolle er darum nicht ſein Singen laſſen und ſeiner Zunge ihr Amt verbieten, ſondern nur in ſich ſelbſt die Befriedigung ſuchen, die die Welt der Kunſt jetzt verſage [432]).

431) Altdeutſches Muſeum Band I.

432) Vers 140.

Dur waz verbære ich die vernunst, diu dicke und ofte frôuwet mich?
ob nieman lepte mêr denn ich, doch seite ich unde sunge,
dur daz mir selben clunge min rede und miner stimme schal;
ich tæte alsam diu nahtegal, diu mit ir sanges dône
ir selben dicke schône die langen stunde kürzet.
swenn über si gestürzet wirt ein gezelt von loube,
sô wirt von ir daz toube gefilde lûte erschellet.
ir dôn ir wol gefellet dur daz er truren stœret:
ob si dâ nieman hœret, daz ist ir alsô mære
als ob ieman dâ wære, der si vernemen kunde wol.
seht alsô wil ich unde sol dur daz niht lâzen minen list,
daz ir sô rehte wênic ist, die mîn getihte wol vernemen etc.

Eine ſolche Beſcheidenheit und Genügſamkeit möchte vielleicht den Philoſophen und überhaupt jeden Mann zieren, der ſich vor Allem über ſich und die Welt aufklären will, wer aber irgend wie mit den Kräften ſeines Geiſtes wuchern, wer producirend wirken, wer dichtend auftreten will, der drängt ſich doch beſſer, wie jener, „dem die Muſe das machtvollſte Geſchoß gewaltig pflegte" in den Kreis der ſiegreichen Könige und ſucht ſeine Weisheit in der Welt leuchten zu laſſen. Daher reimte denn unſer Konrad vor ſich hin und bedachte nicht, daß ſich mit ſolchen Anſichten der blühende Ton des Anfangs und die erſte Begeiſterung nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen laſſen. Und wenn auch jene weitere Anſicht unſeres Dichters, daß die Dichtkunſt unter allen Künſten die einzige iſt, die nicht gelehrt und gelernt werden kann[433]), von einem höheren Begriffe der Kunſt in ihm zeugt, ſo wie er auch ſonſt den angebornen Genius von dem gemeinen Talente ſehr ſchön zu unterſcheiden weiß, den von Natur Weiſen vom Gelehrten[434]), ſo iſt dies nur ein Beweis von einem offenen Kopfe, von einem paſſiven Vermögen des Geiſtes, das man mit Recht auch an unſerer neueren romantiſchen Schule als bezeichnend gefunden hat. Von einem poetiſchen Sinne aber zu einem Poeten iſt ein ſehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunſt ſagen kann, ſie iſt gelehrt und gelernt, ſo iſt es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunſt der Menſchenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darſtellung hat er ſeinem Gottfried von Straßburg nichts abgeſehen, aber wo es aufs Ausſchmücken, aufs Verſchwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meiſter zu erreichen geſucht, und hat dieſe Künſte ſogar in allerhand Beſchreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verſchmähte, er hat alſo nicht einmal überall

433) Vers 74.
— sîne (des Dichters) fuoge und sîne kunst
nâch volleclichen êren mag nieman in gelêren,
wan gotes kraft aleine. Kein mensche lebt sô reine,
dem got der sælden gunde, daz er gelernen kunde
wort unde wîse tichten.

434) Vers 6453.
Lêr unde meisterschaft sint guot; swer aber sinnerîchen muot
von an geborner tugende hât, des witze gêt vür allen rât,
der von meisterschefte kumt.

mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anstrengung, sich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten, Konrad in das Platte und Prosaische überstreifte, in dem sich Rudolf noch breiter niedergelassen, sahen wir oben schon an seinem Schwanritter und man sehe nur einmal im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welch eine trockne Ansicht das Ganze darstellt, und mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt.

Daß auch Rudolf von Ems einen trojanischen Krieg gedichtet habe, war ein bisher verbreiteter Irrthum; dagegen verfaßte er nach einer lateinischen Uebersetzung des sogenannten Kallisthenes einen (jedoch nur mangelhaft erhaltenen)[435] Alexander, den Pfeiffer der Zeitfolge nach hinter den Wilhelm von Orlens reiht[436]. Er hat das zweideutige Verdienst, an einem Stoffe, der in sich der nivellirenden Glätte Gottfried'scher Manier widersteht, diesen Vortrag nachahmend zu versuchen. Wir wollen die versprochene Publication dieses Werkes abwarten, das ohnehin von nicht großem Belang für uns ist und wollen dagegen ein Wort über seine Weltchronik (um 1250) beibringen. Wir kehren mit diesem Werke und mit dem was ihm anhängt zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiserchronik entstand; und eine Reihe von Zügen werden uns weiterhin in jene Periode gleichsam zurückversetzen. Die Zweifel der halben historischen Gelehrsamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen kommen wieder, die in der Blüthezeit der Ritterpoesie von dem Geist der Zeit überwunden worden waren; und wir wollen sogleich weiter anführen, wie sich heilige Scrupel in diese Zweifel einmischen, und die Legende wieder in Schwung bringen, die im 12. Jahrhundert ein Hauptgegenstand der dichterischen Erzählung war. Diese Wendung im Geschmacke der Zeit lag in der Natur der Sache. Auch im Individuum erfolgt die Periode, wo man Mährchen und Erdichtung mit Unwillen von sich wirft und historische Wahrheit fordert, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigt dies ganz allgemein. In dieser Zeit trat die niederländische Literatur hervor, eines Landes,

435) Hs. in München. cod. germ. 203. Von 10 Büchern sind nur die sechs ersten übrig. S. Pfeiffers Barlaam. S. XII.

436) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

das immer ſeine Kunſt auf dem Boden der Wirklichkeit zu halten ſuchte. Jener Maerlant galt hier ſo lange als der Anfangspunkt der ganzen Vulgarpoeſie der Niederländer, eben weil er die Loſung gab zum Abwerfen der Romane, worauf dann jene Reihe hiſtoriſcher Reimchroniken folgte, in franzöſiſcher und niederländiſcher Zunge, die wir jetzt nacheinander im Druck erſcheinen ſehen und die den Kern der alten Literatur jener Lande bilden. Entſprechend mit dieſen Erſcheinungen werden wir demnächſt auch bei uns, und zwar durch alle Theile unſeres deutſchen Vaterlandes hin, die nicht durch den eigentlichen Minnegeſang zu erſchöpft waren, die Reimchronik hervortreten ſehen, in der das hiſtoriſche Element Zweck und Hauptſache iſt, und die daher der Geſchichte der Hiſtoriographie mehr angehört als der Dichtung, indem ſie offenbar die poetiſchen Formen blos trägt, weil noch keine Proſa gebildet war. Wie nun die Alexander- und Trojanergeſchichten ſchon in einer gewiſſen Mitte zwiſchen Dichtung und Geſchichte lagen, und als Uebergänge vom Roman zur Reimchronik betrachtet werden können, ſo noch mehr die Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigſtens noch nicht moderne Geſchichte in trockner Wahrheitsliebe enthalten. Von dieſen hat die Rudolf'ſche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten; ſie ſetzt ihn auf eine viel würdigere Art mit der Folgezeit in Verbindung, als Konrads lyriſche Gedichte dieſen. Die vielfachen Fortſetzungen und Interpolationen dieſes Werkes, die Maſſe der Handſchriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[437]), zeigen uns, welch ein verbreiteter und beliebter Gegenſtand dieſe Chronik war, und wie wohl Rudolf die Zeit verſtand und deren Geſchmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Unterſuchungen[438]), denen wir ihr Verdienſt laſſen, ohne es im geringſten zu beneiden, muß man zwei Recenſionen dieſer Chronik, deren eine für König Konrad, die andere für Heinrich von Thüringen gedichtet, jede mit einer beſonderen Einleitung verſehen iſt, als ganz verſchiedene Werke auseinander halten, von denen das erſtere dem Rudolf, das andere einem thüringiſchen Nachahmer zuzuſchreiben wäre, der aber in Rudolfs Perſon ſo gedichtet hätte, wie der Titureldichter in Wolframs. Jenes umfaßt die altteſtamentliche Geſchichte bis zu Salomos Tod, dieſes

437) Grundriß von Büſching p. 223 sqq.

438) Ueber Rudolf von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839.

jüngere nur Moſes, Joſua und einen Theil der Richter; Rudolfs Quelle iſt die Bibel, nächſt ihr die scholastica historia des Petrus Comeſtor, in wenigen Stellen Gottfried von Viterbo und der Polyhiſtor des Solinus; die andere Recenſion, die Rudolfs Werke nachahmte und benutzte, nicht überarbeitete, ſchließt ſich eng an die hist. scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeſchichte des Gottfried von Viterbo, und nennt dieſen als ihre Quelle, obgleich er auch hier nur für die Einleitung benutzt iſt. Wie ſich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verſchiedene Handſchriftsgruppen auseinanderzuhalten ſind, muß der, den dieſe Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufſuchen. Die pſeudo-rudolfiſche Recenſion gefiel beſſer, man erweiterte ſie mit fremden Zuſätzen, man ſetzte die falſche Einleitung dem ächten Werke vor. Dies war der Fall in der Handſchrift [439]), die wir mit richtigem Takte bei der erſten Auflage dieſer Geſchichte zum Grund unſerer Bemerkungen machten, indem ſie den ächteren Text und die charakteriſtiſchere Einleitung verbindet; was dabei auffallend blieb, daß der Text nicht mit der angegebenen Quelle ſtimmen wollte, haben wir uns ſo erklärt, wie es in der zweiten Recenſion noch immer erklärt werden muß. Wie dieſe Chronik ſich im Laufe der Zeiten geſtaltete, wie ſie in der Bearbeitung des Heinrich von München im 14. Jahrhundert ausſieht, iſt ſie ein Hauptdocument für das Sammelweſen dieſer Zeit; ſie wird ein ungeheurer Wuſt von griechiſch-römiſcher, orientaliſcher Sage, Chronik, Geſchichte, heimiſcher Volksdichtung, in wunderbarer Confuſion; Theile anderer Werke ähnlicher Art, Theile des trojaniſchen Kriegs von Konrad, ganze Maſſen der franzöſiſchen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranſe, wie ſie von Stricker, von Wolfram und ſeinen Fortſetzern bearbeitet waren [440]), drängten hinein. Wie ſie dagegen in der ächten und einfachſten Geſtalt ausſieht, in der ſie aus Rudolfs Händen kam, iſt und bleibt ſie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei dieſem Geſchäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit ſeiner weltlichen Dichtungen ſchwachmüthig in Angſt iſt,

439) Cod. Pal. Nr. 146. Die ächte Rudolfiſche Chronik enthält Cod. 327, die falſche Cod. 321.

440) S. im Grundriß von Büſching über die Hſ. von Gleimick, Kremsmünſter und Wolfenbüttel.

nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die selbstvergnügliche Weihe, die einem Otfried seine Arbeit gab. Bedeutung hat diese biblische Geschichte wohl dadurch, daß sie dem Volke im 14. und 15. Jahrhundert den Inhalt der heiligen Schriften nahe legte, obwohl dafür die Predigten des Hugo von Trimberg viel wichtiger waren, wie denn schon die Erweiterungen dieser Bibelgeschichten mit lauter weltlichen Sagen ausweisen, daß man dies Werk nicht so sehr gerade um dieses Inhalts willen suchte. Sonst hätte man wohl auch am wenigsten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'schen Chronik gingen nämlich auch Bestandtheile der Schriften Enenkels (um 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der gleichfalls, außer einem Fürstenbuch von Oestreich eine Weltchronik reimte[441]). Beide gehören noch dem poetischen Gebiete mehr an, als dem historischen; das Fürstenbuch ist für die locale Sagengeschichte von Oestreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; sie ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab, sondern sie führt das Gegebene mit so viel poetischer Licenz aus, wie dies irgend ein Romandichter thun konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone diese Chronik hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia, und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes, das Local wo Nithart dichtete, und die Stoffe, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar das Aehnliche erlaubt hatte.

Vom Sinne Rudolfs freilich und dessen nächsten Zeitgenossen war eine frivole Stimmung dieser Art weit entfernt. Seine Beschäftigung mit der Bibeldichtung floß aus einem Ekel an der weltlichen

441) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift Nr. 386.

Romanpoeſie, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in ſeinem Namen bearbeitete, vortrefflich nach den Zügen auf, die ihm Rudolf im Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickt der fromme Mann reuig auf ſeine weltlichen Dichtungen zurück, und ganz in dieſem Sinne ſtellt die pſeudorudolfiſche Einleitung den geiſtlichen Stoff der Chronik als die beſte Rede hin, die je ein deutſcher Mann gedichtet habe[442]) und ſetzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit ſündhaftem Munde gedichtet, ſo daß er nur mit dieſem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft[443]). Auch dieſer Zug iſt allgemein in dieſer Zeit. Wilhelm von der Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), ſchrieb ſpäter einen besant de Dieu, in dem er Rechenſchaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt, und ſein ſündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria[444]), das man fälſchlich dem

442) Weltchronik Cod. Pal. 146. Fol. 1 c.
Ich wil — der besten rede beginnen,
der sich vor mir ie tiutscher man getihtent solt genemen an;
der besten? jâ, daz sprich ich vol,
daz ich wol alsô sprechen sol; an starken sinnen gewæren
an mæren unwandelbæren ist si diu beste, des gihe ich.

443) Fol. 3 d.
Hæt ich des gedingen niht ze got und solhe zuoversiht,
daz mir diu genâde sîn mit wîser lêre würde schîn,
und daz mir diz getihte niht ander schulde slihte,
die mit suntlicher missetât mîn munt ofte gedienet hât
an lügelîchen mæren gên gote wandelbæren,
der ich lîht etlîchez hân getiht ûf den vil lieben wân,
daz ich durch diu mære vil deste werden wære
den linten die si hœren lesen, und sol ez dâ bi alsô wesen
daz mir miner arbeit von dem niht würde danc geseiht,
fürderlîchen und alsô, daz ich es mit êren würde frô,
durch den ich diz puoch tihten wil: sô wær der arbeit alze vil etc.

444) W. v. Hagen M. S. III, 343:
— Swaz ich ie von ouwen
sprach unt krankea vrouwen,
reine maget, daz riuwet mich vil sêre. —
— lä mich niht vergezzen
worte, diu ich mezzen
hân mit üppikeit: liegen, triegen, schelten,
daz ich meit vil selten,
des lâ mich in milte riuwe enphâhen u. ſ.

Konrad von Würzburg zuſchrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe geſungen habe. Wie dieſes Gefühl der Aengſtlichkeit aufkam und ſich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man außer auf Geſchichte und geſchichtliche Wahrheit, auch auf die Legende und geiſtliche Poeſie überſprang, mit welchem Zweige wir auch Konrad und Rudolf beſchäftigt finden, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moraliſchen Unſelbſtändigkeit nach dieſem Glauben, die Heiligenverehrung, die damit zuſammenhängt, war ſchon ſeit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geiſtlichkeit ſelbſt allerhand Schickſale gehabt; während der Blüthe des Rittergeſangs unter Waffen und freierer Lebensanſicht war er eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in dieſem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengeſetz dieſer Klaſſe ſeine Gültigkeit und ſein Anſehen verlor, der Waffendienſt vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienſt von ſinniger Veredlung der Sitten nach dem Beiſpiele des ſittigeren Geſchlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienſt von geiſtigem Verkehr und Kunſteifer zu unſchicklicher Unterhaltung ausgeartet war, ſo war es natürlich, daß auch der Gottesdienſt mit dieſer allgemeinen Verderbniß verderbt ward; und daß alsdann die Poeſien, die ſich auf dieſen bezogen, die Lieder, die dem Frauendienſte gewidmet waren, die Romane, welche das ritterliche Treiben abſpiegelten, in ähnlichem Verhältniſſe ſanken, iſt nicht anders zu erwarten. Was nun dieſen Gottesdienſt zunächſt angeht, ſo ſchien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Regenten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die ſich nach unmächtigen Häuptern umſah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majeſtät Gottes zu brechen geſucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das ſich noch an dem autokratiſchen Gotteshelden Karl freute, das ſeine Gewalt im Friedrich Barbaroſſa mit ſeiner Herrlichkeit wiederkehren ſah, und beider Reich mit dem der altjüdiſchen Könige verglich, jenes Jahrhundert ſah auch noch ſeinen Gott in der Erhabenheit des ſtrengen Jehova und überall ſpielen die altteſtamentlichen Vorſtellungen in die Gedichte jener Zeit

herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war ſeiner zwiſchen Gott und Menſchheit vermittelnden Eigenſchaft gemäß. Geiſtreich hat man ferner bemerkt[445]), daß, ſobald die Vorſtellung von der Identität Gottes, des Sohns und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwiſchen der gerechten Gottheit und dem ſündhaften Menſchengeſchlechte, oder zwiſchen dem unbegreiflichen Weſen des Lenkers der Dinge und dem ſchwachen Verſtande der Sterblichen nöthig ward. Dieſer unſerer Sündhaftigkeit und Begriffsſchwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergründlichen Verdienſten. Wir ſehen alſo in dieſer Zeit, indem wir, wie ſchon geſagt, ganz in dieſelbe Periode gleichſam zurückverſetzt werden, in der wir die Kaiſerchronik entſtehen ſahen, die poetiſchen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigſtens kunſtmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, ſondern auch der ganze Anſtrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir ſtehen in den Zeiten, wo die Canoniſationen anfangen viel häufiger zu werden, wo Caſtilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen ſahen und wollen wir in Deutſchland an einem Beiſpiele ſehen, wie ſich das Leben mit der Poeſie, die Poeſie mit dem Leben ändert, ſo kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus dem Leben der Eliſabeth wählen[446]), einem Gedichte, das zwar etwas ſpäter fällt, das aber als Kunſtwerk keiner weiteren Beachtung werth, als hiſtoriſches Document dagegen hier ganz brauchbar iſt. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Herrmann erinnert, an das große Ingeſinde, das ſich an ſeinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark ſich zur Kurzweile hier zuſammenfanden, und Ritterſpiel oder Saitenſpiel, Turnier oder Geſang ſuchten. Und von dieſem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die ſechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweiſe wetteiferten mit Geſang, wo dieſe mit altgermaniſcher Wagniß und Geringſchätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürſten ſetzten,

445) In einem Aufſatze „Zur Geſchichte der Verehrung der heil. Jungfrau" im deutſchen Merkur 1796, 2. und 1797, 1.

446) Manuſcript in Darmſtadt; auszüglich in der Diutisca, I.

von dieſem Gemälde einer tollen Wirthſchaft an einem zu liberalen Hofe, von einem ſchlagfertigen ritterlichen Regenten werden wir dann herübergeführt zu ſeinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu ſeinem bigotten Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beſchützerin des Ofterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Eliſabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gäſten an Herrmanns Hofe zu dem ascetiſchen Pfaffen und Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt ſelbſt an, wie das ſelbſtquälende und beſchauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenſpeiſen und Tränken und Waſchen, dies Krankenpflegen, Almoſengeben, Kaſteien und Faſten, dieſe ſophiſtiſche Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, dieſe Küchenwunder und was Alles dieſe Chronik oder Legende, oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch ganz bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine ſolche Zeit, die aufs neue ſolche Heilige kannte, die die letzte Begeiſterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geſchichten der alten Märtyrer und Asceten hervorſuchen. Wo alſo ein Fürſt oder Protector noch einen Reinbot zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenſtein, ſein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenſtandes und das Verdienſtliche der Sache den fehlenden Muth, denn ſchon das Leſen ſolcher chriſtlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienſtlich mußte nicht erſt das Dichten ſein. Obgleich nun aber damals durch ſo außerordentliche Verdienſte ſolcher moderner Heiligen der Schatz der Verſöhnungsmittel zwiſchen Gott und dem ſündigen Menſchen angehäuft war, ſo ſchien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben ſolchen frommen Menſchen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbſthülfe eigen, wie wir ſelbſt ſchon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geſchichte ſonſt wiſſen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und dieſen ſuchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13. Jahrhundert eine Erzählung ging, daß ſie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Chriſtus die Abſicht hatte die Weltkugel ihrer ſündigen Bewohner halben in Stücke zu zerſchmettern (wovon

Thomasin etwas gespürt haben muß, der in eben diesem Jahre den Untergang der Welt weissagte), dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, und bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten, und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß [447]), und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte, und man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das elendeste, matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am liebsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutz und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Wenn man sich nun damals hinter die gutmüthige Himmelsdame steckte, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Worten ohne Sinn, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter Gottes, die mit dem Sohne so gut umzuspringen, ihn so gut ihres Sinnes zu machen wußte, war das nicht sehr klug ausgedacht, da man doch weiß, wie auch der mürrischste Hausherr und Vater vor

447) Reimar von Zweter, in einem Briefe bei v. d. Hagen, Minnes. 2, 175 b.
Durch minne wart der alte junc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und drî genende emphienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.

solchen vereinigten Waffen weichen muß? Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist“; ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze; Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels sicher zu sein; das Gedicht von Theophilus, was in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[448]), beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte; sie rettet Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein Ave Maria alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist zur Besserung, sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie einem ihrer Anbeter, der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles geht allerdings ich weiß nicht soll ich sagen über den Scherz oder über den Ernst! Alles aber sind Züge, die meist aus deutschen Poesien entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland noch unendlich weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (contes devots) existiren, in welchen die frivolsten Späße und die unflätigsten Zoten eine Stelle finden. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, in Sündenangst und christlicher Demuth geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Absicht sein, bei diesen Dingen uns lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; wir heben an dieser Stelle das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu dessen Ende die meisten und

448) Im Cod. Pal. 341 hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch.

vorzüglichſten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholt, ins Niederdeutſche umgeſetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf wir dann kaum mehr zurückzukommen denken, da dieſe Gattung nur in dieſer Zeit eine geſchichtliche Bedeutung und einen wenigſtens relativen poetiſchen Werth hat. Eben dies Letztere konnte man von der Zeit des 12. Jahrhunderts ausſagen, wo wir die Legende in ungezwungener Frömmigkeit, in ungetrübtem Glauben, in ungeirrter Religioſität behandelt und als Haupt- und Lieblingsgegenſtände der Dichtung und Lectüre verbreitet und in die weltlichen Erzählungsſtoffe eingedrungen fanden. Dieſer Geſchmack ward zur Zeit der Blüthe des Rittergedichtes unterbrochen; weltlicher Sinn und ſelbſt Frivolität verdrängte die ausſchließliche Richtung auf das Geiſtliche. Man ſollte ſagen, daß man dieſen Zeitpunkt wenn nicht innerhalb der Legende ſelbſt, ſo doch an einem Gedichte nachweiſen könnte, wo die Legende eine ganz eigenthümliche und neue Verbindung mit einem weltlichen Stoffe eingeht, die von den Beiſpielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jahrhundert gehabt haben, ſehr abſticht. Wir meinen das Gedicht vom Kaiſer Eraclius, das überhaupt ſchwer zu rubriciren iſt, das uns aber aus dem angegebenen Geſichtspunkte am merkwürdigſten ſcheint. Es iſt von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem franzöſiſchen Gedichte von Gautier d'Arras überſetzt; beide hat Maßmann herausgegeben [449]), und wenn ſich die geſchichtlichen Anſpielungen behaupten ließen, die er in beiden nachweiſt, ſo hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns iſt das das allein Wichtige, daß hier eine ſchon in der Kaiſerchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiſer Eraclius an eine ſehr weltliche Erzählung geknüpft iſt, die einen Commentar zu jenem Lieblingſatze der muthwilligſten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende ſpruchreich, moraliſch, trocken, ſo fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiſerin Athanais in ſo weltlich muthwilligem Tone fort, daß ſchon dieſer die Zeit verräth, in der die deutſche Bearbeitung erſt entſtanden ſein kann (Anfang des 13. Jahrh.). Daß nach dem Durchgang durch eine ſo ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im 13. Jahrh. nicht mehr den

449) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. ed. Maßmann. 1842.

alten Ton festhalten, noch aus dem alten Geiste behandelt werden konnte, begreift sich von selbst. Die meisten Dichter, die diese Stoffe zuerst wieder aufgriffen, hatten sich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten dieß nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitstimmung angefangen zu bereuen, und sie griffen nun diese heiligen Gegenstände auf als Bußmittel für die frühere dichterische Versündigung, so jedoch daß sie alle die weltliche Kunstfertigkeit, die sie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geistlichen Materien herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legendendichter ebenso wie deren Trokkenheit und Nüchternheit nicht mehr zu finden ist, beweist der Blick in jede beliebige Legende dieser Zeiten. Wir treffen hier sogleich auf die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg besitzen wir den heiligen Sylveſter[450]), der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt, und wie die heilige Crescentia[451]) jetzt eine neue Bearbeitung findet. Er enthält indessen nichts was ihm hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte. Konrad's Alexius hat Haupt in seiner Zeitschrift[452]), und Maßmann in Gesellschaft von sieben anderen mittelhochdeutschen Bearbeitungen herausgegeben; die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd, und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der wie Konrad sagt von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; diese Sage ist recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Uebergangs dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieser Legende ist wie über so viele andere immer nur das Nämliche zu sagen, daß der Natur und ihren ersten und heiligsten Gesetzen darin Hohn gesprochen wird zu Gunsten eines anderen Gesetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geschrieben steht; und daß der gesunde Geist dadurch so beleidigt wird, daß man für alles Andere

450) ed. W. Grimm. 1841.
451) Im Coloczaer Codex altd. Gedichte.
452) tom. 3, 534. — St. Alexius Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. ed. Maßmann. 1843.

keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, iſt der heilige Euſtachius nicht bekannt, dagegen beſitzen wir von ihm den Barlaam und Joſaphat[453]), eine Sage, die aus einer urſprünglich griechiſchen Erzählung angeblich des Johannes Damascenus (um 740) frühzeitig in lateiniſche Ueberſetzung, und von da aus in alle europäiſche Sprachen überging, und auch im 13. Jahrh. außer von Rudolf noch zweimal deutſch behandelt ward[454]). Rudolf's Gedicht hat früher gleichfalls ſeine Bewunderer gefunden, die davon in großer Emphaſe behaupteten, ein Jeder müſſe ſich hingeriſſen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darſtellung des Ganzen und dergleichen mehr. Ich fühle mich nicht berufen, in dieſe und weitere Urtheile einzuſtimmen, vielmehr vermiſſe ich ſelbſt in dieſem Barlaam, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewiſſe religiöſe Begeiſterung. Rudolf ſchrieb zwar ſeine Legende ſchon in der Zeit, als er ſehr verächtlich auf die Welt und ihren Wechſel herabſah[455]), und als er ſeine weltlichen Dichtungen ſchon als Lug und Betrug anſah, den zu büßen er denn dieſe heilige Geſchichte ſchreibt, bei deren Lectüre der Leſer ſich des armen dichtenden Sünders erinnern ſolle[456]), der hier nichts aufgenommen

453) ed. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

454) Vgl. Pfeiffer l. l. in dem Vorwort.

455) 115, 24.

Diu welt solte gehazzet sîn,
des wære sî benamen wert, wan sî ze stæte nihtes gert.
daz nû ist, daz ist niht zehant: nû jâ, nû niht, dêst ir bekant.
hiute wesen, morne entwesen, nû stœren, nû zesamene lesen,
den drucken, disen ûfen, dort swenden hort, hie hûfen,
nû liep, nu leit, nû leben, nû tôt, nû grôz gemach nû leides nôt,
hiute vreude und rîchez guot, morgen leit und armuot.
sî ist friunde vîent; morgen lâte schrîent,
die hiute sêre lachent; in leide morgen wachent,
die hinaht slâfen giengen, mit vreude ir slâf enphiengen.
Swer sich ûf sî slâfen leit, den wecket sî mit arbeit.
swer ir getriuwez herze hât, mit untriuwen sî in lât.
Sî kan die tumben reizen mit valschen geheizen,
biz daz ir tumbes herzen muot ir lêre, ir willen gerne tuot.
Swen sî sus an sich bringet und der zir helfe dinget,
den lât sî ligen in der nôt; ir endes lôn ist, er ist tôt.

456) 5, 10.

Ich hân dâ her in mînen tagen leider dicke gelogen,
und die liute betrogen mit trügelîchen mæren.

habe, als was Apoſtel und Propheten verbürgen, ſo daß ſein Gedicht als in Oppoſition mit der weltlichen Kunſt angeſehen werden muß[457]). Wenn hieran recht ſichtbar wird, wie aller poetiſche Trieb nun ſelbſt in den Männern ausſtirbt, welche ſich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiuren gefielen, ſo kann man auf der anderen Seite von Rudolf nicht einmal ſagen, daß ein friſcher frommer Trieb in ihm den poetiſchen hier erſetze; ja ſelbſt was ihn im Gerhard auszeichnet, Gewandtheit der Diction und eine gewiſſe poetiſche Uebung, ſelbſt dies findet ſich hier nur in mäßigem Grade, und hier verräth ſich am meiſten ſeine proſaiſche Natur, die Docen dem in alle Höhen ſich zwingenden Konrad von Würzburg in einer intereſſanten Parallele hätte gegenüberſtellen können, um zu zeigen, wie verſchiedene Wirkungen das Ausſterben der poetiſchen Stimmung in der Nation auf die verſchiedenen Spätlinge dieſer Dichterzeit ausübte, ſtatt daß er jetzt dieſen Poeten dicht neben Gottfried von Strasburg zu rücken nicht üble Luſt zeigt[458]). Den Barlaam zeichnet vor dem Gewöhnlichſten dieſer Art nichts aus, als die größere Breite und jenes künſtliche gezwungene Beſtreben alles Dageweſene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer ſollte an ſolchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Joſaphat zum Chriſtenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Teſtamente erzählt, ein Miſch von trockener Geſchichte, von erzwungener Begeiſterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weiſſagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem ſchwankenden Jüngling vollkommen hätte ſchwindlein müſſen! Oder an einem andern Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwiſchen den heidniſchen Lehrern und dem Pſeudobarlaam Nachor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiſerchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeſchichte des Joſaphat, die wohl ein Drittel des

---

Ze tröst uns sûndæren wil ich diz mære tihten,
durch got in tiutsch berihten, und bite swer diz mære lese,
daz er sich bezzernde wese mit stæte an dem gelouben sîn,
und durch got gedenke min vil armes sündæres.

457) 401, 21.
Diz mære ist niht von ritterscheft, noch von minne diu mit kraft
an zwein geliehen geschiht; es ist von âventiuren niht,
noch von der lichten sumerzît; ez ist der welte widerstrît etc.

458) Altdeutſches Muſeum. Band 1. Gallerie altdeutſcher Dichter.

Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichſten Geſchichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit ſeiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichniſſe und Beiſpiele, eine Menge von unbegreiflichen Verſicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in ſeinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entſtehen begreifen, noch ihre Art einſehen. Was haben wir geleſen und gelernt? Iſt der Chriſt beſſer geworden als der Heide? er war ſchon vorher gut; iſt er weiſer geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung beſteht in einer neuen Hülle, die ſeinem ſuchenden Geiſte übergeworfen wird; ſie beruht auf willkührlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Intereſſe an der Sache könnte blos der Dünkel der bekehrenden Parthei eingeben.

Mehr Berückſichtigung ſcheint der heilige Georg von Reinbot von Durne[459]) zu verdienen, der auf Aufforderung Ottos des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem franzöſiſchen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Anſichten Bewunderung für Gottfried ausſprechen und ſeinem Vorgange folgen ſelbſt in ihren heiligen Gedichten, ſo ſchließt ſich dagegen Reinbot eng an ſeinen Landsmann Wolfram von Eſchenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen[460]), ſondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, ſo daß er eine intereſſante Mitte bildet zwiſchen Parzival und Titurel, auf deſſen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir laſſen ihm hier ſeine Stelle unter all dieſen Anhängern Gottfrieds, um die hauptſächlichſten Legenden zuſammenzuhalten, und weil er uns zugleich auf den Uebergang zu Wolframs Nachfolgern vorbereitet. Hinſichtlich der Quellen der

459) In der Sammlung von Büſching und von der Hagen. Band 1. Franz Pfeiffer gibt davon nächſtens eine kritiſche Ausgabe. Reinbot verfaßte den h. Georg in Wörth (zwiſchen Regensburg und Straubing); ſein Name kommt in Urkunden, die in letzterer Stadt gefertigt ſind, 1240 vor, und er war wie es ſcheint Geheimſchreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Dies Alles wird Pfeiffer in ſeiner Ausgabe näher belegen.

460) Zur Vergleichung eine Stelle, zu der die ähnliche aus dem Parzival in dieſem Werke citirt iſt. Er ſpottet ärmlich lebender Leute; dann:
Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes;
ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
man möhte joch vor mîm spotte genesen etc.

Legende verweiſen wir auf die Einleitung der Herausgeber, und halten es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigſtens an einem Beiſpiele den Charakter dieſer Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter verſichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu ſchmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit ſein Werk über alles deutſche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen ſelbſt um ſeinen Beiſtand an, wie die Ritter ſelbſt, deren Schutzpatron er iſt, im Kampfe thun, denn kein Chriſtenmann band je den Helm und Eiſenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den erſten Ruf ergehen zu laſſen. Ein Markgraf Georius von Paläſtina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die ſich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, beſonders aber der jüngſte, Georg, deſſen Preis ſo ſtrahlend iſt, daß ſich ſeine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlaſſen, an dem ſich die Welt und alle ihre Geſchöpfe, die Engel und Gott und ſeine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber ſtreitet ruhmvoll in Cappadocien. Die Kaiſer Diocletian und Maximian rüſten gegen ihn und verfolgen alle Chriſten; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiederſehen, die Mittheilung Georgs an ſeine Brüder, daß er entſchloſſen ſei an den kaiſerlichen Hof zu gehen (in der Abſicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulſt beſchrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen laſſe.“ Die beſorgten Brüder kokettiren mit dem jüngern, hätſcheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn ſtets Buhlen, verſichern ihn, daß ſie ſich umbringen würden, wenn ihm ein Leid geſchähe, daß ſie ſich wundern, wie nur ihr Herz noch dieſen Kummer aushielte: denn wäre es ſo groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müſſe davon zerbrechen; lüde man dieſen Jammer auf tauſend Schiffe, er werde ſie alle in den Grund drücken; ihr Herz ſolle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachſen ſei, nicht Fels, Waſſer, Berg und Thal, vor dem ſich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine ſeinen Entſchluß zu dieſer Fahrt. Man bemerkt

wohl die Reminiscenzen an Wolframs Art, und ſieht wohin der Misbrauch poetiſcher Licenz bald führen mußte. Nun malt ihnen tröſtend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und Wonne des Himmels, nach dem der Weiſe ſtrebt, des Sitzes aller Luſt, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Chriſtus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede ſingen, das zu hören, wie jene zu ſehen der Heilige ſich ſehnt; hier erkennen wir uns ganz in der Zeit und in den Vorſtellungen, von denen wir zunächſt reden. Des heiligen Geiſtes Kraft, der aus ihm ſpricht, verwandelt die Brüder; ſie ſehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen iſt, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Geſang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen ſind. Dabei tritt ſchon dicht neben eine fließende ſchöne Gabe der Schilderung eine Geſchmackloſigkeit in einzelnen Zügen [461]), die bereits jetzt einleitet, was wir nachher faſt einzig charakteriſtiſch werden ſehen. Der apokalyptiſche Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (deſſen Räthſel auch in ähnlichem Geſchmacke ſchon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichſten Erzählung in ſchmeichelnder Leichtigkeit, oder neben ſo flammender Beredtſamkeit, mit der z. B. Georg ſeinen Brüdern ſeine Eroberung von Cappadocien ſchildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man ſelbſt die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Poeten der Sprache in ähnlicher Weiſe mächtig waren, oder dieſer und ſeine Zeitgenoſſen in eine beſſere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Conſtantinopel und dort beginnen nun ſeine Leiden und ſeine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiſer Dacian Verſprechungen, allein er hat ſich dem ergeben, der auf dem Eſel ritt und ein hoch hiſpaniſch Roß verſchmähte und ſich zur Demuth hielt. Die Kaiſerin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Geſpräch über Gott; er ſucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altiſſimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in ſich vereinigt, wie er geboren iſt von der Magd, die

461) Ez sprâch der wîse Salomôn einen jæmerlichen spruch,
der ist geheizen Ach und Uch, dar zuo wê, wî und Och;
daz nieman ist ûf erden doch, daz er sî vor tôde frî.
Die fünf vocâles sint hie bî, und ouch mit jâmer für brâht,
dem wîsen herzen daz ist verdâht.

er ſelbſt geſchaffen, und wir begegnen wieder jener Vorſtellung, die dies Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug als noch kein Pflug ſie durchſchnitt und den Adam gebar, deſſen Weib, aus ſeiner Rippe gemacht, zugleich ſeine Tochter und ſeine Gattin war; jener Vorſtellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Chriſtus und Maria finden können, als den Mittelpunkt anſehen, um die ſich alle poetiſchen Lobpreiſungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiſerin, iſt vollkommen in dem Geſchmack aller dieſer Lobpreiſungen, die wir gleich nachher mit wenigem werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürſtin, der heilige Geiſt läßt ſich auf ſie nieder und ſie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft ſich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer ſegnete das Waſſer? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer ſagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche ſandte, der Moſes Gebet vernahm, da er doch nicht ſprach; der ſtarke Löwe vom Himmel, das ſanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächſten Wunder erklärt ſich die Kaiſerin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war ſeine Stunde nicht gekommen; Engel hüten ihn da und er ſchläft ſanft und erſteht wieder, erklärend, dies ſeien die Zeichen deß, der ſich nicht in Kalbsgeſtalt anbeten laſſe, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde ſei, der das Wort zu der Jungfrau ſandte, von dem ſie den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig iſt, die vier Elemente und ihre vier Urgeſchöpfe (den Hering, Salamander, Maulwurf und Kamäleon, die ausſchließlich in und von Waſſer, Feuer, Erde und Luft leben) bewahrt und ſie ſpeiſet, der den Lauf der Geſtirne vorſchreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemeſſen, und den Mittelpunkt der Erde geſchaffen, an dem das Erdreich feſthängt wie das Eiſen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit ſeiner Schwere niederſtrebt, anwärts hebt zum Firmament. Groß iſt die Gewalt dieſes Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Waſſern liegt und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, ſie möchten ſeine Kraft nicht vollſchreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave ſingt; zwiſchen ihm und der finſteren Hölle, in der das Oweh tönt, ſchwebt die Erde mit ihrem Wechſel

ſeine Allegorien, die in Graffs Mittheilungen mit Recht den Mittelpunkt bilden, ſind ganz Beſtimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es ſcheint, gab hierin auch Gottfried das Vorbild) ſeine heilige Chriſtusbraut in die Gewänder der Tugenden und preiſt dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholaſtik die chriſtlichen theologalen Tugenden anpreiſen, die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: ſie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem Gürtel der Stetigkeit und dem Kranze, der aus den ſechs Blumen der Demuth, Treue, Maße, Barmherzigkeit, Gehorſam und Weisheit geflochten iſt. So ſinnreich und feurig iſt dies Alles ausgeführt, daß man wohl einſieht, wie ſelbſt auch ein widerſtrebender Gegenſtand einem großen Talente ſich fügen und neue Seiten der Behandlung darbieten kann.

Einem Sammelwerke auch in dieſem Zweige begegnen wir in einem ungedruckten, aber dem Druck verſprochenen Paſſional[465]), das in Sprache und in geſchicktem, leichtem Vortrage, in der ganzen Tendenz des Dichters, in der klaren Auffaſſung und Behandlung dieſer heiligen, ſo leicht in Unklarheit verleitenden Gegenſtände ſehr an die gedruckten Auszüge aus Hugo von Langenſtein erinnert. Wer der Dichter iſt und wer ihm die Anregung zu ſeiner Arbeit gegeben, verhehlt er ſelbſt ausdrücklich[466]); einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen Niederdeutſchen, und mit Unrecht hoffte man einmal in Rudolf von Ems den Dichter dieſes Werkes zu entdecken. Daſſelbe reiht ſich zu jenen Sammelgedichten, auf die ſeit dem Freidank

465) Cod. Pal. Nr. 352. Jetzt gedruckt: Das alte Paſſional, herausgeg. von C. A. Hahn. 1845.

466) F. 230ᵃ. Bei Hahn p. 333.

Durch got, nu gedenket mîn, in gotelîcher innecheit,
daz mir got dise arbeit vür mîne sünde setze
und mich noch des ergetze, daz ich sô maniges nîden
muoz ume daz buoch lîden und hinderwart bœsiu wort,
diu mir beide hie und dort mîn guot wort underbrechen.
Si solden billich sprechen ûf den, der mich hât gebeten,
daz ich zer arbeit bin getreten und lege dar an mînen vlîz,
schentlîchiu wort und itwîz, hazen unde nîden
mac er vil baz gelîden, danne ich armer mensche kan,
wande er ist wol versuochet dran von sumelîchen liuten,
ine wil iu niht bediuten, wer si sîn oder wer ich bin,
sunder bitet got vür in, wande er ist schuldic dar an,
daz ich des buoches ie began.

und dem Stricker Alles hinneigt. Wir haben bisher lauter Legenden von einzelnen Heiligen gefunden; hier haben wir, genau so wie auch die Malerei in diesen Zeiten von dem Abbilden der einzelnen Christus- und Mariafiguren nun allmählig zum Hereinziehen der Heiligen in die göttliche Familie übergeht, mit der Geschichte der Maria die der Apostel, Johannes' des Täufers, der Magdalena und der Engel vereinigt, was Alles zusammen in zwei Bücher geordnet ist[467]). Wie der Stoff selbst, so sind auch die Quellen, die der Dichter gebraucht, ein weiteres Merkmal des Sammelartigen. Im ersten Buche, wo er das Leben der Maria erzählt, beruft er sich stets auf eine lateinische Quelle; im zweiten aber hat er die Apostelgeschichte vor sich und trägt da hinein, was ihm die Kirchenväter, die Geschichte, Josephus, die verschiedenen Wunder der Heiligen[468]), auch deutsche Quellen[469]) und sogar mündlicher Bericht mittheilten, woraus er dann nach einer vorgesetzten Ordnung, aber mit willkührlichen Einschaltungen das Buch von unseres Herren Boten dichten wollte. Die Einschaltungen bestehen in jenen unzähligen kleinen Legenden und Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben unter frommen Christen verrichtet haben, und dergleichen ist ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. Schon in die Geschichte der Maria flicht er eine Anzahl von Erzählungen, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; Visionen von anderen Geistlichen treten ein; des Herodes ganze spätere

467) F. 105. Bei Hahn p. 155.
Ordenliche in ein bant wil ich diu alle tihten
und in ein buoch berihten, daz sal der apostelen wesen;
zuo deme buoche wil ich lesen von den engelen als ich kan,
Johannen den vil guoten man baptisten wil ich haben dar în
ouch wil ich nâch dem willen min Marîen Magdalênen leben
her in min getihte geben.
Hiernach ist es nicht wahrscheinlich, daß das dritte Buch über die Märtyrer von Nicolaus bis Katharina, welches sich in der Strasburger Handschrift Bibl. Joh. A. 77. unsern beiden Büchern hinzugefügt findet, von demselben Verfasser herrühre. Vgl. Hahn im Vorwort.

468) F. 202. Man liset ouch albesundern
in sumelîchen wundern
diu von heiligen sie geschriben.

469) F. 215. Man liset an einem buoche,
dar ûz ichz ouch ze diute las ete.

Geschichte wird erzählt; die Legende von Veronica und Tiberius wird hereingebracht; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie schon kennen gelernt, werden gelegentlich erwähnt, die Geschichte von dem Leichnam des Marcus wird berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum an unterhaltendem Detail, was die Geschichte der Maria gegen Wernhers oder Philipps etwa so erscheinen läßt, wie Ulrichs Alexander gegen die älteren und was uns dies Werk mit jenen französischen Romanen kann vergleichen lassen, wo ebenso eine größere Fülle der Facten gesucht ist; so wie das Hervortreten der Apostel und Heiligen um die Gestalten Christus' und der Marie wieder dieselbe Erscheinung ist, wie die Erweiterungen der Sagen von Karl, Artus und Dietrich durch die der einzelnen Vasallen. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der wie Hugo von Langenstein von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem weichlichen und süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen, und dem schwülstigen und bombastischen der dritten gleich frei ist, und der selbst da, wo ihn einmal bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes der apokalyptische Ton anwandelt, sich doch sogleich wieder besinnt und statt sich in hohle Paraphrasen zu verwirren, lieber gleich gesteht, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, ohne Prätension und eigentlich fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt; auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantischer Anstrich; einzelne Späßchen laufen sogar mit unter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. a.), die im Grunde das Kirchliche verspotten. Ueberall auch ist der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; seine ganze freiere Manier des Vortrages, die man in diesen Stoffen und in diesen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit, dies gibt diesem Werke ein mehr populäres

Anſehen, und an vielen Stellen wird man, der Geſinnung und der Materie ſowohl, als auch den rhetoriſchen Kunſtgriffen nach an die Bertholdiſchen Predigten erinnert. Wo er ſeine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeiſterung[470]) dieſe fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher ſteht, als deſſen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt ſich des Dichters menſchliche Empfindung in einem feurigen lyriſchen Schwung. Als er Chriſtus' Gefangenſchaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ ſich binden, die Gewalt ſich beugen, die Herrſchaft ſich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen haſt du die Hammerſchläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menſchheit gelitten? Seltſames Recht, daß du deinen Knecht befreiteſt um den Preis deiner eigenen Knechtſchaft, und deine göttliche Kraft beugteſt unter dein Geſchöpf. Beweine o Menſch die Nacht, da er gefangen ward, u. ſ. w. Dann verſetzt er ſich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die ſie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß die Todesſcenen zu ausgemalt ſind, daß auf dieſer ſchmerzvollen Scene zu ſehr verweilt iſt; allein es iſt weniger die Abſicht eines Dichters, die hier auf Rührung, Erhebung und Erſchütterung ausgeht, als vielmehr die des Predigers; an den mündlichen, verſinnlichenden Vortrag des Redners erinnert die Scene, in der er mit wahrer Gluth eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlöſers, der nun kommen ſoll, des Satans Willkühr zu brechen; ebenſo die Form, daß er in dem Lob unſerer Frauen, wo er gleichfalls das ſonſt Zerſtreute über dies Thema gleichſam zuſammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch ſchon früher geſchieht, wo bei Chriſtus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe geweſen, und dann ihr ſelbſt eine lange Rede in den Mund legt. Dieſe Form erſcheint auch in einem anderen Gedichte religiöſen Inhalts, das einen Kampf der Tugenden und Laſter[471]) allegoriſirt und in dieſe Zeiten gehört, in einem Geſpräche zwiſchen der

470) Oft erkennt man ganz lebhaft die Action des hingeriſſenen Predigers, in ſolchen Stellen, wo er den Menſchen anruft: „Thu auf, thu auf deinen Sinn; thu auf, thu auf dein Herz; ſieh an den Märtyrer, ſieh und ſieh und aber ſieh" — u. dgl.

471) Cod. Pal. Nr. 367. Fol. 266b.

Sünde und Lucifer; ſie führt zu den Allegorien über, die wir bald als eine Lieblingsgattung werden kennen lernen, und hängt mit der katechetiſchen Manier der Volksprediger zuſammen.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau faſſen. Sie ſind von zweierlei Gattung, entweder lyriſch und pſalmenartig oder epiſch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten ſich erweiterte poetiſche Biographien auf. Die beiden, die mir bekannt ſind (nämlich die dem Bruder Philipp zugeſchriebene[472]) und eine noch weitläufigere ſpätere[473]), die dem Latein des Dionyſius folgt und die Notizen aller Heiligen und Kirchenväter benutzt) verhalten ſich dazu etwa ganz ſo, wie Rudolfs und Eſchenbachs Alexander zu Lambert; ganz ſo iſt der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlaſſen und eine weitere oder ſchlechtere an die Stelle geſetzt. Dem Philipp wae der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambert, es iſt aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwiſcht oder entſtellt iſt. Die Frömmigkeit, die aus dem Philipp ſpricht, ſteht gegen die Heiligkeit des Wernher'ſchen Gedichts eben ſo zurück, wie etwa Rudolfs Barlaam gegen die Kaiſerchronik, und wieder ſogar vor dem ſpäteren Leben der Maria, wie Rudolf gegen manche Gedichte ſpäterer Jahrzehnte. Sein Werk ſticht durch proſaiſchen Ton und trockenen Gang der Erzählung vor; in dem ſpäteren Gedichte liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meiſten Werke des äußerſten 13. und des 14. Jahrhunderts zeigen, daß nämlich ein gewiſſer Schwung der Rede nicht ſelten mit einigem Erfolge geſucht wird[474]), während das Ganze im Styl der Chronik ermüdend hinſchleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenſtandes empfunden; damit aber eine Herabwürdigung in der Darſtellung verbunden wird, die nichts ſcheut und allen Anſtand mit Füßen tritt. Eben

472) Cod. Pal. Nr. 394. Auszüglich in Docens Miscell. II. p. 60 sqq.

473) Cod. Pal. Nr. 372. Ein ſpäteres Marienleben aus dem 14. Jahrhundert von Walther von Rheinau führt Mone an im Anzeiger V, 322. Handſchriftlich in Carlsruhe.

474) Hier klingt manchmal das lateiniſche Kirchenlied an, in ſolchen Stellen wie dieſe:

Moyses und Abraham mit Dâvîde singent
und ir süezez seitenspil wunneclich erklingent,
dâ die edeln cherubîn tanzent unde springent
mit gesang in jubilo ir flügel erswingent.

dies ist in so vielen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und es ist ganz original, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten, die Wernher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. An jenen lyrischen Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; wir meinen den Leich des Walther von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Strasburg [475]) und die goldene Schmiede des Konrad von Würzburg [476]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder, und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In Gottfrieds Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst

475) In der Ausgabe seiner Werke von von der Hagen. Vollständiger und besser in Haupt's Zeitschrift. t. IV. p. 514.

476) ed. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

dieſer Mann ſcheut ſich ſchon nicht mehr die vulgarſten Benennungen für Gott zu brauchen, an ſeine Allmacht die ſpielendſten Gleichniſſe zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun iſt in der goldenen Schmiede zum Extrem getrieben, die ausdrücklich von dem Gottfriedſchen Gedichte eingegeben oder angeregt ſcheint[477]) und die es neu beſtätigt, daß die Dichter dieſer Zeit in nichts ſo ſehr ihren Ruhm ſuchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernſtere Mann muß ſich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endloſe Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenſchaften und Verrichtungen der Jungfrau ſich zu nähern ſucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorſtellungen, dies ſüßliche Verſüßen ſüßer und ſchmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern," dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte etwa einem Muſelmanne gefallen, der die hundert Kugeln ſeines Roſenkranzes abbetet; auch hieran kann nur Jemand Geſchmack finden, der gedankenloſe Lectüre und klingende Reime liebt; denn wenn man geleſen hat, ſo hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beſchäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckerſüße Vers oder die Worte voll Honigſeim im Stande in eine ernſte oder feierliche Stimmung zu bringen, welche die centnerſchweren Worte und das bombaſtiſche Gewicht der Oden eines Cramer ſchon eher bewirkt, das man übrigens mit nicht minderem Rechte eben ſo verwerflich gefunden hat. „Ein Bild, ſagt J. Grimm, drängt ſich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu ſein und mehr auszuſagen, und da jedes ſeiner Natur nach für ſich beſteht und von vorne anhebt, ſo kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zuſammenhang ſein." Es ſei alſo nichts als eine Sammlung ſolcher Gleichniſſe, ein Verſammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkäſtlein, ein Aneinanderreihen dieſer Edelſteine zu einem goldenen Geſchmeide; ganz recht, ein Roſenkranz, den man nun abrollen und abſingen kann. In einem Gedichte von

477) Ibid. Vers 94.
Ich sitze niht ûf grüenem klê von süezer rede touwesnaz,
dâ wirdeclichen ûfte saz von Strâzburc meister Gotefrit,
der als ein wæher houbetsmit guldîn getihte worhte:
der hât ân alle vorhte dich, vil reinez tugendevaz
gerüemet und gepriset baz, denn ich künne dich getuon.

Maria's Grüßen[478]) wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Wir setzen die Aussprüche milderer Beurtheiler her. „Das Gedicht" sagt Docen[479]) „jagt den Leser unaufhörlich durch tausend mit einander in keiner Verbindung stehende biblische Allegorien und Bezeichnungen, wofür man sich in unseren Zeiten zu wenig interessirt, wenn gleich Einige sich den Anschein geben, als ob sie von dergleichen typischen Mysterien ganz durchdrungen wären." Auch Grimm sagt, daß es jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Herrmann von Sachsenheim im goldnen Tempel schließen, so wie aus der späteren Bearbeitung. Das Sylbenmaß schadet vielleicht durch Eintönigkeit, uud in einer von den vielen überreichen damals üblichen Formen würde es wohl prächtiger gelautet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Teichners[480]) von der Empfängniß der Jungfrau."

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unserer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir in der Kürze sich den Kreis der Dichtung dieser Zeit noch immer erweitern sehen, und es ist zu vermuthen, daß Vieles von geistlichem Inhalt darunter noch zu Tage kommen wird. Ein Vaterunser von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[481]) ist bereits gedruckt; wir begnügen uns, es kurz erwähnt zu haben. Es ist eine Predigt und Paraphrase des Vaterunsers

478) Cod. Pal. 341. Fol. 16.
479) Altdeutsches Museum. I. p. 43.
480) Altd. Wälder II. p. 194.
481) Ausg. von Lisch. 1839.

und erinnert uns in dieſer Form wieder an das Aehnliche im 12. Jahrhundert. Der Dichter hat ſehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertauſend Verſen ſeines Gedichtes. Intereſſant iſt er uns durch das Local ſeiner Geburt und Aufenthaltsſtätte. Der Herausgeber macht aufmerkſam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III. von Schwerin (1228—74) zuſammenfällt, und da auch andre Sachſen, wie Rumeland mit dieſem Hofe in genauen Verhältniſſen lebten, und die beſte Handſchrift des Gedichts, die faſt eine Urſchrift zu nennen iſt, ſich in Schwerin findet, ſo ſchließt er, möge auch Heinrich an dieſem Hofe geweſen ſein. So würde er uns die Brücke bilden zu jenen ſpäteren gnomologiſchen Dichtern, die uns vielfach in dieſe nordiſchen und öſtlichen Gegenden überführen.

Anhang.

Auszug aus dem waliſiſchen Mährchen von Peredur zu S. 417.

Der kriegeriſche Evrawc fiel mit ſechs Söhnen; ſeine Witwe zieht mit dem ſiebenten, dem jungen Peredur, in Wald und Einſamkeit zurück und hütet ihn vor Waffen und Kenntniß aller Dinge; er gibt ähnliche Zeichen ſeiner Einfalt kund, wie Parzival mit den Vögeln. Einmal ſah er drei Ritter vorbeiziehen (es waren Gwalchmei, Geneir und Owein), und auf ſeine Frage um ſie ſagt ihm die Mutter, es ſeien Engel. Er befragt aber die Ritter ſelbſt, erhält Aufklärung, nimmt das beſte der Zieh- und Tragpferde ſeines Hauſes, ſtaffirt es nothdürftig aus und zieht ab. Die Mutter gibt ihm den Rath zu Arthur's Hof zu gehen, bei jeder Kirche ſein Vaterunſer zu wiederholen; wo er Speiſe und Trank ſähe und man ſie ihm nicht anböte, ſolle er zugreifen; auf Nothruf zu Hülfe eilen; wo er einen ſchönen Juwel fände ihn in Beſitz nehmen und Andern ſchenken, den Frauen überall artig und höflich ſein.

Er kommt in einen Wald, ſieht ein Zelt, denkt, es ſei eine Kirche, und ſpricht ſein Vaterunſer; er geht hinein und findet eine

Jungfrau mit einem goldenen Ringe an der Hand; er bemerkt Speiſe und greift zu, da er einige Tage gefaſtet hatte; dann nimmt er ihr den Ring, Alles nach ſeiner Mutter Auftrag, und zieht weiter. Der Herr des Waldes kommt, glaubt dem Mädchen nicht, was ſie ihm von dem dageweſenen Gaſte ſagt, und zieht mit ihr aus, ihm nach.

Peredur kommt an Arthur's Hof, wo gerade ein fremder Ritter die Königen Gwenhwyvar inſultirt hatte und ihr einen Becher genommen. Den lächerlichen Geſellen, als er in die Halle kam, begrüßen ein Zwerg und eine Zwergin, die bis dahin ſtumm an Arthur's Hof geweſen waren, als die Blume der Ritterſchaft; Kai mishandelt ſie dafür und ſchickt den Peredur ſpottend, jenem Ritter den Becher abzunehmen. Peredur thut es, indem er demſelben eine ſeiner ſpitzen Gabeln ins Geſicht wirft und ihn ſo tödtet. Er nimmt ſeine Rüſtung, worunter ihn Owein antrifft, dem er ſagt, er werde nicht zu Artus' Hof zurückkehren, bis er an dem langen Kerl (Kai) die Mishandlung der Zwerge gerächt habe. Doch gelobt er ſich zu Artus' Vaſallen.

In einer Woche ſchickt er 16 Ritter, die er überwunden, an Artus' Hof, immer mit der gleichen Botſchaft an Kai. Dann trifft er an einem See einen alten, lahmen Mann, deſſen Leute fiſchen, und der ſich, als er Peredur gewahrt, in ſein Schloß zurückzieht; Peredur folgt ihm und wird mit einem Mahle empfangen. Dann fechten zwei Jünglinge ſpielend, mit Geißel und Schild, und auch Peredur verſucht ſich glücklich in dieſer Uebung; hierauf gibt ſich der Alte als ſeinen Oheim zu erkennen und er lehrt ihn nun ritterliche Kunſt und Sitte. Zugleich weiſt er ihn an, wenn er etwas fände, was ihm Erſtaunen abnöthige, ſo ſolle er nicht nach deſſen Bedeutung fragen.

Er kommt zu einem Schloß wieder, findet wieder einen Alten, der ihn fragt, ob er mit dem Schwerte fechten könne? Er heißt ihn eine eiſerne Krampe mit einem Schwerte treffen, Krampe und Schwert ſpalten ſich auf ſeinen Hieb, beide aber vereinigen ſich wieder, als der Alte ihn die Stücke zuſammenhalten heißt, nur das drittemal nicht. Der Alte gibt ſich als einen zweiten Ohm zu erkennen und ſagt ihm, er habe erſt zwei Drittel ſeiner Stärke erreicht und werde der beſte Fechter werden. Sie unterhalten ſich nun, und jetzt treten zwei Jünglinge ein mit einem ungeheuern blutenden Speer, worauf die anweſende Geſellſchaft in Wehklagen ausbrach, nur der

Alte ſprach ruhig fort. Dann kamen zwei Mädchen mit einer Schüſſel und einem Menſchenhaupte darauf! Peredur fragte dieſer geheimnißvollen Erſcheinung nicht nach.

Er reitet aus und findet im Walde ein Weib, die einen Leichnam zur Seite hat und ihn bei ſeiner Anrede verflucht heißt — ſie gibt ſich als ſeine Pflegeſchweſter zu erkennen, ſagt ihm, ſeine Mutter ſei aus Angſt um ihn geſtorben, jener Herr des Waldes habe ihr dieſen ihren Mann erſchlagen. Darauf zieht er mit ihr nach dieſem aus, wirft ihn, nöthigt ihn die Witwe zu heirathen und an Arthur's Hof mit der alten Botſchaft zu ziehen.

Er kommt in ein Schloß, wo eine verwaiſte Jungfrau von einem unwillkommenen Werber bedrängt iſt. Er hilft ihr. Dann begegnet er der Jungfrau und dem Herrn vom Walde ſeines erſten Abentheuers, und zwingt dieſen, die Dame unſchuldig zu erklären und beſſer zu behandeln. In einem andern Schloſſe beſteht er ein Abentheuer mit den Hexen von Glouceſter, die ihm Waffen geben und ihn fechten lehren.

Jetzt gelangt er in einem Thal zu einem Eremiten, und Morgens, als er aufbricht, war Schnee gefallen, und ein Habicht tödtete einen Vogel; auf das Geräuſch von Peredur's Nähe fliegt er weg und ein Rabe ließ ſich auf den Vogel nieder; und Peredur ſtand und verglich Rabe und Schnee mit dem Haar und der Farbe derer, die er am meiſten liebte. Jetzt erſcheint in der Nähe Arthur und ſein Hof, der Peredur ſuchte; er wirft den Kai, der ihn unhöflich in ſeinen Träumen ſtört, mit Gwalchmai aber geht er, der ihn ſchonend aus ſeinen „edeln Gedanken" weckt. Er begibt ſich mit dem Hofe nach Caerlleon. Da begegnet Peredur der Angharad Law Eurawc, und Knall und Fall erklärt er ihr ſeine Liebe, und ſie ihm ebenſo raſch, ſie werde ihn nie lieben; und er: ſo werde er ſo lange zu keinem Chriſtenmenſchen ein Wort ſprechen.

Er zieht ab und kommt in ein Schloß, wo ihm der Wirth und ſeine Söhne nachſtellen, die Tochter ihn warnt; er ſpricht zu ihr, ſie iſt aber zum Glück eine Heidin; er nöthigt den Vater zum Chriſtenglauben und zur Huldigung mit Arthur. Dann tödtet Peredur eine Schlange, die über einem goldenen Ringe lag. Dann kommt er wieder in die Nähe von Arthur's Hof, ganz verändert vom Schweigen; er hieß nur der ſtumme Jüngling und verrichtete unerkannt in der Nähe allerhand Thaten, die ihm die Liebe Angharad's gewinnen.

Er zieht aber wieder aus und kommt in ein Schloß, wo ihn wieder eine Tochter vor einem Vater warnt, der, einäugig geworden im Kampf mit einer Schlange, in deren Schwanz ein goldbeſcherender Stein iſt, jeden tödtet, der in ſein Schloß kommt. Peredur beſiegt ihn, erkundigt ſich um die Schlange und tödtet ihn dann, obgleich er ihm Gnade verheißen hatte. Dann ſucht er die Schlange auf.

Er kommt erſt zu dem Palaſt „der Söhne des Marterkönigs", ſo genannt, weil ſie „Addanc vom See" täglich einmal erſchlägt, worauf ſie dann von gewiſſen Weibern wieder durch Balſam lebendig gemacht werden. Er ſucht den Addanc auf, der unſichtbar jeden mit einem giftigen Geſchoß zu tödten pflegt; dies ſagt ihm eine Jungfrau auf dem Weg, und gibt ihm, unter der Bedingung, daß er ſie über alle Weiber lieben will, einen Stein, der ihn unſichtbar machte; und wenn er ſie ſuchen wolle, ſolle er nur „gegen Indien hin" ſuchen! Er trifft nun den Addanc, tödtet ihn und reitet weiter, nachdem ſich ihm ein Etlym Gleddyv Coch zum Begleiter angeboten.

Dann kommt er an den „Hof der Gräfin", wo es Sitte iſt, ſchlecht logirt zu ſein; nur wenn man ihre 300 Leute erſchlägt, darf man neben ihr ſitzen. Etlym bekommt ſie zur Frau. Sie kommen zum „Damme des Trauerns", wo 300 Könige, Grafen und Barone die Schlange behüten, um nach ihrem Tod ſich um den Stein zu ſchlagen. Peredur erſchlägt die Schlange und gibt den Stein dem Etlym.

Er kehrt bei einem Müller ein, wo in der Nähe die Kaiſerin von Cristinobyl Turnier halten ließ, die nur den Tapferſten heirathen will. Er will kämpfen, vergafft aber zwei Tage über einem Mädchen, das er an einem Fenſter ſieht, erſt am dritten kämpft er und ſiegt. Schwer läßt er ſich bewegen zur Kaiſerin zu kommen, ſchlägt noch drei Ausforderer, die Kaiſerin iſt jene indiſche Jungfrau, und er ward bei ihr unterhalten 14 Jahre, „wie die Geſchichte erzählt."

Jetzt finden wir ihn wieder bei Arthur. Eine ſchwarze krausharige Jungfrau erſcheint (Cundrie im „Parzival") und fährt Peredur an, daß er damals bei dem lahmen König ſich nicht nach der Meinung jener wunderbaren Erſcheinungen erkundigt habe; hätte er es gethan, ſo würde der König geſund worden ſein. Arthur's Rit-

tern aber ſagt ſie von einem Schloſſe, wo 566 Ritter mit ihren Damen ſäßen, und dem andern, worin eine Jungfrau gefangen wäre, die zu befreien der höchſte Ruhm ſei. Gwalchmai macht ſich dorthin auf, Peredur nach dem lahmen König.

Gwalchmai wird auf ſeinem Wege von einem Grafen zu deſſen Schloſſe gewieſen, wo ihn deſſen Schweſter aufnimmt. Ein Alter, der in ihm den Tödter von des Grafen Vater erkennt, fällt ihn mit 60 Mann an und er vertheidigt ſich mit einem Schachbret. Der Graf kommt dazu und Gwalchmai ſetzt ſeinen Weg fort „und die Geſchichte erzählt nichts weiter von Gwalchmai in Bezug auf dieſes Abentheuer.“

Peredur ritt weiter, begegnet einem Prieſter und fordert ſeinen Segen. Er verdiene ihn nicht, ſagt der Prieſter, weil er an dieſem Tage, Charfreitag, bewaffnet gehe. Peredur bittet um Entſchuldigung, er habe den Tag nicht gewußt; er geht nun zu Fuß, wird von dem Prieſter aufgenommen, geſegnet und erhält Nachweiſung, wo er ſich über das „Schloß der Wunder“ (Caſtel Marveil im „Parzival“) erkundigen könne.

Er kommt in ein Schloß, zur Tochter des Beſitzers, und der Vater wird gewarnt, ſie würden zu vertraulich zuſammen; er ſetzt ihn gefangen; ein feindlicher Graf kommt; die Jungfrau läßt ihn heraus; er thut das Beſte und wird entlaſſen; das Mädchen bietet ihm ihre Liebe an, aber er weiſt ſie, wie vorher viele Andere mit dem Refrain ab: ich bin nicht ausgezogen zu freien. Sie weiſt ihm den Weg zum Wunderſchloß.

Er kommt hin, tritt in das offene Thor, findet ein Schachſpiel, deſſen Steine von ſelbſt ſpielten, er nimmt Theil an dem Spiel und begünſtigt eine Seite, die beſiegt wird, worauf die anderen ſchreien wie Lebende. Er ſteckt ſie zornig in die Taſche und wirft das Bret in den See. Da erſcheint das ſchwarze Mädchen wieder und verflucht ihn über das verlorene Schachſpiel. Er muß einen ſchwarzen Mann im Schloß Ysbidinongyl erſchlagen, um es wieder zu erhalten. Hierauf legt ihm die ſchwarze Jungfrau auf, einen Hirſch mit einem Horn im Walde, ein Ungethüm zu erſchlagen. Es geſchieht. Wieder erſcheint eine Frau, die ſich durch den Tod des Hirſches beleidigt erklärt und wieder einen Kampf ihm aufträgt. Nun kommt Peredur in ein Schloß, wo er einen lahmen grauen Alten findet und Gwalch-

mai an seiner Seite. Ein gelbhaariger Jüngling erscheint und gibt sich zu erkennen, Er sei die letzte Frau gewesen und auch das schwarze Mädchen, und Er habe damals das blutige Haupt getragen in der Schüssel, es sei das Haupt seines Vetters gewesen, der von den Hexen von Glouceſter ermordet gewesen sei, die auch seinen Oheim lahm gemacht. Nun kämpfen sie gegen die Hexen und Peredur besiegt sie mit eben den Waffen und Künsten, die sie ihn früher selbst gelehrt hatten.

Zusätze:

Zu p. 68. Ueber das Hildebrandlied vergleiche man noch: Feußner, die ältesten alliterirenden Dichtungen in hochdeutscher Sprache. Hanau 1845. 4.

Zu p. 80. Ueber die Einwirkung der fremden Sprachen auf die Ausbildung der unseren vergleiche: Rud. von Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

Zu p. 197. Das Bruchstück eines Gedichtes vom Leben Christi aus dem 12. Jahrh. hat Pfeiffer in Haupt's Zeitschrift V, 1. herausgegeben. Es ist ohne legendarischen Zusatz; die knappe Ueberlieferung dagegen breit gemacht durch Lehre, Predigt und allegorische Deutung.

Zu p. 201. Eine Ausnahmsstellung unter den hier besprochenen Legenden nimmt der von Haupt in seiner Zeitschrift herausgegebene Servatius ein, den er in die 70er Jahre des 12. Jahrhs. setzt. Das Gedicht, dessen Schluß nicht erhalten ist, behandelt das factenarme Leben des Heiligen, der dem gottlosen Tongern den Einbruch der Gottesgeißel Attila geweissagt hatte. Kaum in der Hälfte des Gedichtes sind wir bei des Helden Tode; dann folgen die Wunder, die an seinem Sarge, an seinem Namenstage, in seinem Namen geschehen sind; es gilt nicht um innere Erhebung und Schwung der Seele, sondern um

Erzählung; Schlachten, die an des Heiligen Todestage geschlagen wurden, werden weitläufig beschrieben. Nur der Umstand, daß dies Wundergeschichten und legendarische Anekdoten sind, die die zweite Hälfte dieser Uebersetzerarbeit ausmachen, setzte dieselbe in eine Verbindung mit den übrigen Legenden dieses Zeitalters.

Zu p. 257. Die Ausgabe des Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven, von K. A. Hahn (Frankfurt 1845) ist jetzt erschienen. Wenn irgend einem Gedichte die sorgfältige kritische Bearbeitung wohlgethan, die Lectüre erleichtert, den Genuß geebnet hat, so ist es gewiß hier der Fall. Der Tadel in der Vorrede des Herausgebers, der meine Aeußerungen über dieses Gedicht trifft, ist, glaube ich, nicht ganz verdient. Ich habe den Lanzelot gebraucht, um an ihm und aus seinem Inhalte eine möglichst allgemeine Vorstellung von den sämmtlichen Romanen britischen Ursprungs zu geben, und ich habe daher auch überall die Züge anderer verwandter Gedichte eingeflochten. Daß ich diesen Roman solchergestalt zu dem bouc émissaire der ganzen Gattung machte, mag vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen den deutschen Dichter scheinen, aber es dürfte doch eigentlich nur einem befangenen und unachtsamen Leser selbst nur so *scheinen*, denn meine Absicht ist klar und bestimmt ausgesprochen. Meine Sammlung schreckhafter Namen z. B. auf p. 260 zielt ja ausgesprochenermaßen nicht auf Lanzelot, sondern auf sämmtliche Ritterromane. So entschuldigt der Herausgeber das Verschwinden einzelner handelnder Figuren in dem Gedichte mit dem Hauptzweck der irrenden Ritterschaft. Aber eben diese Eigenschaft des Inhalts aller britischen Romane ist die Grundursache nicht dieses einen Fehlers, sondern aller Fehler aller dieser Gedichte, deren ästhetische Mangelhaftigkeit ja der Spott aller Zeiten verfolgt hat. Daß der Lanzelot nicht schlimmer ist, als viele andere Werke seiner Gattung, bin ich sehr bereit anzuerkennen; fällt ja auch nach des Herausgebers und Lachmanns Andeutungen das deutsche Werk schon in die Tage, wo der Dichter einen Hartmann schon zum Muster nehmen

konnte; und dies gewiß ſieht man dem Gedichte erſt jetzt in Hahns Ausgabe leichter an.

Zu p. 292. Lamprecht hat hier ſeine Quelle wohl misverſtanden, oder eine minder klare Recenſion der Reiſe Alexanders ins Paradies vor ſich gehabt. Der Pariſer Cod. reg. 8519 enthält dieſe Reiſe in einem lateiniſchen Texte (von fol. 49—56), in dem die Allegorie durchſichtiger iſt: der Stein, in ſeiner Bildung einem menſchlichen Auge ähnlich, wiegt erſt eine Maſſe Goldes auf, dann wird Er mit etwas Erde bedeckt und von einer Feder aufgewogen. Die Deutung des Juden lautet dann:

Hic (lapis) quemadmodum videtur forma et colore revera humanus esse oculus, qui quamdiu vitali potitur luce totius concupiscentiae aestibus agitatur, novitatum multiplicitate pascitur et auro sibi redivivam famem subministrante nullius prorsus satietate compescitur, et quo amplius multiplicando proficit eo sollertius exaggerandis incumbit, sicut in praesentia mirifici ponderis nova probavit operatio; at ubi vitali motu subtracto materni cespitis visceribus commendatur, nullius utilitatis usibus patet, nihil delectatur, nihil ambit, nullo affectu mutatur, quia nec sentit: unde et penna levis, quae etsi modice tamen cujuscumque utilitatis est, hunc lapidem terrae pulvere coopertum pondere superavit. Te igitur, o bone rex, te inquam moderatorem totius prudentiae, te victorem regum, te possessorem regnorum te mundi dominum lapis iste praefigurat, te monet, te increpat, etc.

Zu p. 374. K. Müllenhoff (Kudrun; die echten Theile des Gedichtes ꝛc. 1845) hat den Verſuch Ettmüllers erneuert, die Gudrunlieder wie Lachmann die Nibelungen herzuſtellen, das Alte und Aechte von dem ſpäter Hinzugetretenen auszuſcheiden, und er hat dies gründlicher und zugleich mit Rechtfertigung ſeines Verfahrens ausgeführt. Er ſetzt die Heimath dieſes Werkes, Dichtung und Ueberarbeitung, in das Steiriſche und Oeſtreichiſche, wo auch die der Klage und des Biterolf ſei; die Abfaſſung der

älteren Lieder in die beste Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie, gleichzeitig mit den Nibelungen in ihrer jetzigen Gestalt; und die erste Ueberarbeitung um 1230. Die nähere Ausführung seiner Scheidung muß man an Ort und Stelle nachsehen; sie läßt sich in einem Werke von allgemeineren historischen Zwecken nicht verfolgen.

Druck von Breitkopf und Härtel.

Druckfehler.

S. 68. Z. 5 v. u. lies: Gedichte: Jacob Grimm, über u. ſ. w.
= 78. = 16 v. o. = Erſt, ſtatt faſt.
= 78. = 24 v. o. = der eher, ſtatt das.
= 197. haben die beiden letzten Noten ihre Stellen und Ziffern zu tauſchen.
= 204. Z. 17 v. o. lies: Thespeſius.
= 224. = 19 v. o. = Weihe, ſtatt Weiſe.
= 260. = 8 v. o. = Galagandreiß.
= 266. = 3 v. u. = Llyfr, ſtatt Clyfr.
= 403. = 14 v. u. = Elcadoc.
= 416. = 15 v. u. = Evrawc.
= 415. = 16 v. u. = Thorntonmanuſ.
= 510. = 2 v. u. = Miſelſucht.
= 511. = 10 v. o. = Chriſt ſtatt Geiſt.

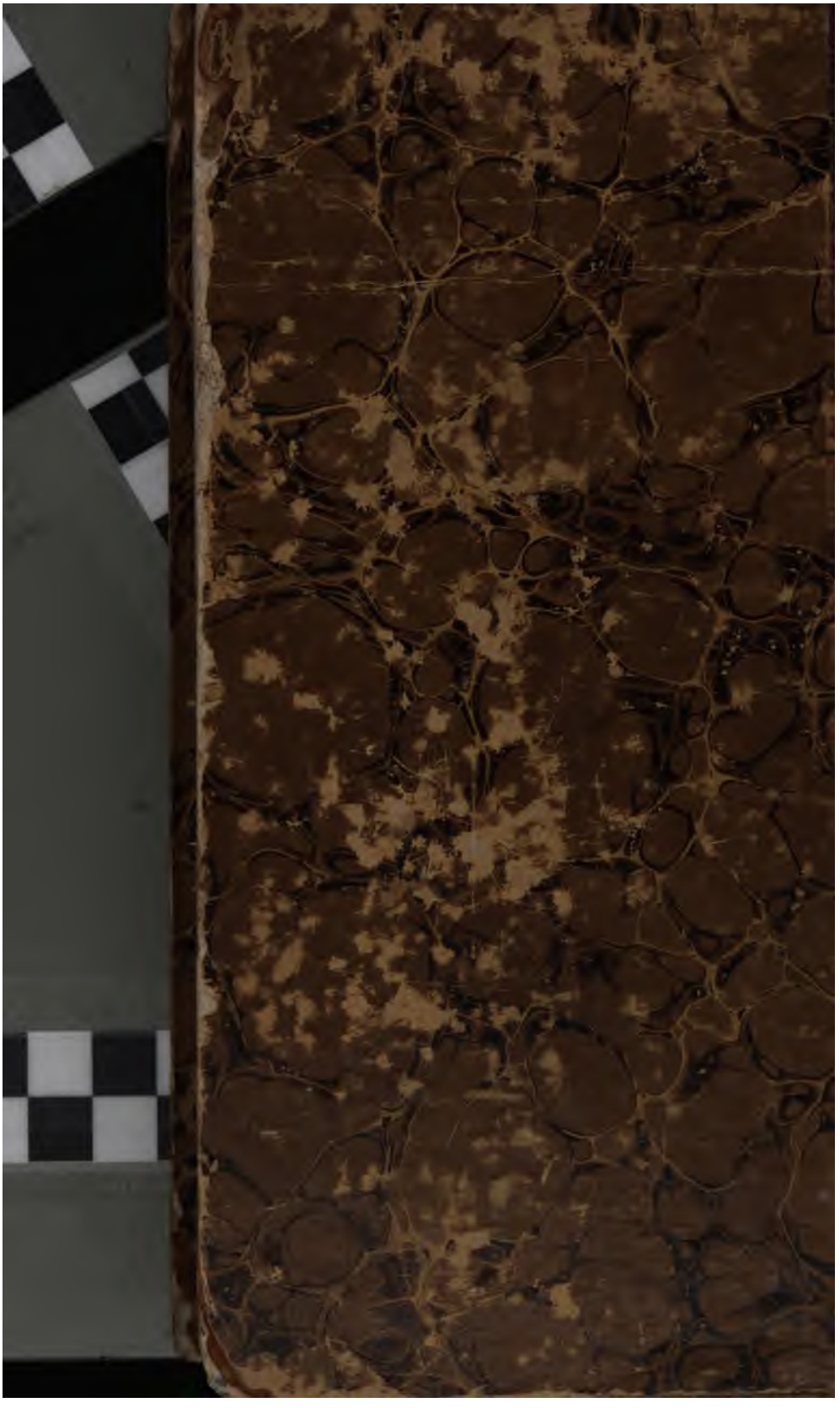
Homer: 373.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D APR 01 1996

MAR 1 [illegible] 1996

MAR 3 0 2003

JUN 2 5 2003